

Deurlcher Jugendfreund

franz hoffmann

Norah u. Margareth
zur
Erinnerung an Weihnachten 1882
von
Anna.



Kaiser Wilhelm I.

[illegible]

Franz Hoffmann's

neuer

Deutscher Jugendfreund

für

Unterhaltung und Veredlung der Jugend.

Jahrgang 1882.

Mit vielen Abbildungen.

Stuttgart & Leipzig.
Verlag von Schmidt & Spring.
1882.

Druck von G. Lemppenau in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Bernardo Galli,

der Lehrling des Banditen.

Erzählung

für die reifere Jugend

von

E. P. Mund (Dr. E. v. Pochhammer).

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare Deos

I.

Zwei Jahre nach Christi Geburt erblickte in Corduba in Spanien ein Sohn des Rhetor Marcus Annäus Seneca das Licht der Welt. Dies war der bekannte, vielfach überschätzte, mehr noch angefeindete Philosoph Lucius Annäus Seneca, welcher 36 Jahr alt nach einem skandalösen Processe nach der Insel Corsika verbannt wurde, und acht Jahre lang daselbst leben mußte, — für einen Römer jener Zeit eine fast unerträglich scharfe Strafe. Natürlich lernte er in den acht Jahren seines dortigen Aufenthaltes Land und Leute gründlich kennen und sein Urteil über die Corsen, welches dem Rufe entspricht, in dem dieselben überhaupt bei den Alten standen, soll er in dem oben angeführten Epigramme ausgesprochen haben:

„Ihr erstes Gesetz ist sich zu rächen, das zweite vom Raube zu leben,
Lügen das dritte, die Götter leugnen das vierte."

Der durch übertriebenen Luxus und geistige, wie materielle Genüsse verwöhnte Großstädter mag wohl zu hart geurteilt haben, wenigstens ist

es unzweifelhaft, daß die Corsen zu allen Zeiten neben großer Tapferkeit und persönlichem Mute in ungewöhnlichem Grade die Tugenden der Gastfreiheit, der Liebe zur Familie und der leidenschaftlichsten Vaterlandsliebe besessen haben. Andrerseits muß freilich noch heutigen Tages anerkannt werden, daß bei keinem anderen Volke eine so weit gehende Vendetta (Blutrache) besteht. Mit Ausnahme der Beduinen sind es arme und kriegerische Bergvölker, die, in einer wilden großartigen Natur lebend, die uralte, barbarische Sitte der Blutrache hartnäckig festhalten; so die Sardinier, Calabresen, Sicilianer, Montenegriner, Albanesen, Circassier, Drusen. In Corsika hat zur Einwurzelung und Ausbildung der Blutrache neben dem Gerechtigkeitssinne des Volkes der beständige Krieg und die Stockung der Gerechtigkeitspflege unter der feilen genuesischen Justiz besonders viel beigetragen; wenn aber Jemand beleidigt, verletzt oder gar getötet ist, so ist nach dem herkömmlichen Gebrauche die Familie des Beschädigten verpflichtet, dies nicht bloß an dem Thäter zu rächen, sondern falls dieser nicht erreicht werden kann, einen beliebigen Verwandten desselben dafür büßen zu lassen. Wenn dann irgend ein Glied der Familie des Beleidigers aus dem Hinterhalte erschossen ist, so ist der Ehre genug gethan. Allein jetzt tritt die andere Familie als Rächer auf, und fordert für das vergossene Blut wieder Blut, so daß ein Mord oft zwanzig, dreißig andere auf beiden Seiten zur Folge hat, bis vielleicht nach hundert Jahren irgend ein vernünftiger Mann den jüngeren Leuten klar macht, daß es endlich Zeit wäre, an eine Versöhnung zu denken, worauf ein Jüngling der einen streitenden Familie und ein Mädchen der anderen mit einander vermählt werden und so die Blutrache ein Ende findet, weil die beiden bisher feindseligen Familien nach der Hochzeit Verwandte sind und zu einer einzigen Familie verschmelzen. Fast unglaublich scheint es, daß bei einer Bevölkerung der Insel von durchschnittlich 250,000 Einwohnern in früheren Jahrhunderten jährlich über 800 Morde vorgekommen und in neuerer Zeit alljährlich 150—200 Menschen als Opfer der Vendetta gefallen und mindestens ebensoviele verwundet worden sind.

Eine eigentümliche aber natürliche Folge der Vendetta ist das corsikanische Banditenwesen. Der corsische Bandit ist nicht wie der italienische Bandit Dieb und Räuber, sondern, wie sein Name angiebt, ein vom Gesetz Verbannter, und vogelfrei. Wer nun im Streite oder als Bluträcher einen Anderen erschlagen hat, entspringt aus doppelter Furcht, vor der Justiz, welche den Mord bestraft, und vor der Rache der Verwandten des Erschlagenen. Denn sobald die That ruchbar geworden ist, bewaffnen sich die Verwandten des Letzteren und suchen den Mörder zu ereilen. Dieser aber

ist sofort in die nahen Berge entsprungen und sucht einen Versteck in der fast undurchdringlichen Macchia, dem urwaldähnlichen Buschwald. Hier ist seine Spur alsbald verloren, und er klimmt vielleicht zum ewigen Schnee empor. Von dem Augenblick an, daß er in die Macchia gegangen ist, heißt er Bandit. Für seine That müssen seine Verwandten, Vater, Brüder, Vettern mit ihrem Blute einstehen. Alle Glieder der Familie und selbst die nächsten Freunde derselben greifen zu den Waffen und schließen sich in die Häuser ein, deren Thüren und Fenster sie verrammeln, mit Stroh und Matratzen verkleiden und mit schmalen Schießscharten versehen. Die eigentümliche Bauart des corsischen Hauses in den Bergen, hoch, fast turmartig mit hoher steinerner Treppe, macht es leicht, dasselbe in eine Art von Festung zu verwandeln, in der jeder der Vendetta Verfallene ein elendes Leben führt, in beständiger Furcht vor einer heimtückisch durch das Fenster gesendeten Kugel. Nur bewaffnet und von Wachen umringt wagen sie auszugehen oder ihre Felder zu bestellen.

Vor Kurzem hat in Ajaccio ein Mann, der zehn Jahre lang sein Zimmer nicht verlassen hatte, scheu und ängstlich einen Ausgang auf die Straße unternommen, und bei seiner Rückkehr ist er tot auf der Schwelle seines Hauses niedergestürzt, das Herz durchbohrt von der Kugel seines Feindes, der zehn Jahre lang auf ihn gelauert hat. —

An einem heißen Juliabend war ein ungewöhnlich schweres Gewitter vorübergezogen, da erhob sich unter einer über den schmalen Fußweg hinausragenden Felsplatte, unter der er sich während des Gewittersturms zum Schutze vor den Regengüssen verborgen hatte, eine kräftige Männergestalt von etwas über vierzig Jahren und sah forschend umher. Nach der Landessitte war seine Kopfbedeckung ein Baretto, die uralte phrygische Mütze, um den Leib trug er den Kartuschengurt, in der Hand die Doppelflinte, ohne die kein Corse ausgeht, seit das Tragen von Dolch und Pistolen verboten ist.

Halblaut murmelte er verdrießlich: „Corpo di Bacco! Ich habe doch im strömenden Regen Jemanden in weiten Sprüngen von oben herunter setzen sehen und möchte drauf schwören, daß es Bernardo gewesen ist!"

Und noch eifriger und sorgfältiger spähten die dunklen Augen, und bohrten sich hinein in die Spalten der Gebüsche; aber lange Zeit vergebens, bis plötzlich sich die Wedel eines Farrenkrautes bewegten, das am Fuße des Stammes eines Kastanienbaumes sich üppig zwischen den Granitbrocken erhob.

„Da ist 'was Lebendes!" dachte der Lauscher — und: „Ein Fuchs!" sagte er halblaut. Im selben Augenblicke fuhr ein Muflon (ein wildes

Schaf) mit einem Satze aus dem Blättergewirr heraus und unmittelbar darauf ein ungewöhnlich großer Fuchs. Unwillkürlich legte Jener die schußbereite Flinte an, als von der Seite her ein Pfeil geflogen kam und der Fuchs, hochaufspringend, den Pfeil im Herzen, zu Boden stürzte, während das Muflon, in eiliger Flucht um einen Felsen biegend, den Blicken entschwand.

„Ich hätte lieber das Schaf erlegt!" sagte der Einsame, „indessen chacun à son goût!"

„He, Pasquale!" rief jetzt, hinter einem ziemlich nahen Baumstamm vortretend, der glückliche Schütze. „Wo kommst Du her? und trotz des Gewitterregens trocken, als hättest Du die ganze Zeit in einer Locanda zugebracht!"

„Ja, schau, Bernardo! Ich bin nicht so thöricht, mich beim Gewitter unter einen Baum zu stellen. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Blitz am Baumstamm niedergleitet, und überdies ist so ein Felsendach, wie das da, ein ganz vortrefflicher Regenschirm. Was aber führt denn Dich hierher? Ich war in Fiorenzo und will heim nach Bastia; und Du?"

„Ich, Freund Pasquale!" sagte der kaum halb so alte Bernardo. „Ich gehe grade in entgegengesetzter Richtung und werde übermorgen oder Sonntag in Bastia Dir erzählen, was mich eigentlich hier in die Berge führt. Jetzt aber, addio, denn mein heut'ger Weg ist vielleicht noch weit."

„Ei! so geheimnisvoll!" lächelte der Aeltere und rief dem Eilfertigen nach: „So nimm doch noch 'nen guten Rat mit auf den Weg, qui va piano, va sano!"

Doch ohne Aufenthalt war schon Bernardo thalabwärts fortgesprungen und bald aus Hörweite, weshalb sich auch der Andere wendete und seinen Weg in entgegengesetzter Richtung fortsetzte.

Wohl eine Stunde später sprach Pasquale, stillestehend, vor sich hin:

„Was will nur der? — Ach! und ich habe ihn nicht einmal gefragt, ob's wahr ist, daß ihn der Andrea Renucci so beleidigt und verfolgt? — Wenn es sich wirklich so verhält, dann wird Bernardo wohl auf Rache denken müssen."

In derselben Minute war dieser am Rande einer Schlucht angelangt, und warf sich, um auszuruhen, in das Moos, fast unwillkürlich seinen Gedanken in abgerissenen Sätzen Worte gebend:

„Das Haupt von allen sogenannten „Königen des Feldes" ist der berühmte Gigante! Er ist Einer der wenigen Banditen mit weißem Barte, und zählt ja zu den Veteranen. Der ist erfahren! — und ich wende mich an ihn. — Allein, wo werde ich ihn finden? Beim maurischen Turm da

unten soll ein alter Ziegenhirte wohnen — den will ich aufsuchen. — Er ist ein Vetter des Gigante." — Noch war der Turm, der, gleich den meisten dieser einst zur Abwehr der Saracenen rings um die Insel errichteten Wachttürme, halb in Trümmern lag, bei weitem nicht erreicht, als Bernardo auf den ihm als Verwandter des Gigante bekannten Hirten traf.

Nach der etwas fremden Begrüßung nahm Bernardo die Gastfreundschaft des Hirten in Anspruch, und begleitete den seine Herde Heimtreibenden nach seiner Behausung. Unterwegs erzählte ihm der Hirte mit der Geschwätzigkeit des Alters und dem ganzen Stolz des Corsen auf seine Heimat, Verschiedenes aus der Geschichte des Turmes; namentlich, daß vor etwa hundert Jahren, als die Franzosen den Turm erstürmen wollten, ein alter Kapitän Casella mit einem Häuflein Milizen als Besatzung in demselben lag. Die meisten von den Franzosen berannten Türme auf dem ganzen Kap Corso hatten kapituliert. Dies wollte aber Casella nicht thun. Der Turm hatte auch eine Kanone, hinreichende Munition, die Milizen waren mit Flinten bewaffnet, und in energischer Anrede an seine Soldaten versicherte der Alte, daß man mit diesen Mitteln sich gegen eine ganze Armee verteidigen könne, und sich im äußersten Notfalle in die Luft sprengen müsse! — Die Milizen fanden solche Aussicht nichts weniger als angenehm und nicht nach ihrem Sinne; sie wußten aber wohl, daß Casella der Mann war, seine Drohung auszuführen. —

„Ei!" unterbrach Bernardo den Erzähler, „wem es etwa an Vaterlandsliebe und Aufopferungssinn gefehlt, oder wer sich gefürchtet hat, die Himmelfahrt mitzumachen, der hat sich ja vorher salvieren können."

„Richtig, lieber Herr! Drum haben die Milizen mit Zurücklassung ihrer Gewehre sich in der Nacht davon gemacht, und beim Aufgang der Sonne sah sich der Kapitän allein in seinem Turme. — ‚Na!' hat er für sich gesagt, — ‚zahlreich ist jetzt die Besatzung freilich nicht, aber wenigstens eines Sinnes, und es wird Keiner von Ergebung reden. Jetzt muß aber Alles zum Empfange der Franzosen vorbereitet werden. Also! — Alle Mann auf Posten! — So, die Kanone ist geladen; wollen noch eine Ladung drauf setzen. Springt die alte Donnerbüchse, so springt sie! Ich werde sie doch nur einmal mitsprechen lassen können!' — Und nun machte er sich dran, sämmtliche Gewehre zu laden und an die Schießscharten zu verteilen, zwei, drei an jede Schießscharte. Dann kommandierte er die Besatzung zu einem allgemeinen Frühstück, und dies gemütlich verzehrend, wartete er auf die Franzosen. — Bald kamen diese auch in hellen Haufen an unter Führung des Generals Grande Maison. Ruhig ließ Casella die Feinde näher kommen. Dann feuerte er die Kanone in den

dichsten Haufen und machte mit den Flinten einen höllischen Lärm. Von einer Schießscharte zur andern springend, drückte er hier und da und wieder hier 'ne Flinte los oder ein paar, und jeder Schuß traf seinen Mann, auch wohl mehrere, als hätte sich der Schütze alle Zeit zum Zielen genommen. Da stutzten die Angreifer und wichen zurück. Und's dauerte nicht lange, so kam ein Parlamentär mit weißer Fahne und rechts und links ein Trompeter."

„Ja! Woher bekamen die Franzosen denn so schnell 'ne weiße Fahne?"

„Ach was, Fahne! Da wird ein Taschentuch oder sonst ein weißer Lappen an einen Ladestock gebunden."

„Aha!"

„Na ja! Und der Parlamentär brachte die Aufforderung, daß sich der Turm ergeben solle zur Vermeidung von unnützem Blutvergießen, denn die ganze Küste landauf und landab sei doch schon in der Gewalt der Franzosen; sie würden sonst die Besatzung aushungern. — Dazu lachte Casella und schwor ihnen zu, im Turme wäre mehr Brot und Wein als die Besatzung in drei Monaten aufzehren könne. — Aber er wolle Kriegsrat halten; der Herr Parlamentär solle sich nur niederlassen. Es würden gleich etliche Brote, ein Dutzend Salami und ein Fäßchen Wein zum Frühstück für ihn und seine Leute aus der untersten Schießscharte herausgeschoben werden; sie hätten Ueberfluß genug! — So geschah es. — Einer der Trompeter holte unter dem Schutze der Parlamentärflagge die Sachen beim Turme ab. — Dann frühstückten die Abgesandten der Feinde, während Casella angeblich Kriegsrat hielt, und bald an der, bald an jener Oeffnung im Turm — ein Kopf, ein Arm oder sonst Etwas zum Vorschein kam."

„Haha!" lachte Bernardo. „Der Alte mag nicht schlecht herumgesprungen sein!"

„Gewiß, mein Herr! — Nach einer Weile wurde im Turme eine Trommel gerührt. Dann erschien Casella wieder und erklärte, die Besatzung des Turmes wolle kapitulieren unter der Bedingung, mit kriegerischen Ehren, mit aller Bagage, Waffen und Artillerie abziehen zu dürfen, wozu die Franzosen selber das Fuhrwerk zu liefern hätten; sonst könne das Schießen gleich wieder losgehen. — Natürlich wurden die Bedingungen zugestanden und die Franzosen stellten sich vor dem Turme auf, um die Besatzung zu empfangen. Mein Großvater hat es als junger Mensch von weitem mit angesehen, denn die Geschichte spielte 1768, wie jetzt der alte Casella herausgekommen ist mit seiner Flinte, seinen Pistolen und seinem Degen. — Die Franzosen warteten auf die Mannschaft, und verwundert

über ihr Zögern fragte der kommandierende Offizier: „Warum kommen Ihre Leute nicht?“ — „Ei, die Mannschaft ist ja schon draußen,“ erwiderte der Kapitän. „Ich bin die ganze Besatzung des Turmes.“ — Da wurde der Offizier wütend vor Scham und wollte dem Alten zu Leibe. — Der aber zog den Degen und hob mit der Linken ein Pistol. Zum Glück kam eilig der General Grande Maison selbst herbei, und wurde, als er den Zusammenhang begriff, von Bewunderung ergriffen. Sofort schickte er seinen Offizier in Arrest, und vollzog dem alten Casella nicht allein Punkt für Punkt jede Bedingung, sondern entsandte ihn auch mit einer Ehrenwache und mit einem bewundernden Schreiben in das Hauptquartier unseres Oberanführers Paoli!“

„Das war hübsch!“ rief Bernardo. „Und Casella hieß der Held?“

„Kapitän Casella, und das ist der Turm von Nonza!“

„Nonza, Nonza?“ sagte Bernardo sinnend. „War das nicht auch der Turm von Nonza, wo im Jahre 1731 Feliciano Leoni fiel, als der deutsche Kaiser Karl der Sechste 8000 Mann deutsche Truppen für monatlich 30,000 Gulden an Genua vermietete, um unsre Insel zu erobern? Ich dächte, mir hat das unser Curate (Pfarrer) erzählt.“

„Ganz recht. Es war im Jahre 1731, und in Nonza weiß das jedes Kind. Als der deutsche Kaiser unsere Todfeinde und Unterdrücker, die Genuesen, Gott verdamme sie! durch Übersendung von Mietstruppen unterstützt hatte, und der General Wachtendorf zunächst mit 4000 Mann bei Bastia gelandet war, rief eine Volksversammlung alle verbannten und sämtliche im Auslande befindliche Corsen zurück zum Schutze unsrer Freiheit! So kam denn auch Feliciano Leoni, der als Kapitän in neapolitanischen Diensten stand, und in dem Augenblicke, in dem er bei San Fiorenzo landete, ist grade sein alter Vater Geronimo mit einem Trupp zum Angriff auf den Turm von Nonza vorbeigezogen. Unter Thränen haben sich die beiden Leonis umarmt, und der Vater hat gesagt: „Das

Anmerkung. Für die jungen Leser muß hier eingeschoben werden, daß Nonza einer von den fünf Kirchsprengeln oder kirchlichen Gemeindebezirken (Pieve) der schmalen Halbinsel ist, welche sich von Bastia nordwärts erstreckt und in 21 Kommunen von 20,000 Menschen bewohnt wird. Dieselbe endet nördlich im Kap Corso und eigentlich führt die ganze Halbinsel von Bastia und San Fiorenzo an bis zur Nordspitze den Namen: Kap Corso. Das rauhe, den Landstrich in der Mitte von Nord nach Süd durchziehende Gebirge heißt die Serra und erhebt sich im Monte Alticcione und im Stello zu mehr als 5000 Fuß Höhe. Nach beiden Seiten senken sich zu den Küsten liebliche Thäler hinab, in denen vortrefflicher Wein und die besten goldenen Äpfel der Hesperiden, die köstlichsten Orangen (sogenannte Apfelsinen) gedeihen.

ist aber gut, mein Sohn, daß Du gekommen bist! Nun gehe Du an meiner Statt und wirf die Genuesen aus dem Turm!" —

„Gerade so," unterbrach ihn Bernardo, „gerade so hat mir es der Curate auch erzählt."

„Und," fuhr der Hirte fort, „und der Sohn übernahm auf der Stelle die Führung des Truppes. Der Vater blieb zurück und wartete des Ausganges. Feliciano eroberte den Turm, wurde aber von einer Kugel getötet. Ein Bote wird mit der Trauerkunde an den Alten gesendet. Der sieht ihn kommen und ruft ihm zu: „Wie stehn die Sachen?" — „Traurig genug, denn Dein Sohn ist gefallen." — „Ist denn Ronza nicht erobert?" — „O ja, es ist genommen!" — „Nun denn," ruft der Greis, „Gott sei Lob und Dank! Es lebe das Vaterland!"

„Das war, wenn mir recht ist," sagte Bernardo, „fünf Jahre vor der Ankunft König Theodors?"

„Ja!" antwortete der Hirte, „wenn Ihr den Baron Neuhoff meint, den Scheinkönig! — Ich halte den Teodoro Poli für einen weit größeren Mann. Auch habe ich den selbst gesehen, als ich noch ein Knabe war."

„So, was ist denn Dein Theodor? — Ich habe ja vom König Theodor gesprochen."

„Nun, Teodoro Poli nannte sich den König der Berge, und er war es auch. Im Anfang dieses Jahrhunderts war er konskribiert worden, und bat um eine Frist, um Geld zu schaffen für einen Stellvertreter. Da griffen ihn die Soldaten auf, um ihn einzustellen. Das empörte ihn, und eines Tages warf er sich in die Berge, wurde Bandit und wegen seiner Kühnheit der Schrecken der ganzen Insel; aber man kann ihn keiner schlechten Handlung beschuldigen, im Gegenteile muß man seinen Edelmut und seine Großmut rühmen, gerade wie seine Körperschönheit. Mit ihm lebte noch ein andrer Bandit, Namens Brusco und sein Oheim Angellone. Wie dieser eigentlich hieß, weiß ich nicht, er war nur mit seinem Beinamen Angellone, böser Vogel, bekannt, und weil er neidisch war auf den Brusco, den der Teodoro so außerordentlich lieb hatte, stieß er eines Tages das kalte Eisen dem Brusco zu tief in die Brust und sprang in den Buschwald. Gut, der Teodoro schrie vor Schmerz auf und gelobte nach alter Rächersitte, sich den Bart nicht eher wieder zu schneiden, als bis er sich im Blut des bösen Vogels gebadet haben würde."

„Und führte er das aus?" fragte Bernardo.

„Soviel ist gewiß, daß Teodoro nach einer kleinen Weile wieder mit geschnittenem Barte gesehen wurde; aber den Angellone sah man niemals wieder."



1882 Bernardo Galli. 1

„Und lebt er noch, der Teodoro?"

„O nein! Schon lange nicht mehr! Im Jahre 1827 wurde er krank. Da zeigte ein Spion seinen Schlupfwinkel an, dann kamen die Hunde von Sbirren auf die Berge gesprungen und machten den kranken Löwen tot. In einem Liede, das hier überall gesungen wird, heißt es, er ist gefallen come un fiero paladino, wie ein stolzer Paladin, mit der Pistole in der Hand und das Gewehr zur Seite! — So groß war sein Ansehen, daß rückständige Steuer, die taglia, die der König der Berge auf die Ortschaften gelegt hatte, noch nach seinem Tode von den Säumigen bezahlt wurde. Personen, welche die Steuer noch schuldeten, kamen und legten sie in die Wiege seines kleinen Kindes, denn er war verheiratet und seine Witwe heißt noch jetzt die Königin!"

„Ei! Habt Ihr noch mehrere von den Briganten persönlich gekannt?"

„O ja! Zum Beispiel seinen Zeitgenossen, den berühmten Gallocchio. Der hatte eine Braut gehabt, die das Verlöbnis mit ihm aufgehoben hatte, — aus welchem Grunde? weiß ich nicht. Genug, der junge Gallocchio hatte bei Todesstrafe verboten, daß irgend ein Andrer um die Hand des Mädchens werbe. Dennoch that dies Cesario Negroni. Der junge Gallocchi, der nicht selbst zum Hochzeitsfeste gehen mochte, gab einem Freunde den Auftrag, den Schwiegervater ein wenig zu verwunden. Der Tag des Festes kömmt. Alles ist voller Lust und Freude. Die Hochzeitsgäste tanzen, lustig klingen Geigen und Mandolinen, — da fällt ein Schuß! Allein die für des Brautvaters Schulter bestimmte Kugel durchbohrt das Herz desselben. Gallocchio wird Bandit. Cesario verschanzt sich; aber Gallocchia jagt ihn aus dem Bau, hetzt ihn in die Berge, trifft ihn, und anderen Tages wird der Leichnam des jungen Ehemanns gefunden. Gallocchio entflieht nach Griechenland und kämpft dort gegen die Türken. Eines Tages aber bekömmt er Nachricht, daß sein leiblicher Bruder im Vendettakriege gefallen ist, denn der war um den toten Cesario und seinen Schwiegervater unablässig fortgeführt worden. Da kommt er zurück, tötet zwei Brüder Cesarios und etliche Verwandte, denn er tilgte die ganze Sippschaft aus. Der rote Gambini war sein Begleiter. Mit ihm vereinigt schlug er wiederholt die Sbirren und Gendarmen, und dann floh Gambini nach Griechenland, wo ihm die Türken bei einem Gefechte den Kopf abschnitten. Gallocchio aber starb im Schlaf, denn ein Verräter hat ihn erschossen."

„Mir scheint es," bemerkte jetzt Bernardo, „daß wohl selten ein Bandit sehr alt wird."

„Das, signor, ist verschieden. Etliche treiben's nur kurze Zeit, Andere

länger. Giammarchi lebte 16 Jahre im Buschwald, Camillo Ornano 14 Jahre in den Bergen und der berühmte Joseph Antommarchi war 17 Jahre lang Bandit."

„Die habt Ihr Alle gekannt?"

„Diese und noch einige mehr!"

„Nun sagt mal, Filippo, woher wißt Ihr so viel von unserer vaterländischen Geschichte, und woher habt Ihr solche Personenkenntnis?"

„Ha! Die Personen lernt man nach und nach im Leben kennen, — und das Übrige? — Da war ich sieben Jahre Kutscher bei dem Dottore Alberto in Fiorenzo, und der steckte voll von allen möglichen Geschichten, und wenn ich bei unseren Fahrten nach Brando, Luri und nach Bastia 'rüber — und weiß Gott wohin — so an seiner Seite saß, da wußte er von jedem alten Turm und jedem verfallenen Gemäuer Allerlei zu erzählen, was da passiert war, und in welchem Jahre es geschehen, und überhaupt, wie Alles bei uns so gekommen war, von den Karthagern und der Römerherrschaft an bis zum französischen Regiment seit der Schlacht von Pontenuovo am 9. Mai 1769. — Und wenn man jede Sache so an zwanzigmal und öfter hört, dann lernt sich das, auch wenn man kein Corse wäre und sich's nicht um's Vaterland handelte. — Zu unserem vorigen Gespräche fällt mir ein, daß ganz kürzlich auch der berühmte Serafino im Schlafe erschossen ist, wie der Gallocchio. Man hat ihn auch verraten. Ich habe ihn ein einzigs Mal gesehen."

„Freund Filippo! Kennt Ihr auch den berühmten Gigante?"

„Den? — Schon mit dreiunddvierzig Jahren hieß er auf der Insel der Dekan des Banditen und man sagt schon lange, daß er krank ist; aber je lauter dies Gerücht erzählt wird, um so weniger glaubt man es. Wir haben es zu oft erlebt, wenn einer seiner Feinde sich aus Furcht vor ihm im Haus verrammelt und nicht auszugehen wagt, dann duckt Gigante sich in eine Höhle und stellt sich tot, um jenen herauszulocken und dann unversehens abzuthun! — Auf jede Nachricht von Gigantes Krankſein folgt eine neue Heldenthat!" —

„Ei! sagt 'mal, führt er nicht auch den Namen Settejàcarí? und soviel man mir gesagt hat, kommt das vom arabischen Worte jàcaro, welches Jacke heißen soll."

„Gewiß! Doch der Gigante hat der Namen viele. So hat er auch den bei uns Hirten üblichen Namen des Leitstieres angenommen und läßt sich Tintinnajo nennen. Es haben ihn zuerst so Andere genannt, wegen einer sehr schlauen Geschichte, die ja bekannt genug ist."

„Aber nicht mir, Filippo!"

„So? — Na, einstmals hat er dem Stier eines Feindes die Glocke abgenommen und mit deren Geläute dann jenen in einen Hinterhalt gelockt und niedergeschossen. War das nicht schlau?"

Bernardo machte eine bejahende Kopfbewegung; dachte aber bei sich — „Nein! wenn das so ein Mensch ist, gehe ich nicht zu ihm. Ich will mir einen Mann von anerkannter Klugheit aber auch unbedingter Redlichkeit auswählen." Da fiel ihm plötzlich ein, daß er ja selber einen Verwandten unter den Banditen habe, und halb unbewußt nannte er den Namen desselben indem er fragte: „Sagt, Filippo, kennt Ihr den Galvano da Chiatra Sagone?"

„Wie kommt Ihr jetzt auf den?" fragte der Hirte, in offenbarer Verwirrung.

„Ja! Kennt Ihr ihn?" fragte drängend Bernardo wieder und setzte halblaut hinzu:

„Er ist ja meiner Mutter Bruder und hat mich schon früher nach dem Tode meiner Eltern, Gott habe sie selig, ehe er bei der Regierung in Ungnade fiel, mit Rat und That viel unterstützt. Er ist zuerst aus reiner Vaterlandsliebe Bandit oder Rebell geworden, aus Haß gegen unsere Bedrücker, die Franzosen. Allmählich hat er sich, sei es aus Verwandtenpflicht oder zu eigener Verteidigung, an andre Banditen, namentlich an die Anhänger Paganellos angeschlossen; aber nach deren Vertreibung von der Insel steht er wieder allein, und wegen einer Maske, womit er oft sein Gesicht bedeckt, nennen ihn unsere Unterdrücker, die ‚eiserne Maske!' Kennt Ihr den?"

„Ob ich ihn kenne? Ihn und seine gefürchtete Flinte, die ‚Sansone' heißt."

„Oh! Ich möchte gerne zu ihm gelangen, wüßte ich nur, wo er zu finden ist?"

„Ist das Euer Ernst?"

„Beim Blut des heiligen Januarius, das ich in Neapel angebetet habe!"

„So? — Ich kenne Einen, der seine Verstecke weiß, und ihn zuweilen besucht; vermutlich nächsten Tages."

„Wer ist das, Filippo? Führt mich zu diesem, daß ich ihn begleiten kann, wenn er zu meinem Oheim hingeht."

„Langsam, Signor!"

„Mit Geduld, Vernunft und Zeit
Wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid!"

„Ich muß ihn aber sprechen, Filippo, so wahr ich Bernardo Galli heiße, und meine Mutter eine Galvano war."

„Nun gut! Ich werde ihn morgen fragen lassen. Mein Freund wird morgen wohl eine Zusammenkunft mit der eisernen Maske haben. Freilich weiß ich nicht wo? Na, ich will morgen vor Tage meinen Freund aufsuchen. Der kann Galvano fragen, ob er Euch sehen will? — Jetzt legt Euch schlafen!" —

Ja, niederlegen konnte sich Bernardo, aber schlafen nicht! —

Durch seinen Kopf jagten sich die Gedanken. Er dachte an alle die Kränkungen und Beleidigungen und Nachteile aller Art, die ihm sein mächtiger Feind, Andrea Renuccio seit langer Zeit schon zugefügt hatte, wodurch er zu dem ernsten Entschlusse gekommen war, sich unter den Banditen einen Verteidiger und Beschützer zu suchen — und stundenlang erwog er hin und her, ob er sich nicht doch lieber an den Gigante-Tintinnajo wenden solle oder ob es besser sei, sich seinem Oheim Galvano anzuvertrauen und dessen Schutz und Beistand anzurufen?

Schon graute der junge Tag und noch hatte kein Schlummer sich auf seine brennenden Augen gesenkt. Da hörte er den in einem Verschlage zwischen dem Hauptzimmer der Hütte und dem Stalle seines Pflegebefohlenen zur Ruhe gegangenen Filippo sein Lager verlassen und sich zur Morgenwanderung rüsten, auch wie er vor dem Fortgehen dem Knechte aufgab, für Tier' und Menschen zu sorgen, d. h. Futter und Frühstück zur rechten Zeit zu beschaffen, die Herde aber nicht eher auszutreiben, als bis die Sonne den starken Tau auf Gras und Kräutern weggetrocknet haben würde. „Oder noch besser, warte mit dem Austreiben bis zu meiner Heimkunft. Gegen acht Uhr bin ich spätestens wieder hier — und nun gieb mir den Ranzen, den ich gestern Abend voll gepackt habe." Dies war ein mit Brod, Wein, Käse und dergleichen angefüllter Tornister, den sich der alte Hirte umhing, um dann rüstigen Schrittes bergan zu steigen, wobei er vor dem Verschwinden in den nächsten Büschen noch einen Segenswunsch und einen Gruß für den Gast zurückrief. —

Bernardo war vom Lager aufgesprungen, und hatte mit Verwunderung gesehen, daß sein Wirt sich nicht der Ebene, sondern den hier steil ansteigenden Bergen zugewendet hatte, und in Erinnerung der schlaflos verbrachten Nacht, streckte er sich nochmals auf seine Lagerstätte und versank bald in so festen Schlaf, daß er es gar nicht merkte, daß Pietro, der auch schon greise Knecht, mehrmals eingetreten war, und heiße Milch und andere Nahrungsmittel hatte bringen wollen. Als endlich Bernardo aus stundenlangem Schlafe erwachte, stand der alte Filippo mit verschränkten Armen

und lächelndem Antlitze neben dem Lager und, ihm zur Seite freundlich wedelnd, ein großer zottiger Hund, sein beständiger Begleiter.

Erschrocken sprang der überraschte Langschläfer auf und entschuldigte sich damit, daß er den versäumten nächtlichen Schlaf habe nachholen wollen.

„Das habe ich mir wohl gedacht," erwiderte Filippo, „denn so oft ich in der Nacht erwacht bin, habe ich Euch seufzen und Euch ruhelos hin- und herwerfen gehört. Doch jetzt steht auf; die Sonne strahlt schon hoch am Himmel und genau um die Mittagsstunde erwartet Euch Galvano an einer Stelle, die von hier drei Stunden ab ist, also dürfen wir nicht zögern, denn Euer Mutter Bruder liebt es nicht, wenn man nicht pünktlich auf dem Platze des Stelldicheins erscheint."

Eine Stunde weit geleitete ihn Filippo, bald durch dichtes Gebüsch, bald über kleinere Wiesenflächen, dann durch einen Wald von Kastanienbäumen, und über steiniges Gerölle bis an den Fuß eines sich steiler erhebenden Berges.

„Hier! Ecco, Signor Bernardo! Nun könnt Ihr nicht mehr fehlen — eine und eine halbe Stunde etwa geht es gerade aufwärts bis zum Gipfel des Berges. Dort werdet Ihr eine weite Aussicht haben und wenn Ihr das Gesicht nach Abend wendet, wird gerade vor Euch etwa hundert Schritte tiefer ein Dickicht liegen, aus dessen Mitte eine Felspyramide aufragt, an deren Fuße Ihr Euren Oheim finden werdet. Gehabt Euch wohl — A reviderci! Auf Wiederseh'n!"

Bernardo klomm nun aufwärts zum Gipfel des Berges, wo unter dicht verwachsenen Eichen, die Sturm und Alter gebeugt hatten, sich keine Spur eines lebenden Wesens zeigte, außer hie und da ein einsames Lager eines wilden Schweines, oder ein Häuflein Knochen oder zerstreute Federn, wo ein Adler oder ein Falke seine Mahlzeit gehalten hatte. Endlich war die kahle, baumlose Spitze erreicht. Es ist wahr, die Aussicht über die niedrigen Berge und Höhen, die dichten mannigfach schattierten Wälder, aus denen hier und da altes Gemäuer, Felsen oder zerbröckelnde Türme hervorragten, bis zur schmalen Küstenebene und über das tiefblaue Meer, war entzückend schön und nach Osten zeigte sich, zu seinen Füßen liegend, deutlich Bastia und sein Hafen, und im Meere draußen die Insel Elba, rechts davon Firnosa und Monte Christo, und links Capraja, und dahinter die Toskanische Küste und der ganze Uferbogen von Rom bis Nizza. — Nach Westen zu lagerten Wolken auf dem Meere, alle Aussicht verhüllend, wie auch der Blick auf Corsika selbst nach Süden zu verdeckt wird durch höhere, in ewigen Schnee gehüllte Berggipfel, so durch den gegen 9000 Fuß (genau

2764 Meter) hohen Rotondo, den breiten Monte d'Arco und viele andere Gipfel. Nahe vor Bernardo lag das von Filippo erwähnte Dickicht, in welches er nun ohne Zögern eindrang. Anfangs hatte das seine Schwierigkeit, bald ging es ohne besondere Unbequemlichkeit und nach kurzer Zeit zeigte sich eine kleine Wiesenfläche, auf welcher ein fast hundert Meter hoher Felsenkegel aufragte, an dessen Fuße Onkel Galvano in Gesellschaft eines ältlichen Mannes saß. Bernardo war auf's Höchste überrascht, da er seinen Verwandten allein zu finden erwartet hatte, und der Zweite gar nich banditenähnlich aussah. Der Gesichtsausdruck desselben war ernst, aber überaus angenehm und milde, und die ganze Erscheinung zeigte eine Würde, einen Anstand, eine Feinheit der Kleidung und des Benehmens, daß Bernardo beim ersten Anblick überzeugt war, der Fremde sei kein Banditengenosse, sondern vielleicht ein Hilfesuchender, wie er selbst. Er wagte deshalb nicht näher zu treten und den Ohm zu begrüßen, bis dieser selbst dem Unbekannten einen Wink gab, sich zu entfernen. — Nun schritt Bernardo auf den Bruder seiner Mutter zu, der ihn mit großer Freundlichkeit empfing, und ihn zunächst aufforderte, sich nach dem Marsche durch Speise und Trank zu erquicken. Galvano hielt ihm dabei dieselbe Tasche hin, die am Abend vorher Filippo vor den Augen seines Gastes gepackt hatte, der natürlich jetzt erkannte, daß Filippo selbst der angebliche Freund gewesen, der mit dem Banditen Rücksprache genommen hatte. Während Bernardo den Mundvorräten wacker zusprach, lächelte er innerlich über die vorsichtige Zurückhaltung Filippos, mußte sich aber nach kurzem Nachdenken selber sagen, daß solche Vorsicht sowohl für den Hirten als auch für den Banditen selbst vollkommen nötig sein möge. Als er endlich nach Stillung des Bedürfnisses nach Speise und Trank jede weitere Einladung dazu dankend ablehnte, eröffnete der Bandit das fernere Gespräch mit der Frage nach der Ursache des Besuches seines Neffen, und dieser legte ihm mit voller Offenheit die Gründe seines Kommens dar. Zuerst setzte er all das Unheil auseinander, das er seit langer Zeit an Ehre und Habe erlitten hatte, öffentliche Beschimpfung, heimliche Verleumdungen, Beschädigungen seiner Herden, Verwüstung der Äcker, Felder und Waldungen, Bedrohung oder auch persönliche Angriffe der Hirten und Arbeiter und ähnliche Schadenzufügungen.

Galvano hörte diese lange Aufzählung der mancherlei Leiden äußerst gleichmütig und spöttisch lächelnd an, und sagte dann: „Mein Neffe, wir leben in gar schwierigen Zeiten, so habe ich z. B. jetzt keinen Begleiter und Genossen. Unzweifelhaft hast Du oft den Namen des Gigante gehört." —

„Ja, Onkel!“ unterbrach ihn Bernardo. — „Ich habe ihn nicht nur nennen hören, sondern war im Anfang auch entschlossen, mich an den zu wenden.“

„Nun? und aus welchem Grunde hast Du den Plan aufgegeben?“

„Ehrlich gestanden, weil ich mehr Vertrauen zu Deiner Ehrenhaftigkeit habe, lieber Ohm, als zu dem durch allerlei List Berüchtigten!“

„Hm! Du kennst wohl den Gigante nicht. — Wir waren jahrelang ganz unzertrennlich! Doch seit lange schon habe ich seine Spur verloren und seit Monaten weiß ich nichts von ihm, weil in jetziger Zeit ein Einzelner doch sicherer ist. Du siehst, ich bin hier ganz allein und einsam. Meine einzige Gesellschaft ist mein magerer Hund und meine fast nie fehlende Flinte; und in dieser Einsamkeit muß ich außer beständiger Not und Pein noch die Last meiner Privatfeindschaften tragen und die Feindschaften aller meiner längst verstorbenen Kameraden, als einzig Übriggebliebener unserer ganzen Partei. In meinem ruhelosen Leben bin ich beständig auf der Flucht, bald hierhin bald dorthin, vom Berg an die Küste und wieder in den Wald und auf die Berge, nirgends finde ich Sicherheit und Ruhe, und bin beständig bedroht durch die Streifereien der Gendarmen und die bald längs der Küste hingleitenden, bald in einer versteckten Bucht lauernden französischen Schiffe. Kurz und gut für unser Einen ist das Verweilen im Lande und die Flucht ins Ausland gleich unsicher und gefährlich — und jetzt nach jahrelanger Mühsal bin ich wahrhaftig mürbe und so hoffnungslos, daß ich am liebsten Corsika und Italien für immer verlassen möchte, um im Auslande mein Leben zu beschließen und wäre es in den elendesten Verhältnissen. Dir aber kann ich nach den Erfahrungen meines Lebens als ehrlicher Verwandter keinen besseren Rat geben, als diese Kleinigkeiten zu vergessen, auf alle Rachegedanken zu verzichten, und Dich entweder mit Andrea, Deinem Feinde, zu versöhnen, oder Dich an die gewöhnliche Justiz zu wenden. Wenn Du aber weder das Eine, noch das Andere willst, so folge meinem Beispiele und lasse uns zusammen von der Heimatserde fliehen!“

„Was?“ dachte Bernardo. — „Solche Feindschaft und Verfolgungen nennt er Kleinigkeiten? — Habe ich das Alles so erbärmlich dargestellt?“ — „Nein, Onkel!“ rief er laut — „Du hast mich mißverstanden, oder ich habe Dir die Sache ganz unrichtig vorgetragen! Erlaube, daß ich meine Schilderung noch einmal wiederhole! — Sieh! so und so!“ — Galvano ließ es schweigend geschehen und in den lebhaftesten Ausdrücken setzte Bernardo noch einmal Alles auseinander und schloß mit den Worten: „Du siehst, es ist nicht meine Schuld, daß Alles so steht, und daß unsere Lage

nicht mehr zu ertragen ist — auch daß uns nichts Anderes übrig bleibt, als Fortsetzung der Feindseligkeiten und blutige Rache, wenn ich in meinen eigenen Augen nicht ehrlos erscheinen will! — Nach Deinem Rate zu verzeihen oder auszuwandern, würde nicht nur mir den größten Schaden bringen, sondern auch die ganze Familie noch größeren Gefahren aussetzen; denn wiche ich der Übergewalt des Feindes, so würde ich nicht allein den Spott aller meiner Landsleute, Freunde wie Feinde erdulden müssen, sondern auch der Hohn des Allerhöchsten würde sich über mich und alle Angehörigen ergießen, weil gerade die Feigsten am ersten bereit sind, über einen schwachen Flüchtling oder einen zur Rache zu Mutlosen mit Worten und Thaten herzufallen. Wenn ich an meinem Gegner nicht selbst oder durch einen Andern die schuldige und blutige Rache nehme, so kann ich weder mit Ehre und mit Sicherheit in der Heimat bleiben, noch sie verlassen. — Was aber soll die Zuflucht zur Justiz mir helfen? Was kann ich von den Behörden hoffen gegen einen reichen und mächtigen Feind wie Renuccio ist? — Und wenn ich darin Deinen Rat befolgte, daß ich zwar nicht Corsika verließe, wohl aber mein Haus und meinen Heimatsort, so würde ich es doch nur thun, um mich den Feinden der Regierung, den freien Verteidigern des Vaterlandes, den Banditen anzuschließen."

„Das," unterbrach ihn Galvano ernst, „das, mein Lieber! ist ein anderer Gegenstand, der mit unserer Sache wenig oder gar nichts zu thun hat. Weil Du aber auf die öffentliche Lage unseres Vaterlandes zu sprechen kommst, so muß ich Dir sagen, daß ich Dich mit solchem Leim leicht fangen konnte. Mich selber hat in Deinen Jahren das Gerede von Vaterlandsliebe in den Buschwald gelockt — und zu spät habe ich gelernt, daß diese thörichte Begeisterung, die angebliche Liebe zum Vaterland im Grunde nichts als Eigenliebe ist, oder persönlicher Haß gegen diesen oder jenen. Leider habe ich das erst erkannt, als es zu spät war, umzukehren, und zur Strafe für meine jugendliche Übereilung habe ich mein Leben in Not, Entbehrung, und im tiefsten Elend hingebracht! Eins nur habe ich gewonnen, ich bin ehrlicher, als meine früheren Kameraden und Genossen, und wenn in solchem Zusammenhang von Vaterlandsliebe gesprochen wird, so lache ich hell auf. Du siehst, Bernardo, ich will weder selbst betrogen werden, noch Andere betrügen! — Befolge wenigstens so weit meinen Rat, daß Du einen Versuch machst zu friedlicher Lösung der Verwickelung. Kehre friedlich in Dein Haus zurück und bemühe Dich, noch einen Monat lang auszuweichen und wo möglich den Trotz und die Herausforderung Deines Feindes zu ertragen. In den vier Wochen wirst Du Zeit zu reiflicher Überlegung haben und Dich mit Ruhe entschließen können; jetzt bist Du

zu aufgeregt, und wohl außer Stande zu unbefangener Prüfung und Erwägung. Sollte sich aber in vier Wochen Dein Zorn nicht abgekühlt, Dein Gefühl sich nicht geändert haben, so erwarte ich Dich unfehlbar am dreißigsten Tage hier an diesem selben Orte und verlasse Dich darauf, wir werden bis dahin ein Heilmittel aufgefunden haben."

„Also vier Wochen noch!" dachte Bernardo und trat, zwar nicht überzeugt, aber fest entschlossen zur Befolgung des Rates seines Oheims, den Rückweg an. —

Daheim bemühte er sich, möglichst still und unbemerkt zu leben und jede Begegnung mit seinem Feinde zu vermeiden. Eine wesentlich gute Folge war davon aber nicht zu merken. — Leider finden sich überall, wo Feindschaft oder auch nur eine Verstimmung zwischen Zweien herrscht, stets sogenannte gute Freunde, welche die Zwischenträger machen und den Einen wie den Anderen aufhetzen und aufstacheln, indem sie allerlei Ungünstiges und Nachteiliges recht absichtsvoll nach beiden Seiten hintragen und gehässig darstellen, statt beiderseits zum Guten zu reden. Unendlich viel böse Mißverständnisse entstehen bloß aus solchem Hin- und Hertragen, was der Eine über den Andern gesagt und geurteilt hat, während es das einzig Richtige ist, niemals Jemandem das Ungünstige zu hinterbringen, was ein Dritter über ihn geäußert hat, wohl aber Jedem mitzuteilen, was von Anderen Freundliches, Gerechtes oder Lobendes gesagt ist! Die Folge von unklugen und unberufenen Einflüsterungen war, daß der Gegner immer aufgebrachter auf Bernardo wurde, und dessen Schweigen und Zurückhaltung für Mangel an Mut und als Zeichen eines schlechten Gewissens ansah, so daß er selbst Alles ganz unbedingt für bare Münze annahm, was ihm irgend Ungünstiges über Bernardo zugetragen wurde. Als aber auch ein Verwandter Bernardos, ein würdiger, greiser Priester durch die feindlichen Verfolgungen und Intriguen um Amt und Brot gebracht wurde, konnte Bernardo seine innerliche Empörung, sein Verlangen nach Rache und Bestrafung jenes Uebelthäters nicht mehr unterdrücken. Zum Glück war der dreißigste Tag der Probezeit gekommen und Bernardo brach ungesäumt zum Rendezvous mit seinem Oheim auf.

Ruhig hörte dieser den etwas erregten Bericht seines Neffen an; als derselbe aber mit der Behauptung schloß, Galvano müsse die fortwährende Verfolgung seines Neffen als eine ihm selbst zugefügte persönliche Beleidigung aufnehmen und rächen, sagte dieser mit gerunzelter Stirne:

„Ei, sprich die Wahrheit, Bernardo, bist Du hergekommen, bloß, damit ich mich allein mit Deiner Rache belade? Wähnst Du mich als Deine Lanze gebrauchen zu können, als ein feiles Werkzeug Deines Hasses? Wie?"

„Nein, Ohm! Ich kam, um mir Rat und Hilfe zu erbitten, und wenn Du sie mir verweigerst, so werde ich den Weg zu Gigante finden, und wenn nicht, auch ohne Euch mich rächen können, wozu ich fest entschlossen bin."

„Das ändert die ganze Sache, denn Bernardo, wenn Du fest in dem Entschlusse bist, bedarf es keines Rates. Was hindert Dich, Deinen Gegner mit gleicher Münze zu bezahlen?" und ohne eine Antwort abzuwarten, zählte er ihm alle Arten, Andern zu schaden, auf: Das Verwüsten der Felder und Weinberge, das Bedrohen der Arbeiter und Mietsleute, Einschüchterung der Richter und Zeugen, Bedrohung des Feindes und seiner Anhänger, Denunzieren derselben und so weiter. Endlich sagte er:

„Sieh! Wenn ich wollte, könnte ich Dich in allen diesen Stücken unterstützen; — aber glaube meinen Jahren, meiner Erfahrung, Alles das ist ein ewiges Hin und Her, das Dich früh oder spät doch nötigt, entweder zu töten oder selbst zu sterben. Nun sage mir, hast Du Mut, auf diese Gefahr hin auszuhalten? und wenn Du, um nicht selbst getötet zu werden, ein Mörder werden solltest, hast Du den Mut, die Folgen davon zu tragen? Bedenke diese Frage wohl, ich thue sie mit Überlegung. Denn bist Du bereit, durch Deine Handlungen auf diesen Punkt getrieben zu werden, daß Dir nur die traurige Wahl bleibt zwischen Mord oder eigenem Tod — da möchte ich doch fragen, ob es nicht besser ist, mit dieser Alternative anzufangen, als damit aufzuhören?"

„Ja! Onkel," rief Bernardo, „Ja! Ich will selber sterben oder mich im Blute meines Feindes baden!"

„Gut!" stimmte Galvano bei. „Ich nehme Dich beim Worte, und weil Du das Herz hast, den mutigsten und kürzesten Entschluß zu fassen, verdienst Du mein Vertrauen und meine Hilfe."

Und von den zwei Speeren, die jeder corsische Bandit außer der Flinte bei sich führt, reichte er dem Neffen den einen! „Auf! Nimm Deine Lanze und komm! Die Sonne dieses Tages soll nicht untergehen, ohne daß Du an Deinem Feinde gerächt bist. — Doch halt! Sieh dort den Mond! Er tritt heute in sein letztes Viertel und ich habe einen teuren Eid geschworen, niemals in den acht Tagen vor dem Neumond einen Menschen zu beschädigen. Wir müssen also acht Tage warten, und ich werde den kurzen Waffenstillstand benutzen, um Dich etwas zu belehren und ein wenig geschickt zu machen für dieses neue Kriegsleben. Ich hoffe, Dich in acht Tagen in einen neuen Menschen zu verwandeln. Und dann wollen wir meinen Freund Gigante aufsuchen. Du sollst ihn sehen und sprechen und zwar bei dem Dir wohlbekannten, trocknen Brunnen mit zerbröckelter Umfassungsmauer, der Serpajo heißt."

Bei diesen Worten warf der Bandit seine Kapuze und den Ranzen über die Schulter und fügte ernst hinzu: „Vergiß also nicht, Bernardo, daß Deine, d. h. unsere Rache bis nach dem Neumond vertagt ist. Allein Du mußt sie von jetzt an als vollzogen ansehen, und mußt nun ganz als Rekrut und guter Kamerad mit mir leben und handeln."

Und mit einem Male veränderte sich sein Wesen und seine Sprache; sogar seine Gesichtszüge wurden anders, so daß er sich durchaus in die eiserne Maske zu verwandeln schien. Den Sturmhelm des Banditen schnallte er auf's Haupt, ließ die Visiermaske herunter, ergriff Speer und Muskete und befahl in kurz abgebrochenem, herrischen Tone, voran zu marschieren. Auch seine Dogge Brusco war wie verwandelt. Als wüßte er die Gedanken des Herrn, lief der Hund knurrend voraus und litt nicht, daß ihm Bernardo auch nur einen Schritt voran that.

Und welche Gefühle erfüllten Bernados Brust?

Noch niemals hatte er sich so unabhängig und frei gefühlt. Eine ungewohnte Sicherheit durchdrang ihn, hier unter dem Schutze des allgemein Gefürchteten und fern von den Nachstellungen der Dorfbewohner und eines mißgünstigen Nachbarn, dabei erfüllte ihn die Aussicht, dies wilde, zügellose und von aller öffentlichen Meinung und allem Gesetze freie Leben nicht bloß kennen zu lernen, sondern auch zu teilen, mit Entzücken und Wonne. Ein paar Mal kam es ihm wohl flüchtig zum Bewußtsein, daß er sich in eine schreckliche Abhängigkeit von dem Onkel Banditen begeben habe, — indessen mit jugendlichem Leichtsinn tröstete er sich durch den Gedanken, daß er seinen Feind nicht mehr zu fürchten habe, im Gegenteile diesem selber furchtbar werden müsse, sobald derselbe erfahren würde, welchen verzweifelten Entschluß er gefaßt und welche Stellung er eingenommen habe.

„Wir werden jetzt, Bernardo," sagte nach einer Pause der Bandit, „aufsteigen zum Gipfel des Rotondo."

Bernardo warf einen bedenklichen Blick aufwärts auf den über andere Höhenzüge und Felsenkämme emporragenden, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel und überzeugte sich nachher, daß die Wanderung allerdings gefahrloser aber auch unendlich mühevoller war, als er vorher vermutet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Von Salzburg nach Gastein.

Mit Abbildung.

Ein bezaubernder Weg ist der von Salzburg nach Gastein, reich durch eigentümliche Schönheiten und das schauerlich Wilde großartiger Umgebungen. Gar nicht fern sieht man Berge erster Höhe, bedeckt mit ewigem Schnee und mit Eis; an reißenden Waldströmen, an fürchterlichen Abgründen kommt man vorüber, an tosenden Bächen, an von Felsen herabstürzenden Wassern.

Nach Hallein führt eine wohl gebahnte, vortrefflich unterhaltene Straße. An der Salzach, in wildromantisch schöner Gegend, liegt die alte, dunkle, schwarze „Salzstadt", einst „Mühlbach" geheißen. Überall wirbeln Dampf und Rauch empor. Das Alter des Salzwerkes reicht sehr weit zurück. Abgesehen von Sagen aus den fernsten Zeiten, gedenken Urkunden des zehnten Jahrhunderts der Salinen. Den wegen seiner Salzablagerungen so merkwürdigen Dürrenberg zu besuchen, sollten Reisende nicht versäumen. Den Bergnamen leiten Einige von dem hin und wieder hervorragenden Felsengrund ab, Andere von der ihn bedeckenden, magern „dürren" Dammerde. Nach Sagen und Urkunden ist der Grubenbau seit länger als zwölf Jahrhunderten im Betrieb. Die Alten erzeugten ihre Salzsoolen in den oberen Teilen des Dürrenberges; hier fand man in zusammengedrückten Stollen und Schachten Gerätschaften verschiedener Art, wie sich deren Bergleute bedienen, und auch Menschenreste.

In Knappentracht, im weißen Bergmannsgewande, versehen mit breiter Lederschürze, Faltenmützen auf dem Kopf, Fackeln in der Hand, setzten wir uns auf einen „Wurstwagen" und wurden durch Bergleute in den Stollen gezogen. Sodann glitten wir den schrägen Schacht auf „Rutschen" — zwei glatt gehobelte Baumstämme, denen entlang ein Seil gespannt ist — pfeilschnell abwärts in die Tiefe.

Wenn Reisende die Gruben besuchen, werden die ausgeweiteten Räume, die „Salzkammern", beleuchtet. Einen wunderbaren Anblick, ein zauberisches Schauspiel gewährt der große unterirdische „Saal". Ins Unendliche vervielfältigt sich der Kerzenschein, in allen Farben spielen Seitenwände und Decke, die mit der reinsten Salzmasse bedeckt sind und bekleidet mit lebhaft glänzenden Gypskrystallen. Mit geheimer Furcht sieht man die drückenden Gewölbe ohne die geringsten Stützen über ungeheueren Höhlungen ruhen. Es war uns ganz wohl zu Mut, als nach einer guten Stunde Tageslicht in dem dunkeln Stollen zu dämmern begann. Tritt man hinaus aus der starren Nacht, so ist's, als kehrte man ins Leben zurück.

Jenseits Hallein windet sich der rauhe Weg, den Talbiegungen folgend. Berg reibt sich an Berg. Näher und näher rücken die gigantischen Massen mit ihren kecken, phantastischen Gestalten. Nicht selten sind die Felswände einander so nahe, daß jedes weitere Fortkommen unmöglich scheint. Schroff und drohend ragen dunkelgefärbte, spitzige Klippen von allen Seiten herein, teilweise mit

dichter Schlingpflanzendecke bekleidet. Über Holzbrücken, an Felswänden schwebend, führt weithin die gefährliche Straße, dicht an den tiefsten Abgründen vorüber; Mauerwerke erheben sich an steilen Bergwänden, in vielen Biegungen auf- und abziehend.

Nicht unbesehen blieben nahe gelegene „Schussermühlen". Dichte Kalksteine werden hier durch Eisenhämmer zu kleinen viereckigen Stücken geschlagen, sodann zu Kugeln geschliffen und poliert. Dieses sind die bekannten Schusser, Glucker, Marmel, sehr beliebte Knabenspielgeräte. In größter Menge versandte man damals solche Kalkkügelchen nach fernen Weltgegenden; sie dienten den Wilden auf Jagden und im Kriege.

Zu den schauerlichsten Engpässen unseres Weltteils gehört die Klamm. Furchtbar schön ist der Anblick der großen Kalkkette. Über die Hälfte nackt, entblößt von jedem Pflanzenwachstum, die Gehänge so schroff, so steil, daß sie wohl für immer unerstiegen bleiben werden. Manche völlig senkrechte Felswände messen 230 m Höhe und darüber.

Mit gutem Grunde wird der Wasserfall unsern Golling gepriesen. Gewaltsam, mit mächtigem Gebrause bringen Fluten aus finsterer Bergeshöhle, aus tief gerissenen Schluchten und stürzen schäumend der Tiefe zu, in ein romantisches Thal. Inmitten des Wasserfalles bildet eine große Gesteinmasse den zierlichsten Bogen.

Auch die „Öfen", von der Natur geschaffene Gewölbe am Felsengehänge, ganz in der Nähe von Golling, besuchten wir. Durch die Öffnungen hinabschauend in die Tiefe, sieht man den Salzachfluß in unterirdischem Kanale sich fortwälzen.

Gastein, mit seinen romantischen Umgebungen, mit den malerisch gestalteten hohen Gneiß- und Granitbergen, die der wundersamen An- und Aussichten so viele bieten, mit den Tiestälern, wovon eines sich verliert ins andere, mit den Abgründen und Klüften, mit den freundlichen Wiesen und duftenden Alpenweiden, und vor Allem mit den wunderthätigen Heilquellen. Schon Paracelsus kannte ihre Kraft, ihre auffallenden, außerordentlich günstigen Wirkungen im Jahre 1562. — Gastein ist ein Alpenbad, kein lästiger Kurort. Hier, obwohl bereits im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert von „hohen Häuptern" besucht, herrschen altväterliche, bürgerliche Sitten, man sieht fast nur heitere, zutrauliche, freundliche Gesichter. Die meist hölzernen Häuser sind an der steil aufsteigenden östlichen Thalwand aufgeführt, so daß man von der Hausthüre des einen über den Schornstein des anderen hinwegsieht. In den letzten Jahrzehnten sind infolge des Aufschwungs, den das Bad namentlich auch durch den alljährlichen Besuch des deutschen Kaisers genommen hat, manche hübsche Häuser und Villen entstanden, so daß Gastein jetzt einen modernen und freundlichen Eindruck macht.

Welch herrliche, wilde und dennoch unbeschreiblich schöne Natur! Was für prachtvolle Gieß- und Sturzbäche und Wasserfälle! Vom erhabenen Tauernrücken, aus enger Spalte, wälzt sich der Gasteiner Bach, beide Thalwände tren-

nend, von hohen Felsen schäumend herab, von einem Fall zum andern. Er wächst zum Flusse an und bildet die mächtigen Kaskaden, deren Getöse uns in den ersten Nächten des Schlafes beraubt. Über die tobenden Fluten hin führt die Brücke zum Schlosse. Beide Fälle stürzen durch enge Klüfte, der obere 63 m, der untere 85 m hoch, von der oberen Thalstufe herab; sie sind neben den Krimmler Fällen wohl die großartigsten der deutschen Alpen. Der obere Fall ist von der Brücke beim Straubinger, der untere von einem Ausbau beim Grabenwirt zu beobachten; auch ganz oben auf der Schreckbrücke und ganz unten sind gute Standpunkte. Etwas Wasserstaub darf nicht beachtet werden. Schwachen Nerven wird es schwer, sich an das heftige, anhaltendem Donner zu vergleichende Getöse zu gewöhnen.

Gleich so vielen „Wildbädern“ trägt Gastein den Namen von seinen, hoch im Gebirge ihren Sitz habenden Thermen. Aus Gneiß, teils auch Gerölle und Schuttlagen, beinahe 860 m über dem Meere, strömen Quellen hervor. Innerhalb vierundzwanzig Stunden liefern sie die ungeheuere Menge von hunderttausend Kubikfuß heißer Bäder, so daß bei solcher Reichhaltigkeit, außer diesem Gebrauch, Mühlen mit dem Wasser getrieben werden können.

Überall erfreuten wir uns an der großen Vorliebe der Gebirgsbewohner für Blumen, die sie mit aller Sorgfalt pflegen. Nicht der kleinste Garten, keine Hausgalerie ohne Rosen und Nelken, ohne Levkojen und Rosmarin. Mit Staunen, nicht ohne Schauder, sieht man Älpler sicher und furchtlos centnerschwere Heulasten über die gefährlichsten Strecken tragen.

Wir besuchten den gewaltigen Rathausberg, das wilde Anlaufthal, um den Fall des Hochkahrbaches und den riesigen Ankogel im Hintergrunde zu bewundern. Wir waren in der nach allen Seiten mit Gletschern umgürteten, amphitheatralischen Alpenebene des Naßfeldes, und sahen den Kessel-, Bären- und Schleierfall; wir genossen die großartige Alpenübersicht vom Gamskahrkogel mit den vielen zusammenhängenden Gletschern und Firnen.

Aus dem Leben eines Chemikers und Naturforschers.

Drei Hirtenjungen unterhielten sich eines Tages auf der Weide. „Wenn ich Kaiser wäre,“ sagte der eine, „würde ich meine Kühe zu Pferde hüten.“ — „Ich,“ meinte der andere, „würde in diesem Falle dreimal wöchentlich meine Suppe mit Speck essen.“ — „Und ich,“ bemerkte der dritte und jüngste, „würde mir meinen Tagelohn mit dreißig Sou bezahlen lassen, um zwanzig davon meiner Mutter zu geben.“ Und so sehen wir denn an einem schönen Frühlingsmorgen drei kräftige Kinder der Champagne auf der Wanderschaft. Mit vollem Herzen und leerem Beutel schieben sie von dem väterlichen Dach in dem Dörfchen

La Louptière, unweit Ugent-sur-Seine. Sie gingen nach Paris, nicht um dort ihr Glück zu suchen, sondern weil sie das Bedürfnis drängte, die Kenntnisse, die sie beim Herrn Pfarrer gesammelt hatten, zu mehren: denn sie hatten Ehrgeiz. Der eine zielte darauf, der Arzt, der andere der Apotheker des Kreises zu werden; der kühnste verstieg sich bis zu dem Gedanken, einen kleinen Spezereihandel mit einem Laboratorium zu verbinden. In diesen süßen Hoffnungen schritten unsere Wanderer rüstig auf ihr Reiseziel zu; als sie nun nahe daran waren, machte der umsichtigste des Kleeblatts den andern Beiden die Notwendigkeit bemerklich, ihre Hilfsquellen zu untersuchen. Nach dem strengsten Überschlag konnte er jedoch nicht mehr herausbringen, als höchstens sechzehn Sou für jeden auf den Tag. Nach dieser gewonnenen Überzeugung wendeten unsere Jünglinge ihre Schritte zu den Häusern des Quartier latin; hier erklommen sie das oberste Stockwerk eines Hauses und waren so glücklich, eine Kammer zu finden, in der sie gemeinschaftlich wohnen konnten. Nun blieb noch die Sorge für die ersten Bedürfnisse. Unser Rechner sah sich in der Nachbarschaft um. Es wohnte unter demselben gastlichen Dach ein Paar Auvergnaten, die, um eines Tages einen Fleck Acker besitzen und in ihren Bergen sterben zu können, dreißig Jahre in Paris Wasser und Kohlen in die Häuser tragen. Er eröffnet die Unterhandlungen. Mit Offenheit setzt er der Mutter Bateau seine Lage und Hilfsquellen auseinander. Das brave Weib ist gerührt, und trotzdem, daß sie das Gewagte nicht übersieht, drei jugendliche Magen für ein so winziges Kostgeld zu befriedigen, räumt sie ihnen einen Platz an ihrem Tische ein; für Obdach und Essen war gesorgt, was brauchten sie mehr?

Louis Jacques Thénard, denn er war der Sprecher, ging also siegreich aus der schwierigsten Unterhandlung hervor, die er jemals unternommen, und richtete sich in Paris ein. Anfangs begegnete es ihm, daß er sich bei Mutter Bateau nicht pünktlich zur Eßstunde einfand, „das unfreiwillige harte Fasten, als Folge der Versäumnis, gewöhnte mich," sagte er später, „an eine strenge Pünktlichkeit, von der ich mich niemals entfernte und wofür ich der trefflichen Frau doppelt dankbar war."

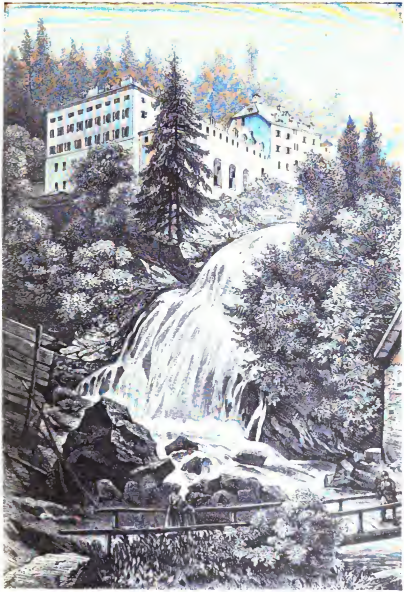
Zwei Männer von Verdienst lehrten damals die Chemie: Fourcroy erwarb sich einen Ruf durch seinen eben so verständlichen, wie wissenschaftlichen Vortrag; Vauquelin war nicht so glänzend, experimentierte aber mehr, und sammelte durch unablässiges Arbeiten ein reiches Material für die Wissenschaft.

Unser Jüngling aus der Champagne, ganz Auge, ganz Ohr, fehlte in keiner ihrer Vorlesungen, er hörte und hörte, aber nach einer gewissenhaften Selbstprüfung überzeugte er sich, kein Wort verstanden zu haben. Auf diese traurige Entdeckung spürte er dem Hindernis nach, und es wurde ihm begreiflich, daß man bei einer Wissenschaft vom Handwerk auf beginnen müßte. Vauquelin, damals in dürftigen Umständen, gestattete zwar seinem Schüler gegen ein monatliches Honorar von zwanzig Francs den Zutritt zu seinem Laboratorium; woher sollte aber Thénard diese Summe aufbringen? Und doch sah er hier den einzigen Weg zu seinem Ziele. Er faßt sich ein Herz, geht zu Vauquelin, stellt

ihm wahrheitsgetreu seine Lage, seine Liebe zur Arbeit vor, bittet ihn flehentlich um Aufnahme, wenn auch nur als Bursche; er würde das Honorar redlich abdienen. Umsonst, Vauquelin weist ihn entschieden ab, und der Ärmste sieht seine Hoffnungen schwinden. Sein bekümmerter Blick, sein verständiges Benehmen, besonders sein ländliches Wesen gewannen indessen die Teilnahme der Schwestern Vauquelins, die sich während der Unterredung eingeschlichen hatten. „Behalte ihn doch," bat die Eine, „er ist so schmuck, er könnte dir im Laboratorium an die Hand gehen und auf unsern Suppentopf Acht haben, den alle diese feinen Stadtherrchen überkochen lassen." Und Thénard erhielt Einlaß in das ersehnte Laboratorium. „Niemals," äußerte er später, „war ich undankbar genug, um zu vergessen, daß ein überkochender Topf eine schlechte Suppe gibt." Seine Gefälligkeit, sein Scharfsinn machten ihn bei allen jungen Leuten, die das Laboratorium besuchten, beliebt; durch sie erweiterte er den Kreis seiner Studien, und seine bedeutenden Talente fanden Gelegenheit, sich zu entwickeln. Drei Jahre verflossen, und noch wollte das Glück ihm kein freundliches Lächeln gönnen, ohne daß er müde wurde, zu ringen, zu hoffen. Eines Tages ruft Vauquelin seinen ersten Präparator. „Ich bekomme hier," redet er ihn an, „eine Probe von Beryll. Untersuchen Sie dessen Bestandteile und berichten Sie mir darüber." Thénard assistiert als Gehilfe; die Experimente werden aufs mannigfaltigste wiederholt, und das Ergebnis bleibt dasselbe, so daß der Experimentator endlich erklärt, dieses Mineral enthalte keinen Körper, der nicht schon bekannt wäre. Vauquelin schüttelt den Kopf und murmelt in den Bart: „Das werden wir sehen; man muß von vorne anfangen." Nichts ist unserem Thénard entgangen, nichts zerstreut ihn. Einen vollen Monat geht er in Gedanken umher. Nach dieser Zeit tritt er vor Vauquelin mit der Erklärung, daß der Beryll allerdings einen neuen Körper enthalte. „Ei, wie können Sie das wissen?" — „Ich habe die Materialien, die von uns bei dem ersten Experiment gebraucht worden, gesammelt; ich ließ allmählich die Agentien verschwinden und erlangte endlich den Körper, den ich Ihnen anzeige; hier ist übrigens die Hälfte davon, Sie können ihn prüfen." — Mehr aus Gefälligkeit, als in der Erwartung, die Anzeige wahr zu finden, prüft Vauquelin und, erstaunt über den Scharfblick seines Schülers, überträgt er diesem die endliche Untersuchung, und eine schöne Probe von Glycin ist das Ergebnis.

Einige Tage darauf ist Thénard im Hörsaal mit den Vorbereitungen zu einer Eröffnungsvorlesung beschäftigt; unter dem freudigen Bewillkommnungsgruß der Zuhörer tritt Vauquelin aufs Katheder und beginnt seine Anrede mit den Worten: „Meine Herren, ein neuer Körper ist soeben isoliert worden: längst vermutete ich ihn in dem Limoger Smaragd oder Beryll: Ihr Mitschüler Thénard hat mir diesen schwierigen Dienst geleistet. Künftighin werden Sie ihm die Achtung zollen, die man dem Talent schuldet. Er ist ein Chemiker, meine Herren, er kann es weit bringen."

Bald darauf brachte ihn Vauquelin als Lehrer an eine Anstalt. Jetzt sagte ihm sein gerader Verstand, daß er darauf hinwirken müsse, Ton, Haltung,



Ausdruck, kurz die Spuren einer bäuerlichen Erziehung zu veredeln. So oft er nun an der ohnehin kärglichen Kost dreißig Sous absparen konnte, besuchte er das Schauspiel, um die Darsteller Corneilles und Racines zu sehen und zu hören. Ein öffentlicher Lehrstuhl erschien ihm noch in entfernter Zukunft. Da trat eines Morgens Vauquelin zu ihm: „Ich muß nach Rouen reisen," sagte er, „ich habe den Kursus angefangen; vertreten Sie mich." Bei der ersten Vorlesung fühlten Docent und Auditorium, daß hier noch viele Mängel zu ergänzen sind; die folgenden Vorträge zeigten schon merkliche Fortschritte; bei der fünften endlich wagte es Thénard, immer mehr Herr seines Gegenstandes geworden, sein Haupt zu erheben und sich im Saale umzusehen, und wen erblickt er? Vauquelin und Fourcroy, die in einem Winkel stehen und ihm lächelnd zuhören. Bei diesem Anblick erblaßt er und eilt vom Katheder herab. Beide treffliche Männer erwirken ihm nun gemeinschaftlich die Stelle eines Famulus in der polytechnischen Schule.

Im Jahr 1799 übergab Thénard der Akademie seine erste Denkschrift, und seitdem verging bis zu seinem Tode kein Jahr, in welchem er dem Institut nicht die Früchte seiner Forschungen dargebracht hätte; und welche Fortschritte verdanken Wissenschaft, Kunst und Industrie diesen Forschungen!

Unerwartet kam eines Tages aus dem Kabinet des Ministers des Innern eine Vorladung an Thénard. Der junge Chemiker erscheint ziemlich befangen. „Es fehlt uns an Ultramarin," redete ihn der Minister Chaptal an. „Überdies ist dieser Färbestoff sehr selten und sehr teuer, und Sèvres braucht ein Blau, das der Hochglut widersteht. Hier sind 1500 Francs, gehe und entdecke mir ein Blau, das diesen Bedingungen genügt." — „Aber ich . . ." stotterte Thénard. — „Ich, ich . . . habe keine Zeit übrig," unterbricht ihn Chaptal mürrisch; „mach fort und bringe mir mein Blau aufs schleunigste." — Einen Monat später bezeugten die reichen Zeichnungen auf den schönsten Vasen von Sèvres den glücklichen Erfolg der Versuche Thénards.

Im Jahr 1807 erschienen Thénards Untersuchungen über die ätherischen Substanzen. Bis dahin wußte man bloß, daß beim Abziehen der Säuren mit Alkohol sich Äther bildet. Thénard, außerdem daß er neue derartige Substanzen entdeckte, legte den Grund zu den Agentien, deren staunenswerten Wirkungen auf das Leben heute Jedermann kennt.

Nach einer jener mit überanstrengenden Arbeiten durchwachten Nächte — er war kaum erschöpft aufs Lager gesunken — stürmt Vauquelin in sein Zimmer: „Heraus aus dem Bette!" drängte er, „machen Sie sich hübsch und kommen Sie!" — „Was gibt es denn?" fragt der Schlaftrunkene, sich die Augen reibend. — „Was es gibt? ein Dekret nötigt mich, eines meiner Ämter abzutreten und meinem Lehrstuhl am Collège de France zu entsagen, und Sie sollen mein Nachfolger werden." — „Das kann und darf ich nicht," ruft der nun völlig Erwachte. — „Aber so eilen Sie doch, Kind; ich habe das Kabriolet, das unten wartet, auf die Stunde gemietet; Sie richten mich zu Grunde, wenn Sie zögern." — Da half nun kein weiteres Sträuben; er wird ins Schlepptau

genommen, macht die nötigen Visiten, Alles geht aufs erwünschteste und bald besteigt er das Katheder, das so viel zu seinem Ruhm beitragen sollte. Die Jugend begrüßte freudig den jugendlichen Meister der Wissenschaft, der eben aus ihren Reihen hervorgegangen, den kräftigen Sohn der Arbeit, die ihm die Armut überwinden half. Thénard indes, der den ganzen Wert seiner etwas unbeholfenen Person nicht zu würdigen wußte, wurde von dem Verlangen beschlichen, sich einen vornehmen Schliff zu geben; gewiß das einzige Experiment, das ihm versagte. Er sah sich in der Gesellschaft nach einem Vorbilde um, bat seine Freunde um Rat, die großen Mimen Molé und Talma um Belehrung — umsonst; der Landmann ließ sich nicht verwischen; das originelle, obwohl etwas bäurische Gepräge blieb unserm Thénard aufgedrückt und machte ihn zu einem Typus, den die gesamte Nation kannte, liebte und auf den sie stolz war.

Mit Gay-Lussac, an den ihn geistige Verwandtschaft wie Ähnlichkeit der Schicksale eng verband, arbeitete er in dem Laboratorium, das Berthollet, der Schützling Napoleons, in Arcueil errichtet hatte. Zu den Mitteilungen eines solchen Meisters gesellte sich der wohlwollende Einfluß eines Laplace, der seinen Genuß darin fand, jugendliche, strebsame Talente zu beschützen.

Um diese Zeit erklang durch die gelehrte Welt Berzelius' neue Entdeckung, durch die Einwirkung der Volta'schen Säule zusammengesetzte Körper in ihre Bestandteile zu zersetzen. Davy zersetzte mit Hilfe stärkerer Apparate feste Alkalien, die man bis dahin für einfache Körper gehalten hatte. In der Pottasche und Soda fand er zwei oxygenierte Metalle, die er Pottassium und Sodium nannte. In einer Schrift bewies er die innigen Beziehungen zwischen den chemischen und elektrischen Kräften, zwischen Wahlverwandtschaft und Elektricität. Das Institut erkannte ihm den für die Fortschritte des Galvanismus ausgesetzten großen Preis zu.

„Und Sie können diesen Sieg der Engländer ertragen?" sagte Napoleon verdrießlich zu dem Chemiker Berthollet. Auf seinen Befehl wurde eine galvanische Riesensäule konstruirt und Thénard und Gay-Lussac zu Operationen übergeben. Nicht lange, so meldeten sie der Akademie, daß sie mittels der Affinität mehr neue Substanzen, als durch die Voltasche Säule gewönnen; ja mit Hilfe von Pottassium und Sodium brachten sie ein neues Element zum Vorschein, das sie Bor nannten.

Davy nahm aber die Entdeckung des Grundstoffs Bor für sich in Anspruch. Das wollten nun, und mit Recht, Thénard und Gay-Lussac um keinen Preis zugeben.

Somit war der Fehdehandschuh hingeworfen und fünf Jahre dauerte der Streit zum Frommen der Wissenschaft und zur Ehre der beiden Länder; er bezeichnet die Epoche, in welcher der Grund zu der Theorie der einfachen Körper gelegt wurde.

Bei diesem Kampf sowohl, wie bei all' den anstrengenden und unablässigen Arbeiten, die ihr Wissen wie ihren Ruf immer mehr ausbreiteten, gingen die beiden Freunde so völlig in einander auf, daß sie selbst kaum wußten, was jedem

an den Forschungen und Erfolgen als individueller Anteil gehörte, und daß man sie im Auslande für eine und dieselbe Person hielt.

Als 1809 an der Sorbonne eine Schule eingerichtet wurde, lud man unsere beiden Freunde zur Teilnahme ein. Thénard faßte den Gedanken, bei der Fakultät einen Elementarkursus zu eröffnen und am Collège de France die höhere Chemie zu lehren. Bei dem ungeheuren Zufluß von Schülern begriff er die Notwendigkeit, ihnen ein Kompendium in die Hände zu geben. Sein Lehrbuch in vier Bänden erschien zuerst 1813, und zum sechsten Mal 1836. Diese wiederholten Auflagen waren aber stets erneute, sehr ernste Arbeiten, da sie mit dem Fortgang der Wissenschaft gleichen Schritt hielten. Fünfundzwanzig Jahre herrschte dieses Lehrbuch in den Schulen, und man darf sagen, daß fast ganz Europa bei Thénard Chemie lernte, und daß die meisten großen Chemiker in Frankreich wie im Auslande es sich zur Ehre rechnen, ihm ihr Wissen zu danken.

Um den durch den Tod Fourcroys erledigten Sitz im Institut waren die Bewerber Legion; die einstimmige Wahl fiel auf Thénard. Die Freude darüber stieg ihm nicht zu Kopf, sie drang ihm gerade ins Herz. „Sobald ich," erzählt er, „des Ausgangs gewiß war, schnürte ich mein Bündel und machte mich nach La Louptière auf. Welche Freudenbotschaft sollte ich meiner Mutter bringen! Um ihre Glückseligkeit zu krönen, brachte ich ihr ein Buch mit, das sie so sehnlich gewünscht hatte: Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi, in großem Druck, damit sie es ohne Brille lesen könnte. Lange hatte ich mich nach einem solchen Exemplar umgesehen, und als es mir endlich unter die Hände kam, hielt ich es für die kostbarsten meiner Entdeckungen."

Der stets zunehmende Erfolg seines Unterrichts war Thénards Stolz. In jeder Vorlesung entfaltete er das Feuer eines Generals, der auf dem Schlachtfelde kommandiert; da durfte nichts Unvorhergesehenes stattfinden. Nur wenige Experimente wurden, aber streng, schlagend, in pünktlichen Momenten dargestellt. Bei der leisesten Unachtsamkeit, dem geringsten Versehen brach ein heftiges Wetter über die armen Gehilfen los, und sie würden unter einem so lebhaften und leicht entzündbaren Manne einen sehr harten Stand gehabt haben, wenn der biedere und gutmütige Charakter die aufgeregten Stürme nicht schnell wieder beschworen hätte. — In Gegenwart eines Auditoriums, das Zeuge eines der Zornsausbrüche war, tröstete er einmal den empfindlichen Gehilfen, der ihn auszustehen hatte, mit den Worten: „Na, Fourcroy sprang noch ganz anders mit mir um; das macht den Geist flink!"

Eines Morgens tritt ein Mann zu Thénard ins Zimmer: es ist Berzelius, der eben aus Stockholm angelangt war. Ohne einander jemals gesehen zu haben, erkannten sie sich auf der Stelle. Treuherzig, für dieselbe Wissenschaft glühend, frei von allem Handwerksneid, begrüßte der Eine in dem Andern sofort einen alten Freund. „Ich komme," sagte der ernste Schwede, „Kenntnisse zu sammeln in Ihrem chemischen Frankreich, das Sie so groß, so reich machen."

Doch die Unterrichtsstunde schlägt, und Thénard, von dem lieben Gaste

scheidend, eilt nach der Sorbonne, drängt sich mit Mühe durch die dichten Zuhörer aufs Katheder und beginnt seine Vorlesung. Eben ist er im besten Zuge, als er die Augen zufällig nach einem Winkel des Saales richtet — Überraschung, Verlegenheit malen sich auf seinem Gesichte; er stottert, verliert den Faden seines Vortrags; das Publikum bemerkt es, wird besorgt. Bald aber gewinnt er seine Geistesgegenwart: „Meine Herren," sagt er, „Sie werden meine Verwirrung begreifen, dort steht Berzelius!"

Wie ein elektrischer Schlag trifft das Wort die Zuhörer; jauchzend umdrängen die Studenten den guten Berzelius, der betäubt, gerührt, sich zu einem Sitz in der Nähe des Katheders führen läßt. „Es ist unmöglich," wiederholte er, „bei solchen Schülern kein guter Lehrer zu sein!" — „Es war mein Vorsatz," sagte er später zu Thénard, „mich unerkannt und ungesehen zu vergewissern, ob der Ruf Ihres Lehrtalents, wie er zu mir gedrungen, der Wirklichkeit entspreche; ich finde Sie in der That größer, als Ihren Ruf."

Seit 1810 war Thénard Professor an der polytechnischen Schule. Durch gemeinsames Wirken, gleiches Alter und auf Achtung gegründete Freundschaft den ruhmvollen Männern angereiht, die über diese Musterschöpfung einen weitstrahlenden Glanz verbreitete, liebte er diese, wie man sein Kind liebt. Die Fortschritte der Anstalt zählten zu seinen höchsten Freuden; jedes aufblühende Geschlecht, das er darin unterrichtete, trug in seinen Augen die Verheißung fortdauernden Ruhmes.

Im Jahre 1814 nahm er Sitz in dem beratenden Ausschuß für Manufakturen; 1815 wurde er Mitglied der Ehrenlegion; 1821 Dekan der Fakultät der Wissenschaften; 1825 erhielt er von Karl X. den Barontitel. Bei der Nachricht von dieser Ernennung rief er bewegt: „Und Gay-Lussac? warum er nicht? Er verdient es so gut wie ich!"

Hier noch einige Züge des liebenswürdigen Menschen in dem großen Chemiker. Der berühmte Maler Gros hatte, vom Könige beauftragt, die Kuppel des Pantheons gemalt. Unaufhörlich strömten die Leute zur Anschauung dieses Kunstwerks herbei. Aber kaum nach einigen Monaten erblickte man den Boden im Pantheon mit unzähligen Plättchen von allerlei Farbe und Form übersäet. Gros, davon benachrichtigt, begriff auf der Stelle die ganze Tragweite des unseligen Ereignisses. Die aus dem Gestein dringende Feuchtigkeit hatte die Farben abgelöst, daß sie schuppenartig sich schälten und zu Boden fielen. Die Verzweiflung des Künstlers kannte keine Grenzen; seine Schöpfung ging einer völligen Vernichtung entgegen. Und der König selbst sah mit Schmerz das Blatt ausgelöscht, das in diesem nationalen Bilder-Epos seiner Regierung geweiht war.

Thénard, dem Meister innig befreundet, hatte auf die erste Kunde im Stillen eine Reihe von Experimenten angestellt, die ihn endlich auf die Erfindung eines Mittels führten, die porösesten Steine wasserdicht zu machen. Er begab sich nun in die Malerwerkstätte des Freundes. „Wenn Sie die Bürgschaft hätten, daß die Farbe Stich hält, würden Sie von Neuem ans Werk

gehen?" — „Gehen Sie doch," fuhr ihn Gros an; „reden Sie mir kein Wort wieder davon!" — „Aber, Fourcroy ist noch anders mit mir umgesprungen!" Thénard ging still in sein Laboratorium und erwartete ruhig die Ankunft des Malers. Es dauert auch nicht lange, geht die Thüre auf, Gros tritt ein und mit einer von Dankgefühl bewegten Stimme bringt er kaum die Worte hervor: „Also es wäre wirklich möglich?" Thénard zeigt ihm die Probe und legte dem Maler einen dauerhaften Grund für seine Malereien.

Es begab sich eines Tages, daß die Polizei eine Schar Aufrührer zerstreute; die letzten Flüchtlinge schlichen sich in den Hörsaal Thénards und verkrochen sich unter das zahlreiche Auditorium. Die Polizisten aber hatten den Eingang besetzt, hielten die Heraustretenden als verdächtig an und verhafteten sie. Der Lärm darüber bringt bis zu dem Professor; er kommt heraus und sein freundliches Zureden beschwichtigt die aufgeregten Studenten. Er eröffnet die Unterhandlung mit der Polizei, allein sie weigert sich steif und fest, die Verhafteten frei zu lassen. Endlich erlangt er doch so viel, daß alle mit der Matrikelmarke Versehenen sich entfernen dürfen, und so gewinnt der größte Teil seine Befreiung. Auch eine richtige Antwort auf eine chemische Frage wird, in Ermanglung der Marke, für Viele ein Rettungsbrett. Wehe aber dem, der bei dieser Prüfung aus dem Stegreif stumm blieb; der arme Teufel mußte ins Gefängnis wandern. Es waren ihrer fünfzig. Das war für das gute Herz unseres Examinators zu viel. Er läuft zum Minister des Innern; da kommt er aber schlimm an; zum Polizeiminister — noch schlimmer. Da steht er nun auf der Straße mit gesenktem Haupte. „Ich war zu streng," monologisiert er, „es sind freilich ignorantes, ignorantissimi, allein das ist doch kein unverzeihliches Verbrechen. Was ist nun zu thun?" . . . Plötzlich schimmert ihm ein Hoffnungsstrahl. „Halt, die Kuppel! Man hat mir ja so große Versprechungen gemacht!", Gesagt, gethan. Er rennt nach den Tuilerien, erhält mit Mühe Vorlaß; erzählt mit Wärme, Offenheit, Betrübnis; es sind seine Schüler, seine lieben Schüler, seine Kinder; er verbürgt sich für sie. „Ja," sagt der König lächelnd, „aber nur die, die nichts von der Chemie verstehen, sind eingesperrt worden . . . . Gehen Sie zu meinem Minister. — Der Fall ist nicht vorgesehen" . . . . Um Mitternacht thaten sich die Gefängnisthüren vor Thénard auf. „Kommen Sie, meine Herren!" ruft er ihnen zu; aber auf der Schwelle dreht er sich um und fügt hinzu: „Doch unter e i n e r Bedingung: Sie müssen Chemie lernen!"

Bei einer Vorlesung in der polytechnischen Schule fehlte gerade ein notwendiges Requisit zur Beweisführung eines Lehrsatzes. Thénard verlangt es ungeduldig, und während ein Präparant spornstreichs davoneilt, um es zu holen, greift der Professor in Gedanken nach einem Gefäße und führt es unbesehen an die Lippen.

Er nimmt einen Schluck davon und setzt es nieder. „Meine Herren, ich habe mich vergiftet," sagt er kaltblütig. Wie ein elektrischer Schlag zuckt der Schrecken durch das Auditorium, Alles erbleicht. „Ich habe Quecksilbersublimat verschluckt, man bringe mir Eier; Eiweiß allein kann die Wirkung bekämpfen."

Kaum ist das Wort gesprochen, so stürzt, was nur Beine hat, zu Fenstern und Thüren hinaus, stürmt nach allen Richtungen, Jeder bringt seinen Anteil herbei, und bald türmt sich ein Berg von Eiern.

Indessen rennt ein Schüler nach der medizinischen Fakultät. Hier wird gerade eine Prüfung abgehalten. „Ein Arzt!" schreit er, „ein Arzt! Thénard hat sich in der Schule bei seiner Vorlesung vergiftet!" — Dupuytren springt auf, läuft hinaus, wirft sich in das erste Kabriolet, das ihm begegnet, und langt in gestrecktem Galopp an.

Schon ist Thénard, Dank dem Eiweiß, gerettet; Dupuytren beruhigt sich aber dabei nicht und wendet die Sonde an, um sicher zu sein, daß der Magen nichts von dem ätzenden Stoff zurückbehalten hat. Dadurch entzündet sich das Organ. Vom Gifte gerettet, ist sein Leben durch das Mittel bedroht.

Man bringt ihn nach Hause. Hier werden alle Zugänge abgesperrt; die Zöglinge aller Schulen umgeben vereint die Wohnung mit einer dreifachen Schutzwehr, um jeden Zudringlichen abzuhalten. In düsterm Schweigen harren sie der aus dem Innern kommenden Berichte; Tag und Nacht wachen sie unablässig, unermüdet; denn dieser Mann, allmächtig durch seine Güte, ist ein Gut der Jugend, das sie sich um jeden Preis erhalten will. Jeden Morgen sind in allen großen öffentlichen Anstalten genaue Bulletins angeheftet; wer sie ausgegeben, weiß Keiner.

Als der wiederhergestellte Thénard auf dem Katheder erschien, empfing ihn ein so trunkener Jubel, daß kein Zuhörer beim Weggehen aus der Vorlesung recht wußte, was eigentlich vorgetragen wurde; und der Professor selbst gestand, er könne sich nur über eine innige und tiefe Rührung Rechenschaft geben.

Nach einer langen Reihe glücklicher Jahre, die darauf folgten, kamen harte Prüfungen seiner Standhaftigkeit. Im hohen Alter sah er die Gegenstände seiner innigsten Liebe nach einander erlöschen: zuerst starb seine Schwiegermutter, diese langjährige Freundin, die Gründerin seines Glücks; dann wurde ihm die teure Gefährtin, der Schutzengel seines Lebens, plötzlich entrissen; ihr nach sanken ins Grab ein Bruder, eine Schwester, ein Neffe.

Ein einziger Sohn, seiner Zärtlichkeit würdig, blieb ihm noch. „Ich wage es nicht mehr, an seine Erhaltung zu glauben," sagte der schwer heimgesuchte Greis. Und nur zu bald erfüllte sich die traurige Ahnung: der Tod brach diesen letzten Zweig in der Fülle der Kraft und Blüte.

Thénard war geboren am 4. Mai 1777, im achtzigsten Jahre schied auch er aus dem Leben.

Sein bedeutendes Vermögen hatte er Waisen, Witwen und armen Anfängern vermacht. Dankbar bekränzten sie das Grab des Mannes, dessen letzte Gedanken ihnen gewidmet waren; in den Jahrbüchern der Wissenschaft aber wird der Name Thénard stets mit hoher Achtung genannt werden.

Die Feuerländer.

Mit einem Trachtenbilde.

Wilde Menschen kennen zu lernen, hat für Bewohner zivilisierter Länder einen eigenen und großen Reiz. Was wir in der Jugend in Reisebeschreibungen über sie erfahren, erscheint uns überaus anziehend, und der Eindruck ist unauslöschlich, den auf uns die große Scene im Robinson machte, wie Robinson, starr vor Entsetzen, die Menschenfresser bei ihrer gräßlichen Mahlzeit erblickt. Allerdings bekommen wir nicht selten auf Jahrmärkten Wilde zu sehen: einen Mohren, der vor einer Schaubude trommelt, oder einen Menschenfresser, der vor den Augen der Zuschauer lebende Hühner und Tauben zerreißt und hinabschlingt. Diesen Jahrmarktswilden ist aber gar nicht zu trauen. Bei heißem oder regnerischem Wetter will bei diesen Mohren die schwarze Farbe nicht halten und die Menschenfresser unterhalten sich hinter der Scene im reinsten Leipziger Dialekt mit ihrem Führer.

In neuerer Zeit sind jedoch ganze Gesellschaften von Eingebornen wildfremder Länder in Europa umhergeführt worden. So haben wir in vielen deutschen Städten Grönländer zu sehen bekommen, die später leider unserm Klima erlegen sind, hierauf kamen Nubier, welche mit Schätzen beladen ihr Vaterland wieder erreicht haben.

Doch ganz wild waren weder die Eskimos, noch die braunen Afrikaner; die ersteren waren sogar getaufte Christen und die Nubier hatten mit ihrem Führer einen ganz regelrechten Vertrag gemacht und zeigten für europäisches Geld das feinste Verständnis. Die Fremden dagegen, die uns im letzten Winter vorgeführt wurden, die Feuerländer oder Pescherähs, können wirklich im vollen Sinne des Wortes als Wilde gelten.

Wir teilen unsern Lesern zuerst mit, wie der berühmte Naturforscher Darwin die Feuerländer in ihrer Heimat traf und fügen sodann Einiges über die Feuerländer bei, welche bei uns zur Schau gestellt wurden.

„An Bord des Beagle, 17. Dezember 1832, kurz nach Mittag duplierten wir das Kap St. Diego und kamen in die berühmte Straße Le Maire. Wir hielten uns dicht an der Küste des Feuerlandes, doch waren die Umrisse des zerklüfteten, unwirtlichen Staatenlandes in den Wolken sichtbar. Am Nachmittag warfen wir in der Bucht des guten Erfolgs (Good Succes Bay) Anker. Als wir einfuhren, wurden wir nach der Manier der Bewohner dieses wilden Landes begrüßt. Eine Gruppe Feuerländer, zum Teil von dem dicht verwachsenen Walde bedeckt, kauerten an einem wilden, die See überragenden Punkte, und als wir vorbeifuhren, sprangen sie auf, schwangen ihre zerlumpten Mäntel und stießen ein lautes, sonores Geschrei aus. Die Wilden folgten dem Schiff, und noch ehe es dunkel war, sahen wir ihre Feuer und hörten ihr wildes Geschrei.

Am Morgen schickte der Kapitän eine Abteilung ab, um mit den Feuerländern zu kommunizieren. Als wir in Rufweite gekommen waren, kam einer

der vier Eingebornen, welche da waren, vorwärts, um uns zu empfangen, und fing an, äußerst heftig zu rufen, mit dem Wunsche, uns nach dem Platze hinzuleiten, wo wir landen sollten. Als wir am Lande waren, sah die Gesellschaft im Ganzen beunruhigt aus, sie fuhren aber fort, beständig zu sprechen und mit großer Geschwindigkeit zu gestikulieren. Es war ohne alle Ausnahme das merkwürdigste und interessanteste Schauspiel, was ich je erblickte. Der Hauptsprecher war alt und schien das Oberhaupt der Familie zu sein, die drei andern waren kräftige, ungefähr sechs Fuß hohe, junge Leute. Die Frauen und Kinder waren weggeschickt. Diese Feuerländer bilden eine, von den verkümmerten, elenden, unglücklichen Geschöpfen weiter westlich sehr verschiedene Rasse und scheinen den berühmten Patagoniern der Magellanstraße nahe verwandt zu sein. Ihr einziges Kleidungsstück besteht aus einem aus Guanacohaut gefertigten Mantel, mit den Haaren nach außen. Diesen tragen sie nur über die Schulter geworfen und lassen dadurch ihren Körper ebenso oft nackt, als bedeckt. Ihre Haut ist von einer schmutzig kupferigroten Farbe.

Der alte Mann hatte ein Stirnband mit weißen Federn rund um den Kopf gebunden, welches zum Teil sein schwarzes, grobes und verwildertes Haar zusammenhielt. Quer über sein Gesicht zogen zwei breite quere Streifen; der eine, hellrot gemalt, reichte von einem Ohr zum andern und schloß die Oberlippe mit ein; der andere, weiß wie Kreide, lief über und parallel mit dem ersten, so daß selbst seine Augenbrauen so gefärbt waren. Die andern beiden Männer waren mit Strichen von schwarzem, aus Holzkohle gemachtem Pulver verziert. Die Gesellschaft war durchaus den Teufeln ähnlich, welche in Stücken, wie der Freischütz, auf die Bühne kommen.

Ihre ganze Haltung war verächtlich und der Ausdruck ihrer Gesichter mißtrauisch, überrascht und entsetzt. Nachdem wir sie mit etwas rotem Tuche beschenkt hatten, welches sie sofort um ihren Hals banden, wurden wir gute Freunde. Dies drückten sie so aus, daß der alte Mann uns auf die Brust klopfte und eine Art gluckſendes Geräusch machte, wie die Leute thun, wenn sie Hühnchen füttern. Ich ging mit dem alten Mann weiter, während diese Beweise von Freundschaft mehrere Male wiederholt wurden. Sie wurden von drei derben Schlägen beschlossen, welche mir gleichzeitig auf die Brust und den Rücken gegeben wurden. Er entblößte dann seinen Busen vor mir, um das Kompliment zu erwidern, was sofort geschah, worüber er höchlichst vergnügt zu sein schien. Die Sprache dieser Leute verdient nach unsern Begriffen kaum artikuliert genannt zu werden.

Sie ahmen ausgezeichnet nach: so oft wir husteten oder gähnten, oder irgend eine eigentümliche Bewegung machten, ahmten sie uns augenblicklich nach. Einer von unserer Gesellschaft fing an zu schielen und von der Seite zu sehen; aber einer der jungen Feuerländer (dessen ganzes Gesicht schwarz gemalt war, mit Ausnahme eines weißen Streifens quer über seine Augen) übertraf ihn doch noch und machte noch widerwärtigere Grimassen. Sie konnten mit vollständiger Korrektheit jedes Wort in irgend einem Satze, den wir an sie richteten,



1882 Feuerländer. 3.

wiederholen und sie erinnerten sich auch solcher Worte eine Zeit lang. Doch wissen wir Europäer alle, wie schwer es ist, die Laute in einer fremden Sprache von einander zu unterscheiden. Wer von uns könnte z. B. einem Indianer von Amerika einen Satz von mehr als drei Worten nachsprechen? Alle Wilden scheinen in einem ganz ungeheuern Grade diese Fähigkeit des Nachahmens zu besitzen.

Als von unserer Gesellschaft ein Gesang angestimmt wurde, glaubte ich, die Feuerländer würden vor Erstaunen zu Boden fallen. Mit gleichem Überraschen sahen sie unserem Tanze zu; doch hatte einer der jüngeren Leute, als er gefragt wurde, nichts gegen einen Walzer einzuwenden. So wenig sie an Europäer gewöhnt zu sein schienen, so kannten und fürchteten sie doch unsere Feuerwaffen; nichts konnte sie verführen, eine Flinte in ihre Hand zu nehmen. Sie baten um Messer, sie dabei mit dem spanischen Worte »cuchilla« nennend. Sie erklärten uns auch, warum sie sie brauchten, indem sie uns vorstellten, als wenn sie ein Stück Speck in ihrem Munde hätten und nun versuchten, es zu schneiden, anstatt zu zerreißen.

Der Wigwam der Feuerländer ist in Größe und Dimension einem Heuschober ähnlich. Er besteht einfach aus einigen wenigen abgebrochenen, in die Erde gesteckten Ästen und ist an der einen Seite sehr unvollkommen mit ein paar Gras- und Binsenschichten bedeckt. Das Ganze kann nicht mehr als die Arbeit einer Stunde sein und wird nur für wenige Tage benutzt. In Goeree Road sah ich einen Ort, wo einer der nackten Leute geschlafen hatte: er bot absolut nicht mehr Schutz dar, als das Lager eines Hasen. Der Mann lebte offenbar allein für sich, und man sagte mir, er sei ein sehr schlechter Mann, der wahrscheinlich irgend etwas gestohlen habe. An der Westküste sind indes die Wigwams im Ganzen besser, denn sie sind dort mit Robbenfellen bedeckt.

Während wir eines Tages in der Nähe der Wollaston-Insel ans Land gingen, ruderten wir neben einem Kanoe mit sechs Feuerländern. Es waren dies die verächtlichsten und elendesten Geschöpfe, die ich irgendwo gesehen habe. An der Ostküste haben die Eingeborenen, wie wir gesehen haben, Guanacomäntel und auf der Westküste besitzen sie Robbenfelle. Unter diesen centralen Stämmen haben die Männer meist eine Otterhaut oder irgend einen schmalen Streifen ungefähr so groß wie ein Taschentuch, der kaum hinreicht, ihren Rücken bis hinab zu den Weichen zu bedecken. Er wird quer über die Brust durch Schnüre festgehalten und, je nachdem der Wind bläst, von einer Seite zur andern geschoben. Diese Feuerländer aber in dem Kanoe waren völlig nackt. Es regnete stark und das Süßwasser zusammen mit dem Spritzen von den Rudern rieselte an ihrem Körper hinab.

So oft Ebbe ist, müssen sie Winter oder Sommer, Tag oder Nacht, aufstehen, um Muscheln von den Felsen zu sammeln; und die Weiber tauchen entweder, um Seeigel zu sammeln, oder sitzen geduldig in ihren Kanoes und schnellen mit einer mit einem Köder versehenen Schnur ohne irgend welche Haken kleine Fische heraus. Wird eine Robbe getötet oder das treibende Aas

eines Walfisches entdeckt, so giebt es ein Fest; und solche elende Nahrung wird nur durch einige wenige geschmacklose Beeren und Pilze gewürzt.

Sie leiden oft von Hungersnöten: ich hörte, wie der Kapitän eines Robbenjägers, der sehr genau mit den Eingeborenen des Landes bekannt war, eine merkwürdige Schilderung des Zustandes von einer Gesellschaft von hundertfünfzig Eingeborenen an der Westküste gab, welche sehr mager und in großer Not waren. Eine Reihe von Stürmen verhinderte die Frauen, Muscheln von den Felsen zu sammeln, auch konnten sie nicht in Kanoes ausfahren, um Robben zu fangen. Eine kleine Partie dieser Leute machte sich eines Morgens auf den Weg und die anderen Indianer erklärten ihm, daß sie sich auf eine viertägige Reise aufmachten, um Nahrung zu holen: bei ihrer Rückkehr ging Low hin, um sie zu treffen, und fand sie äußerst ermüdet: ein jeder trug ein großes viereckiges Stück fauligen Walfischspecks mit einem Loch in der Mitte, durch das sie ihren Kopf gesteckt hatten, gerade so, wie die Gaucho ihren Poncho oder Mantel tragen. Sobald der Speck in einen Wigwam gebracht war, schnitt ein alter Mann dünne Scheibchen davon ab, murmelte ein paar Worte über sie, röstete sie eine Minute lang und verteilte sie dann an seine verhungerte Gesellschaft, welche indessen ein tiefes Stillschweigen bewahrte. Der Kapitän, Mr. Low, glaubt, daß, sobald ein Walfisch an das Ufer geworfen wird, die Eingeborenen große Stücke davon im Sande begraben als Hilfsvorrat in Zeiten der Hungersnot, und ein eingeborener Knabe, den wir an Bord hatten, fand einmal in dieser Weise begrabene Vorräte. Sind die verschiedenen Stämme miteinander im Krieg, so sind sie Kannibalen. Nach den übereinstimmenden, aber völlig unabhängigen Zeugnissen des von Mr. Low mitgenommenen Knaben und Jemmy Buttons ist es gewiß richtig, daß, wenn sie im Winter vom Hunger geplagt werden, sie eher ihre alten Weiber töten, ehe sie ihre Hunde schlachten. Als der Knabe gefragt wurde, warum sie dies thäten, antwortete er: „Hunde fangen Ottern, alte Weiber nicht." Dieser Knabe beschrieb die Art und Weise, in welcher sie durch Halten über Rauch und daher durch Ersticken getötet werden; er machte ihr Geschrei zum Scherz nach und beschrieb die Teile ihres Körpers, welche als die besten zum Essen betrachtet werden."

Wie schon im Jahrgang 1877 des Jugendfreunds erzählt wurde, befanden sich drei Feuerländer an Bord des „Beagle", ein erwachsener Mann, York Minster, ein Knabe, Jemmy Buttons, den der Kapitän für einen Perlmutterknopf gekauft hatte, und Fuegia Baskat, ein nettes, junges Mädchen, welche von einem Missionär bekleidet wurden. Sie hatten ziemlich englisch gelernt, betrugen sich sehr anständig, und Jemmy war der Liebling der Reisegesellschaft geworden. Kapitan Fitz Roy hatte sie während der früheren Reise des „Beagle" 1826 bis 1830 als Geiseln für den Verlust eines gestohlenen Botes ergriffen und nach England gebracht, wo viel für ihre Erziehung geschehen war. Jetzt kehrten sie zurück und sollten die Zivilisation unter ihren Landsleuten verbreiten. Auf ihren Wunsch wurden diese Feuerländer in einer hübschen, von Inseln umgebenen Bucht ans Land gebracht. Man verwandte drei Tage dazu,

ihnen drei Wigwams zu bauen, ihre Habseligkeiten und was ihnen sonst nützlich sein konnte, zu landen, ihnen auch zwei Gärten zu graben und Samen zu säen. Jemmys Mutter und seine wilden Brüder stellten sich ein. Alle wollten von ihren wieder zurückgekehrten Landsleuten Geschenke haben; sie erschienen mit Steinen und Stöcken in der Hand, und was ihnen diese nicht freiwillig gaben, nahmen sie mit Gewalt. Gerne würden Jemmy und seine beiden Genossen, nachdem sie drei Jahre unter Europäern gelebt hatten, die gewohnte Lebensweise beibehalten haben, es war jedoch offenbar unmöglich, und es ist zweifelhaft, ob ihnen ihr Aufenthalt unter zivilisierten Menschen überhaupt von Nutzen gewesen ist. Als der „Beagle" nach einigen Monaten wieder die Gegend besuchte, wo man die drei Feuerländer gelandet hatte, näherte sich ein kleines Kanoe mit einer kleinen Flagge, in welchem sich einer der Leute schnell die Farbe vom Gesicht abwusch. Dieser Mann war der arme Jemmy — jetzt ein magerer, elender Wilder mit langem, unordentlichen Haar und nackt mit Ausnahme eines Stückchens Decke, das um seine Lenden gebunden war. Man hatte ihn wohlgenährt, rein und gut gekleidet verlassen, jetzt schämte er sich selbst und drehte dem Schiffe den Rücken zu. Bald kehrte er jedoch zurück und aß mit dem Kapitän zu Mittag. Er hatte für diesen einige Speerspitzen und Pfeile gemacht, und für zwei seiner besten Freunde brachte er wunderschöne Otterfelle. York Minster war, nachdem er sich eine Laube gebaut, mit Fuegia, welche seine Frau geworden, weggezogen, sobald er Jemmy alles, was dieser noch besaß, gestohlen hatte. Jemmy erzählte, er habe genug zu essen, seine Verwandten seien sehr gute Leute und er wünsche nicht nach England zurückzukehren. Er blieb an Bord, bis das Schiff abstieß. Während dem saß aber eine junge nett aussehende Frau in Jemmys Laube, die beständig weinte, bis er wieder in dieselbe zurückkehrte. Er fuhr ans Land, wieder reich beladen mit wertvollem Besitztum, nachdem ihm Jedermann von Herzen das letzte Lebewohl gesagt. Als Jemmy das Land erreichte, zündete er ein Signalfeuer an. Der Rauch stieg auf und sagte seinen Freunden ein letztes und langes Lebewohl, als das Schiff auf dem Wege in das offene Meer hinaus war. Vielleicht wurde er so glücklich, vielleicht noch glücklicher, als wenn er niemals sein Vaterland verlassen hätte.

Die im vorigen Jahre in Paris, Berlin, Stuttgart und andern Städten ausgestellte Truppe von Feuerländern war in der Magellansstraße aufgefischt worden. Es pflegen dort nicht selten Feuerländer an die Schiffe heranzukommen, um zu betteln, da sie durchaus nichts besitzen, womit einiger Tauschhandel getrieben werden könnte.

Kapitän Schweers aus Bremen, Führer des Dampfers „Theben", hatte von allen seinen Fahrten wertvolle, seltene Tiere für das Hagenbeckſche Geschäft mitgebracht. Auf Fürsprache des Gouverneurs von Punta Arenas, Mr. Wood, erhielt er von der chilenischen Regierung die Erlaubnis, eine kleine Schar Feuerländer nach Europa mitzunehmen, nachdem er sich verpflichtet hatte, dieselben in einigen Jahren wieder in ihre Heimat zurückzubringen. Die Truppe bestand aus zehn Personen, vier Männern, vier Frauen und zwei Kindern.

Zwei der ersteren waren etwa zwanzig Jahre alte Jünglinge, zwei der Frauen mochten dreißig Jahre zählen, während die beiden andern bedeutend jünger waren, die Kinder Mädchen von zwei und vier Jahren. Sie waren sämtlich von kurzer, gedrungener Statur, kräftig entwickelter Brust, aber verhältnismäßig schwachen Beinen. Den Männern wurden die Namen Kapitano, Antonio, Pedro und Enrico beigelegt. Von den Frauen erhielten zwei auf dem Schiffe die Namen Lieia und Trina; die beiden andern wurden „Madame" und die „kleine Frau" genannt.

Unsere feuerländischen Gäste machten im Ganzen einen recht guten Eindruck. Sie hatten durchaus nichts Furchterregendes, sondern sahen ganz harmlos und gutmütig aus. Sie lachten viel, und es kamen dabei zwei Reihen weißer, nicht großer Zähne zum Vorschein. Das Gesicht ist breit, die Nase ziemlich flach, die Backenknochen etwas hervorstehend. Der Mund ist gerade nicht klein, aber auch nicht hervortretend. Die Zähne, wie schon bemerkt, sind tadellos. Beide Geschlechter tragen das dicke, kohlschwarze Haar, fast nach der gegenwärtigen häßlichen Mode, über den Augenbrauen kurz abgeschnitten; an den Seiten und am Hinterhaupte hängt es, jedoch nicht auffallend lang, herab. Der Bartwuchs der Männer ist nur spärlich. Ihre Hautfarbe war ein helles Kastanienbraun, ähnlich der mit Milch gemischten Chokolade. Ihre Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern nur aus einem wollenen Tuche, über welches sie an rauhen Tagen mantelartig zusammengenähte Guanacofelle über den Rücken werfen. Die beiden Kinder waren hübsche, allerliebste Geschöpfe. Sie waren stets beisammen und spielten munter und vergnügt. Ihre Kleidung bestand aus einem kleinen Pelzmantel, unter dem die nackten braunen Füßchen rührend hervorsahen. Als einer der Zuschauer Kapitano, den ältesten der Gesellschaft, fragen ließ, was er für die beiden Kleinen verlange, rief dieser unwillig: »No, no!« und lief erzürnt weg.

Die Liebe zum Putze fehlte auch bei diesen Wilden nicht. Kapitano schmückte sich mit einer rotseidenen Stirnbinde und schritt damit gravitätisch umher. Die Frauen trugen häufig farbige Bänder und Armringe, und Liesa machte sich einen Kopfputz aus farbigem Papiere, den sie nach einiger Zeit ins Feuer warf und mit einem neuen vertauschte.

Die Feuerländer wurden in einem Gehege oder einer Verzäunung, in Berlin im zoologischen Garten gezeigt, wo für sie zwei mit grünen Zweigen bedeckte Erdhütten errichtet waren. In Stuttgart wurde der Truppe der Saal einer Rollschuhbahn angewiesen. In der Mitte des Raumes befand sich ein Wigwam aus Ästen und Baumstämmen, in dem sie sich ihr Nachtlager zurecht machten. Vor demselben loderte ein wohlgenährtes Feuer, um das die Fremdlinge gewöhnlich ruhig im Kreise saßen und um acht, nach zwölf und um ein Uhr ihre Mahlzeiten hielten. Das Hauptgericht bildete stets ein Stück Rindfleisch, das Liesa, die Köchin, in dünne Scheiben zerschneidet und auf die glühenden Kohlen des Feuers wirft. Nach fünf bis zehn Minuten holt sie diese Scheiben mit einem spitzigen Holze aus der Glut und verteilt sodann die halb

rohen, halb verbrannten und mit Asche bedeckten Beefsteaks unter die Gesellschaft, von der dieselben sofort mit Begierde verschlungen werden. Hiezu essen sie Brot und trinken Wasser. Bisweilen bekommen sie auch Seemuscheln, Mytilus edulis, welche sie gleichfalls auf Kohlen werfen, damit die Schalen sich öffnen. Einen von den Zuschauern gereichten Leckerbissen verschmähten sie gleichfalls nicht. Entsprach der Bissen ihrem Geschmacke, so drückten sie dem Geber durch komisches Kopfnicken ihre Befriedigung aus.

Fast täglich wurden die Feuerländer von Tausenden von Zuschauern besucht. Wer aber wilde Kriegstänze und andere kannibalische Scenen erwartete, irrte sich gründlich. Die fremden Gäste benahmen sich ziemlich anständig, denn der Aufenthalt unter zivilisierten Menschen war nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Man sah, daß den Leuten ihre Lage keineswegs mißfiel, sie waren stets guter Dinge und brachen häufig in lautes Lachen aus. Sie saßen am Feuer oder gingen am Gehege umher, sich die Zuschauer betrachtend, wobei sie gerne in Empfang nahmen, was ihnen von denselben gereicht wurde. Als ihnen ein Herr eine Büchse zeigte, aus der sich beim Öffnen des Deckels ein schwarzer Mann herausschnellt, erschracken sie anfangs. Als sie sich jedoch von der Ungefährlichkeit der Sache überzeugt hatten, jubelten sie, so oft die Büchse geöffnet wurde. Kapitano kam auch herbei, besah sich den Inhalt der Büchse, prüfte die Kraft des elastischen Spiraldrahtes mit dem Finger und schritt, nachdem er zu erkennen gegeben, daß er den Mechanismus begriffen habe, ernsthaft weiter.

Die fremden Gäste zeigten sich überhaupt sehr bildungsfähig. Die Männer haben nicht nur das Zigarrenrauchen erlernt, das sie mit großer Virtuosität betreiben, sondern auch manchen praktischen andern Handgriff, der ihnen förderlich sein kann. Sie zeigten sich gutmütig und auch edleren Gefühlen zugänglich. Kapitano zeigte öfters Anhänglichkeit und Liebe für seine Bekannten und Wohlthäter. Als Herr Terne, der Geschäftsführer des Herrn Hagenbeck, nach einer viertägigen Abwesenheit wieder ankam, ging Kapitano auf ihn zu, umarmte ihn und rief, während ihm die Thränen von den Wangen liefen, fortwährend: »Tschjau boine! Tschjau boine!« (Du bist gut!) Was die Sprache der Feuerländer betrifft, so stimmt sie mit den Idiomen anderer südamerikanischen Stämme durchaus nicht überein. So heißt zschorri Muschel, bäle schlecht, krank, bös, zschi Vogel, dreso Pfeil, aporisch kleiner Fisch, wolyschnio Holz, noschequa Nase, korkeschqua das Ohr, cheritiqua die Zähne, koroschkoschqua die Hand, hovoschiamqua der Bart, tschipkaluschqua der Korb, jorischqua das Ei, pischkune Frau, örkeprusch Seehund, japinhcoca die Gans, telschqua das Auge, teckrqua die Zunge, oreio Sonne, querimte Mond u. s. w.

Mit den Feuerländern war auch eine kleine Sammlung ihrer Waffen und Gerätschaften ausgestellt: Bogen aus hartem, zähem Holze mit aus Därmen gedrehten Sehnen nebst genau gearbeiteten, am obern Ende befiederten Pfeilen und Köcher aus Robbenfell. Ferner sah man Lanzen von verschiedener Länge mit Spitzen von Knochen und Horn mit zahnförmigen Einschnitten, deren Herstellung ohne ordentliche Werkzeuge nur mit unsäglicher Mühe gelingen konnte.

Es gab auch dolchartige Messer, deren Spitze aus einem Glassplitter besteht. Bei den Messern, Lanzen und Pfeilen waren die Spitzen mittelst Darmsaiten an dem Griff oder Schafte befestigt. Endlich fehlten auch die Schleudern nicht, deren sich die Feuerländer mit so großem Geschicke bedienen. — Von Gerätschaften hatten sie aus Binsen geflochtene Körbe und kleine Wassereimer aus Baumrinde mitgebracht; auch hatten sie mit Ocker gefärbte Stricke aus Vogeldärmen und kleine Beutel aus Fischhaut, worin sie die aus Thran und Ocker bereitete Farbe aufbewahren, mit der sie sich bei gewissen Gelegenheiten zu bemalen pflegen. Diese kleine Habe ist jedenfalls ein sehr unbedeutender Besitz gegen das, was sie in ihre Heimat zurückbringen werden. Sie haben von Menschenfreunden eine Menge für sie brauchbarer Dinge erhalten, welche sie in einer Reihe von Kisten mit sich führen. Möchten sie sich dieses Besitzes länger erfreuen, als ihre mit dem Kapitän Fitz Roy nach Europa gekommenen Landsleute und möchte ihnen überhaupt der Besuch der gebildeten Welt zum Segen gereichen!

Ein Waldbrand.

Der Sommer war heiß gewesen. Das Moos des Waldbodens war fahl und spröde geworden und zwischen den entlaubten Sträuchern sah man auf den grauen Erdboden. Zwischen den dürren Nadeln des Waldbodens lagen tote Ameisen und Käfer. Die Steine in den Betten der Bäche waren trocken und weiß wie Elfenbein. Wo dazwischen noch ein Tümplein stand, da starb darin eine Forelle oder ein anderes Tier des Wassers.

Die Luft war dicht und die Berge waren blau. Die Sonne war des Morgens rot wie das verdorrte Blatt einer Buche, dann blaß und glanzlos, so daß man ihr ins Gesicht sehen konnte. Matt kroch sie hin über die graue Wüste des Himmels, als wäre sie erschöpft vor Durst. Gegen Abend stiegen häufig scharfgeränderte, glänzende Wolken auf; die Leute fingen zu hoffen an, aber es kam ein Luftzug und am andern Morgen waren die Wolken vergangen und der nächtliche Tau aufgesogen. Draußen im Dorfe wurde ein Bittag um Regen angeordnet. Da strömten aus unserm Walde die Leute davon, nur der alte Knecht Markus und ich blieben im einsamen Hause.

Plötzlich sprang der Riegelberger Halter zur Thüre herein. Er war vor Aufregung sprachlos, durch das Fenster wies er mit beiden Zeigefingern auf den Rücken des Filnbaumwaldes hin. Der Knecht sah es und schlug die Hände zusammen.

Dort hinter dem Waldrücken stieg ein riesiger Wirbel von rotem Rauch auf und verfinsterte den Himmel.

„Das kann ein Unglück geben!“ rief der Markus, langte nach einer Axt und eilte davon.

Der Rauch flutete immer heftiger auf und wurde immer breiter und dichter.

An den sonnigen Lehnen des Filnbaumschlages war's gewesen, wo das dürre Gestrüppe lag. Nahe, wo der halbverdorrte Lärchen-Anwuchs begann, war die Flamme entstanden, kein Mensch wußte wie. Zuerst mochte sie leicht hineingehüpft sein von Reisig zu Reisig, dann empor von Ast zu Ast mit flatternden Flügeln. Plötzlich entfaltet das Element seine wilde Gewalt, seine roten, siegreichen Fahnen. Der Wald wird höher und dichter, an dem Geäste hängen lange Moosflechten nieder und die vor wenigen Jahren von einem schweren Hagelschlage geschädigten Stämme sind harzig bis hinauf zu den Wipfeln. Hei, wie die feurigen Zungen lechzen und emporlodern! Und in den Gründen züngeln sie wie ein Schlangengezücht und allerseits beginnt sich ein fürchterliches Leben zu entwickeln. Die wenigen Holzhauer rennen in Verwirrung herum und fluchen und rufen nach Hilfe. Aber der Wald und seine Hütten sind menschenleer, Alles ist bei der Bittprozession. Bis sie nach Stunden endlich kommen, ist der Hochwald im Brande. Das ist ein Fiebern und Zittern in der Luft, ein Krachen und Prasseln weithin; Äste stürzen nieder, Stämme brechen zusammen und sprühen noch einmal auf in dem wogenden Rauch. Neu und frisch blasen glühende Luftströme durch das Gehölze; die Flammen erzeugen sich selbst den Sturm, auf dem sie fahren. O gewaltiges, nimmersattes Element! Es zehrt, so lange es lebt, und lebt, so lange es zehrt, es verzehrt die Welt, und wenn sie erreichbar, tausend Welten, und hat nimmer genug. Keine Macht kann so ins Unendliche wachsen als das Feuer, darum stellt es der Seher als den letzten Sieger über Alles dar.

Die Menschen arbeiteten und arbeiteten; manchen trugen sie halb verbrannt von dannen. Der Knecht Markus sah die fürchterlichen Folgen, aber er jammerte nicht und er verzagte nicht, er war die stille, die ruhige That. Schon begannen seine harzigen Kleider Feuer zu fangen, da eilte er hinab zum Bachbett und wälzte sich im Sand, bis sich dieser an alle Teile seines übrigen Anzugs gelegt hatte. Nun war er gepanzert. Äste haute er ab, Bäume hieb er um — o Gott, das schlug nicht an. Der glühende Strom brauste weiter; die kahlen Äste in der Runde, die rotnadeligen Zweige harrten schon der nahenden Flammenbraut und huben noch früher zu brennen an, als sie der erste Kuß erreichte.

Nun suchten die Arbeiter, die von allen Seiten herbeigekommen waren, den Flammen einen Vorsprung abzugewinnen, und ihnen durch breite Abstockungen eine Grenze zu setzen, aber es teilte sich der Brand in Arme nach verschiedenen Himmelsgegenden. Zur Abendstunde erhob sich ein Wind und zerzauste die mächtigen Feuerfahnen in tausend Fetzen und vervielfältigte überall das Element. Das war ein unheimliches Dröhnen in den Lüften und ein wunderlich Leuchten hin über das weite dunkle Waldland.

Erschöpft und ratlos ließen die Männer ihre Hände sinken, die Weiber räumten ihre Hütten aus und wußten mit der Habe nicht wohin.

In tiefen Thälern war es noch ruhig, da hörte man nichts als das leise Flüstern der hohen Tannen, aber der nächtliche Himmel war rosig und zuweilen flog hoch oben ein Feuerbrand dahin. Dann wieder kam eine zwitschernde Vogelschar und die heimatlosen Tierchen schossen planlos umher, und die Rehe und Hirsche kamen erschreckt heran zu den Menschenwohnungen.

„Wie diesen Tieren geht's uns Allen!" klagte ein Weib; „keine Menschenmöglichkeit, daß der Wald gerettet wird — Alles brennt, Alles brennt! Es ist das jüngste Gericht!" Tagelang wüteten die Flammen. Von unserm hochgelegenen Hause aus sahen wir aus den Wäldern des Filnbaum und der Nadelhölzer die Flammen still und langsam aufsteigen. Die ganze Gegend lag in einem trüben Schleier und scharfer Brandgeruch stach in unsere Nasen. Unser Berg schien eingewölbt von Rauch, daß es oft schier dunkel war. Und da stand ein großes, trübrotes Rad über uns, das der Rauch umwirbelte, verdeckte und doch nicht ganz vertilgen konnte. Es war die Sonne. Wir sahen aber auch, wie das Feuer allmählich gegen uns heranrückte; es stieg über die Höhen her und es stieg in die Thäler nieder, und es stieg endlich an unserm Bergabhange heran. Wir bedurften des Abends keines Kienspans mehr in der Stube, wir hatten vollauf Licht, denn zehn Minuten vom Hause brannte der schöne Kienwald.

Das Vieh hatten wir längst auf die Almweide gejagt und die Einrichtungsstücke des Hauses mitten auf das freie Feld hinausgeschleppt. Halb wahnsinnige Menschen kamen herbei. Der Vernünftigsten einer war der uralte Martin, dem die Hütte verbrannt war und der nun mitternächtig beim Scheine des Waldbrandes Preiselbeeren pflückte. Mein Vater kletterte auf den Dächern unseres Gehöftes herum und mit einer langen Stange, an deren Ende er einen nassen Lappen gebunden hatte, schlug er die Funken tot, die herangeflogen kamen und sich auf das Dach gesetzt hatten.

In der fünften Nacht, als wir in einer Ecke unserer ausgeräumten Stube kauernd schliefen, wurden wir plötzlich von einem lauten Tosen geweckt und der alte Markus, der auf dem Dache Nachtwache hatte, rief: „Das ist schon recht! Das ist schon recht!" Ein Wettersturm hatte sich erhoben und wütete in dem brennenden Walde, daß es eine furchtbare Pracht war. Als ob ein wüstes Gewässer dahinbrauste zwischen den Stämmen, so toste und dröhnte es. Aber das Feuer wurde in die entgegengesetzte Richtung von unserm Hause geworfen, und das war es, was dem alten Markus so recht schien. Die Flammen waren wie auf wilder Flucht; sie übersprangen ganze Waldpartien und zündeten an neuen, entlegenen Stellen.

„'s ist vorbei, jetzt sind wir fertig!" sagten die Leute, ließen die Hände sinken und thaten den Mund auf. Etliche, als sie die kahlgebrannten Hänge sahen, gewannen sogar ihren Humor wieder und meinten, es müsse schon ein ganz besonderes Fest kommen, daß sich gar die Berge rasierten. Aschermittwoch, wie sich's zeigte. Als sich der Orkan gelegt hatte, kam ein Regenguß. Der Regen währte tagelang und die Wolken stiegen träge auf und nieder. Lange noch mischte sich mit ihnen der Rauch der kohlenden Strünke — endlich aber war

alles Feuer ausgelöscht. Über Alles legte sich der feuchte, frostige Nebel — es war die herbstliche Zeit.

So ist die Begebenheit hier erzählt. Der Brand unserer Wälder war so großartig, daß er nur mit den glühendsten Farben einer wilden Phantasie recht dargestellt werden könnte. Da mir diese nicht zur Hand sind, blieb nichts Anderes übrig, als mit dem halbverblaßten Stifte der Erinnerung einfach zu skizzieren.

Doch endet der Wald mit seinem Untergange nicht und nach jedem Ende kommt ein Anfang. Der Nebel des Herbstes spann den Schnee; im Winter sahen wir von unsern Fenstern aus weit mehr weiße Flächen als sonst. Aber erst als der Lenz kam, sahen wir, was der Waldbrand angerichtet hatte. Überall verkohlter Grund, rostfarbige Steine, halbverbrannte Wurzeln und darüber ragten die schwarzen Strünke einzelner Baumstämme. — Nun kamen die Leute und reuteten. Sie stachen den schwarzen Rasen um, sie säeten Korn in das Erdreich; den Obdachlosen wurden neue Hütten gebaut. Und als der Frühherbst kam, war's eine Herrlichkeit. Kein Mensch in unserem Waldlande hatte je eine so große goldgelbe Fläche gesehen, als es das Kornfeld war, das sich über die Berge hinzog. Wir mußten Alle zusammenhalten, die Flut der Halme, wovon einer sein schweres Haupt auf die Achsel des andern legte, einzuheimsen. Ich erinnerte mich noch an das Wort, das bei dieser Gelegenheit der Pfarrer sprach: „Der Herr schlägt die Wunden, aber er spendet auch den Balsam, sein Name sei gelobt!" — Am nächsten Tage schickte er seine Knechte, um von der reichen Ernte den Zehent zu holen, und er hat recht gethan.

Nach diesen Tagen war vom Filnbaumschlag bis zu unserm Hause heran Feld um Feld und gegen dreißig Jahre lang gab der Grund des verbrannten Waldes den Menschen Brot. Heute haben sich die Menschen verzogen, zerstreut oder sind gestorben, und neuerdings sproßt über die Berghöhen wieder der junge, grüne Wald. Neues, unendliches Leben webt darin — eine üppige Pflanzenwelt, ein lustiges Tierreich, eine helle Gottesmorgenfreude überall. Wir sollten doch einmal hingehen und die Bäumchen beschauen, aus denen sich unsere Enkel einst Häuser bauen werden.

Der Heringsfang.

Bergen ist der rechteigentliche Fischplatz Europas; denn nicht allein der große Stockfischhandel wird von hier aus betrieben, es ist auch der Stapelplatz für die Heringsfischerei, welche an keinem Ort so ausgedehnte Niederlagen hat wie hier. Der Hering und der Kabeljau sind die beiden Meerbewohner, denen die Norweger eine Art Kultus widmen müßten, denn jährlich gewähren sie dem Lande einen reichen Quell des Einkommens, der mehrere Millionen abwirft.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf als den Hering, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht

ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste, denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen auftauchen, an allen Küsten des nördlichen Europas erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden eine Beute der Raubfische und Vögel erliegen und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Hering erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit.

Zu allen Zeiten ziehen einzelne, unermeßliche Heere aus, bald nach Schottland hinüber, bald in die Ostsee, bald an Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch Kattegat und Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er Alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber den Fischern und Kaufleuten ist es auch genug: sie sind da! und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. Merkwürdig ist es aber, daß eine fast regelmäßige Ab- und Zunahme der Schwärme bemerkt wird, als herrsche darin auch Ordnung und Gesetz; zuweilen auch verlassen sie aus unbekannten Ursachen auf eine Zeit lang oder für immer, manchmal ganz plötzlich, die bisher stark besuchten Küsten und zeigen sich nicht wieder. So ist es Gothenburg gegangen, wo der Hering früher in zahlloser Menge erschien, und wo jetzt seit einer Reihe von Jahren nichts mehr gefangen wird. Die Fischer an der Küste sind verarmt; dagegen hat der Andrang des Tieres zur norwegischen Küste von Bergen bis Cap Lindesnäs außerordentlich zugenommen. Möglich jedoch, daß sich dies periodisch ändert. In den Gothenburger Scheren haben sich wieder einige Streifpartien gezeigt. Der arme schwedische Fischer jubelt bei diesen Hoffnungen, und Gothenburg, das schwer durch das Ausbleiben des Herings gelitten hat, würde Freudenfeste anstellen und Ehrenpforten bauen, wenn er wieder einzöge. So wirkt ein Tiergeschlecht auf Leben und Wohl der Menschen ein, und ganze Länder werden durch sein Kommen oder Nichtkommen erfreut, oder in Trauer versetzt. —

Der Hering erscheint jährlich dreimal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei, sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches, Frühlingshering genannt. Der Fang geschieht vornehmlich an dem Küstenstriche zwischen Bergen und Stavanger, hauptsächlich am Eingange des großen Bukkefjord. Auf diesem Raume sind im Februar wenigstens zwölftausend Menschen mit Heringsfischerei beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, mieten Plätze und Hütten und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nötig haben, versorgen. Alle haben auch wohl das Jahr über schon manche Schulden gemacht, welche auf ihr Conto geschrieben sind, um durch den Heringsfang gedeckt zu werden. Sie thun sich nun in Gesellschaften zusammen und bestimmen die Teilung, fügen sich den gesetzlichen Anordnungen, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, treffen Verabredungen mit dem Empfänger ihrer Ware und

erwarten dann die Heringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis ins Meer hinaus entgegenfahren, um den lang ersehnten silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Wie viel Fische auch täglich in dieser ungeheuren Zahl von Netzen herausgezogen werden, die Masse der übrigbleibenden scheint dadurch nicht vermindert. Immer neu drängt sich das unermeßliche Heer herauf an die Oberfläche. Delphine, Kabeljaue, Schellfische und Haie umschwärmen in Scharen die Verfolgten und machen wütende Angriffe auf ihre Phalanx; aus der Luft stürzen die unzähligen Schwärme wildschreiender Möven, Seeraben, Skarfe und Fischadler. Alle Klippen und Felsen sind bedeckt mit den unersättlichen Räubern; von unten bringen sie aus den tiefsten Meerestiefen, von oben schießen sie aus den Wolken nieder, und der Mensch läßt sie gewähren, sie treiben dasselbe Geschäft wie er.

Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen und wohl eine noch größere Zahl von den Raubtieren verschlungen werden.

Endlich im März senken sich die Scharen mehr und mehr in die Tiefe und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Der Fang ist beendet, und die Fischer ziehen nach Haus, um zu empfangen, was sie vom Kaufmann zu fordern haben; aber dies ist meist trotz aller Gunst des Schicksals doch nur eine geringe Summe. Man hat vorher geborgt, das Leben ist teuer, der Fisch wohlfeil, und bald pocht das alte Elend wieder an die schmuzige Hütte des Armen, dessen Hoffnung sich dann auf den nächsten Glücksstern seiner Netze richtet.

Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300,000 Tonnen Heringe ausgefahren sind, so kann man sich wohl einen Begriff von der Lebendigkeit und Größe dieses Handels machen.

Wilhelm Beukels der Heringsfischer.

Der Heringsfang begründete zum Teil den Wohlstand und den Seehandel der Flamänder. Der Name dessen aber, der dazu verholfen, verdient allgemeiner bekannt zu werden.

Im Jahre 1397 hatte man einen so reichen Heringsfang, daß man nicht wußte, was man damit anfangen sollte. Die Fischer von Biervliet fuhren, — so stark war ihre Ladung — mit Mühe den Arm der Schelde hinauf, der die Mauern ihres Städtchens benetzte. In diesem Jahre lebte in Biervliet ein junger Fischer voll Mut. Ein Kind des Landes, hatte er jährlich den reichen Vorrat eine kurze Zeit dauern, dann aber verschwinden sehen. Er schloß aus dem leichten Verkauf des Herings, welcher Vorteil sich davon ziehen ließe, wenn man ihn in fremde Länder transportieren könnte. Er dachte nach, machte Ver-

suche und sah sich endlich im Besitz eines Verfahrens, das wir heute nicht mehr bewundern, weil das Einfache und Bekannte uns leicht erscheint. Da Wilhelm Beukels der Wirkungen seines Verfahrens noch nicht sicher war, so wollte er es auf seine eigene Gefahr versuchen, ehe er es mitteilte. Während also seine Freunde sich beeilten, die Heringe ihres Fanges von 1397 zu verkaufen, so häufte er die seinigen, die er in enormer Quantität hatte, auf. Er erklärte, er mache einen Versuch für das allgemeine Beste; er werde erst drei Monate nach dem Fange verkaufen, und wenn sein Plan gelänge, so sollten alle sein Landsleute für das nächste Jahr eine Entdeckung erfahren, die sie für immer reich machen müßte. Dieses kühne Unternehmen erregte ein lebhaftes Interesse auf allen Küsten der Niederlande. Die, welche Wilhelm Beukels kannten, hofften viel von seiner Geschicklichkeit. Viele dagegen lachten ihn aus und meinten, er würde bald genötigt sein, seinen verdorbenen Fisch dem Meere wiederzugeben. Andere bedauerten ihn, daß er so aus freien Stücken sich um einige Hundert Tonnen Heringe bringe, mit denen er, trotz des billigen Marktes, doch ein ziemlich rundes Sümmchen hätte verdienen können. Beukels ließ sich nicht entmutigen. Man aß schon drei Monate keine Heringe mehr, als Beukels seine Magazine öffnete. Alles fand sich im besten Zustand. Er ließ jeder Familie von Viervliet einen der durch seine Methode erhaltenen Heringe bringen. Dieser eigentümliche Prospektus erregte überall Bewunderung und Freude. Die Heringe waren köstlich. Alle Fischer kamen, um Beukels Glück zu wünschen und ihm die Hände zu drücken. „Wenn du Wort hältst," sagten sie, „so werden wir alle reich, und dir werden wir unseren Reichtum verdanken." — „Am Tage vor der Abfahrt zum nächsten Fange," sagte er, „sollt ihr, wie ich euch versprochen, meine Entdeckung kennen lernen; aber noch kann ich nichts sagen; ich muß ein ganzes Jahr Zeit haben, um zu wissen, daß ich meiner Sache sicher bin.

Aus Aller Munde wurde nun dem jungen Fischer ein einstimmiges Lob zu Teil. Seine Genossen fühlten, daß er persönlich von seiner Erfindung einen ungeheuren Gewinn hätte ziehen können: er hätte alle Jahre den Fang seiner Gefährten um einen Spottpreis aufkaufen und dann allein diesen Handel im Großen treiben können. Er zog es vor, großmütig zu sein. Doch machte er schon in diesem ersteren Jahre bedeutenden Gewinn; man sprach nur von den Heringen Wilhelm Beukels. Da die Jahreszeit des Fisches vorüber war, so wollte alle Welt davon essen, und mit der Abnahme seiner Vorräte steigerte er den Preis.

Inzwischen hatten mehrere ungeduldige Fischer tausend Versuche gemacht, es ihrem Kameraden nachzuthun, aber es gelang Keinem, was zugleich zeigt, daß die Kunst, den Hering zu salzen und einzupacken, noch keine so leichte Erfindung war. Am Tage vor der Abfahrt zum Fange des Jahres 1398 versammelte Beukels sämtliche Fischer und begann: „Vor Allem, meine Freunde, muß ich euch sagen, daß nach der Erfahrung, die ich gemacht, der Hering, der vor dem 25. Juni gefangen wird, sich nicht erhält. Überdies," fügte er in

seinem naiven Glauben hinzu, „muß man den König der Heringe respektieren, wenn man will, daß der Fang glücklich von statten gehe.“ Hierauf entwickelte er ohne Rückhalt sein ganzes Verfahren, und ein dankbares Freudengeschrei segnete seinen Namen. Seit jenem Jahre wurde der Heringsfang stärker als je. Der Hering wurde nun nach allen Seiten bis nach Lyon, Dresden und Straßburg versandt. Alle Küsten Flanderns sahen ihren Reichtum verzehnfacht.

In welch bedeutendem Maßstab übrigens schon damals der Heringsfang getrieben wurde, zeigt eine merkwürdige Stelle bei Philipp de Maizières, der am Ende des 14. Jahrhunderts schrieb und in dem „Traume des alten Pilgers“ erzählt, daß er auf seiner Fahrt nach Preußen über Meer Zeuge des Heringsfanges war. „Es ist allgemeines Gerücht,“ sagte er, „daß es vierzigtausend Böte sind, die nichts anders thun, als Hering fischen. In jedem Boot sind wenigstens fünf oder sechs Personen, und außerdem sind fünfhundert größere und mittlere Fahrzeuge dazu bestimmt, den Hering, den die kleinen Fahrzeuge fangen, zu sammeln und einzusalzen. So sind also dreihundert tausend Personen mit diesem Gewerbe beschäftigt.“ Was Philipp de Maizières sah, hatte einige Zeit vor Beukels statt. Damals beschränkte man sich darauf, den Hering einzusalzen, was ihn nur ein oder zwei Wochen erhält. Beukels Verfahren, wie es noch heute angewendet wird, ist folgendes. Sobald der Fisch aus dem Meer ist, schneidet man ihm die Kehle ab, nimmt die Eingeweide heraus, läßt die Milch und Rogen, wäscht sie in süßem Wasser und legt ihn in ein Faß, das mit einer starken Salzlake von süßem Wasser und Seesalz gefüllt ist, wo er zwölf bis fünfzehn Stunden bleibt. Sodann wird er abgeschuppt und, nachdem er oben und unten hinreichend mit Salz bedeckt worden, eingepackt. Dies nennt man den weißen oder den gesalzenen Hering. Um ihn dagegen in den geräucherten Hering oder Pückling zu verwandeln, läßt man ihn doppelt so lange Zeit im Salzwasser liegen. Dann steckt man ihn mit dem Kopfe an kleine hölzerne Spieße, hängt ihn in einen eigens dazu eingerichteten Kamin und zündet darunter ein kleines Feuer an, das man so behandelt, daß es viel Rauch und wenig Flamme gibt. Hier bleibt er vier und zwanzig Stunden hängen. Und so kann man zehntausend auf einmal räuchern.

Wilhelm Beukels starb reich und angesehen und in hohem Alter in der glänzendsten Epoche des Hauses Burgund im Jahre 1449, ohne je den Stand, den er bereichert hatte, aufzugeben. Die Fischer vergaßen nicht, daß sie ihm ihren Wohlstand verdankten. Sie errichteten in Biervliet ein Denkmal auf seinem Grabe. Merkwürdig ist noch ein Gebrauch, der von den Fischern seit jener Zeit auf Beukels Rat beobachtet worden. Jedes Jahr im Anfang des Juni müssen die, welche zum Heringsfang abfahren, vom Schiffs-Kapitän bis zum letzten Matrosen vor dem Bürgermeister der Stadt, in der sie sich segelfertig machen, schwören, vor dem 25. Juni um ein Uhr nach Mitternacht kein Netz ins Meer zu werfen. Jeder Kapitän bekommt dann ein Zeugnis, welches bescheinigt, daß die Vorschrift erfüllt worden, und ein Kanonenschuß verkündet der Flotte der Fischerkähne die Stunde, wo sie ihre Netze auswerfen können.

Bis zu diesem Moment wird nur die Heringsbank aufgesucht, eine unermeßliche Säule, die wohl aus dem Eismeer kommt. Auch ist es Sitte, den Fisch, der gewöhnlich der Säule vorangeht und den die Seeleute Fario oder Heringskönig nennen, wieder ins Meer zu werfen. Die Fischer beobachten streng diesen Gebrauch. Das Boot, das den ersten Hering gefangen hat, wird von der ganzen Flotte begrüßt. In Holland wurde dieser erste Hering ehemals dem Bürgermeister von Amsterdam feierlich überreicht und mit einer goldenen Medaille belohnt. Jetzt wird er dem König gebracht und eine Summe Geldes dafür bezahlt.

Als im Jahre 1536 Kaiser Karl V. die Befestigungsarbeiten an der Flandrisch-Seeländischen Küste besuchte, fragte er auf der Fahrt nach Ysendyk, was es da zu sehen gebe? „In Ysendyk nichts," antwortete der Steuermann, der die Schaluppe führte; „aber wenn Ew. Majestät eine gute Stunde von hier das Fort Biervliet besuchen wollen, so werden Sie daselbst etwas Großes sehen, das Denkmal von Wilhelm Beukels." Bei Nennung dieses Namens zog der Sohn des Meeres ehrfurchtsvoll seinen geteerten Hut. „Wer ist dieser Beukels?" fragte Karl. Der Steuermann errötete, die Frage schien ihm wehe zu thun. Er begriff nicht, daß man einen so verehrten Namen nicht kannte. Armer Steuermann! was würde er heute sagen, wenn er sähe, daß in jenen bändereichen Biographieen, die mit so vielen unnützen Namen angefüllt sind, Wilhelm Beukels noch keinen Platz gefunden hat. — „Majestät," antwortete der Steuermann mit einer gewissen Feierlichkeit, „Wilhelm Beukels ist der Mann, der die Kunst erfand, den Hering zu salzen und einzupökeln." — „Und ihn zu räuchern," fügte ein Fischer hinzu, „denn ihm verdanken wir auch die getrockneten Heringe." — „Er hat den Reichtum Flanderns und Hollands geschaffen," antwortete ernst Karl V. „Ehre sei den nützlichen Männern! Das Fort Biervliet hat wenig zu bedeuten, aber wir werden dem Grabe des Wilhelm Beukels unsere Verehrung bezeugen." Diese Worte brachten schnell die unglückliche Frage in Vergessenheit. Der Kaiser schiffte sich mit seinem Gefolge ein; alle Barken, die in der Nähe waren, begleiteten ihn, und als man Karl V. mit der Königin von Ungarn, seiner Schwester, und ihrem glänzenden Hofe sich vor dem Grabe des alten Fischers neigen sah, da feierte man in ganz Biervliet eines jener Feste, das die folgenden Generationen nicht vergessen.

Deutsche Redensarten.

Im Stiche lassen.

Der Ursprung dieser Redensart ist in den altdeutschen Turnieren zu suchen, die mit einem deutschen Worte „Stechen" oder „Gestech" genannt wurden. Als gegen das Ende des Mittelalters das Turnier aus den Kreisen der Ritter auch in die der Bürger gedrungen war, als auch Handwerker und ihre Gesellen

Turniere hielten, wie sie Hans Sachs in seinen Spruchgedichten geschildert hat, da sprach man von „Plattnerstechen", d. i. den Turnieren der Harnischmacher, von „Gesellenstechen" u. s. w. Stach man beim Turnier nicht mit der scharfen Lanze, sondern hatte man an der Spitze derselben einen Ring, das Krönlein angesteckt, so hieß das Turnier ein „Krönleinstechen", und die „Fischerstechen", die Wasserturniere der Fischer, haben sich bis auf unsere Tage erhalten.

Beim Turnier galt es, durch wohlgezielten Stich den Gegner vom Rosse zu werfen, ihn „aus dem Sattel zu heben", „auf den Sand zu setzen", ihn „auszustechen", d. i. aus dem Sattel heraus. Den Sieg über einen Gegner bezeichnen wir heute noch durch „ausstechen". Von zwei um die Wette Laufenden oder Reitenden hat der zuerst Ankommende den andern ausgestochen, von zwei um gleiche Gunst Werbenden sticht der glücklichere den andern aus.

Ebenso hat „stechen" noch heute die Bedeutung „um den Sieg ringen". Von den Turnieren übertrug sich dieser Ausdruck z. B. auf die Schützenfeste. Zwei Schützen, die gleichviel Punkte hatten, mußten, um zu entscheiden, wem der Preis gehöre, noch einmal um die Wette schießen, sie mußten, wie man sagte, mit einander stechen. Auch beim Kegelspiel wird durch Stechen um den streitigen Preis gerungen, und Jemand „im Stiche lassen" heißt: beim Kampfe um einen Preis, in der Gefahr ihn ohne Hilfe lassen. Im Kartenspiele hat der Gewinnende einen Stich gemacht. (Aus „der praktische Schulmann".)

Die wilde Taube.

Schaurig dämmerts in der Laube,
Aus dem Thale wich der Tag;
Waldwärts fliegt die wilde Taube,
Meine Blicke fliegen nach.

Neuen Schwunges Hast belebt sie,
Wie sie spürt den Waldesduft;
Eh' ich atme, schon verschwebt sie
Wie ein Flöckchen in der Luft.

Doch es folgt ihr mein Gedanke,
Eilt ihr vor im raschen Spiel,
Früher als die leichte Schlanke
Treff' ich ein an ihrem Ziel;

Finde, wo in schwarzem Zuge
Wipfel sich an Wipfel reiht,
In der Krone einer Buche
Ihres Hauses Heimlichkeit;

Unterm Blätterdach des Baumes,
Aller Wehr und Hilfe bar,
Auf dem Bett des weichen Flaumes
Harrt ihr zartes Kinderpaar.

Husch, da flattert's durch die Äste,
Und die Mutter ist zu Haus;
Wie behend die kleinen Gäste
Haschen nach dem Abendschmaus!

Eifrig giebt sie hin die Speise;
Sind sie dann zur Ruh' gebracht,
Breitet drüber sie sich leise,
Und sie schlummern in der Nacht. —

Schlaft in Frieden bis zum Morgen,
Wacht auch nächtger Feinde Schar!
Möchte gern mein Dach euch borgen,
Doch es schützt nicht vor Gefahr.

Muß euch lassen unbehütet,
Hab' nicht stärkre Wehr als ihr;
Mit Verderben, wenn sie's brütet,
Droht wie euch die Nacht auch mir.

Doch wo treulich ohne Säumen
Wir bei Tag das Haus bestellt,
Wollen Nachts wir ruhig träumen,
Wenn auch Niemand Wache hält.

Pfarrius.

Dreisilbige Charade.

Die Erste umgibt die erhabenste Macht,
Zu schützen das Recht, zu lenken die Schlacht,
Es strahlet auf sie der Friede, das Glück
Der Völker zurück.

Das Zweite, dem Pflanzer und Sämann verhaßt,
Durchflimmert die Krone und wölbt den Palast;
Es lebt, hat der Künstler ihm zugewandt
Die bildende Hand.

Das Ganze schaut stolz von der Elbe hervor,
Hebt drohend das Haupt zu den Wolken empor,
Hat Alles die Ersten verlassen, ist dort
Ein sicherer Ort.

Bernardo Galli,

der Lehrling des Banditen.

Erzählung

für die reifere Jugend

von

E. P. Mund (Dr. E. v. Pochhammer).

(Fortsetzung.)

II.

Nachdem sie die köstlich erquickenden Wasser der abwärts brausenden Restonica überschritten hatten, klommen sie einen Felsenkamm nach dem anderen empor, bis sie zum Trigione gelangten, dem letzten Vorberge des Rotondo. Wieder standen sie am Ufer der Restonica, hier an der Grenze der Baumvegetation, als deren letzte Vertreter sich nur längs des Wasserlaufes Erlenbüsche zeigten.

„Da! Nimm den hölzernen Becher und schöpfe Dir von diesem Wasser, welches das köstlichste der ganzen Insel ist. Du wirst Dich überzeugen, daß es mehr labt, als der edelste Wein. Sieh, ich bin oftmals seinem durch jene schneeweiß überzogenen Kiesel bezeichneten Laufe durch die immergrünen Wälder zwölf Stunden lang hinab gefolgt, bis es sich in den Tavignano ergießt, und sieh! diese gewaltige Treppe, welche von der Natur aus kolossalen Stufen des prächtigen rötlichen Granites gebildet ist. Nimm Dich in Acht, denn das überströmende Herbstwasser hat oft große Flächen spiegelglatt poliert."

„Wie lange steigen wir hier aufwärts, Ohm?"

„Zwei volle Stunden, bis auf die Höhe des Trigione."

Und richtig erst nach zwei Stunden hatten sie den Trigione erklettert, und vor ihnen lag der meist beschneite Berggipfel des Rotondo. Den Namen hat er erhalten, weil zersplitterte, schroffe Felsen einen kraterförmigen Halbtrichter bilden. Wo sich dies ungeheure Felsenamphitheater öffnet, liegt dunkel hingegossen ein kleiner See, der Lago di Monte Rotondo, von grünen Wiesen sanft umkränzt.

Bernardo bückte sich und schöpfte wieder einen wohlverdienten Labetrunk, — setzte den Becher aber schnell wieder ab, und Galvano sagte lächelnd: „Ja, der Trank in dieser granitnen Riesenschale ist eisig kühl — und ist es nicht ein wunderlicher Anblick, diese vom See bis zum Gipfel aufsteigenden mit einer Eiskruste überdeckten Schneefelder!"

„Ohm, der Gipfel kann doch nicht mehr weit entfernt sein! Ob wir wohl in einer halben Stunde oben sind?"

„Probiere es!" war die Antwort, und nach einem Blicke auf die Uhr wendete sich Galvano der Höhe zu, und Bernardo folgte seinem Beispiele. Fast immer mußten sie auf Händen und Füßen kriechen, und es waren wieder volle zwei Stunden vergangen, als sie endlich sehr erschöpft auf die äußerste Spitze gelangten, welche von einem grauen, durchrissenen Felsenobelisken gebildet wird und in einem schmalen Zacken endigt, so daß man ihn umklammern muß, um sich auf schwindelnder Felsenhöhe gleichsam schwebend zu erhalten.

Obwohl die Höhe des Berges weit unter der des Mont Blanc bleibt, ist die Rundsicht ungleich großartiger und entzückender, und mit keiner Aussicht auf der Welt zu vergleichen. Blickt man vom Gipfel in dessen nächste Umgebung, so erschrickt der Beschauer vor den Felsenwüsten und den Bergtrümmern ringsum. Fürchterlich steile Bergwände bilden ein Durcheinander von einsamen Thälern, in deren jedem ein kleiner, unbewegter See liegt, die alle sehr verschieden gefärbt sind, je nachdem sich grade der Himmel widerspiegelt, und azurblau erscheinen, oder die Schatten der düsteren Felsenwände grau oder tiefschwarz wiedergeben. Obgleich der Monte Rotondo sich nicht aus der Gebirgskette erhebt, die Corsica von Norden nach Süden durchzieht, sondern östlich derselben aus einem Seitenarme aufsteigt, so übersieht man von oben diese Hauptkette und auch die zu beiden Seiten parallel fortlaufenden Gebirgsrippen, welche bis zur Küste hin bebaute und bewohnte Thäler bilden, die fast alle von einem Wasserlauf durchströmt sind, außer den an dem Hauptgebirgsstock entspringenden drei Hauptflüssen, Geto, Tavignano und Liamone. Mit Ausnahme eines kleinen verdeckten

Teiles nach Süden zu zeigt sich, wie in der Vogelperspektive, die ganze Insel umgürtet rings vom blauen Meere — und im Osten über den toskanischen Inseln das Festland Italiens, und bei der ungewöhnlich heiteren Luft und Beleuchtung zeigte Galvano seinem Neffen nach Norden zu die Stelle, wo vor den weißerglänzenden Seealpen Genua, der größte Feind und jahrhundertlange Unterdrücker der Insel, liegt, — während am westlichen Himmel jenseits des Meeres die fernen Berge von Toulon auftauchten.

„Dort," murmelte er, „dort liegt Frankreich, das uns jetzt knechtet, eben so schlimm, wie es früher nur irgend Pisa und Genua gethan haben."

An einer geschützteren Stelle am Fuße der am höchsten aufragenden Felsenspitze hatte Galvano seinen Ranzen, Helm und Visier niedergelegt, und nach einer halbstündigen Erholung trieb er zum Aufbruch.

Wie selbstverständlich belud sich Bernardo mit dem Mantelsack und der Rüstung des Banditen, um sie bergab zu tragen. Sie waren aber noch keine halbe Stunde hinabgestiegen, oft an Schneehängen hinabgleitend, als Bernardo schon atemlos und schweißtriefend sagte: „Ich begreife doch nicht, wie ein Bandit, der doch stets flink zu Fuße sein soll, sich die Last solchen Gepäckes aufbürden mag!"

„So," antwortete der Oheim, „so? Du weißt also nicht, daß der Flüchtling sein Haus auf dem Rücken tragen muß, wie die Schnecke?"

Nach einigen Schritten stehen bleibend und den Arm des Jünglings erfassend, setzte er hinzu: „Ich sage Dir, man kann nicht vorsichtig genug sein! Ich würde mich scheuen, auch nur einen meiner Schuhe irgendwo stehen zu lassen, in der Überzeugung, daß dies hinreichen würde, meinen Aufenthalt zu verraten. Hast Du niemals von dem Sette-Fiati gehört? Er hieß so, Sieben-Lunge, weil er im Laufen ausdauernder war, als irgend einer seiner Verfolger. Vielleicht kennst Du ihn unter dem Namen Micione? den er bekam, weil er so überaus geschickt im Nachahmen des Miauens der Katze war. — Auch nicht? — Nun, viele Jahre lang entging er den Verfolgungen der Justiz. Endlich ist er doch in die Hände der Häscher gefallen, weil er im Grunde einer Höhle ein kleines Kruzifix und eine Kürbisflasche verloren hatte, Dinge, die auf seine Spur geleitet haben. — Du kannst Dir ein für alle Mal merken, daß in diesem Ranzen Alles enthalten ist, was ich gebrauche, und daß jedesmal, wenn er gepackt wird, wieder Alles hinein kommen muß: Lebensmittel, ein Päckchen Wäsche, mein Kochapparat, Schreibzeug und Papier, der Stahl, ein Fernrohr, ein Büchschen mit Wundsalbe, Heftpflaster und zwei Bücher, die Canzonen des

Petrarca und der sterbende Christ des Pater Guglielmo von Speloncato! auch noch diese Glocke. Mir hat sie Gigante einst gegeben, und mich gelehrt, mit ihr zu fragen, zu antworten, ja mich mit einem Entfernten zu unterhalten. Er hat mich auch gelehrt, damit das Geläute einer weidenden Kuh nachzuahmen, und das hat mir schon mehr als einmal das Leben gerettet, — weil es im Dickicht des Buschwalds die mich verfolgenden Häscher irre geleitet hat." —

„Also wieder die Glocke des Tintinnajo," dachte Bernardo. — „Ich habe ihretwegen ja darauf verzichtet, den Gigante aufzusuchen — und nun finde ich die Glocke im Besitze meines Onkels!" —

Längst war es Bernardo aufgefallen, daß sie in einer anderen Richtung bergab stiegen, als in der sie hinauf geklommen waren, obgleich Galvano geäußert hatte, daß sie ihr Nachtquartier am Abhang des Trigione finden würden.

Nachgerade war Bernardo, der an solch anhaltendes Klettern in den Bergen nicht gewöhnt war, ziemlich müde geworden, als plötzlich sein Oheim erklärte, hier auf diesem Flecke über Nacht bleiben zu wollen.

„Ein Feuer werden wir hier freilich nicht anzünden können, denn der Schein könnte uns zu leicht verraten und uns einen unangenehmen Besuch zuziehen. Wir werden uns daher auch mit einem kalten Abendbrod begnügen müssen." Beim Essen brachte Galvano ein Taschenmesser zum Vorschein, auf dessen Schale zwei Namen eingekratzt waren: Massoni und Arrighi. Bernardo richtete fragende Blicke auf die Namen, und sein Oheim sagte:

„Du möchtest wissen, was es mit diesen Namen für eine Bewandtnis hat? Massoni war ein Mensch von beispielloser Energie. Er stammte aus einer wohlhabenden Familie in der Balagna und Blutrache hatte ihn in die Berge getrieben. Von seinen Verwandten unterstützt und von den Hirten begünstigt, lebte er hier viele Jahre und hat in ehrlichem Gefechte viele Sbirren getötet. Bei ihm war sein Bruder und der tapfere Arrighi. Dies Messer hat Massoni besessen und einst an Arrighi geschenkt, der es darauf mir gegeben hat, da ich ihm einmal einen kleinen Dienst geleistet habe, den er hoch aufnahm und überschätzte."

„Leben die Beiden noch?" fragte Bernardo.

„Leider nicht! Ein Mann aus der Provinz Balagna, der an einer mächtigen Familie Verwandtenblut zu rächen hatte, suchte eines Tages Massoni auf und bat um dessen Beistand. Es kam aber nicht dazu. Denn Massoni, der ihn gastfrei aufgenommen hatte und dem es an einer Mahlzeit fehlte, ging hier auf dem Monte Rotondo zu einem Hirten und forderte

von dem ein Lamm. Der Hirte gab ihm eins; doch Massoni sagte: ‚Knabe! Du gibst mir ein gar mageres Lamm und ich will heute einen Gast ehren; siehe, da jenes Tier ist fett, das will ich haben,‘ und auf der Stelle schoß er das fette Lamm nieder und trug es in seine Höhle. — Darüber ergrimmte der Hirte und, auf Rache sinnend, ging er den Berg hinab und zeigte den Sbirren den Schlupfwinkel Massonis an. Der Hirte wollte das Lammesblut rächen. — Die Sbirren stiegen in großer Zahl in die Berge. — Du weißt, daß diese corsischen Gendarmen mit der Natur des Landes gut vertraut sind, und geübt im Kampfe mit uns. Sie sind verwegen, wie das Wild, das sie jagen. Ihr Leben ist in steter Gefahr, denn wenn sie in die Berge aufsteigen, bleiben sie selten unentdeckt von unsren Fernröhren, und wenn sich unsren Schlupfwinkeln Gefahr naht, sind wir auf und davon, behender als ein Muflon! aber noch öfter passiert es, daß ein Sbirre vorsichtig auf Schußweite herankommt und ihn plötzlich solch ein nimmer fehlender Schuß zu Boden wirft. — Hier also stiegen die Sbirren in die Berge auf; der Hirte voran. Auf nur ihm bekannten Wegen krochen sie die Felsen empor, wo die Massonis und Arrighi ihre Höhle hatten. Der Eingang war durch einen Busch verdeckt. Arrighi und Massonis Bruder lagen in der Höhle, Massoni aber saß hinter dem Busche auf der Wacht.

„Ein Teil der Sbirren war empor gekrochen bis über die Höhle; die Übrigen hatten die Schlucht besetzt. Die oben Befindlichen bemerkten etwas Schwarzes in dem Busch, und Einer warf mit einem Stein darnach. Augenblicklich sprang ein Mann auf und feuerte eine Pistole ab, um die in der Höhle Liegenden zu wecken. Aber im selben Augenblicke knallten auch die Häscherflinten und Massoni stürzte tot nieder. Als diese Schüsse fielen, sprang Massonis Bruder aus der Höhle und setzte gleich der Bergziege in wilden Sprüngen von Klippe zu Klippe, von Kugeln umsaust. Im letzten Augenblick, als er schon fast ein sicheres Versteck erreicht hatte, traf ihn eine Kugel tödlich und er stürzte ins Gestein. Arrighi, welcher Alles sah, was vorging, hielt sich in der Höhle verborgen. Behutsam drangen die Gendarmen vor, und anfangs wollte keiner die Höhle betreten, bis es endlich die Wagehalsigsten doch unternahmen. Das Innere schien leer zu sein. Allein die Häscher ließen sich nicht täuschen, und behaupteten, daß in der Höhle sich der dritte Mann verberge. Es kam die Nacht. Man zündete Fackeln und Lagerfeuer an, und beschloß, Arrighi auszuhungern. Am Morgen gingen einige an die der Höhle nahe Quelle, um Wasser zu schöpfen. Da fiel ein Schuß und noch einer, und zwei Sbirren lagen in ihrem Blute. Ihre Kameraden feuerten in blinder Wut

ihre Flinten gegen die Höhle ab. Alles blieb still! — Jetzt galt es zunächst, die beiden Toten oder Sterbenden zu holen. Man zauderte lange. Dann entschlossen sich Einige dazu, und wieder kostete es Zweien das Leben. — Noch ein Tag verging. — Da fiel Einer auf den Gedanken, den in der Höhle versteckten Banditen auszuräuchern, wie einen Dachs. Man türmte vor dem Eingang in die Höhle trocknes Reisholz auf und zündete es an. Aber der Rauch verzog sich durch die Spalten und eine Kugel Arrighis erreichte wieder einen Gendarmen. Arrighi hörte natürlich jedes Wort, das man sprach, und hielt mit den Sbirren ordentliche Zwiesprache. Man konnte ihn aber weder sehen, noch treffen; doch versprach man ihm Begnadigung, wenn er sich ergeben wollte. Da es aber bei den Häschern nicht heißt: ein Wort, ein Mann! und sie viel versprechen können, was sie hinterher nicht halten, — so weigerte sich Arrighi. — Nun kam der Procurator von Ajaccio, den man gerufen hatte, und der ließ aus Corte Militär und einen Ingenieur holen. Letzterer erklärte, es sei möglich, Petarden in die Höhle zu werfen. Als dies Arrighi hörte, mag ihn die Furcht, mit den Felsentrümmern der Höhle aufzufliegen, zur Flucht bestimmt haben. Genug, in der Nacht rollte er in falscher Richtung Steine hinab und sprang von Fels zu Fels, um einen andren Versteck zu erreichen. Die Flintenschüsse der Sbirren knallten ins Ungewisse, doch das Unglück wollte, daß ihn eine Kugel am Schenkel traf. Er band sich ein Tuch um das Bein und schleppte sich mühsam weiter. Aber als es Tag wurde, verriet ihn die Blutspur, und die Verfolger folgten seiner Fährte. Es war ein gräßlicher Morgen. Weit oberhalb der Stelle lag ich im Trümmergestein verborgen und sah die Jagd mit an. Arrighi hatte sich, ermattet von dem Blutverluste, unter einen Felsblock geduckt. Ein Sbirre hatte sich auf diesen aufgeschwungen und stand da, die Flinte zum Schusse fertig. Da sah ich, wie Arrighi den Kopf etwas hervorstreckte, um sich umzusehen, und — ein Knall und Arrighis Kopf war zerschmettert. — So endeten die Drei!"

„Oh, Onkel! Das ist gräßlich!"

„Ja, wahrlich gräßlich! — und was half es, daß ich mir gelobte, sie zu rächen, und daß meine Kugel ein paar Stunden später den verräterischen Hirten niederwarf, und die Sbirren, als sie endlich die nötige Anzahl Maultiere herbei geschafft hatten, um die drei Banditenleichen und die fünf im Kampf gefallenen Gendarmen fortzuschaffen, auf das eine noch ledige Maultier noch zwei weitere Kameraden laden mußten, denen Kugeln, von oben her gesendet, die Köpfe durchbohrt hatten? — Der Kampf hatte auf Seiten der Banditen drei Menschenleben gekostet und bei der

Gegenpartei deren sieben und den schurkischen Hirten! — Du weißt, der kalekutische Hahn und der Stier werden wütend, wenn sie ein rotes Tuch erblicken, so geht es uns, wenn uns so eine Rotte Sbirren vor Augen kommt, so braune Kerls mit schwarzen Bärten in blauen Uniformsröcken, mit weißen Achselschnüren, die Doppelflinten auf der Schulter!" —

Die Nacht war kühl und dem fröstelnden Bernardo war es recht, daß sich Brusco dicht an ihn schmiegte und sie sich gegenseitig erwärmten, der Jüngling und der Hund! — Einige Male hob Brusco den Kopf, lauschte in die Finsternis hinaus und ließ ein leises Knurren hören, dann fuhr auch Bernardo ängstlich in die Höhe, — und stets sah er beim matten Sternenschein, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, den Ohm aufrecht sitzen, die schußfertige Flinte im Arm. Beim Schimmer des ersten Frührotes erweckte ihn derselbe, da das Verweilen an dieser Stelle beim Tageslicht zu wenig Sicherheit gewährte. — Als Frühstück reichte er Bernardo wie dem treuen Hunde ein mäßiges Stücklein Brot, und seufzend dachte Bernardo, wie willkommen und wohlthuend jetzt ein warmes Getränk sein würde, wie er es daheim gewohnt war.

Nun fing die rastlose Wanderung der Beiden oder des Kleeblatts, wie Bernardo die Vereinigung des Banditen, seines Lehrlings und des Hundes mit schmerzlicher Selbstironie bezeichnete, auf der Insel hin und her und kreuz und quer, an; bald nach Osten, bald nach Westen oder Süden, so daß sie oft an einem und demselben Tage die Sonne aus dem Tyrrhenischen Meere auftauchen sahen und Abends fast an der Westküste der Insel standen, wenn das leuchtende Gestirn hinter den französischen Bergen versank, und die Nacht wurde dann wohl hoch oben auf dem Rücken des Gebirges zugebracht. Auf diesen beständigen Wanderungen durchschritten sie oft das dichteste Gebüsch, oft liefen sie, um keine Fußspur zu hinterlassen, ohne Schuhe auf den Felsen oder auf steinigem Grunde und bedienten sich statt andrer Pfade der Wasserläufe. Niemals verweilten sie zwei Nächte hinter einander an dem nämlichen Platze, und hatten sie in einer Nacht mehrere Stunden in einem Verstecke zugebracht, so suchten sie für die nächste Nacht sich einen Ruheplatz oft 10 bis 15 Stunden weit entfernt, um den etwaigen Verfolgungen ihrer Feinde oder den Nachsuchungen des Gerichtes zu entgehen. Bei diesen unaufhörlichen Zickzackwanderungen in fortwährend wechselnder Richtung und durch die ödesten, waldigsten und unzugänglichsten Gegenden, hielten sie nur an, wenn es nötig war, sich durch Speise oder Schlaf zu stärken. Da nun der Mundvorrat nach einigen Tagen fast zu Ende ging, erklärte Bernardo, daß er dies beständige und ziellose Laufen schwerlich ertragen könne; und als sie nach einem anstrengenden Marsche

sich im Schatten eines Eichenwäldchens ausruhten, verließ er die Stelle, um das nächste Gebüsch nach etwas Eßbarem zu durchspähen. Leider fand er nicht das Geringste und schlug deshalb vor, versuchen zu wollen, ob er, während Galvano noch länger hier verweile, vielleicht einen Hasen oder einen jungen Eber erlegen könne. „Denn, Onkel! ich halte es für ein großes Glück, daß ich mit Pfeil und Bogen versehen bin; gelte ich doch daheim für einen der besten Bogenschützen des ganzen Ortes. Ich werde gewiß ein kleines Wild belauern und erlegen können, und nebenbei kann ich nicht leugnen, daß mir diese Art von Jagd großes Vergnügen machen würde.“

„So? — Also auch noch Vergnügen! Nun, da sieht man ja, daß Du noch ein Knabe bist, Bernardo, ein ganz unreifes Bürschchen! Zu einer Zeit, wo Du die Entscheidung über Dein ganzes Leben in ernste Überlegung nehmen solltest, denkst Du an Dein Vergnügen und glaubst wohl, wir sind hier zu einer pläsierlichen Hasenjagd! Das lasse Dir vergehen! Spare Pfeil und Lanzenspitze für ernstere Gelegenheit! Ein wenig Nachdenken wird Dir sagen, daß wir weder Wild jagen dürfen, noch sein Fleisch rösten können, ohne uns unseren Feinden und Verfolgern zu verraten. Es brauchte ja der Hund nur ein einzig Mal zu bellen und der Rauch unsres Feuers sichtbar zu werden, und jene würden sofort wissen, wo wir zu suchen sind. Nein, mag der Wald wimmeln von Wild, wir Banditen rühren kein einziges Stück an — und essen nur gesalzenes Fleisch. Sieh, dieser Brusco war vor Jahren ein so vortrefflicher Jagdhund, wie es nur einen giebt; allein aus Mangel an Übung hat er die Witterung verloren. Er hat keine Nase mehr. Wenn ich aber sage: Brusco! Faß die Kanaille von Sbirren! — Da siehst Du, wie er sich aufrichtet, die Haare sträubt und die Zähne fletscht! — Allein, ob ein Hase oder ein Wildschwein ihm vor die Nase kommt, das ist ihm ganz egal — da sieht er gar nicht h'rum!“ —

„Na gut, Ohm! Wenn wir das Wild denn laufen lassen sollen. Dort weidet ein fettes Kalb. Um das zu holen, brauchen wir keine Jagdanstrengung, kein Getöse — und weder Bogen noch Pfeil! Ich will hinüber gehen mit dem Messer in der Hand und in fünf Minuten bringe ich es mit durchschnittener Kehle her!“

„Vortrefflich! — Kannst Du mir auch sagen, was machen mit dem toten Tiere ohne Feuer? — Und wenn wir Feuer hätten oder eins entzünden dürften, wie nennst Du diese Heldenthat, ein fremdes Tier zu töten, um es zu essen? He?“

„Das scheint mir eine von der Not erzwungene That.“

„Meinst Du, Bernardo? — Ich und die Meisten nennen es einfach

schurkischen Diebstahl! — Was Notwendigkeit! — Wenn Du so hungrig bist, so sammle Dir ein paar Taschen voll Eicheln — aber stiehl keinen Kälberbraten — Pfui!"

Bernardo senkte den Kopf und erwiderte kein Wort; daher fuhr der Bandit fort:

„Wir haben ohnehin der Feinde und Verfolger mehr als zu viel und brauchen uns mit Niemand weiter zu verfeinden!"

„Ich sehe aber, daß Du leidest! und muß bemerken, sicherlich würdest Du Deine Müdigkeit weniger empfinden, und Hunger oder Durst gar nicht, wenn Du mehr dessen eingedenk wärst, was Dir Dein Feind schon Alles angethan hat, Dir und den Deinen! — Aber frisch auf! und nicht den Kopf gehängt! Doch Eines merke Dir und nimm es wieder als Belehrung! — Gieb mir ja Achtung und sei immer guten Muts und heiter, — errege weder Zweifel in Deinem ernsten Willen noch Mißtrauen; denn was ist das für ein Verlangen, sich zu rächen, das nicht einmal drei Tage vorhält, wenn der junge Herr ein wenig müde ist, oder hungrig wird!"

Das ging natürlich dem Bernardo zu Herzen und er faßte den ernsten Vorsatz zur Überwindung seines Mißbehagens, darum sprang er auf, belud sich mit der Bagage und dem Rüstzeug des Ohms und stieg mit munteren Schritten aufwärts.

Nach einer Stunde leidlich anstrengenden Steigens war eine vorspringende Klippe erreicht, von wo sich ihr heimatliches Thal vortrefflich übersehen ließ. Da lag sein väterliches Haus. — Er konnte die Balkone und die verrammelten Fenster und die Schießscharten zählen und Galvano zeigte ihm der Reihe nach seine Felder und Gehege und erinnerte bei jedem einzelnen Stücke an jedes Unrecht, das der Gegner ausgeübt hatte. — Ha! wie loderten der Haß, die Empörung und der Rachedurst, die alle durch die Entfernung und die mehrtägigen Strapazen eingeschläfert waren, mit erneuter Gewalt hoch auf! und im Nu war Hunger, Durst, Ermattung, Müdigkeit vollständig vergessen. Er fühlte nichts als Haß und brennendes Verlangen nach augenblicklicher Rache, die nur verschärft war durch die Erinnerung an all das Unbehagen der letzten Tage, als dessen eigentliche Ursache doch jener Widersacher und seine vielfachen Beleidigungen und Kränkungen betrachtet werden mußten! — Ja! Hätte jetzt der Ohm ihm einen Dolch in die Hand gedrückt mit der Weisung: Steige hinab ins Thal, dringe in das Haus des Feindes und stoße dem Andrea in Mitten all der Seinigen den Stahl ins Herz! — unbedenklich hätte er dem Befehle Folge geleistet! — Statt dessen sagte Galvano:

„Ich will Dir, lieber Neffe, jetzt eine Stunde Zeit geben. Steige

hinab ins Dorf und hole Nahrungsmittel, oder vielmehr treibe meine Steuer ein! Aber Zweierlei muß ich Dir mitgeben auf den Weg. Das Erste ist ein Zeichen für die Freunde und Genossen und das Zweite ein Erkennungszeichen für Dich selber. — Wenn Du nämlich wiederkommst, gieb mir ja dieses Zeichen, damit es Dir nicht geht wie dem Bruder des Antonio Acmiri, der eines Tages diesem Lebensmittel zutrug, aber leider unterlassen hatte, das Zeichen zu geben, und daher vom Antonio selbst erschossen wurde, welcher allerdings nicht wissen konnte, daß es sein Bruder sei, der seinem Verstecke nahte. — Dies Zeichen ist dieser eigentümliche und gellende Pfiff! — Das andere Zeichen dient zu Deiner Legitimation bei den Freunden und Verwandten und es ist das erste Pfand meiner Freundschaft und meines Vertrauens, daß ich dies in Deine Hände lege. Es wird ein ganz unfehlbares Mittel sein, reichlichen Vorrat zu schaffen. Sieh, Bernardo, sieh! Dies Gewehr gehörte einst dem berühmtesten meiner Vorgänger, drum ist sein Name hier am Kolben eingegraben: Sansone! — Nun, nimm die Flinte. — Was Bernardo, Du hast Angst? Du machst eine abwehrende Bewegung? Geh dreist ins Thal hinab — und tritt, in welches Haus Du willst — und zeige dort schweigend den Flintenkolben; man wird Dir geben, was wir brauchen. Denn Jeder weiß es, daß Brot und Wein verweigern, uns den Krieg erklären heißt, — und wir machen keinen Unterschied zwischen dem, der uns durch Schwert und Kugel umbringt, und dem, der uns durch Hunger zu Grunde richten will!"

Bernardo erbebte; er erkannte die Waffe, die einst den Bergbanditen Brandolaccio da Casacconi berühmt und furchtbar gemacht hatte, und er erwog sofort die ganze Gefahr, welcher er sich aussetzte, wenn er mit diesem schrecklichen Ausweis seiner Person und Stellung in der Hand die Botschaft Galvanos ausrichtete. Das hieß denn doch, sich vor Jedermann als Freund und Gefährten des Banditen bekennen, und aller Welt auf immer den Frieden kündigen! — Das aber wollte, das konnte Bernardo nicht! — Was aber thun? — Sein Widerstreben wollte er dem Oheim nicht verbergen und ganz wahrheitsgemäß sagte er, daß er sich stark genug fühle, den Hunger bis zum folgenden Tage auszuhalten. — In einem andern Dorfe wolle er dann sehr gern die Botschaft des Banditen ausüben, nur nicht im eigenen Heimatsorte! —

„Gut!" sagte Galvano — „dann muß heute Brusco für uns sorgen. Komm her, mein Hündchen, komm! So, lasse Dir die Glocke um den Hals hängen, damit wir es auch hören, wenn Du wieder kommst — und hier hast Du ein Tuch — nimm das ins Maul; und nun mein Hündchen fort! ins Kloster des heiligen Franziskus, fort!" —

Mit hoch erhobenem Kopfe, und mit dem Schwanze wedelnd, sprang das Tier fort in der Richtung auf das Kloster, als wäre es stolz auf seinen Auftrag und auf das Zeichen der Glocke, die es tragen durfte.

Zu seinem Neffen gewendet, sagte Galvano jetzt:

„Es freut mich Bernardo! daß Du bereit bist, auch noch enthaltsam zu sein, und bis morgen die Entbehrung zu tragen; — aber ich möchte auch darüber sicher sein, daß Du jenen Auftrag nicht aus Furcht abgelehnt hast; nämlich aus der Furcht, als Erbe Brandolaccios und Abgesandter der eisernen Maske zu erscheinen. — Denn, mein Bernardo — wäre das der Fall, so bedenke wohl, daß, wenn Du vor sechs Tagen Deine Vendetta vollzogen hättest, Du jetzt ein regelrechter Bandit sein würdest. Bedenke, daß Du der Justiz bereits den Handschuh hingeworfen und, wie wir sagen, das Sonetto empfangen hast, das heißt: die Verurteilung in contumaciam, in Abwesenheit! — Mache Dir auch das klar, daß ein Mensch, der drei oder vier Tage und Nächte mit mir gelebt hat, sich von mir nicht trennen darf, ohne mich oder die Justiz — oder was schlimmer ist — uns Beide zu Feinden zu haben.

Also sprach Galvano und machte dann mit dem Musketenlauf das gewohnte Zeichen, daß Bernardo vorangehen sollte.

Im Dämmerlicht des Abends gelangten die Beiden an einen verlassenen Turm. Hier setzte sich Bernardo auf einen Felsen, die Beine frei in den Abgrund hinab hängen lassend, und betrachtete ängstlich den wenig Tage alten Mond, welcher mit einem ungewissen Scheine die Spitze des Kirchturms seines Heimatortes streifte. So in Gedanken vertieft, hörte er plötzlich im Buschwald drin ein Schellengeläut. Im ersten Augenblick fürchtete er die Ankunft des Gigante; aber bald erkannte er Brusco, der ihrer Spur gefolgt war und nun fröhlich einhersprang, ein Bündel in seinem Maule.

„Hier, Brusco, hier!“ rief der Bandit. — „Komm, Hundchen, komm! Da sieht man, daß dieses Tier seinen Auftrag besser ausgerichtet hat, als mancher Mensch im Stande gewesen wäre!“

Zugleich dem Hund entgegengehend, nahm er aus dem Tuche ein großes Brot von Roggenmehl und eine Kürbisflasche voll delicaten Weines, entblößte seinen Dolch, um das Brot zu zerteilen, und zu allererst ein großes Stück abschneidend und in den Wein tauchend, warf er es dem Hunde zu, dann nahm er wie gewöhnlich die Muskete zwischen die Schenkel und aß und trank mit neidenswerter Behaglichkeit. Weniger guten Appetit bewies Bernardo, der besonders der Flasche zusprach, mehr als dem etwas muffigen Brote. — Den Appetit und die Behaglichkeit Bernardos be-

einträchtigte wesentlich der Gedanke an Tintinnajo, den Banditen Gigante und an den Besuch, den Galvano versprochen hatte, mit seinem Neffen bei jenem zu machen. Der Gedanke wurde Bernardo immer unbehaglicher, daß er sich am Ende bald in nächtlicher Stunde ganz allein zwischen beiden Banditen befinden würde. Er wollte sich vom Oheim nun nähere Auskunft über Gigante erbitten, aber er nahm Anstand, auch nur dessen Namen auszusprechen. Dagegen war Galvano offenbar zu vertraulichem Geplauder ganz besonders aufgelegt, um, wie er sagte, den Schlaf und Hunger zu vertreiben.

„Wundre Dich," begann er, „nicht über das fortwährende Mißtrauen, das ich bisher gegen Dich beobachtet habe. Es ist das Mißtrauen bei mir eine Gewohnheit und zugleich eine Notwendigkeit. Ich schütze mich allein dadurch vor meinen Verfolgern und sobald ich mein Mißtrauen aufgäbe, würde ich sofort den Nachstellungen meiner Gegner verfallen. Ich werde Dir nachher einige Beispiele erzählen, aus denen Du die Notwendigkeit von beinah unbegrenzter Vorsicht erkennen wirst. — Vorerst wollte ich Dich fragen, ob Du weißt, wie Du zu dem Namen Bernardo gekommen bist?" —

„Es mag wohl einer meiner Paten so geheißen haben! Ich habe es jedoch niemals gehört, wem ich etwa diesen Namen verdanke."

„So! Du weißt es nicht, dann will ich Dir es sagen. Eine Cousine Deines Großvaters war Maria Gentili Montalti und deren Bräutigam hieß Bernardo. Im Andenken an diesen hat die Maria gewünscht, Dein Vater möchte seinen Erstgeborenen Bernardo nennen."

„Und der Bernardo war nicht der Mann von meines Vaters Base? nur ihr Bräutigam?"

„So ist es und die Geschichte ist traurig genug! — Geheiratet haben sie sich nie. Das Dorf Oletta im Lande Nebbio war im Jahre 1768 schon von den Franzosen besetzt, und weil dieser ansehnliche Ort seiner Lage wegen höchst wichtig ist, hatte Pasquale Paoli mit den Einwohnern Verbindungen angeknüpft, um die 1500 Mann starke französische Besatzung zu überfallen. Das merkten die Franzosen und verkündeten das Belagerungsgesetz in Oletto. Da verließ eines Tages Giulio Saliceti ohne Erlaubnisschein des französischen Kommandeurs auf kurze Zeit den Ort, und bei der Rückkehr wurde er zur Strafe verhaftet und eingekerkert. Bald zwar wieder in Freiheit gesetzt, begab er sich voller Groll in das Haus eines Verwandten und murmelte etwas vor sich hin. Es mag wohl eine Verwünschung der Franzosen gewesen sein. Wenigstens fand sich ein Sergeant, der dies gehört hatte, veranlaßt, ihm einen Schlag ins Gesicht zu geben!

Dies geschah vor dem Hause des Abts Saliceti, dem das Volk, weil er so hitzig war, den Namen spanischer Pfeffer, Peverino gegeben hatte. Als nun Giulio seiner Sinne kaum noch mächtig ins Haus taumelte, kam Peverino ihm entgegen gestürzt und nahm ihn mit in seine Kammer. Was Beide da verhandelt haben, hat Niemand gehört! Als sie aber wieder zum Vorschein kamen, waren Beide ruhig, doch unheimlich ernst. Nachts stiegen dann noch andere Männer durch die Fenster in das Haus des Saliceti und es wurde der Plan beraten, die Franzosen mit der in eine Kaserne verwandelten Kirche von Oletto in die Luft zu sprengen. Von Salicetis Haus aus wurde ein Minengang gegraben und mit Pulver gefüllt, das sie in Verstecken aufbewahrt hatten. Um Mitternacht des 13. Februar sollte die Mine auffliegen und die Besatzung mit.

„Morgen," sagte bebend vor Erregung Giulio, „morgen! Laßt mich die Lunte anlegen, sie haben mir einen Schlag ins Gesicht gegeben und ich muß mich rächen!" „Aber," fragte Einer, „die Explosion wird die nächsten Häuser mit in die Lüfte reißen, und was wird aus Weiber und Kindern in der Nachbarschaft?"

„Man muß sie warnen, und unter irgend einem Vorwande ihnen befehlen, um die festgesetzte Stunde sich nach dem andern Ende des Ortes zu begeben. Dies geschah, und als sich Abends Männer und Greise, Weiber, Kinder schnell und heimlich an den äußersten Enden von Oletta sammelten, da wurden die Franzosen argwöhnisch — und zu dem kam ein Bote des General Grande Maison gesprengt, dem ein Niederträchtiger den ganzen Anschlag verraten hatte. Augenblicklich stürmten die Franzosen Salicetis Haus, besetzten die Pulvermine und verhinderten die That. Saliceti und ein Teil der Verschworenen schlug sich verzweifelt durch und entkamen aus Oletta. Andere wurden ergriffen, in Ketten gelegt und vierzehn wurden vom Kriegsgericht zum Tode durch das Rad verurteilt; an sieben Unglücklichen ist diese Strafe auch wirklich vollzogen worden und die vor dem Kloster von Oletta öffentlich ausgestellten sieben Leichname sollten auch kein Grab erhalten. Bei Todesstrafe war es verboten, einen der Geräderten vom Gerüst zu nehmen und zu begraben! — Der ganze Ort war verödet. Schauer und Entsetzen hatte jede Brust erfüllt. Die Olettaner hielten sich in den Häusern und dachten an nichts anders, als an die sieben auf das Rad Geflochtenen. So kam die erste Nacht. Auf ihrem Bette saß die Verwandte Deiner Großeltern, die Maria Gentili Montalti. Thränenlos, mit gerungenen Händen saß sie starr, das Gesicht zur Erde gebeugt. Da war es ihr, als rief eine Stimme durch die nächtliche Stille: „O Maria!" — Die Toten rufen manchmal in der Nacht den Namen

derer, die sie geliebt haben. Und man sagt, daß der Gerufene nicht antworten dürfe; denn wer auf solchen Totenruf Antwort giebt, der müsse sterben. Das wußte Maria; dennoch rief sie:

„O Bernardo!“ — Bernardo aber war einer der Geräderten, der Jüngste von den Sieben. Er war der Bräutigam Marias — und am nächsten Tage hätte ihre Hochzeit sein sollen. Jetzt lag er tot auf dem Rade.

Maria Gentili in ihrer Kammer trat ans Fenster und horchte nach der Seite hin, wo der Klosterplatz liegt. Ich weiß nicht, ob Du es für möglich hältst, daß der Tote zu ihr sprach. Ich glaube es nicht, aber ihr kam es so vor, als bitte Bernardo um ein christliches Begräbnis.

Leise öffnete sie die Thüre ihrer Kammer und trat in das Zimmer, in dem ihre greisen Eltern schliefen. Sie schlich an deren Lager, und als sie die leisen Atemzüge hörte, da zitterte ihr Herz, sie war ja der Eltern einziges Kind und bedachte, daß ihr Tod durch Henkershand auch den Lebensfaden von Vater und Mutter zerreißen würde — und lautlos flüsterte sie: „Ich kann nicht!“ und schwankte in die Kammer zurück. Hier sank sie auf die Knie; — aber leise, leise, doch ganz deutlich glaubte sie die Totenstimme wieder zu hören: „O Maria! — O Maria! Ich habe Dich so sehr geliebt, und jetzt willst Du mich verlassen. Begrabe mich in der Kirche des Sanct Franziskus, im Grab meiner Väter und dulde nicht, daß die Raben . . .“

Da war's vorbei mit ihrem Widerstande, sie war entschieden, öffnete die Thür des Hauses und wankte nach dem Klosterplatz! — Die Nacht war dunkel und Alles still! — Doch manchmal jagte der Sturm die düstren Wolken, daß ein Strahl des Mondes auf die Stätte des Gerichts fiel — dann zog der Mond wieder den Wolkenschleier vor, als wolle er nicht sehen, was da unten Gräßliches geschehen war. Da lagen auf dem blutroten Gerüste sieben verstümmelte Leichen, eine neben der andern, und die siebente war die Leiche eines Jünglings. Jetzt schrieen vom nahen Turm die Eule und ein Rabe. Der Platz lag still und einsam, nur ein einz'ger Grenadier ging, das Gewehr im Arm und seinen Mantel über das Gesicht geschlagen, mit gemessenem Schritte auf und ab. Ich weiß nicht, ob es ihm gegraust hat; doch ich glaube es. Es ist ja Zweierlei, im blutigen Kampfe stehen auf dem Schlachtfeld oder als einsame Wache auf dem Richtplatz. — Mir wäre es grausig gewesen.

Maria stand, die Hände auf die Brust gepreßt, in die schwarze Faldetta gehüllt, an der Ecke des Klosters und das über den Kopf geschlagene schwarze Gewand ließ ihre Gestalt in den Schatten der Nacht verschwinden. —

Da rief die Eule wieder vom Turm, und ihr klang es wie der Ruf Bernardos. Entschlossen richtete sie sich auf und schritt rasch und unhörbar ans Gerüst. Sehen konnte sie nichts in der Finsternis, sie tastete nur an den Leichen: Eins! Zwei! Drei! — der Siebente war ihr Bernardo. — Mit bebender Hand löste sie die Seile und nahm den Toten auf ihre Arme und Schultern. So trug sie ihn in die Kirche des heiligen Franziskus.

Erschöpft sank sie nieder auf die Stufen eines Altars, auf dem eine ewige Lampe brannte. Hier ließ sie ihre Last zur Erde niedergleiten. Dann ging sie an die Stelle, wo sich die Gruft von Bernardos Vätern befindet. Mühsam öffnete sie die Fallthüre, küßte den Toten und senkte ihn in die Oeffnung, die sie wieder verschloß. Dann blieb sie noch eine Stunde in der Kirche und schlich still wieder hinweg, nach Hause in ihre Kammer.

Am Morgen aber fehlte von den Toten Bernardos Leiche! — Die Kunde durchflog das Dorf. Die Franzosen schlugen Allarm, und da Niemand zweifelte, daß die Verwandten Bernardos seinen Leichnam entwendet hatten, so wurden alle Glieder der Familie Leccia verhaftet und in Ketten gelegt, um nach dem Gesetz trotz ihres Leugnens den Tod zu erleiden. — Wenige Tage vorher war als neuer Befehlshaber ein Graf de Vaux nach Oletta gekommen. Bei dem ließ sich Maria Gentili melden, warf sich ihm zu Füßen und bat um Freilassung der Gefangenen, da sie die That begangen und ihren Bräutigam begraben habe, und nun bereit sei, die Strafe dafür zu leiden. Der Graf hielt es anfangs unmöglich, daß ein schwaches Mädchen solchen Heldenmut besessen, und die Kraft entwickeln könne, so Schweres zu vollbringen. Er überzeugte sich aber bald von der Wahrheit des Gesagten, und tiefgerührt sagte er mit feuchtem Auge: „Gehe hin, großherziges Mädchen und löse selber die Verwandten Deines Bernardo, Gott möge Deinen Heldenmut belohnen!“ — Am selbigen Tage hat man auch die anderen Sechs ehrlich begraben!“

„So!“ sagte der Neffe halblaut. — „Darum heiße ich Bernardo! — Aber daß Maria Gentili mit dem Toten Zwiesprache gehalten hat, das glaube ich doch nicht! — Sie wäre ja auch selbst des Todes gewesen, wenn sie den Ruf eines Toten gehört und beantwortet hätte. — Daher kann es nicht wahr sein, daß der Tote zu ihr gesprochen hat!“

„Allerdings nicht! Denn sie hat noch zwanzig Jahre darnach gelebt im Kloster der heiligen Annunziata!“

„Nun, Ohm!“ fing Bernado nach längerem Schweigen wieder an, „Du wolltest mir einige Beweise geben, wie nötig Dir und Jedem in Deiner Lage die größte Vorsicht ist.“

„Du weißt schon, daß gar Viele durch schändlichen Verrat ihr Leben verlieren, und das Auge des Verräters schläft niemals!"

Darauf erzählte er, wie der im Dienste Genuas stehende Governatore Grimaldi, als der Pfarrer Paganello an der Spitze von fünfhundert Bewaffneten in der Terra die Commune gegen ihn heranzog, diesem Verzeihung und Frieden anbieten ließ, in der Absicht, wenn sich Paganello vertrauend nahe, ihn zu töten. „Und," fuhr er fort, „um des Gelingens seiner treulosen List recht sicher zu sein, veranlaßte er heimlich den größten Feind Paganellos, den Vincenzo da Chiaton, an denselben zu schreiben, und die Wahrheit mitzuteilen, daß Grimaldi ihn unter dem Anerbieten des Friedens verräterischer Weise fangen wolle. Was Grimaldi erwartet hatte geschah. Der ehrliche Priester vertraute mehr den Worten Grimaldis, als der Mitteilung seines Todfeindes, und in dem Glauben, daß Vincenzo aus Haß die Versöhnung mit dem Governatore hintertreiben wolle, wurde er ein Opfer der infamen Hinterlist. Ich war damals zur Vendetta in Novale, mit zehn von meinen Parteigenossen, als Paganello mit seinem Gevatter Christofano Appulo, seinem Blutsverwandten Morazzano und mit Guido von Piatrasomta, den Abgesandten Grimaldis, zur Besprechung zusammentrat, und mir dröhnt es noch im Ohre, wie die Glocke der Pfarrkirche den drei Meuchelmördern das Zeichen gab zur Ausübung ihrer schmählichen verräterischen That! — Auf das Geschrei der Angreifer und des Verwundeten eilte ich mit meinen Bewaffneten herbei, und da ich von dem sterbenden Paganello hörte, daß sich Morazzano meines Namens und meiner Verwandtschaft bedient hatte, so stürzte ich voll Wut auf die Verräter. Ich konnte es kaum erwarten, mein Blut und meinen Namen von jenem Schandfleck rein zu waschen und war so glücklich, hier auf eben dieser Stelle den Mörder meines Vetters mit dieser Lanze zu durchstechen."

Bernardo hörte mit Grauen und Schaudern zu, und empfand neben dem Schrecken ein gewisses Gefühl von Mitleid und Erbarmen mit Paganello und seinem eigenen Oheim. Besonderen Eindruck machte ihm Galvanos Empörung über den Verrat, und daß er Ehre und Freundschaft dem Leben und der Verwandtenpflicht vorzog.

Plötzlich hörte man die Glocke von Novale mehrmals anschlagen, worauf der Bandit mitten in einem Satze, den er eben begonnen hatte, abbrach und, aufspringend seinen Sansone schußfertig machend, ringsum in das Dickicht spürte, wobei er in Pausen halblaut sagte:

„Im Buschwald darf man nicht einmal den Glocken trauen. Ich weiß aus vielen Fällen, daß die Glocken zu den Häschern reden. — Aber nein! Hier ist nichts zu fürchten. Jenes Geläute ruft zur Abendandacht."



Lith. Anst. v. A. Gatternicht, Stuttgart

1882 4.

Ein Prairieabenteuer.

Dann die Muskete und die vom Kopf genommene Eisenhaube niederlegend, schritt er einem kleinen Gemäuer zu, um dort nieder zu knieen, was er nach einiger Zeit an einer andern Stelle wiederholte.

„Unter jenem Gemäuer, Bernardo," wandte er sich an diesen, „liegt Paganello begraben und unter dem Gebüsche an jener zweiten Stelle Simon von Arrezo, einer von seinen Mördern, der wenigstens bis an sein Ende gut gefochten hat. Ich habe für Freund und Feind gebetet, denn mit den Toten lebe ich gern in Frieden. In jenem Kampfe, von dem ich dir erzählt habe, bin ich ohne die geringste Verletzung davongekommen und nachdem ich den Pfarrer gerächt hatte, habe ich ihm die Dienste der Schildwacht, des Wundarztes, des Beichtvaters und des Totengräbers geleistet. Sein verborgenes Grab, siehst Du, habe ich weder mit Namen noch Kreuz bezeichnet. Es braucht Niemand die Stelle zu wissen. Was mich damals aber am meisten gekränkt hat, war, daß Paganello bereits verschieden war, als ich, kaum hundert Schritte weiter da unten bei dem Myrtenbaum, die Leiche Morazzanos fand. Der Schurke war, nachdem ich ihn verwundet, in aller Stille sterben gegangen. So wurde dem armen Paganello zwar volle Rache, aber er hatte nicht den Trost, ihre Vollführung selbst zu sehen! — Du schauderst, Bernardo! Aber, obwohl das schlimme Dinge sind, bedenke, daß ich es sein mußte, der meinen Vetter Morazzano tötete. Wenn ein Andrer die Hände in sein Blut getaucht, und jenen Schurken, der doch immer mein Blutsverwandter war, getötet hätte, so würde mir die traurige Pflicht zugefallen sein, denselben zu rächen; Du weißt es, daß ich nach der Sitte unseres Landes mich dem nicht hätte entziehen dürfen. — Jetzt aber muß man sagen, der Morazzano hat es verdient, daß er ungerächt hat sterben müssen. — Es war sein Geschick — und seine gerechte Strafe!"

Und dennoch hatte Galvano eben über seinem Grabe minutenlang gebetet!

Ein solch abscheuliches und wahrhaft gottloses Gemisch von Mitleid, Religion und Barbarei machte Bernardo vor Grausen erbeben, und erschien ihm erst unerklärlich, besonders an einem so verständigen Manne, wie Galvano war. Indessen bedachte er, daß ein Übelthäter auf der Flucht schwerlich wieder ein guter Mensch werden könne, ohne sich tausend Gefahren auszusetzen, und zu sich selbst sagte Bernardo: „Der einzige Trost, der einem Menschen übrig bleibt, welcher getrennt von seiner Familie als Flüchtling und im Banne der Gesellschaft lebt, ist doch der Gedanke an Gott!" Die Wahrheit dieses Satzes fühlte er um so lebhafter, je mehr er sich hinein vertiefte. Hatte er doch niemals in seinem Leben so viel an Gott und das Jenseits gedacht, als hier in der Nähe jener beiden Gräber,

noch an seinen Heimatsort, und war im Begriffe, sich in wenigen Stunden für immer von der menschlichen Gesellschaft loszureißen und auf alle Annehmlichkeit und Sicherheit des bürgerlichen Lebens zu verzichten!

(Schluß folgt.)

Prärie-Abenteuer.

Mit Abbildung.

Es war im Jahre 1864, als mitten im amerikanischen Bürgerkriege sich der Bevölkerung der nördlichen Staaten Nord-Amerikas ein neues Goldfieber bemächtigte, hervorgerufen durch Berichte einzelner Trapper und Goldgräber, welche sich im fernen Westen, in dem fast noch unbekannten Territorium Idaho, in diese Wildnis gewagt, und hier so bedeutende, fast fabelhafte Goldlager aufgefunden hatten, daß der Trieb nach dem Besitz dieser Schätze Alt und Jung in Aufregung versetzte.

Am 27. April verließ eine Gesellschaft von 200 Personen, mit ihnen 34 mit Ochsen bespannte Lastwagen, welche ihren Proviant und ihre sonstigsten bringendsten Effekten trugen, den kleinen Ort Omabah, im Staate Nebraska, und zogen durch die endlosen Prärien, in der Richtung nach dem Fort Kearny, einem befestigten Militärposten inmitten der wild umherschwärmenden Indianer. Ein erfahrener Mann, „der Kapitän", leitete den ganzen Zug, und mit militärischer Vorsicht bewegte sich die Wagen-Kolonne vorwärts. Da es kurz vorher tüchtig geregnet hatte, waren die Prärien im schönsten Grün und prangten in allen Farben-Nüancen mannigfacher Blumen.

Obgleich oftmals Indianer in Sicht kamen, langte die Karawane unangefochten am 9. Mai in Fort Kearny an, ergänzte hier noch ihre Bedürfnisse, und zog Morgens am 11. Mai westwärts in die weite Ferne, der Civilisation Lebewohl sagend. Noch weiter, etwa 350 Meilen entfernt, liegt an der Mündung des Laramie-River, das Fort Laramie, ein befestigter Militärposten, dazu bestimmt, den Tauschhandel mit den wilden Indianern zu beschützen.

Einige Tage war die Karawane auf ihrem Marsche nach dem Fort Laramie, als man bemerkte, daß einzelne Indianer immer näher und näher kamen, und in der Entfernung genau den Zug der Karawane und deren Mannschaft beobachteten, welche in völliger militärischer Ordnung, teils zu Fuß, teils zu Pferde, die Karawane deckte.

Jeden Abend wählte der „Kapitän" einen geeigneten Ort zum Lagerplatz für die Nacht; die Wagen mußten ein festes Carré formieren, in dessen Mitte sämtliches Vieh befestigt, von einer bestimmten Mannschaft bewacht wurde, während Wächter sowohl auf den Wagen, als eine doppelte Postenkette außen herum die Wagenburg selbst bewachten. Diese Lagerordnung wurde auf dem

ganzen Marsche durch diese unbekannten Weiten beibehalten, und mit eiserner Strenge von jedem Einzelnen befolgt.

Siebenzehn Tage lang bewegte sich der Zug, täglich 17 bis 20 englische Meilen zurücklegend, vorwärts, und befand sich noch etwa zwei Tagreisen vom Fort Laramie entfernt, als die Wagenburg am 29. Mai, vor Tagesanbruch, mit einem wütenden Geheul von Indianern angegriffen wurde, welche von allen Seiten das Wagen-Carré umschwärmten und einzubringen versuchten.

Von den Außenposten waren einige überfallen und skalpiert worden, während die Anderen sich rasch in das Carré zurückzogen. Ein rasches und wirksames Feuern aus Revolvergewehren räumte tüchtig unter den Indianern auf, und da ihr erster Angriff nicht gelungen war, zogen sie sich aus dem Kugelbereich zurück nnd blieben nun auf der Lauer.

Man war der Meinung, sie würden mit Tagesanbruch abziehen, täuschte sich aber, da sie nur noch Verstärkungen abwarteten, um ihren Angriff dann mit gewisserem Erfolge zu erneuern. Und immer stärker und stärker schwoll der Haufen der Indianer an, so daß man sie wohl auf 800 Mann, alle auf wilden Prärie-Pferden reitend, schätzen konnte.

Da sagte der erfahrene „Kapitän" zu seiner Mannschaft: „Männer, nehmt Eure ganze Kraft und all' Euren Mut zusammen, gehorcht pünktlich meinen Befehlen, und wir können dann vielleicht noch aus dieser Mausefalle glücklich entkommen. Die roten Teufel haben es stark auf unsere Skalps — und unsere vollen Wagenladungen gemünzt. Doch — sie sollen jetzt gehörig bedient werden! Die Kisten mit den Raketen her!"

Zwei Kisten nebst einem Raketengestell wurden vor ihm hingestellt, die Kisten geöffnet, das Gestell auf einen erhöhten Platz gebracht und eine der todbringenden Shrapnel-Raketen aufgelegt.

„Ihr Beide, Ned's und Du Steels, Ihr sorgt mir, als alte erfahrene Mariniers, für richtiges und gutes Raketenfeuer; und Ihr Männer feuert rasch und sicher mit Euren Büchsen und Revolvern, wenn ich kommandiere. Keine Übereilung, nur hübsch ruhig und sicher gezielt, dann sollt Ihr Eure Freude haben! — doch paßt jetzt auf! die roten Teufel dehnen sich in einer langen Linie aus und bald werden wir ihr Angriffsgeheul hören!"

Da brauste die Reiter-Phalanx, daß der Erdboden erdröhnte, in toller Carriere heran, doch schon auf 250 Schritt Entfernung schlugen die Raketen in ihre Reihen, explodierten und warfen Reiter und Pferde, von Kugeln zerrissen, im wirren Durcheinander zu Boden. Auch die Büchsenkugeln räumten tüchtig auf, und kaum waren fünf Minuten verflossen, da flohen die Wilden wieder auf ihren Angriffspunkt zurück. Der Kampfplatz war von gefallenen Indianern und Pferden bedeckt.

„Ich denke, die haben genug," sagte der Kapitän, „und lassen uns jetzt in Ruhe!"

Aber darin irrte er sich mit samt seinen Gefährten gewaltig.

Die „getigerte Schlange", ein berühmter, großer Häuptling des Snak-

Stammes hatte den Kampf unternommen, und dieser Häuptling war so eben schwer verwundet worden; ferner lagen seine besten und tapfersten Krieger tot auf dem Boden. Die Blutrache verlangte Vergeltung, und sollte auch der letzte Mann dabei erliegen!

Nur zu bald erkannten die Belagerten, daß, wenn ihnen nicht von Außen Hilfe käme, sie hier so lange auf dem Flecke festgehalten werden konnten, bis sie endlich erliegen mußten.

Nur noch etwa zwei Tagereisen war man vom Fort Laramie entfernt, und es war jetzt die Aufgabe, wie man dem Befehlshaber des Forts die Kunde von der gefährlichen Lage der Karawane übermitteln könne.

Da erbot sich Tom Graham, ein tapferer und verwegener Trapper, wenn die Nacht sich herabgesenkt haben würde, mit seinem Pferde durch die Reihen der Wilden hindurchzuschleichen und nach Fort Laramie zu reiten. Er war ein sehr starker und hübscher Mann von etwa 25 Jahren, und sprach das Indianische so gut, wie ein Eingeborner.

Da sich die Indianer in ihrer respektvollen Entfernung jedes Angriffes enthielten, konnte Graham mit der größten Überlegung alle seine Vorbereitungen zu seiner gefährlichen Expedition treffen; und als die Nacht sich herabsenkte, verließ er mit seinem Pferde, still wie ein Schatten, das Lager.

Da die Expedition dieses Mannes in dieser Einöde zu den bemerkenswertesten Ereignissen gehört, die hier in jüngster Zeit vorfielen, so will ich von nun an Graham selbst sprechen lassen, wie er es später erzählte: „Begleitet von den besten Wünschen meiner Kameraden, brach ich auf, um mein gefährliches Unternehmen auszuführen. Vorsichtig schlich ich, mein treues Pferd am Zügel führend, langsam vorwärts, und suchte eine unbewachte Stelle, wo ich hindurchschlüpfen konnte. Aber erst nachdem ich mancher Gefahr mit genauer Not entkommen war, fand ich eine Bresche, wo ich hindurch konnte, und ließ bald die Indianer hinter mir, glücklich in dem Gedanken, daß ich nun Hilfe und Entsatz meinen Kameraden würde bringen können.

„Ich ließ mein Pferd nun ausgreifen, und die Entfernung von dem Indianerlager vergrößerte sich immer mehr und mehr. So mochten einige Stunden vergangen sein, als ich dicht hinter mir plötzlich ein schreckliches Geheul hörte, und mich umblickend, in der Finsternis zwei feurige Kugeln bemerkte, die mir folgten. Sogleich erkannte ich, daß ein Jaguar auf meiner Fährte war.

„Sporen und Zügel waren nun nicht mehr nötig, denn seiner Gefahr bewußt, eilte mein Pferd flüchtig dahin; doch der Schritt der wilden Bestie, die frisch von ihrem Lager kam, war schneller, und schien uns mit jeder Sekunde näher zu kommen. Ich strengte mich auf das Äußerste an, um die Bestie durch Schreien zu verscheuchen, und schoß nun endlich, selbst auf die Gefahr hin, in der Nähe streifende Indianer zu alarmieren, meinen Revolver ab, aber Alles umsonst. Unverletzt, uneingeschüchtert und entschlossen, setzte mein Verfolger seinen Weg fort.

„Plötzlich schloß sich noch eine ähnliche Erscheinung der ersteren an, und

noch zwei Augen mehr funkelten mit grünlichem Glitzern in der Nacht. Ein zweiter Jaguar hatte sich der Jagd zugesellt, und zu meiner Bestürzung bemerkte ich, daß unsere Gefahr sich mehr wie verdoppelt hatte, denn die Gegenwart dieser zweiten Bestie schien jedes der beiden wilden Tiere zu noch größeren Anstrengungen anzuspornen. Ich wußte, daß einsame Wanderer öfters in ähnlicher Weise angefallen worden waren, und die Erinnerung an ihre Abenteuer war keineswegs angenehm.

„Inzwischen erscholl ein schrilles Wiehern des Schreckens von den Lippen meines Pferdes, während es wie toll weiter raste; momentan hörte ich auch wie die Jaguars die Schlinggewächse durchbrachen.

„Es war ein Rennen um Leben und Tod, und die Chancen waren offenbar gegen uns. Näher und näher kamen unsere Verfolger, die sich einander zu überbieten suchten; brüllend und heulend setzten sie hinter uns her, als wenn wir von Teufeln verfolgt würden.

„Endlich sprang der vordere, mit einem längeren und höheren Satz, meinem Pferde auf den Schenkel, und hielt sich mit seinen scharfen Krallen fest. Rasch, wie der Blitz, folgte der andere. — Ein lauter, wilder Schrei, der über die Prärie erscholl, sprach die Pein meines armen Pferdes aus, als es überwältigt und zerfleischt in wilder Hast zu Boden fiel, während seine unerbittlichen Feinde immer noch an ihm hingen, mit ihm über und über rollten, und ich, mit unaussprechlichem Grauen zu Boden stürzte.

„Für einen Augenblick lag ich betäubt und halb bewußtlos da, meinem Geschicke preisgegeben; doch im nächsten Moment fand ich zu meinem Erstaunen, daß ich durch den Stoß eine Strecke weit weggeschleudert worden war. Und als ich aufstand, war ich nicht nur unverletzt, sondern auch nicht in unmittelbarer Gefahr, da die Jaguars nur für ihr Opfer, dessen Blut sie gekostet, Augen und Ohren hatten. Es war eine greuliche Scene, und ich beeilte mich, ihr durch ein paar Kugeln aus meiner treuen Büchse ein Ende zu machen. — Mein armes Pferd verendete kurz darauf. — Mit aufrichtigem Bedauern seines Schicksals, und Gott dankend für meine unverhoffte Rettung, setzte ich meine Reise fort.

„Zu Fuß ging es aber sehr langsam vorwärts. Auch wurde meine Richtung nach Laramie jetzt von manchen Hügeln durchschnitten.

„So kam der Mittag heran, und ich befand mich immer noch an 10—12 Meilen vom Fort entfernt, als ich, um einen Hügel biegend, plötzlich einen Trupp lagernder Indianer vor mir sehe. Sie hatten augenscheinlich eine Expedition vor, wie ich aus ihren Vorbereitungen schließen konnte. Ich zog mich eiligst zurück, leider aber nicht unbemerkt.

„Augenblicklich brachen sie mit wildem Kriegsgeschrei zu meiner Verfolgung auf. Doch, was glich wohl dem Ausbruch ihrer Wut, als sie den Hügel umgingen, während ich mit flüchtigem Fuß den nächsten Hügel erklommen hatte. Sie schossen mit ihren Büchsen nach mir, doch die Kugeln trafen mich nicht, oder flogen weit vorüber, und nun folgte ein entsetzliches Geheul, begleitet von

einem Flug abgeschossener Pfeile, an welchen kleine Flämmchen glühten, und ich kann meine Angst nicht ausdrücken, als ich einsah, daß man die furchtbarste Waffe des Indianerkrieges, das Feuer, gegen mich in Anwendung brachte.

„Angefacht durch ihren raschen Flug fielen die Pfeile, brennend wie feurige Schlangen, nur wenige Schritte von mir nieder. Das lange Prärie-Gras, von der tropischen Sonne fast zu Zunder getrocknet, qualmte und knisterte, und im nächsten Augenblicke schon loderten ein Dutzend Feuer auf und hüpften über den Boden, eine unüberschreitbare Barriere zwischen mir und meine Verfolger bildend, zugleich aber mich mit einem weit schrecklicheren Schicksale bedrohend, als sie mit ihren Waffen über mich verhängen konnten, mit einem Schicksale, vor dem selbst die Gefahr der letzten Nacht erblaßte.

„Ich hatte blos eine Hoffnung — die Flucht; doch als ich von meinem Hügel mich einen Augenblick umsah, war ich fast entsetzt, denn der Brand hatte sich bereits verbreitet und in ein weites Feld von Flammen ausgedehnt, welche die Abhänge röteten und wie eine feurige Flut meiner Spur folgten. Die ganze Wildnis auf meiner Seite mußte bald in einem jener schrecklichen Gras- oder Prärie-Feuer auflodern, welche in diesem trockenen Klima ein einziger Funken anzünden kann, und welche, höher wie ein Mann, über weite Landstriche ungehemmt und auch unhemmbar dann dahin rasen.

„Ich floh. Mein atemloses Rennen konnte wohl nur noch den Tod verzögern, jedoch schwerlich mehr abwenden. Immer stärker, lauter und heftiger entwickelte sich der mächtige Prärie-Brand. Er floß, als wären es feurige Ströme, durch das trockene Gras, zündete Alles an, was da war, explodierte in Funkensalven, und wälzte sich in dicken Rauchwolken weiter. Allerhand Tiere, selbst Schlangen und Eidechsen flohen vor seinem versengenden Atem, — und verzweifelt und matt folgte ich ihnen.

„Plötzlich sah ich durch den sich kreisenden Rauch eine jener seltsamen Erdspalten, die man in den amerikanischen Prärien mitunter findet. Konnte ich diese Erdspalte erreichen, so war meine Lage minder verzweifelt — und mit neuer Energie bemühte ich mich, sie zu erreichen. Doch meine Kraft war fast dahin, mein Atem war kurz und rasch, meine Füße wankten im Laufen, während die Flammen mit doppelter Schnelligkeit mir nacheilten. Mehr wie einmal war es mir, als müsse ich zu Boden sinken und mich dem Geschicke überlassen, mit dem einzigen Troste, daß es zwar schrecklich, aber bald zu Ende sein würde. Keine Worte können das intensive Bangen dieser wenigen Minuten ausdrücken: — der dicke Qualm, die erhitzte sengende Luft, das immer mehr anschwellende Getöse der mir folgenden Feuerwogen — — während die Erdspalte, die mir vielleicht Rettung bot, noch fern war. — Endlich erreichte ich, gerade wie die Flammen meine Fersen berührten, die Erdspalte, welche etwa 6 Fuß breit und 16 Fuß tief war. Es war das Werk eines Augenblicks, daß ich, die Füße voran, am Rande der steilen Wände hinabrutschte; dann sank ich, keuchend und bebend, auf den feuchten Boden nieder, wie ich hoffte, gerettet.

„Gleich darauf brauste die Feuerflamme über meinem Zufluchtsort hinweg,

verzehrte die spärlichen Gräser an den Rändern, erstickte mich beinah mit ihren dicken Rauchmassen — und setzte nun ihre verheerende Laufbahn bis in die fernsten Weiten fort. — Schon nach einigen Stunden hatte sich der entblößte Boden wieder abgekühlt. Ich stieg aus meiner Erdspalte, machte mich frischen Mutes auf den Weg und kam auch glücklich im Fort Laramie an, wo der Kommandant sogleich zwei Escadrons reitender Jäger mit zwei Berggeschützen absendete, die dann unsere Karawane bis nach Fort Laramie begleiteten."

Nach einigen Tagen Erholung zog der Zug weiter in die goldhaltigen Gebirge von Bannock, und wusch Gold aus dem Stinking-water.

Eine Pantherjagd.

„Erzähle uns etwas aus deinem Leben, Wim," so bat eine Gesellschaft Reisender einen Indianerhäuptling, „wir werden doch nichts schießen." „Ja, thue es, laß uns vom Panther hören," setzte ein Anderer hinzu. Wir füllten Wims Pfeife, und er hub folgendermaßen an:

„Kein Tier des großen Waldes," begann er, „fürchten unsere Jäger mehr als den Panther. Sein Tritt ist heimlich, schleichend, verstohlen wie der der Katze; er raschelt nicht im dürren Laub, knickt keinen dürren Zweig, er kommt wie ein Gespenst.

„Sein Sprung ist furchtbar sicher, seine Klauen wie lange, scharfe Messer; nie läßt er seine Beute fahren, so lange noch Leben in einem von ihnen beiden ist. Der Bär ist zwar stärker und der Wolf beutegieriger, aber des Panthers Schnelligkeit und die Wut seines Angriffs überholt sie beide. Sein heiserer Schrei jagt dem mutigsten Jäger einen unheimlichen Schauder über den Rücken, wie das Rasseln der Klapperschlange, und doch jagt man kein Tier mit größerem Eifer und größerer Aufregung.

„Vor einigen Jahren jagte ich mit den besten Jägern unseres Stammes am Rand der großen Wüste. Wir hatten eine Büffelherde verfolgt und lagerten am Nesuketonga, um mit Beute reichlich beladen am andern Morgen heimzukehren. Plötzlich bricht in der Nacht ein Getöse auf uns herein, wie ein Gewitter; wir kannten das Stampfen der Büffel und wußten, daß entweder der Präriewolf oder der Panther hinter ihnen sei. Der Sturm der Büffelherde machte unsere Pferde wild und sie flohen. Einige Schüsse unter sie gefeuert, trennte die Herde und scheuchte die Panther. Früh am Morgen trennten wir uns, um die Fährten abzuspüren; nicht weit lag ein Büffel, offenbar von einem Panther angefressen; ein zweiter war blutend der Herde langsamer gefolgt. Meine Leute zogen diesem nach, ich setzte Waki, meinen treuen Hund, auf die Fährte des Panthers, er ging mit gesenkter Nase auf und ab und hatte sich bald zurechtgefunden. Ich so schnell wie möglich ihm nach. Das Dickicht von Ham-

lockgesträuchen, wildem Lorbeer und anderem Gestrüpp hemmte meinen Lauf und gab mir mühevolle Arbeit. Die Panther — denn ich spürte drei — waren flüchtig, hielten sich aber stets zusammen. Oft führen die Tiere den Jäger meilenweit; ich hatte aber beschlossen, sie nicht aufzugeben, und folgte unverdrossen. Waki gab nur noch selten Laut, aber genug, um mir seine Richtung zu zeigen. Leider fing ein feiner Schnee an zu fallen, ich mußte Waki abrufen, was mir endlich gelang; ich nahm ihn an die Leine und wir folgten nun suchend, aber langsamer. Gegen Abend hatte ich sie noch nicht; ich machte ein Feuer und bivouakierte; wir hatten wol 10—12 Meilen gemacht. Es hatte zu schneien aufgehört, doch war es recht kalt. Noch vor Tage wurde Waki unruhig, knurrte und schnupperte in der Luft; ich wußte, daß er was witterte. Sobald ich sehen konnte, machte ich mich auf; Waki gab die Richtung an, da der Schnee die Fährte verwischt. Nach ungefähr zwei englischen Meilen führte die Spur über eine Lichtung, wo die Fährte wieder deutlich zu sehen war, also waren die Panther hier nach dem Aufhören des Schneefalles gewesen; sie waren noch alle drei beisammen. Plötzlich zog Waki mich vorwärts, und ich fand einen schönen feisten Rehbock, den die Panther getötet und teilweise gefressen hatten. Ich schnitt für Waki etwas davon ab, und auch für mich einige gute Scheiben. Ich esse kein Wild, das vom Wolf getötet worden; aber mit dem Panther ist es ein ander Ding; er tötet wie der geschickteste Schlächter. Die Panther schienen nach ihrem Mahl sehr guter Laune gewesen zu sein, denn sie waren vielfach umhergesprungen, und an all' den niedrigen Bäumen auf und ab. Sie wußten nicht, wer sie verfolgte! Gleich darauf überzeugte ich mich, daß ich sie eben erst mußte fortgescheucht haben, denn plötzlich hatten sie sich nach verschiedenen Richtungen getrennt, und ihre Sprünge waren weiter als bisher. Ich dachte eben daran, welcher Fährte ich zuerst folgen wollte, als Waki, den ich zufällig losgelassen, ins Gebüsch sprang, und ich — nicht zehn Schritt von mir — eine der Bestien losgehen hörte. Das Tier mußte mir also aufgelauert haben! Das Dickicht war aber so undurchdringlich, daß ich nichts sah. So stand ich still, horchend; Waki laut bellend hinter dem Panther. Plötzlich hörte ich deutlich den krallenden Schlag, mit dem der Panther aufbäumt, und nun stürzte ich eilig der Richtung nach, stolpernd und kriechend, bis ich Waki erblickte, wie er sprang und heulte, mit dem Schweif wedelte und augenscheinlich mächtig aufgeregt war, den Panther fest zu haben.

„Auf einem sehr großen Tannenbaum lag derselbe der Länge nach auf einen Ast geduckt; sein Schweif hing, sich leise krümmend und wedelnd, herab, mit den Augen verschlang er bald mich, bald den Hund. Ich erhob die Büchse und schoß. Er rückte und rührte sich nicht, aber ich sah, daß er die Augen schloß und den Schweif still hielt. Ich habe dich! sagte ich zu mir selbst — ein zweiter Schuß wäre unnütz. Nach kurzer Zeit sah ich ein Zucken in dem herabhängenden Schweif und hörte, wie seine Krallen in der Rinde scharrten; zugleich glitt der langgestreckte schlanke Leib langsam herum und hing endlich unter dem Ast, nur von den Klauen gehalten; und einen Augenblick später, pauz! fiel er

herab. Ich rannte, um Waki festzuhalten, denn ein Panther reißt noch sterbend den stärksten Hund in Stücke, aber er war tot wie ein Kieselstein. Die Haut ab! und fort ging es, den andern Kameraden nach!

„Die erste Fährte, der ich nun folgte, ging bald im Kreise herum. Aha, dachte ich, er liebt nicht allein zu reisen, er sucht seinen Kameraden! Und so war es; nach ungefähr einer halben Meile waren sie endlich wieder beisammen und hatten nun Reißaus genommen. Ich folgte ihnen bis gegen Mittag und fing an hungrig zu werden, denn die Schnitten von dem Rehbock hatte ich noch roh in der Kugeltasche — da plötzlich gingen sie, nicht eine Viertelmeile vor mir, wieder frisch los, und Waki und ich ihnen nach, so schnell wir konnten. Nach einer Viertelmeile — husch! einer wieder auf einen Baum hinauf! — Waki aber dem anderen nach, als ob er wüßte, diesen hier hätte ich sicher. Als ich herankam, saß der Panther richtig auf einem niedrigen Ast, schüttelte seinen Schwanz, stierte mich an und knurrte zähnefletschend wie eine Katze, die auf mich herabspringen wollte. Doch auf mit der Büchse — und plump! der Panther herunter, als ob er sein Lebtag tot gewesen wäre. Ich ging vorsichtig näher, denn ich kenne ihre Art, sie sind schwer tot zu kriegen, die Katzenarten. Ich war ihm ungefähr auf zwei Schritt nahe, als er mit einem Ruck auf den Füßen war, und in demselben Augenblick fühlte ich seine Zähne und Klauen in meine linke Schulter schlagen. Ich bin nicht schwach oder furchtsam, aber bei dem plötzlichen Angriff hatte ich meine Büchse fallen lassen, und hatte große Mühe, mich unter der Last des Panthers auf den Füßen zu halten. Mein Messer hatte ich in einem Nu heraus und grub es wiederholt in des Panthers Leib, doch ließ er nicht locker. Der Boden war uneben und wir taumelten ringend umher, wobei ich die linke Seite der Bestie so traf, daß sein Blut über mich strömte. Schon fühlte ich seinen Griff lose werden, da strauchelte ich und fiel gegen einen liegenden Baumstamm, der Panther so auf mich, daß ich völlig eingeschlossen war, den Arm mit dem Messer konnte ich nicht rühren und sah, daß ich verloren war. Eine Art Schwindel kam über mich — Schmerzen hatte ich in der Aufregung nicht gefühlt — doch ging er bald vorüber, und nun merkte ich, daß der Panther losgelassen hatte — er war tot. Ich sprang auf die Füße nach meiner Büchse und lud beide Läufe, denn ich hörte deutlich Wakis Stimme, und die Lust, auch den dritten Panther zu bekommen, machte mich ganz frisch.

„Nach einer Viertelstunde schon erreichte ich den Fleck, wo mein braver Waki den dritten festgemacht hatte. Dieser schien ohne seine Gefährten nicht weiter zu wollen, und daher einen Baum als Ruhepunkt erkoren zu haben. Ich war auch der Meinung, ihn mit seinen Freunden zu vereinigen. Als ich in die Nähe kam, wo Waki tobte, gewahrte ich auf einem schräg liegenden Baum, auf dessen Rinde der Schnee gehaftet, die Spuren des Panthers, und kaum zehn Schritte weiter durch das Dickicht kam ich zu dem Hunde, der unter einer mächtigen Hamlocktanne einen Höllenlärm schlug. Aber kein Panther war zu sehen, so sehr ich auch mein Auge anstrengte, ich mußte zurück zu dem schrägen Baume,

wo ich die letzte Fährte gefunden — und, an demselben aufsehend, richtig! da saß die Bestie in den Winkel geduckt, wo der fallende Baum sich gerade an einen andern lehnte, und so versteckt unter den dicken Zweigen, daß ich nur einen kleinen Teil seines Körpers sehen konnte. Ich wartete indessen nicht, um mehr von ihm zu sehen, sondern nahm die Büchse an den Backen und drückte ab. Wie der erste, so rührte er sich nicht. Ich sah einige Zeit geduldig hin — keine Bewegung — ich wußte, daß er um meine Kugel schwerer war, kein Zweifel! Sein Schwanz hing über den Baum herab, und ich wollte eben auf dem schrägen Baum in die Höhe klettern, um ihn am Schwanz herunterzuziehen, als ich eine Bewegung merkte, — und noch ehe ich wieder am Boden war, glitt der Panther von dem Stamm herunter, so tot wie ein rostiger Türnagel. Als ich ihn häutete, merkte ich zuerst einigen Schmerz und Steifheit in meiner verwundeten Schulter, doch die Bewegung und heftiges Reiben mit Schnee thaten gut, und ehe ich nicht den liegen gelassenen zweiten Panther enthäutet, ging ich nicht auf den Heimweg."

Aus den Jugendjahren Kaiser Wilhelms.

Mit Porträt in Stahlstich.

Wilhelm Friedrich Ludwig, deutscher Kaiser und König von Preußen, war der zweite Sohn Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, der Tochter des Herzogs Karl II. von Mecklenburg-Strelitz. Als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, herrschte, der französischen Revolution wegen, die größte Aufregung in Europa, und die preußischen Staatskassen waren nicht nur leer, sondern es war eine große Staatsschuld vorhanden. Dieser schwierigen Verhältnisse und schweren Unglücksfälle ungeachtet, führte Friedrich Wilhelm eine glorreiche Regierung. Er suchte sich eifrigst von allen Zuständen zu unterrichten und erließ viele Verordnungen für die Zivilverwaltung wie für die Armee. Schon die ersten Regierungsmaßregeln des Königs, und besonders sein Familienleben verkündeten das Herannahen einer bessern Zeit, welche freilich erst nach den großen Unglücksfällen, welche Preußen und Deutschland trafen, eintreten konnte.

Die Vermählung Friedrich Wilhelms als Kronprinz mit Luisen hatte im Dezember 1793 stattgefunden. Bei dieser Feierlichkeit war noch die Witwe Friedrichs des Großen, eine fast achtzigjährige Greisin, anwesend gewesen. Am Morgen nach ihrer Vermählung fuhren der Kronprinz und seine junge Gemahlin nach der Domkirche, wohnten dem Gottesdienste bei und begaben sich dann in die für sie eingerichtete Wohnung, das kleine Palais, welches Friedrich Wilhelm III. auch als König bis zu seinem Tode bewohnte. Am nächsten Geburtstage der Kronprinzessin Luise, der von Hof und Stadt gefeiert wurde, fand dieselbe Gelegenheit, durch ihre Güte und Wohlthätigkeit Freude und Dank-

barkeit zu erwecken. Der König schenkte ihr zum Sommersitz das Lustschloß Oranienburg und fragte sie am Abend dieses frohen Tages, ob sie ganz befriedigt sei, oder vielleicht noch irgend einen Wunsch habe. „Ja," rief Luise aus, „eine Hand voll Gold für die Armen der Hauptstadt!" — Als der König weiter fragte, wie groß sie sich diese Hand voll Gold denke, erwiderte die Kronprinzessin: „So groß als das Herz des gütigsten der Könige." Der König antwortete durch eine reiche Gabe, und die Armen dankten ihrer edeln Fürbitterin.

Das glückliche Zusammenleben des kronprinzlichen Paares wurde indessen bald durch den polnischen Krieg gestört. Der Kronprinz und sein Bruder, Prinz Ludwig, zogen ins Feld. Bei Wola führten der König und die Prinzen selbst eine Sturmkolonne beim Angriff gegen die Kreuzschanze und setzten sich dabei mehrmals dem feindlichen Feuer aus. Als die Kronprinzessin dies erfuhr, sagte sie: „Ich zittere bei jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt, aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, welcher der nächste nach dem König auf dem Thron ist, auch der erste nach ihm im Felde sein muß." Im September hatte Luise die Freude, ihren Gemahl wieder in Berlin eintreffen zu sehen, und das Glück des hohen Paares wurde noch erhöht, als dasselbe im Oktober des nächsten Jahres mit einem Sohne, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., beschenkt wurde. Um dieses Glück ungestört genießen zu können, wozu das Oranienburger Schloß nicht geeignet war, kaufte der Kronprinz das zwei Meilen von Potsdam an der Havel gelegene Gut Paretz, wo ein neues Schloß erbaut und ein schöner Park angelegt wurde. Das glückliche Familienleben wurde indessen innerhalb weniger als Jahresfrist durch mehrere Todesfälle gestört. Prinz Ludwig, der Bruder des Kronprinzen, starb, noch nicht 24 Jahr alt, am 28. Dezember 1796, einige Wochen später die Witwe Friedrichs des Großen im Alter von 82 Jahren. Der dritte Todesfall, der in der königlichen Familie eintrat, war der Tod Friedrich Wilhelms II. selbst. Seine Gesundheit war seit Jahren geschwächt und der Tod seines zweiten Sohnes hatte ihn sehr ergriffen. Von wenigen Personen begleitet, hatte er sich in das Marmorpalais am heiligen See zurückgezogen und empfing dort einen Tag vor seinem Tode seine Gemahlin, den Kronprinzen und die Kronprinzessin. Der Kronprinz kniete weinend vor dem Bette seines sterbenden Vaters, der ihm mit schwacher Stimme seinen Segen erteilte. Am folgenden Tag, den 16. November 1797, machte der Tod den Leiden des Königs ein Ende.

Dem Kronprinzen, der nun als Friedrich Wilhelm III. den Thron seines Vaters bestieg, war schon am 22. März des genannten Jahres ein zweiter Sohn geboren worden, der in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Ludwig erhielt und der unser Kaiser Wilhelm I. ist. Sein Großvater, König Friedrich Wilhelm II. hatte seinen Enkel während der Taufhandlung noch auf den Armen gehalten.

Das Hofleben blieb so einfach, wie es bisher gewesen war, der König bezog das Residenzschloß nicht, sondern blieb in dem kronprinzlichen Palais

wohnen, in dem auch „Prinz Wilhelm“ geboren worden war. Es ist aus jener Zeit ein Familienbild vorhanden: König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise sitzen neben einander auf dem Sofa. Die Königin hält ihr jüngstes, zweites Kind auf dem Schoße — unsern Prinzen Wilhelm. Daneben steht ein kleiner blonder, dicker Krauskopf, dem der Schelm aus den blauen Augen blitzt. In der Rechten hält er mit possierlicher Wichtigkeit einen hölzernen Degen, in der Linken die Fahne mit dem preußischen Adler. Dies ist der Kronprinz Fritz — der spätere König Friedrich Wilhelm IV. Die Liebe des Königspaares für ihre Kinder war groß. Jeden Morgen nach dem Vortrage der Minister kam der König in die Kinderstube. Sein Ernst verschwand, wenn er dann aus den Armen der Mutter die Kinder eines nach dem andern empfing, zu sich empor hob und liebkoste. Er konnte lange mit ihnen tändeln und spielen und jede Kleinigkeit als etwas Wichtiges mit teilnehmendem Interesse behandeln. Hatten sich die Kleinen lobende Zeugnisse verdient, so holte er kleine Geschenke herbei, und es war zu bewundern, wie ein König, dem so viele Dinge durch den Kopf gingen, so kindlich froh sein konnte. Oft vergaß er die Zeit darüber und die Königin mußte ihn erinnern, daß er von dem Adjutanten bereits abgerufen sei. Jeden Abend vor dem Schlafengehen sah er mit der Königin noch die schlafenden Kinder, weidete Auge und Herz an dem Anblick und küßte leise die Stirne eines jeden. Es läßt sich kaum ein anmutigeres deutsches Familienleben denken, als es zu jener Zeit abwechselnd in dem kleinen königlichen Palais zu Berlin und in Paretz stattfand, wo sich Luise als „gnädige Frau von Paretz“ so glücklich fühlte und der König sich scherzhaft den „Schulzen von Paretz“ nannte. Die hohen Herrschaften hießen bei den Landleuten „Herr König“ und „Frau Königin.“ Die Dorfjugend versammelte sich täglich vor dem Gartensaale, in dem gespeist wurde, wo sie die Reste des Nachtisches erhielten. Der König, die Königin und die königlichen Kinder teilten dann Kuchen und Früchte aus. Als der König einst einem Bauernjungen eine Schnitte Ananas reichte und ihn fragte, für was er das halte, antwortete dieser, indem er prüfend kaute: „Herr König, mir schmeckt's wie Wurst.“ Alles brach in Lachen aus und der König sagte: „Ei warum soll's ihm nicht wie Wurst schmecken? Wurst ist ja das Beste, was er kennt.“

Wenn das Erntefest gefeiert wurde, bildete sich allmählich eine Art ländlicher Messe. „Mir auch was, Frau Königin!“ riefen die Dorfkinder und die hohe Frau führte sie lächelnd zu den Pfefferkuchenbuden und ließ sie lustig würfeln. Die Fremden aber, welche sich zahlreich einfanden, wurden zum Schloßball eingeladen, wo die Majestäten selbst mit den Landleuten tanzten. „Ich habe,“ schrieb am 22. September 1798 General Köckeritz einem Verwandten, „mit unserer gnädigen Herrschaft auf ihrem Landgute Paretz glückliche Tage verlebt; die frohen Menschen genoßen mit reinem, heiteren Herzen so ganz das Einfache der Natur; entfernt von allem Zwange nahmen sie herzlichen Anteil an der naiven Freude des Landvolks, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die

lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter; ich selbst dachte nicht daran, daß ich fünfundfünfzig Jahre zurückgelegt, und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz. Wir waren alle so glücklich wie unschuldige Kinder."

Aus der frühesten Jugendgeschichte von Kindern läßt sich selten viel erzählen, nur die Begebenheiten, welche die Eltern betroffen, lassen uns weitere Schlüsse ziehen. In den Tagbuchnotizen der Oberhofmeisterin von Voß finden sich einige den jungen Prinzen Wilhelm betreffende Bemerkungen: „Der König und die Königin langen in Charlottenburg an. Der kleine Kronprinz Fritz läuft den Eltern jubelnd entgegen — und Prinz Wilhelm, nun schon 1 Jahr 3 Monat und 7 Tag alt, hat inzwischen zwei Beißerchen bekommen und glückliche Gehversuche angestellt und kann Papa und Mama sagen" ... Ein andermal schreibt sie: „Der kleine Prinz Wilhelm war seit gestern recht krank an einem Brustfieber; heute ist er Gottlob etwas besser. Wir alle waren in großer Angst um dies geliebte gute Kind, das Gott uns erhalten wolle! — Die ganze Stadt kam zu fragen, wie es ihm ging und alle Menschen ängstigten sich um ihn".... Am 3. August notiert die Oberhofmeisterin: „Geburtstag des Königs und Taufe der kleinen Prinzessin. Sie erhielt die Namen: Friederike Luise Charlotte Wilhelmine. Wie herzlich der kleine Prinz Wilhelm sich zu seinem hübschen Schwesterchen freute!" Charlotte — später Kaiserin Alexander von Rußland.

Über die Erziehung ihrer Kinder schrieb die Königin: „Es ist allerdings mein heißester, mein liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen." An einem Sonntag Nachmittag des September 1799 sah die Königin die Kinder des Berliner Friedrichs-Waisenhauses, gleichmäßig gekleidete Knaben und Mädchen, im Charlottenburger Schloßgarten spazieren gehen. Sogleich ließ sie im großen Orangerie-Saale für die 70 Kinder anrichten, diese mit ihren Lehrern dahinführen — und kam dann selber mit dem König und den kleinen Prinzen Fritz und Wilhelm, um sich an dem guten Appetit und der Freude der armen Waisenkinder zu erfreuen.

Die königlichen Eltern hielten darauf, daß die kleinen Prinzen und Prinzessinnen zu Weihnachten nicht allein Geschenke empfingen, sondern auch austeilten, und so kamen die königlichen Kinder, mit ihnen auch Prinz Wilhelm, am heiligen Weihnachts-Abend des Jahres 1800 zur Bescherung, welche die 208 Kinder des Friedrichs-Waisenhauses empfingen; sie teilten Kinderspielwaren und auch Geld aus; dann erst fanden sie zu Hause auch für sich aufgebaut. — Von den zu wählenden Weihnachtsgeschenken sprach der König wochenlang vorher, zündete selbst die Lichter am Christbaume an und war unerschöpflich in der Wahl passender Gaben. Wenn dann in der ersehnten Stunde die Kinder erstaunt in den hell erleuchteten Festsaal traten, jubelnd ihren Christbaum umhüpften und die Königin auch der kleinsten Weihnachtsgabe einen höheren Wert

gab, stand der König still lächelnd, das reinste Familienglück in dem Anblick der Seinigen genießend.

Am 15. Oktober 1801, dem Geburtstage des Kronprinzen, führte man die Prinzen in den Prüfungssaal der Erwerbschule zu Potsdam, wo die Kinder auf Kosten des Königs gespeist wurden. Vorher waren die fleißigen Schüler durch Prämien erfreut worden, welche die jungen Prinzen selbst mitbrachten und verteilten, worauf auch sie an dem Mahle und an den Spielen der Kleinen Teil nahmen.

Die Jugend des Königs selbst und der Königin war nicht eine ebenso freudenvolle gewesen. Der König erinnerte sich später oft daran und machte auch seine Kinder darauf aufmerksam, wie knapp er in seiner Jugend gehalten worden war. „Wollt immer hoch hinaus," sagte er, „bedenkt aber nicht, wie es mir in Eurem Alter erging; da erhielt ich zu meinem Geburtstage ein Resedatöpfchen, sechs Dreier an Wert, und wollte mein Hofmeister mir mal was zu Gute thun, dann führte er mich nach einem öffentlichen Garten und ließ mir da für einen und, wenn es hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben."

Schon oben war von einer Krankheit des Prinzen Wilhelm die Rede. Derselbe war überhaupt ein schwächliches Kind; er mußte lange Zeit in weiblicher Pflege bleiben, weil er häufig kränkelte. Die Mutter wachte mit ängstlicher Sorge über ihn, denn sie zitterte für die Erhaltung seines Lebens. Schon zum Jüngling herangereift, erstarkte diese schwächliche Constitution noch nicht, und Prinz Wilhelm, sagte im Jahr 1861 selbst, er hätte nie geglaubt, daß er seinen Bruder überleben würde.

Obwohl nun Prinz Wilhelm in seinen ersten Lebensjahren schwächlich gewesen, so wurde er doch schon in früher Kindheit mit seinem Bruder, dem Kronprinzen, und dem Prinzen Friedrich, seinem Vetter, im Exerzieren geübt. Ein Unteroffizier und ein Feldwebel ließen die Prinzen alle nötigen Übungen durchmachen, und der König sah bisweilen selbst den Exerzitien zu, in welchen Prinz Wilhelm schon vor dem achten Jahre fest und sicher war. Zur Belohnung für ihre guten Fortschritte erhielten sie zu Weihnachten 1803 die ersten Uniformen: der Kronprinz erschien noch an diesem Abend als kleiner Garde du Corps, der Prinz Wilhelm als Husar vom Regiment Rudorf, dem berühmten früheren Ziethenschen Husaren-Regiment, und Prinz Friedrich als Dragoner eines Regiments, dessen Chef sein so früh verstorbener Vater gewesen war.

Der König präsentierte in seinem Arbeitszimmer die militärisch angetretenen kleinen Soldaten der Königin mit den ungewöhnlich förmlichen Worten:

„Majestät, ich habe die Ehre, Ihnen hier die drei jüngsten Rekruten der preußischen Armee vorzustellen!"

Schon vordem hatte Prinz Wilhelm einer Fahnenweihe beigewohnt. Am 2. April 1802 ließ die Königin Luise den getreuen Bürgern der Köllnischen Vorstadt im Rathause eine neue Fahne überreichen. Bei der feierlichen Befestigung derselben an der alten Fahnenstange schlug der Kronprinz den ersten, Prinz Wilhelm den zweiten Nagel ein, und beide Prinzen durften an dem Festmahle der Bürger Teil nehmen.

Bei der Wahl eines Erziehers für den Kronprinzen zog die Mutter den Pädagogen Niemeyer in Halle zu Rat, welcher ihr den Magister Dr. Friedrich Delbrück mit der Versicherung empfahl, derselbe werde der Seele des Prinzen keine andern Grundsätze einflößen, als die einer echten Humanität, einer reinen Moral und einer praktischen Religiosität. Delbrück trat sein Amt als Erzieher der Prinzen im Juli 1800 an und bald wurden auch die Prinzen Wilhelm und Friedrich seine Zöglinge.

An einem schönen Sommertage hatte die königliche Familie mit einigen Gästen auf der Pfaueninsel bei Potsdam unter alten schattigen Eichen fröhlich zu Mittag gespeist. Nach aufgehobener Tafel sprangen die kleinen Prinzen und Prinzessinnen mit ihren Gespielen davon — und ließen sich lange nicht wieder blicken.

Plötzlich fragt die Königin Luise: „Wo bleiben nur die Kinder?"

Ein abgesandter Diener bringt die Nachricht: „Sie spielen auf jener Landzunge auf der Wiese!"

„Lieber Freund, können wir unsere Lieblinge dort nicht beim Spiel überraschen, ohne daß sie uns kommen sehen?" meint die Königin.

„Ja, liebes Kind, wenn wir mit der Gondel um die Insel herumfahren und uns durchs Rohr schleichen!"

So treten denn der König und die Königin allein in eine kleine Gondel. Der König rudert, die Königin steht aufrecht, spähend und lauschend vorn im Schiffchen, das sich leise durchs Rohr drängt . . . Sacht springen Beide ans Ufer und stehen plötzlich vor den jubelnden Kindern, die ihr Spiel verlassen und den lieben Eltern in die Arme eilen.

„Papa!" — fragt der Kronprinz mit lachenden, klugen Augen — „woher sind Sie nur so mit einemmal gekommen, ohne daß wir etwas merkten?"

„Dorther durchs Rohr!"

„Ah! durchs Rohr! Papa, das ist hübsch!"

„Warum ist das hübscher als auf dem andern Wege?"

„J — im Rohr ist gut Pfeifen schneiden!" — und der kleine Schelm schaut noch listiger darein.

„Fritz, wie verstehst du das Pfeifen schneiden?"

„Ei — kluge Leute wissen die Gelegenheit zu benutzen!"

„Gut! Und welche Pfeife würdest du dir schneiden, wenn du hübsch tief im Rohr säßest?"

„Ich würde den lieben Papa und die liebe Mama bitten, daß wir heute hier auf dieser schönen Wiese Alle — Alle fröhlich bei einander blieben und hier auch unsere Abendmilch trinken dürften!"

Die Bitte wurde gern erfüllt. Man spielte mit den Kindern auf der Wiese, und dort wurde auch ein ländliches Abendbrod eingenommen, während eine sanfte Musik der Garde-Hautboisten übers stille Wasser dahinklang . . .

Die heitern, glücklichen Kinderjahre, die den Prinzen zu Teil geworden, waren nun aber leider zu Ende, denn keinem Sterblichen wird des Lebens un-

gemischte Freude zu Teil. — Auch auf diese sonnige Kindheit sollten nur zu bald die Schatten finsterer Wolken fallen. Von Frankreich her nahte ein furchtbares Unglück für Preußen — für Deutschland — — Napoleon! Es drohte ein Krieg mit dem französischen Kaiser Napoleon auszubrechen, und war auch Prinz Wilhelm noch zu jung, daran teilzunehmen, so sah er doch die großen Vorbereitungen, welche für den Krieg gemacht wurden.

Im Mai 1806 fand die große Revue der Armee vor dem König statt, in dieser Art die letzte für immer. — Prinz Wilhelm war bei derselben anwesend. Da standen die alten Regimenter wie die Mauern in festgeschlossenen Reihen und schienen die Welt erobern zu wollen. Es zeigte sich jedoch bald, daß nicht Alles war, wie es eigentlich sein sollte. Im September sah Prinz Wilhelm das alte berühmte Dragoner-Regiment Anspach-Bayreuth in Berlin einziehen, zu dessen Chef die Königin Luise ernannt wurde. Der Prinz stand am Fenster und sah das Regiment in Parade vorbeimarschieren; die Königin fuhr vor demselben her; sie trug einen Spenzer in den Farben des Regiments.

Preußen war von Napoleon schwer beleidigt worden, und der König kündigte notgedrungen den Krieg an. Das preußische Heer war jedoch nicht mehr, was es unter Friedrich dem Großen gewesen. Die Soldaten hatten kein Vertrauen zu ihren Offizieren und diese zu ihrem Feldherrn, dem Herzog zu Braunschweig. Schon beim ersten Zusammentreffen bei Saalfeld fiel der talentvolle Prinz Louis von Preußen und als es am 14. Oktober 1806 zur Schlacht von Jena und Auerstädt kam, erlitt Preußen eine unerhörte Niederlage. Das Heer wurde gänzlich zerstreut und die einzelnen Haufen von den Franzosen verfolgt. Ohne Gegenwehr übergaben die Kommandanten die Festungen und wie ein verheerender Strom überschwemmten die Franzosen das Land.

In Berlin erwartete man schon den Einmarsch der Franzosen, und auf den Rat des Gouverneurs beschlossen die Lehrer der Prinzen, mit denselben die Hauptstadt zu verlassen und die weiteren Weisungen der königlichen Eltern zu erwarten. Die Königin hatte sich nämlich bei ihrem Gemahl im Hauptquartier befunden; in Berlin traf sie ihre Kinder nicht mehr an, erreichte sie jedoch in Schwedt an der Oder. „Ihr sehet mich in Thränen," sagte sie ihnen; „ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem Eure Ahnen den Stamm der Hohenzollern gekrönt haben . . . Ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtnis zurück; befreiet dann Euer Volk von der Schande und der Erniedrigung, worin es jetzt schmachtet, suchet den Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat." —

Von Schwedt reisten die Prinzen nach Stettin und Küstrin, Danzig und Königsberg. Der König beschloß, den Kampf fortzusetzen, und sammelte in dem kleinen Teile des Landes, der ihm noch geblieben war, so viele Truppen als möglich und wartete auf die endlich nahende russische Armee.

In Königsberg sahen die Prinzen ihren königlichen Vater zum erstenmale wieder, seitdem er in Berlin von ihnen geschieden war, um ins Feld zu ziehen. Bei der Neujahrsgratulation 1807, als die ganze Familie um den geliebten Vater versammelt war, sagte er ernst und gütig zu seinem zweiten Sohne Wilhelm:

„Da an deinem Geburtstage keine Gelegenheit sein wird, dich ordentlich einzukleiden, weil ihr nach Memel müßt, so ernenne ich dich heute schon zum Offizier. Da liegt deine Interims-Uniform." Der Rock der Garde-Offiziere, welcher einen roten umgeschlagenen Kragen hatte, nebst Degen, Stock und Hut mit Federbusch lag auf einem Tische bereit. Prinz Wilhelm kleidete sich sofort als Offizier und auch der damals noch übliche Puder und Zopf durfte nicht fehlen, wenn gleich der Zopf ein falscher war, da das eigene Haar des Prinzen zu kurz war, daraus einen Zopf zu flechten. Die preußischen Prinzen pflegen im zehnten Lebensjahre in das Heer einzutreten; Prinz Wilhelm ist also noch vor dieser Zeit in dasselbe aufgenommen worden.

Die Königin war im Dezember vom Nervenfieber ergriffen worden und lag noch krank darnieder, als am 3. Januar die Nachricht kam, daß die Franzosen im Anrücken begriffen seien, und so wurde sie dann im fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und zwanzig Meilen weit über die kurische Nehrung nach Memel geschafft. Bei günstigerer Witterung wurden die Kinder nachgesandt. Prinz Wilhelm erkrankte hier gleichfalls am Nervenfieber, befand sich aber an seinem zehnten Geburtstage (22. März 1807) wieder auf dem Wege der Besserung. Als wertvollste Geburtstagsgabe erhielt er das Patent als Fähnrich bei der neu formierten Garde zu Fuß, die aus den alten zerstreuten Gardetruppen gebildet worden war. Es gab hier in Memel Augenblicke, wo beim Mangel an barem Gelde für die täglichen Ausgaben nur noch das Unentbehrlichste übrig blieb und die königliche Tafel so einfach und frugal war, daß man an bürgerlichen Tischen besser speiste. Ihrem Vater schrieb die Königin: „Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in der Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein." Das reiche silberne Service, das noch von dem prachtliebenden König Friedrich I. stammte, wurde in Holland für 1,500,000 Thlr. verkauft und als Abschlagszahlung zu der Kriegskontribution von 154 Millionen verwendet, die Napoleon dem Lande auferlegt hatte. Luise gab auch ihren königlichen Schmuck her und ihre goldene Toilette wurde in Friedrichsd'ors ausgeprägt.

Nur langsam erholte sich Prinz Wilhelm vom Nervenfieber und dessen Nachwehen, und Vater und Mutter suchten ihn vor jeder Überanstrengung zu bewahren. Auch die Lehrer hatten Befehl, den schwächlichen Knaben nicht zu sehr zu ermüden. Der Prinz selbst wollte von dieser Schonung nichts wissen und suchte vollständig Soldat zu werden. Den kleinen Dienst nach dem Reglement sah er sich durch die stete Prüfung der Königsberger Garnison auf dem Schloßhofe ab, und seine eigentlichen militärischen Kenntnisse vermehrte er bei

den Übungen, die der König selbst und die Generale mit den neuformierten Truppen vornahmen. Der Prinz sah hier Alles entstehen, was später der preußischen Armee zu ihren Siegen über die Franzosen verhalf. — Als die königlichen Kinder sich am 24. Dezember 1807, dem Weihnachtsabend, um den Christbaum versammelten, fand Prinz Wilhelm zu seiner Überraschung auf dem für ihn bestimmten Tische mit Geschenken sein vom Könige bereits vollzogenes Patent als Sekonde-Lieutenant vor sich liegen. In der Mitte des Monats Januar verließ der Hof Memel und kehrte mit der Garde zu Fuß, welche, die Prinzen an der Spitze, in Parade einrückte, nach Königsberg zurück. Von jetzt an that Prinz Wilhelm bei allen Paraden des Bataillons Dienst in der Front.

Dem Bruder des Königs, Prinzen Wilhelm, war es indessen gelungen, mit Napoleon im September 1808 einen Vertrag dahin abzuschließen, daß Preußen bis auf drei Festungen: Küstrin, Stettin und Glogau, endlich von den französischen Truppen geräumt werden sollte. Die Armee, von der nur noch kleine Reste vorhanden waren, mußte von Grund auf neu geschaffen werden, wobei dem König der damalige Oberst von Scharnhorst als treuer Ratgeber zur Seite stand. Als alle Stürme des Jahres 1809 vorüber zu sein schienen, wurde die Rückreise nach Berlin angetreten. Allenthalben war dem Königspaar der froheste und rührendste Empfang bereitet. Am 23. Dezember erfolgte der feierliche Einzug zu Berlin. Der Kronprinz, Prinz Wilhelm und Prinz Friedrich marschierten mit dem Garde-Regiment zu Fuß durch das Bernauer Thor in die Hauptstadt ein. An eben diesem Tage vor sechzehn Jahren hatte die Königin als Kronprinzessin ihren heitern, hoffnungsvollen Einzug in Berlin gehalten. —

Vom Jahr 1810 an war der spätere General von Reiche, Kadetten-Offizier und Kadettenlehrer, der Lehrer des Prinzen Wilhelm in den militärischen Wissenschaften. Derselbe gibt in seinen Memoiren eine Schilderung des jungen Prinzen: „Schon im ersten Jahr meiner Anstellung im Kadettenkorps wurde mir der Unterricht der Prinzen Wilhelm und seines Vetters, des Prinzen Friedrich übertragen. Die Unterrichtsgegenstände waren Befestigungskunst, Aufnahmen und geometrisches Zeichnen. Jener war damals 13, dieser 16 Jahr alt. Beide Prinzen zeichneten sich durch anhaltenden Fleiß und durch Aufmerksamkeit aus, daher sie auch vorzügliche Fortschritte machten. Besonders that sich Prinz Wilhelm durch schnelles Auffassen und durch einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter hervor. Es lag in ihm der wahre zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es nachher auch in vollem Maße geworden ist."

Königin Luise besuchte nach ihrer Rückkehr mit wehmütiger Freude ihre Lieblingsplätze in Charlottenburg, Paretz, Sanssouci, und der König unterließ nichts, was sie beruhigen und aufheitern konnte. Als im Jahr 1810 ihr Geburtstag gefeiert wurde, sagte sie: „Ich kann mich nicht mehr so freuen, wie sonst; mir ist, als wäre es das letztemal, daß ich meinen Geburtstag feiere." In den letzten Tagen des Juni erkrankte die Königin auf der Fahrt nach dem Lustschlosse Hohenzieritz; es trat heftiges Fieber und Husten ein, weshalb auch

der König blieb, bis es besser zu werden schien und wichtige Geschäfte ihn am 3. Juli nach Berlin riefen. Beide Gatten schrieben sich in den folgenden Tagen innige Briefe. Am 16. Juli aber befiel die Königin ein heftiger Brustkrampf und sie rief mehrmal: „Mein Ende ist nahe!“ Am nächsten Morgen kam der König mit weiteren Ärzten an. „Lieber Freund,“ sagte sie während er sie umarmte, „warum bist du so traurig? Ist es denn so gefährlich mit mir? Wer ist mit dir gekommen?“ „Fritz und Wilhelm,“ antwortete der König. „Ach Gott, welche Freude!“ rief nun die Königin aus, der König aber entfernte sich, da er den Schmerz nicht mehr erdrücken konnte, um, wie er sagte, die Söhne zu holen.

Nach einer Weile traten der Kronprinz und Prinz Wilhelm in Begleitung des Königs ein und die Königin rief bei ihrem Anblick wiederholt aus: „Mein Fritz, mein Wilhelm!“ Die tief erschütterten Söhne weinten am Bette der sterbenden Mutter, die sich mit ihnen unterhielt, so weit es ihr leidender Zustand gestattete. Sie sah sie lange mit mütterlichen Blicken an und fragte nach diesem und jenem. Nach einiger Zeit traten wieder Brustkrämpfe ein, und die Söhne entfernten sich, nachdem sie die liebe sterbende Mutter noch einmal geküßt hatten. Am Morgen des 19. Juli 1810 saß der König am Bette und hielt die rechte Hand Luisens, Mitglieder der Familie und die Ärzte standen im Hintergrunde, da sank das schöne, bleiche Haupt Luisens zurück, die Augen schlossen sich, und sie lispelte leise: „Herr Jesus, mach es kurz!“ und in wenigen Minuten war ihre Seele zur bessern Heimat entwichen. Die Söhne warfen sich mit dem Vater am Bette der toten Mutter nieder und benetzten ihre kalten Hände mit Thränen. — — So sind denn auch dem Prinzen Wilhelm schwere Kummertage in seiner Jugend nicht erspart worden.

Im Jahr 1815 war das von dem großen Bildhauer Rauch gefertigte Denkmal vollendet, das der trauernde König seiner verewigten Gemahlin aufstellen ließ und das einen großen künstlerischen Ruf erlangte. Dasselbe ist so gehalten, daß man sich darunter auch eine Schlafende auf dem Ruhebett vorstellen kann. Alljährlich, am Todestage der Königin, wird das Mausoleum dem allgemeinen Eintritt des Publikums geöffnet.

* * *

Die große Armee Napoleons war im Jahr 1812 in Rußland auf ihrem Rückzuge vernichtet worden. In Preußen wurde die männliche Jugend vom 17. bis 24. Jahre zu den Waffen gerufen und von allen Seiten strömten Tausende junger Vaterlandsverteidiger herbei. Alle Straßen waren von Freiwilligen angefüllt und auf allen freien Plätzen übten sie sich in den Waffen. In diesen Tagen der Begeisterung des Volkes erließ der König die denkwürdige Proklamation: „An mein Volk“, — eine zweite: „an mein Heer“, und eine dritte: „zur Formation der Landwehr und des Landsturmes.“ —

Prinz Wilhelm wurde durch den strengen Willen seines Vaters abgehalten, mit ins Feld zu ziehen. So traurig den Prinzen auch die Versagung dieses

Wunsches machte, bestand doch der König darauf, daß derselbe seines Gesundheitszustandes wegen einstweilen noch in Breslau zurückbleiben solle.

Während des Waffenstillstands ließ der König seine Familie nach Neudorf bei Reichenbach kommen. „Wie stehst du im Regiment?" fragte der König hier den Prinzen. Bei dem großen Avancement im ersten Garderegiment zu Fuß nach der Schlacht bei Großgörschen, in welcher 13 Offiziere desselben geblieben waren, war Prinz Wilhelm unberücksichtigt gelassen und von jüngeren Kameraden übersprungen worden, weil er in Breslau zurückgeblieben war. Zu Neudorf erfolgte jedoch das nachträgliche Avancement des Prinzen zum Premier-Lieutenant. „Wie kann ich denn avancieren," entgegnete der Prinz, „da ich ja hinter dem Ofen gesessen, während das Regiment im Feuer war?" „Thut nichts," erwiderte der König; „ich habe dir befohlen, zurückzubleiben, du darfst also deshalb nicht Worte verlieren." Aber des Prinzen Bitte, jetzt doch mit in den Krieg ziehen zu dürfen, schlug der König wiederum ab.

Deutsche und Franzosen rüsteten während des Waffenstillstandes, um ihre Armeen auf die höchstmögliche Kopfzahl zu bringen und alle Bedürfnisse für dieselben bereit zu halten. Noch immer wurde wegen des Friedens unterhandelt, kaum aber war die Zeit des Waffenstillstands abgelaufen, so traten die neugeschaffenen Armeen einander wieder gegenüber. Dem Bündnisse Rußlands und Preußens gegen Napoleon trat nun auch Österreich bei.

Prinz Wilhelm war nach Ablauf des Waffenstillstands mit der königlichen Familie aus dem Hauptquartier Landeck nach Neiße gegangen. Dort empfing man die Siegesnachrichten von der Katzbach, von Großbeeren und Dennewitz, wo Bülow und Tauenzen die ihnen gegenüberstehenden Franzosen geschlagen hatten, endlich von Culm, wo Kleist den französischen General Vandamme schlug und gefangen nahm. Dann ging die königliche Familie nach Breslau, wo die Siege von Dennewitz und Wartenburg gefeiert wurden. Als Napoleon eine Stellung bei Leipzig nahm, rückten die Verbündeten von allen Seiten heran und schlugen ihn am 16., 17. und 18. Oktober, so daß er bis über den Rhein zurückwich.

Am 31. kam der König nach Breslau zu seinen Kindern. Ganz unerwartet sagte er zu dem Prinzen Wilhelm: „Ich will dich jetzt mit in den Krieg nehmen, aber nur auf sechs Wochen, denn du bist noch zu schwächlich." Der Prinz war glücklich, als er dies hörte. Gleich darauf machte ihn der König zum Kapitän, indem er ihm selbst die Epaulettes dieser Charge überreichte. Die Zeit von sechs Wochen, die der König festgesetzt hatte, sollte sich jedoch durch die Ereignisse und den erfreulichen Umstand, daß sich des Prinzen Gesundheit immer mehr befestigte, auf zehn Monate verlängern. —

Anfangs November reiste Prinz Wilhelm mit dem König nach Berlin und dann nach Leipzig, wo der Prinz zum erstenmal ein Schlachtfeld sah und zwar das blutigste der Befreiungskriege. Im Lager des Yorkschen Korps, das die Festung Mainz belagerte, sah er sich nun auch dem Feinde gegenüber. Es war beschlossen worden, nunmehr ungesäumt über den Rhein zu gehen und den Krieg

nach Frankreich zu spielen, um den Kaiser Napoleon seiner Gewaltherrschaft gänzlich zu entkleiden. Am 26. Dezember 1813 erließ Feldmarschall Blücher aus seinem Hauptquartier Höchst am Main die geheime Ordre an alle unter seinem Befehl stehenden Truppen, den Rhein am 1. Januar 1814 zu überschreiten. Am 31. Dezember waren der König von Preußen und Prinz Wilhelm in Mannheim angekommen, wo die Franzosen auf dem gegenüberliegenden Ufer eine starke Schanze aufgeworfen hatten, um welche gerade gekämpft wurde. Dies war das erste Gefecht, welches der Prinz in unmittelbarer Nähe sah. Die Schanze wurde genommen, eine Schiffbrücke geschlagen, und die Truppen betraten am Neujahrstag den französischen Boden.

In der Begleitung des Königs war Prinz Wilhelm überall in die Mitte der großen Begebenheiten gestellt worden. Die Monarchen waren in ihrem Hauptquartier von den bedeutendsten Personen ihrer Zeit umgeben und Alles, was man hörte und sah, drehte sich um kriegerische Vorgänge. Überall hin begleitete der Prinz seinen Vater, namentlich aber zu Truppenbesichtigungen und militärischen Zwecken gewidmeten anderweitigen Ausflügen. Unter solchen Umständen mußte sein Urteil gestärkt werden und seine Anschauungen reifen. Häufig war der Oberst von Natzmer der Begleiter des Prinzen der ihm über Alles Aufschluß gab, was in der Praxis des Krieges anders aussieht, als man in den Büchern liest.

Am Tage der Schlacht bei Brienne, den 29. Januar, wo sich Blücher und Napoleon persönlich gegenüber standen und letzterer seine Garden selbst ins Feuer führte, war der Prinz, Alles aufmerksam beobachtend, mit dem Monarchen bis um 9 Uhr Abends auf dem Schlachtfelde, das andern Tages von dem Prinzen durchritten wurde. Die Nachwehen eines großen Kampfes mit allen ihren blutigen Spuren traten hier dem jungen Prinzen auf eine ergreifende Art entgegen. Bei dem Bereiten der Gefechtsstelle von Rosnay waren der Kronprinz und Prinz Wilhelm mehreremal in den Bereich des lebhaft unterhaltenen feindlichen Feuers gekommen. Zu jung, um irgend einen Einfluß auf die Begebenheiten haben zu können, waren sie nur Zeugen dessen, was geschah. Die Zeit der Thaten sollte aber auch für sie kommen.

Bei Bar-sur-Aube sagte der König seinen beiden Söhnen: „Wir haben heute Bataille, reitet voraus, ich komme nach. Exponiert Euch nicht unnütz — versteht Ihr mich?"

Während der König mit den Kürassieren zu einer neuen Aufstellung ritt, bemerkte er das Regiment Kaluga, das in einiger Entfernung vorbeimarschierte, und plötzlich sagte er zu seinem Sohne Wilhelm: „Reite einmal zurück und erkundige dich, was das für ein Regiment ist und von welchem Regiment die vielen Blessierten sind, die sich jeden Augenblick mehren?"

Unter dem dichtesten Kugelregen sprengte Prinz Wilhelm den fechtenden Bataillonen zu, erkundigte sich mitten im heftigsten Gewehrfeuer ganz unbefangen nach dem Namen des Regiments, überzählte mit größter Ruhe und als ob ihn gar keine Kugel treffen könnte, die bis dahin Verwundeten und rapportierte dann seinem Vater.

Der König sagte kein Wort. Der Oberst von Luck, später General der Infanterie, gab aber dem Prinzen die Hand und drückte sie herzlich, während die Umgebung des Königs mit Stolz auf den Prinzen sah, der gar nicht zu wissen schien, in welcher Gefahr er sich befunden. Kaiser Alexander, welcher erfuhr, daß der Prinz die Attaque des Kürassier-Regiment Pskov mitgemacht und sich nachher bei der russischen Infanterie im Feuer befunden, verlieh ihm am 5. März dafür den St. Georgen-Orden 4. Klasse — die erste kriegerische Auszeichnung, welche die Brust des Prinzen schmückte. Doch auch das eiserne Kreuz, dieser höchste Wunsch und das schönste Ziel aller preußischen Soldaten der damaligen Zeit, sollte ihm in Folge seines mutigen Benehmens bei Bar-sur-Aube werden, und es scheint fast, als habe der König seinem Sohne deshalb ein solches Probestück auferlegt, um ihm am Geburtstage seiner unvergeßlichen Mutter, der zugleich der erste Jahrestag der Stiftung des eisernen Kreuzes war, dasselbe verleihen zu können, was denn auch im Hauptquartier zu Chaumont geschah.

Als nach der Schlacht von Arcis-sur-Aube am 23. März in Pongy die Generale zu dem Monarchen gerufen wurden und nun bei Seite traten, um sich zu beraten, hingen die Blicke aller Anwesenden an dem kleinen Kreise, in welchem, wie Jeder fühlte, das Schicksal Europas entschieden wurde. Ein Augenzeuge berichtet: „Die vor uns stehenden, beiden königlichen Prinzen, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm, gingen auf den König zu und fragten eifrig: „Geht's nach Paris?" worauf der König erwiderte: „Vorlaute Frage!" Das klang nicht gut, aber der König sah ganz vergnügt dabei aus und bald darauf neigte er sich zu seinen Söhnen und sagte leise etwas zu ihnen, worauf wir nun die Gesichter der Prinzen ebenfalls heiter werden sahen.

Am Morgen des 30. März begab sich der König mit den beiden Prinzen auf das Schlachtfeld bei la Fère Champenoise. Hier war der Prinz Augenzeuge der großen Tapferkeit des Regiments, in dem er bald darauf selbst ein Kommando führen sollte, nämlich des ersten Garde-Regiments zu Fuß.

Gegen 4 Uhr war der Sieg entschieden, und die Monarchen ritten nun auf die Höhen von Belleville, um das ihnen zu Füßen liegende Paris zu überschauen. Nach allen Seiten flogen Boten, und aus den Fenstern der Häuser der Stadt sah man weiße Tücher wehen. Ein französischer General erschien, um über die Unterwerfung der Stadt Paris zu unterhandeln.

Bei dem prachtvollen Einzug der Verbündeten ritten die drei preußischen Prinzen dicht hinter dem siegreichen Monarchen durch die Vorstadt St. Martin die Boulevards hinab. Auch die blessierten Offiziere, die es nur irgend vermochten, marschierten mit in Reihe und Glied.

In der Nacht vom 6. zum 7. April stellte Napoleon die Akte der unbedingten Entsagung für sich und seine Kinder aus. Es wurde für ihn eine Versorgung geschaffen, indem er den Besitz der Insel Elba mit voller Souveränität erhielt.

Die preußischen Prinzen nahmen während ihres Aufenthaltes zu Paris,

der über zwei Monate dauerte, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein, wohnten Sitzungen der Behörden und Vorlesungen der Universitäts-Professoren bei. Wenige Tage nach dem Einzug begab sich der König mit seinen Söhnen und Brüdern in die Kapelle de L'Oratoire, welche dem reformierten Gottesdienst geweiht war, um dort das Abendmahl zu nehmen.

Am 30. Mai kam der allgemeine Friede zu Stande.

Prinz Wilhelm begleitete sodann seinen Vater, der mit dem Kaiser Alexander eine Reise nach London unternahm und vor der Rückkehr nach Berlin noch einige Exkursionen in die Schweizer Berge machte. Prinz Wilhelm war in der kurzen Zeit, in welcher er von seinen Geschwistern entfernt war, so gewachsen und hatte ein so männliches Ansehen bekommen, daß ihn diese im ersten Augenblick gar nicht erkannten. Jede Spur der früheren Schwächlichkeit hatte sich verloren, und außer dem eisernen Kreuze und dem St. Georgs-Orden zierte heute zum erstenmal die Kriegsdenkmünze für das Jahr 1814 seine Brust.

Am 7. August ernannte der König den Obersten von Brause zum Gouverneur des Prinzen, welcher die durch den Krieg unterbrochenen Studien jetzt wieder aufnahm. Die feierliche Konfirmation des Prinzen fand in der Kapelle des Schlosses zu Charlottenburg statt. Einige Tage vorher waren die Garden zu dem neuen Feldzug gegen den von Elba entflohenen und nach Frankreich zurückgekehrten Kaiser Napoleon ausmarschiert, denen auch Prinz Wilhelm bald folgen sollte. Der 8. Juni war der Konfirmationstag, und die Feierlichkeit fand in Gegenwart der ganzen königlichen Familie, des Hofes und der obersten Staatsbehörden statt. Das Glaubensbekenntnis des Prinzen Wilhelm und dessen Lebensgrundsätze sind damals veröffentlicht worden. Er hat als Mann so gehandelt, wie er als Jüngling gesprochen. —

Glaubensbekenntnis des Prinzen Wilhelm.

„Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat lassen geboren werden, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, aus mir Gutes zu stiften, besitze. Ich freue mich dieses Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht, auch nicht um der Genüsse willen, die sich mir in demselben darbieten, sondern um deswillen, daß ich in demselben mehr wirken und leisten kann. Ich freue mich meines Standes in Demut und bin weit entfernt, zu glauben, Gott habe mir hier einen Vorzug vor Anderen geben wollen, auch weit entfernt, mich meines höheren Standes wegen für besser zu halten. Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen

ich zu kämpfen habe, erinnern. Ich will es nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat; daß die Gesetze, welche für Andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die Anderen, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden. Bei allem Guten, welches mir zu Teil wird, will ich dankbar auf Gott blicken und bei allen Übeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtigt. Ich weiß, was ich als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann. Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit aufs Beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht. Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die Geringsten — denn sie sind Alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen Niemand überheben, Niemand durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von Anderen etwas fordern muß, mich dabei herablassend und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, so viel ich kann, zu erleichtern suchen. Doch will ich meiner Pflicht gemäß Alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde; davon darf mich kein Mitleiden zurückhalten. Aber ich will wohl zusehen, daß ich nicht den Unschuldigen verurteile; es soll mir vielmehr ein teures Geschäft sein, die Unschuld zu verteidigen. Den Unglücklichen, die meinen Beistand suchen, oder von denen ich sonst erfahre, vornehmlich Witwen, Waisen, Bejahrten, Männern, die dem Staate treu gedient und ihren in Armut Zurückgelassenen will ich Helfer und Fürsprecher sein, wie ich es vermag. Nie will ich des Guten vergessen, das mir von Menschen ist erwiesen worden. Mein ganzes Leben sollen die mir wert bleiben, die sich um mich verdient gemacht haben. Für den König, meinen Vater, hege ich eine ehrfurchtsvolle und zärtliche Liebe. Ihm zur Freude zu leben, will ich mich auf das Angelegentlichste bemühen. Seinen Befehlen leiste ich den pünktlichsten Gehorsam. Den Gesetzen und der Verfassung des Staats unterwerfe ich mich in allen Stücken. Mir soll Alles heilig sein, was dem Menschen heilig sein muß. Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten, und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen. Dem höchsten Wesen bin ich die tiefste Ehrfurcht schuldig. Ich will sie in meinem Herzen bewahren, in meinen Worten und Werken blicken lassen. Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demütig zu sein vor meinem Gott. Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, Ihm Alles anheimstellen, und mir im Glauben an Seine Vorsehung einen festen Mut zu erhalten suchen.

„Meines Gottes will ich überall gedenken; an Ihn will ich in allen Ange-

legenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit Ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne Ihn nichts bin und nichts vermag. Ich will mich vor Allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde; als Fürst würde ich mich dadurch noch weit mehr erniedrigen. Vorzüglich will ich die Sünden der Unmäßigkeit und Wollust, welche die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur sind, vermeiden. Nie aber will ich glauben, mich durch eine edle Handlung zu erniedrigen. Ich will an meiner Geistes- und Herzensbildung unablässig arbeiten, damit ich als Mensch und als Fürst einen immer höheren Wert erlange. Vor Geiz und Verschwendung will ich mit gleicher Sorgfalt mich hüten. Die Vergnügen des Lebens will ich in Unschuld genießen und mich durch den Genuß derselben stärken zu des Lebens Pflichten, nie aber diesen Genuß mir zu einer wichtigen Angelegenheit machen, oder als ein fürstliches Vorrecht ansehen. Ich will mich bemühen, immer heiteren Geistes zu sein, und Alles, was die Seele verdüstern könnte, von mir zu entfernen. Ich will keinem Menschen Unrecht thun, keinem hart sein, keinen kränken oder demütigen, und wo ich darin fehlen sollte, es eingestehen und auf alle Weise wieder gut zu machen suchen. Überhaupt will ich mich bemühen durch Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen. Ich achte es viel höher, geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden, oder bloß ein fürstliches Ansehen zu haben. Nie will ich mich an denen rächen, die mich beleidigen, sondern ihnen von Herzen vergeben, auch nie meinen Einfluß benutzen, um Jemandem zu schaden. Ich will Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen. Gegen die Bedürftigen will ich wohlthätig sein, in dem reichen Maße, worin mir Gott gewährt hat; ich will mich darin von Keinem, der weniger besitzt, übertreffen lassen. Die Tugenden der Königin, meiner vollendeten Mutter, sollen mir unvergeßlich sein, und das Andenken der Verklärten soll bei mir stets in einem gerührten und dankbaren Herzen wohnen. Meinen Geschwistern gelobe ich zärtliche Liebe und allen Mitgliedern der Familie, welcher ich angehöre, treue Ergebenheit. Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen. Ich will unablässig an der Verbesserung meines Herzens arbeiten. Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen. Ich will mit großer Vorsicht auf mich selbst achten, daß ich nicht fehle. Ich will mich in keine Verbindung einlassen, die ich nicht für eine unschuldige und würdige erkannt habe. Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte. Jeder Versuchung zum Bösen will ich kräftigen Widerstand leisten und Gott bitten, daß Er mich stärke."

Des Kaisers Lieblingsblume.

Die Kornblume, die blaue Cyane, Centaurea cyanus, der reizende Schmuck der Felder und Wiesen, ist bekanntlich die Lieblingsblume unseres Kaisers Wilhelm. Der Bau und das Kolorit derselben ist so schön, daß sich wohl Niemand über diese Vorliebe wundern wird; der wahre Grund, warum sich der hohe Herr diese bescheidene Feldblume zum Liebling erkoren hat, ist jedoch in neuerer Zeit in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Es war im Jahre 1806, als nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, mit welcher die Zeit der Knechtschaft für Preußen begann, Napoleon nach Berlin kam. In Übung der von den höheren Ständen selten versäumten Pflicht der Gastfreundschaft hatte sofort König Friedrich Wilhelm III. in seinem altehrwürdigen Schlosse ein Fest veranstaltet, zu welchem auch die zahlreiche Begleitung des Kaisers geladen worden war.

Stolz auf die bereits errungenen Siege nahmen die französischen Herren und Damen die Einladung als eine ihnen gebührende Ehrenbezeugung an und füllten bald, mit dem reichsten Schmuck beladen, die weiten Räume des Königsbaues. Indes wie blendend auch die Pracht der Juwelen und Edelsteine der Franzosen ins Auge fiel, so überstrahlte doch die Königin Luise, obwohl sie, jeglichen Schmuckes bar, nur einen Kornblumenkranz um ihr Haupt gewunden hatte, alle Anwesenden durch Anmut und königliche Würde.

Bald konnte man jedoch wahrnehmen, wie die Gäste ringsumher sowohl durch leise einander zugeflüsterte Bemerkungen, als namentlich auch durch spöttische Blicke sich über den eigentümlichen, gar zu schlichten Haarschmuck der Königin aufhielten, meinend, daß in Frankreich Niemand, und wäre er der Geringste am Hofe, bei einem Feste in solchem Putz zu erscheinen wagen würde. Ja, der Keckste einer verschwor sich hoch und teuer, daß ihm noch nie eine Königin, deren er doch viele kenne, vorgekommen sei, die bei einer solchen Gelegenheit jeglichen Geschmeides entbehrt habe.

Das hörte Luise, und schmerzlicher denn je das Weh fühlend, welches durch Napoleon über ihr Herz gekommen, wendet sie sich mit zorngeröteter Wange dem Sprecher zu: „Bedenkt, Herr Marschall, daß der Schmuck, den Ihr an mir vermißt, in Euern Händen ist. Oder wüßtet Ihr das wirklich nicht? — Bis vor kurzem durften wir uns reichen Erntesegens erfreuen, jetzt aber haben Eure Rosse die Saaten zertreten und unangebaut liegen die Felder. Dazu habt Ihr allüberall geplündert, und was wir an Schätzen besaßen, ist nach Frankreich geführt worden. So ist es gekommen, daß bei uns Feldblumen zu den Seltenheiten und Kostbarkeiten gehören, und darum trage ich sie!"

Wir erfahren nicht, welchen Eindruck diese wohlverdiente Zurechtweisung auf den Spötter gemacht. Er schwieg; Luise aber, die selbst unter dem Drucke schwerster Leiden in so ausgezeichneter Weise ihre königliche Würde zu wahren gewußt, stieg seit diesem Vorfalle nur um so höher in den Augen des Volkes,

und noch heute kennt der Preuße kein lieblicheres Bild, als das ihrige: die herrliche Frau im Schmucke der schlichten blauen Blume, die sie um das goldene Haar gewunden.

Der Sohn aber, unser Kaiser und König, hat sich seitdem die Cyane zur Lieblingsblume erkoren, dadurch das Andenken der teuern Mutter ehrend.

Aus dem deutschen Krieg 1870—71.

Die Franzosen und ihr Kaiser Napoleon III. waren von jeher der Meinung gewesen, daß ihnen in der Leitung der europäischen Angelegenheiten die erste und gewichtigste Stimme gebühre. Die Erstarkung Preußens und die Einigung des größten Teils von Deutschland unter König Wilhelm war Frankreich so plötzlich und überraschend gekommen, daß es sich nicht offen dagegen aufzulehnen wagte. Es drohte ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland zu entbrennen, aber die Furcht zügelte immer wieder die Begierde. Als Vorwand gebrauchte Napoleon nun folgendes Ereignis.

Die Spanier suchten einen König, der bei ihnen mit starker Hand die Ordnung wieder herstellen könne, und boten dem mit dem preußischen Königshause entfernt verwandten Prinzen Leopold von Hohenzollern die Krone an, welcher sich auch bereit erklärte, König zu werden. Da schickte Napoleon einen Gesandten an den König Wilhelm, der König solle dem Prinzen verbieten, die spanische Königskrone anzunehmen. Der König erwiderte, er sei weder um die Erlaubnis zur Annahme der spanischen Krone angegangen worden, noch könne er in dieser Beziehung ein Verbot erlassen. Da sagte Prinz Leopold aus eigenem Antrieb ab. Nun stellte Napoleon durch seinen Botschafter an den König Wilhelm den Antrag, er solle versprechen, daß auch in Zukunft der Prinz sich nicht wieder um den spanischen Thron bewerben werde, ja ein französischer Minister verlangte, der König solle sich in einem eigenhändigen Briefe bei Napoleon wegen des Vorgefallenen entschuldigen. Der ritterliche König Wilhelm aber wies diese schmachvolle Forderung fest und würdevoll zurück. Da erfolgte in einigen Tagen, am 19. Juli, wie man vorausgesehen hatte, die französische Kriegserklärung.

König Wilhelm übernahm das Oberkommando über die ganze deutsche Armee, und schon zwei Tage später wurde ein glänzender aber blutiger Sieg erfochten durch Erstürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Gaisberges.

Der französische General Mac Mahon hatte seine Hauptmacht trefflich aufgestellt. Unten im Thal Wörth, drüben auf dem Berg Fröschweiler, links und rechts die Dörfer und alle Höhen besetzt mit Kanonen, Mitrailleusen, Reiterei und Fußvolk. Darum war auch der Kampf so blutig. Mehr als einmal schwankte an diesem heißen Augusttage die Waage der Schlacht, die Franzosen leisteten furcht-

baren Widerstand. Hoch und Nieder, Offiziere und Mannschaften aller Waffengattungen wetteiferten unter einander an Tapferkeit. Und endlich gelang das blutige Werk, die französischen Linien begannen zu wanken, Stellung um Stellung kam in die Hände der Deutschen. Die Bayern von rechts her, ein preußisches Armeekorps gerade aus, ein anderes nebst Württembergern und Badenern von links herüber, so drangen sie vor, die Höhen hinan, unter schweren Verlusten, aber doch vorwärts. Noch einmal wollte Mac Mahon einen verzweifelten Versuch machen, die Schlacht zu seinen Gunsten zu wenden. Er kommandierte eine Abteilung Kürassiere, um in furchtbarem Anprall übers Schlachtfeld hinzujagen und die siegreich vorrückenden Reihen der Deutschen zu durchbrechen. Es war ein prachtvoller Anblick, wie diese Leute ihren Sturmritt begannen, starke, prächtige Männer auf riesigen Rossen, in glänzender Rüstung und blankem Küraß, mit blitzenden Helmen und wehendem Roßschweif — so brausten und blitzten sie wie eine Wetterwolke gegen die Deutschen heran. Aber preußische Batterieen schmetterten mit furchtbarer Genauigkeit ihre Geschosse unter sie hinein, ein verheerendes Schnellfeuer der Infanterie kam dazu, massenhaft stürzten Rosse und Reiter, die Reihen kamen in Unordnung, in wirrem Knäuel wälzte sich Alles durcheinander, blutend, zerquetscht und verstümmelt, der kleine Rest machte Kehrt und nur Wenige von der stolzen Schar kehrten zurück. Der Kommandant der Division geriet in Wahnsinn vor Grausen und Entsetzen über diese Zerstörung, und als Mac Mahon auf dem Rückzuge nach seinen Kürassieren gefragt wurde, rief er in wildem Schmerze: „Was Kürassiere! Ich habe keine Kürassiere mehr!"

Nachmittags 4 Uhr war die schwere Blutarbeit beendet. Mac Mahon gab den Befehl zum Rückzug, die Schlacht von Wörth war gewonnen. Wohl hatten Tausende ihr Herzblut geben müssen, 8000 Tote und Verwundete des deutschen Heeres, darunter 400 Offiziere, bedeckten das Schlachtfeld. Aber dafür war's auch ein herrlicher Sieg, Mac Mahon niedergeworfen, sein Heer aufgelöst, Elsaß frei gemacht, tausende von Gefangenen, 35 Kanonen, 8 Mitrailleusen, 2 Adler im Kampfe erbeutet. Den Württembergern, die durch ihr richtiges Eingreifen im entscheidenden Augenblicke wesentlich zum Siege beigetragen hatten, wurde auf der Verfolgung noch ein besonderes Glück. Nicht bloß erbeuteten sie Mac Mahons Kriegskasse mit 360,000 Franken in Gold, sondern zwei ihrer Reiterschwadronen eroberten noch bei Reichshofen mehrere Geschütze. Bei dieser Gelegenheit hat ein braver schwäbischer Reitersmann das berühmte Wort gesprochen, das in ganz Deutschland die Runde machte: „Mer kann's schier net verreite, so laufet se." In Mac Mahons Zeltlager, das ebenfalls in die Hände der Deutschen fiel, fanden sich eine Menge Luxusartikel, Damenkleider und Ähnliches, ganz wie im siebenjährigen Kriege, als die Preußen sich nach der Schlacht von Roßbach in die französische Beute teilten.

Am 6. August, an welchem die Schlacht von Wörth gewonnen wurde, ward dem deutschen Volke noch ein weiterer Sieg beschert. General Frossard, der „Eroberer" von Saarbrücken am 2. August, hatte sich auf dem Spicherberg

verschanzt, in einer womöglich noch festeren Stellung, als diejenige Mac Mahons bei Wörth war. Die französischen Offiziere hielten sie für so unbezwinglich, daß sie laut auflachten, wie sie hörten, daß die Preußen einen Angriff wagen wollten. Aber sie lachten nicht lange. Am 6. August erschienen am Fuß der Feuer und Tod speienden Höhen Abteilungen der 1. Armee (Steinmetz), welche, am Anfang sehr stark in der Minderzahl, doch todesmutig und löwenkühn aushielten, bis frische Regimenter ihnen zu Hilfe eilten, worauf dann in heißem blutigen Ringen unter furchtbaren Verlusten die französischen Stellungen erstürmt wurden. So hageldicht flogen die französischen Chassepotkugeln, daß ein Soldat in einem Augenblicke fünf Wunden erhielt. Er fühlte sich zuerst im rechten Arm schwer getroffen, und ehe er weggehen konnte, war schon der linke Arm und die rechte Seite je von einer und der linke Fuß von zwei Kugeln getroffen. Trotz dieser Wunden kam er wunderbar davon. Bis in die Nacht hinein dauerte hier der Kampf, der endlich damit endete, daß das Armeekorps des Generals Frossard aufgelöst und auf Metz zurückgeworfen wurde. Hatte der Sieg von Wörth im Elsaß siegreiche Bahn gebrochen, so schloß die Erstürmung der Spicherer Höhen das lothringische Land auf. Auch hier fiel das ganze Zeltlager mit reichen Vorräten in die Hände der Deutschen.

Als König Wilhelm nach einigen Tagen auf das Schlachtfeld von Spicheren kam und die steilen Höhen betrachtete, die mit Kanonen gespickt gewesen und doch von den tapferen Preußen erstürmt worden waren, da sagte er zu einem Soldaten, der ihm den Angriff beschrieb: „Aber, Kinder, das war ja fast nicht möglich, daß ihr da heraufgekommen seid.“ — „Ja, Majestät,“ antwortete der Brave, „möglich war's freilich nicht, aber 'rauf sind wir doch!“

Weil in Chalons bei einer Vereinigung zwischen Bazaine und Mac Mahon die Verhältnisse für die Franzosen so günstig waren, faßte König Wilhelm den Plan, diese Vereinigung um jeden Preis zu verhindern, und den Bazaine in Metz festzuhalten. Dieser Plan wurde ausgeführt durch die Kämpfe um Metz am 14., 16. und 18. August.

Am 14. August, einem Sonntag, waren die vordersten Abteilungen der Steinmetzschen Armee vor Metz angelangt. In der Festung zeigten sich sehr lebhafte Truppenbewegungen, und verschiedene Anzeichen ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß Bazaine, dem Napoleon den Oberbefehl übergeben hatte, seinen Abmarsch gegen Westen bereits begann. Nun war Prinz Friedrich Karl mit der zweiten Armee südlich von Metz schon auf dem Wege über die Mosel, um der abziehenden französischen Armee den Weg zu verlegen. Aber wenn Bazaine jetzt schon ungehindert abmarschieren konnte, so war es ganz unmöglich, daß Friedrich Karl mit seinen Leuten die Straße von Metz nach Chalons und Paris noch erreichen und besetzen konnte, ehe Bazaine auf derselben anlangte. Deshalb war nun die Aufgabe: Bazaines Abmarsch aus Metz zu verzögern, und zu diesem Zweck wurde am 14. August noch 5 Uhr Abends ein Angriff auf die französischen Stellungen bei Metz ausgeführt. Die Arbeit war keine leichte, denn nicht bloß waren die Franzosen an Zahl stärker als die Deutschen, son-

dern sie hatten auch vortreffliche Stellungen in Gräben, aus denen sie bloß mit Kopf und Armen hervorragten und ihr mörderisches Chassepotfeuer auf die ungeschützt heranstürmenden Deutschen abgeben konnten. Dahinter standen dann die Kanonen und Mitrailleusen, um die Angreifenden mit einem noch verderblicheren Hagel von Geschossen zu überschütten. Aber trotz alledem gelang es den Preußen unter ihren Generalen Zastrow, Manteuffel, Manstein, in blutigem Gefecht die Franzosen von einem Abschnitt ihrer Stellung zum andern zurückzuwerfen und schließlich bis zu den Festungswerken von Metz zurückzudrängen. Mitten im Kampfgewühl zeigten Offiziere und Gemeine die echte deutsche Kaltblütigkeit. General von Bentheim sah mitten im furchtbarsten Feuer einen Soldaten, der sich behaglich eine Zigarre anzündet. „Gieb mir auch Feuer, Freund!" ruft er; der Mann reicht ihm die Zigarre hinauf, und während Granaten über sie wegsausen, zündet sich Bentheim seine Zigarre an. „Danke, mein Sohn, und nun vorwärts, Kinder!" Die Zigarre im Mund, den Säbel in der Rechten, führt er seine Truppen gegen den Feind. — Als die Nacht hereinbrach, lagen wohl wieder viele gar stille Tote und noch mehr seufzende und ächzende Verwundete auf dem Schlachtfeld umher, aber der Zweck des Kampfes war erreicht. Bazaine, in der Meinung, es handle sich um einen großartigen, allgemeinen Angriff auf Metz, ließ seine schon abziehenden Truppen halten, um sie den Deutschen entgegenzuwerfen, und während er sich rühmte, einen Angriff auf Metz siegreich abgeschlagen zu haben, hatte sich Prinz Friedrich Karl in Eilmärschen dem Punkte genähert, wo er den Marschall bei seinem Abmarsch nach Paris fassen und ihm den Weg verlegen konnte.

Dieses erste Gefecht vor Metz am 14. August führt den Namen Schlacht von Courcelles. Als König Wilhelm seine Gemahlin telegraphisch von dieser Schlacht in Kenntnis setzte, fügte er hinzu: „Die Truppen haben sich mit unglaublicher und bewunderungswürdiger Energie und mit Lust geschlagen. Ich habe viele gesehen und ihnen von Herzen gedankt. Der Jubel war ergreifend."

Am folgenden Tage mochte Bazaine selbst denken, daß er sich allzulange habe hinhalten lassen, und deshalb beschleunigte er jetzt seinen Abmarsch. Die beiden Napoleone, der Louis und der Lulu, zogen auch mit ab, weil's ihnen aber zu langsam ging, verließen sie am Morgen des 16. August die Armee und erwischten gerade noch eine Lokomotive und einen Personenwagen dritter Klasse, um nach Chalons zu fahren. Als der Kaiser sich zu waschen wünschte, konnte ihm der Bahnhofinspektor bloß ein Glas mit Wasser geben und zum Abtrocknen ein Taschentuch. Bazaine aber kam an diesem Tage nicht mehr weit. Bei Mars-la-Tour stieß er auf die Vortruppen der Armee des Prinzen Friedrich Karl, die all ihre Marschfähigkeit aufgeboten hatte, um noch rechtzeitig die Straße nach Paris zu gewinnen. Und nun entspann sich zugleich ein lebhaftes Gefecht, zu dem der schneidige Prinz selbst auf fliegendem Rosse von seinem Hauptquartier Pont-a-Mousson herbeisauste, indem er den fast sechsstündigen Weg in einer Stunde zurücklegte. Es war eine Riesenaufgabe, die den beiden zuerst angelangten Divisionen nunmehr zufiel, den starken Feind, der mit aller Macht

vorwärts drängte, so lange aufzuhalten, bis die übrige Armee zu ihrer Unterstützung herbeieilen konnte. Gegen sechs Stunden lang haben denn auch diese Braven, zumeist Brandenburger, die ganze zornige Wucht des verzweifelten Feindes ausgehalten und unter fürchterlichen Verlusten unermüdet fortgekämpft.

Oberstlieutenant von Schmettow führte bei einem anderen Reitersturm 310 Mann Kürassiere ins Handgemenge und brachte 104 Mann zurück. Er schrieb nachher: „Jeder von uns kann sich sagen, daß Gottes Gnade allein ihn bewahrt hat. Daß so viele noch herausgekommen sind, ist ein Wunder; eigentlich konnte keiner darauf rechnen.“ Sein Helm war von zwei Kugeln durchlöchert. Als nach dem Angriff Sammeln geblasen werden sollte, fand sich zuerst kein Trompeter mehr; zehn Trompeter waren gefallen, verwundet oder irrten ohne Rosse im Gewühl umher.

Es war Nacht, als die Schlacht endete. Der Mond leuchtete den Samaritern, die jetzt ans Werk gingen zu ihrer schweren und doch gesegneten Arbeit; auch manche Leichenräuber, „Hyänen des Schlachtfelds“, mögen da auf ihr sauberes Handwerk ausgegangen sein. Gegen 17,000 Mann büßten die Preußen an diesem Tage ein. Vom 3. Armeekorps war je der dritte Mann tot oder verwundet; ein Regiment verlor 1400 Mann und 47 Offiziere, ein anderes 1000 Mann und 41 Offiziere, ein drittes 64 Offiziere und ein ganzes Drittel seiner Mannschaft. Aber das Ziel des Tages war erreicht: Bazaine, dessen Abmarsch aus Metz durch die Schlacht von Courcelles am 14. August verzögert worden war, wurde am 16. durch die Schlacht von Mars-la-Tour auf dem Marsch zum Stehen gebracht und rückwärts gedrängt. „Schlacht von Marsch-retour“ sagten deshalb die deutschen Soldaten in ihrem unverwüstlichen Humor.

Aber noch galt es den Entscheidungskampf zu bestehen. König Wilhelm erschien am 17. August selbst auf dem Schlachtfelde und benutzte diesen Tag, da der Feind nicht anzugreifen wagte, dazu, soviele Truppen wie nur irgend möglich heranzuziehen, um die Franzosen nochmals anzugreifen und völlig nach Metz hineinzudrängen. Aber auch diese verwandten den Ruhetag, um sich in einer ausgesucht günstigen Stellung auf steilen Höhen möglichst stark zu verschanzen. — Als nun der Morgen des 18. August anbrach, kam es westlich von Metz bei Gravelotte zur blutigsten und grimmigsten Schlacht. König Wilhelm selbst führte den Oberbefehl. Von deutscher Seite kamen zunächst die Garde, die Sachsen und Hessen-Darmstädter und die Schleswig-Holsteiner ins Feuer, später die Westfalen und die Rheinländer, zuletzt auch die Pommern; auf feindlicher Seite stand die ganze Hauptarmee in fast unüberwindlichen, festungähnlichen Stellungen. Unsere Heere stürmten mit der Front nach Deutschland, die Franzosen waren gegen Westen gerichtet. Lange und schwer wogte der Kampf an den verschiedenen Punkten.

(Schluß folgt.)

Kaiser Wilhelm.

Wer ist der greise Siegesheld,
Der uns zu Schutz und Wehr
Für's Vaterland zog in das Feld
Mit Deutschland's ganzem Heer?
Wer ist es, der vom Vaterland
Den schönsten Lohn empfing?
Vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand
Und heim als Kaiser ging?
Du edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, — dein Kaiser Wilhelm ist's.

Wer hat für dich in blut'ger Schlacht
Besiegt den ärgsten Feind?
Wer hat dich groß und stark gemacht,
Dich brüderlich geeint?
Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
Sein bester Hort und Schutz?
Wer kämpft für dich in Kampf und Tod
Der ganzen Welt zu Trutz? —
Du edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, — dein Kaiser Wilhelm ist's.

Hoffmann von Fallersleben.

Zweisilbige Charade.

Es ist ein unscheinbares Wort
Das erste meiner Zeilen,
Mit dessen Hilf' von Ort zu Ort
Wir unaufhaltsam eilen.

Die zweite meiner Silben, sie
Muß Mensch und Waren tragen,
Ohn' ihre Hilfe wirst du nie
Hinaus aufs Meer dich wagen.

Getrieben von der ersten geht
Beim muntern Wellentanze
Vorwärts die zweite, und es steht
Vor deinem Blick das Ganze.

Auflösung der Charade Seite 48:
Königstein.

Bernardo Galli,

der Lehrling des Banditen.

Erzählung

für die reifere Jugend

von

E. P. Mund (Dr. E. v. Pochhammer).

(Schluß.)

III.

In diese Gedanken hatte sich Bernardo so versenkt, daß er zusammenfuhr, als der Oheim plötzlich, das minutenlange Schweigen unterbrechend, als weiteren Beweis, wie sehr er Recht habe zum äußersten Mißtrauen, anhub, das unwürdige Ende des tapferen Brandolaccio zu schildern, wie er trotz Verwandtschaft und Gastfreundschaft am Tische eines seiner leiblichen Vettern schändlichem Verrate zum Opfer fiel.

„Ei!" fuhr Bernardo auf: „das Gastrecht ist ja heilig! Wer es verletzt, ist nach der alten Vätersitte vor Gott und Menschen des Todes schuldig, trotz Kain, dem ersten Brudermörder!"

„Ja, ja! Bernardo! freilich ist das Gastrecht heilig! aber nicht Jedermann erkennt die Heiligkeit desselben! — Vor langen Jahren, als die Genuesen noch Herren der Insel waren, und weil schon ihre eigene Stärke im Nachlassen war, der Unterstützung Andrer bedurften zur Aufrechthaltung ihrer Tyrannei, — da lag das französische Regiment „Flandern" als

Hilfscorps in Ajaccio. Damals desertierten zwei Grenadiere des Regimentes und flohen in die Berge von Alata, wo sie sich in den Wildnissen verborgen hielten, das Mitleid und die Gastlichkeit der armen Hirten ansprechend. Nach Monden jagten einst Offiziere des Regimentes in jenen Bergen und kamen der Stelle nah, wo sich die Desertierten gerade befanden. Diese hatten kaum die Jäger erblickt und erkannt, als sie sich hinter einen Felsen verbargen, in dessen Nähe ein junger Hirte seine Ziegenherde bewachte. Der eine Jäger war der Kommandeur des Regimentes, der Oberst von Nozières, der fragte den Hirten im Vorübergehen, ob etwa entflohene Grenadiere in den Bergen versteckt wären? Der junge Mensch versicherte, es nicht zu wissen, erschien aber dabei so offenbar verlegen, daß der Oberst argwöhnte, der Hirte wisse mehr, als er gestehen wolle. In strengem Tone drohte er, den Hirten ins Gefängnis werfen zu lassen, wenn er nicht die Wahrheit eingestehe. Da zeigte der durch die Drohung eingeschüchterte und keines Wortes mächtige Hirtenknabe schweigend nach dem Versteck der beiden Deserteure. Der Oberst schrie, dies nicht verstehend: „Rede oder —!" Dem Weinen nahe brachte der Hirte wieder keinen Laut über die Lippen und deutete mit der Hand nach der nämlichen Richtung. — Nun rief ein anderer Offizier: „Dort wird wohl ein Stück Wild versteckt sein!" — Er pfiff also den Hunden und eilte der Stelle zu. Da sprangen die beiden Grenadiere auf und entflohen, wurden aber von den auf sie gehetzten Hunden ereilt und niedergerissen. Als sie nun festgemacht waren, und Alle nach Ajaccio zurückwollten, rief der Oberst dem jungen Hirten zu: „Wie heißt Du?" „Joseph!" erwiderte derselbe bebend. „So? Joseph! — Nun, hier hast Du als Anzeigerlohn vier Louisd'ore." Glückselig, denn er hatte noch nie ein Goldstück gesehen und jetzt deren vier erhalten, stürzte Joseph heim, und rief Eltern und Geschwister zusammen, um seinen Schatz zu zeigen.

„Da fragte der alte Hirte: „Wie hast Du denn dieses viele Gold erworben, mein Sohn?" — Als aber Joseph den Hergang hocherfreut und unbefangen erzählte, wurde das Gesicht des Vaters immer finsterer, und Mutter, Brüder und Schwestern wurden vor Entsetzen totenbleich. In Aller Sinn erklang es: „Das Gastrecht ist heilig. Wer es verletzt, ist nach der Väter Sitte vor Gott und Menschen gleich dem Brudermörder Kain des Todes schuldig." —

„Der Vater nahm schweigend einen Strick, fesselte des Sohnes Arme und band ihn fest an einen Baum. Dann rief er seine ganze Verwandtschaft zusammen, trug den Versammelten den Fall vor und forderte sie auf, das Urteil über seinen Sohn zu sprechen, der nach des Vaters Ansicht

den ganzen Stamm, ja alle Corsen geschändet habe. Hierauf rief er dreimal ‚Wehe!‘ über sich, sein Weib und seinen Sohn!

„Fast ohne alle Beratung fällten die Verwandten einstimmig mit ernster, trauervoller Stimme das Urteil, Joseph sei des Todes schuldig. ‚Wehe! Wehe! Wehe!‘ sprach der Alte. Dann führte er die ganze Versammlung und seinen Sohn nach Ajaccio hinab, und an dem Stadtthor sagte er: „Hier wartet! Ich werde bei dem Kommandanten um das Leben der beiden Grenadiere bitten. Ihr Leben sei auch Josephs Leben!“

„In heißen Thränen umfaßte er die Kniee des Kolonels und bat um die Begnadigung der Desertierten. Verwundert begriff der Herr von Nozières nicht, weshalb der alte Hirte solches Mitleiden habe mit zwei fremden und feindlichen Soldaten? Als ihm der Alte den Zusammenhang erklärte, mußte er gleichwohl sein Unvermögen erklären, und achselzuckend sprach er fest und bestimmt: „Die Desertierten müssen sterben, so will es das Gesetz!“

„Seufzend stand der Alte auf und seufzend schritt er aus dem Gemache.

„Er kam zum Thore und sagte tonlos:

‚Es war umsonst! — Mein armer Sohn Giuseppe! Du mußt sterben, — stirb wie ein braver Mann und Gott sei mit Dir!‘

„Da schrie der zum Tode Verurteilte laut auf und weinte heftig. Dann wurde er still und gefaßt. Ein Priester trat heran, empfing seine letzte Beichte und gab ihm die Wegzehrung. — Und in derselben Stunde, in welcher die beiden Grenadiere den Tod empfingen, stellte sich auch der arme Joseph ruhig an die Mauer, um den Verwandten, die mit angelegter Flinte ihn im Halbkreis umstanden, selber das Kommando ‚Feuer!‘ zuzurufen. Fast zu gleicher Zeit fielen die Schüsse und alle Kugeln durchbohrten die Brust des jungen Giuseppe; nur eine einzige war vorbeigegangen, die aus dem Rohre des Vaters, dessen Hand unwillkürlich gebebt hatte.

„Während die Leiche fortgetragen wurde, legte der Vater, bitterlich weinend, vier Louisd'ore in die Hand des Priesters und bat ihn, sie dem Kolonel zu bringen mit den Worten: ‚Hier sendet Euch der Vater Josephs den Judaslohn zurück. Wir sind arme und redliche Männer und haben den gerichtet, welcher das Gold aus Eurer Hand empfing!‘ — Heilig, Bernardo! ist das Gastrecht! Wer es verletzt, ist nach der Väter Sitte vor Gott und Menschen gleich dem ersten Brudermörder Kain!“

„Gräßlich!“ murmelte Bernardo und beeilte sich, derlei Gespräche abzubrechen. Er folgte der Richtung, in welcher auf einen Wink seines Herrn der Hund voran sprang; der Weg führte thalabwärts in eine enge Schlucht.

Je finstrer dieselbe wurde und je dichter das Gebüsche, um so banger schlug Bernardos Herz und ein nie empfundener Schauder durchbebte ihn. Ein unbestimmter Schrecken trieb ihn vorwärts, und ängstlich lauschte er auf den Schall der Tritte seines langsam folgenden Gefährten. Wenn aber der Wind die Äste bewegte und ein leises Ächzen erregte, oder der Hund ein unterdrücktes Knurren hören ließ, oder plötzlich stillstand oder auch nur ein aus dem Schlaf geweckter Vogel unerwartet aufflatterte, dann fuhr er schreckhaft zusammen; der vereinzelte Ruf einer Eule oder ein aus der Ferne schallender Pfiff der Hirten in den Bergen erregten bei Bernardo Angst und Gewissensqualen. Er befand sich in einem jammervollen Zustande, fürchtete seinen Begleiter und fürchtete sich vor sich selber; die Gegenwart war ihm kaum erträglich und bei dem Gedanken an die nächste Zukunft hätte er zusammenbrechen mögen. Eine vollkommene Verwirrtheit hatte sich seiner bemächtigt. Bei dem Gedanken an das morgen auszuführende Verbrechen zitterte er vor den unausbleiblichen Folgen, und wenn er flüchtig sich's als möglich dachte, auf die Rache an Andrea Renuccio zu verzichten, ließ ihn der Haß und die Furcht vor seinem Feinde beben und noch mehr die Furcht vor den Drohungen seines Begleiters.

In dieser Seelenqual war Bernardo in der zunehmenden Dunkelheit des Abends fortgestolpert, als Galvano Miene machte, sich zu lagern und hier über Nacht zu bleiben. Plötzlich trat die schmale Sichel des Mondes silbern aus dem Abendgewölk hervor und ließ wenigstens einigermaßen die Umgebung erkennen. Bernardo sah, daß sie sich an demselben Platze befanden, auf welchem der Oheim bei ihrem zweiten Gespräch die Zusammenkunft mit Gigante verheißen hatte. Sie waren nur wenige Dutzend Schritte von dem vertrockneten Brunnen entfernt, und Galvano legte sich nieder unter den Zweigen einer mächtigen Steineiche.

Bernardo fiel es schwer aufs Herz, daß er verheißenermaßen hier mit Gigante zusammen treffen würde. Er hatte schon gar nicht mehr an die zu machende Bekanntschaft gedacht, und wahrlich eigentlich gar nicht den Wunsch nach weiterem Verkehre mit anderen Banditen. Ihm war der Umgang mit seinem Oheim schon schwer genug und die Abhängigkeit von demselben empfand er wie eine drückende Fessel, deshalb hatte er auch kein Verlangen nach den ihm anfänglich so interessanten Erzählungen von anderen berühmten Männern und sogenannten Freiheitskämpfern, vielmehr empfand er jedes neue Geheimnis, das der Oheim ihm enthüllte, gleichsam als weiteres Band, welches ihn an diesen und die ganze Sache knüpfe. Als aber nun der Oheim sich halb aufgerichtet auf den linken Arm stützte und wie um Bernardos Aufmerksamkeit zu fesseln, die rechte Hand vertraulich

auf dessen Schulter legte, hätte sich der Neffe fast der Berührung entzogen und auf seinen Lippen schwebte schon die Bitte, ihm weiter nichts mehr zu vertrauen. Aber als ob Galvano dies erriete, sagte er mit ernster Stimme, fast feierlich: „Bernardo! Hier auf dieser Stelle muß ich Dir ein letztes Geheimnis offenbaren! Ich muß! und es betrifft jenen berühmten Hauptbanditen, den Gigante, dessen persönliche Bekanntschaft ich Dir versprochen habe. Höre und staune! Die Erfüllung meiner Verheißung ist unmöglich, denn ihn, der lange Zeit der Schrecken ganz Corsikas gewesen ist, ihn hat im Buschwald ein Pfeil tödlich verwundet und schon vor zehn Monaten ist er gestorben! — Nimm mir's nicht übel, daß ich Dir dies nicht längst eröffnet habe. Es ist ein Geheimnis, welches Allen, selbst dem Bogenschützen, der ihn traf, verborgen ist."

Zwischen Furcht und Schreck geteilt, richtete sich Bernardo auf und rief: „Weißt Du es ganz gewiß, daß Gigante tot ist? — Wohl sagt das Gerücht, er sei seit lange krank; das hält man aber allgemein für eine List, und wenn man ihn nicht lebend glaubte, würden seine Feinde sich nicht noch immer verrammelt im Hause halten und seine Freunde nicht mit solcher kecken Sicherheit umher gehen, befehlen und Steuern auflegen und selbst den Behörden Gesetze vorschreiben. So war es aber noch vor zwei Wochen; daher behaupte ich, daß er entweder in diesen zwei Wochen erst gestorben ist, oder daß Gigante noch heute am Leben ist."

„Sehr klug geredet, mein Sohn, — aber doch nicht richtig! Du begreifst, daß ich Dir für einen solchen Mann keinen vom Pfarrer ausgestellten Totenschein vorlegen kann, aber ich versichere Dir's auf Mannesehre, daß sich die Leiche in jenem trockenen Brunnen findet und zwar ist der Serpajo so tief, daß er selbst den Verwesungsgeruch verbirgt."

„Aber Oheim," wendete der Jüngere ein, „ich war vor 14 Tagen noch in seinem Heimatsorte, und da hat man die Verwandten des Banditen eingekerkert, weil man sie beschuldigt, ihm in letzter Zeit noch ein Asyl gegeben, und ganz kürzlich bei seinen neuesten Frevelthaten mitgewirkt zu haben, und seine Vettern sitzen noch im Kerker. Sollten nach so langer Zeit die eigenen Verwandten nichts von seinem Tode wissen? und sollten sie lieber Gefängnishaft erleiden wollen, um das Ansehen zu bewahren, das ihnen der verwandte Bandit verleiht?"

„Ich halte das für sehr möglich," versicherte Galvano. „Daß er seit 10 Monaten tot ist, kann ich beschwören — aber seit dem Tode des Brandolaccios ist des Gigante's Name mein Geleite und mein Schirm gewesen und seit sechs Monaten meine einzige Sicherheitswache! — Ja! und in zwei Tagen wird er auch Deine Sicherheitswache sein!"

Bei diesen Worten überrieselte es Bernardo kalt. Er wollte um Alles dies traurige Gespräch abschneiden, drum erhob er sich und sagte, er wolle dort in einer Grotte sich vor dem feuchten, kalten Winde bergen, der von oben hernieder wehte.

„Oh nein! mein Junge!“ sagte Galvano lächelnd. „Das darf nicht sein. Ein ordentlicher Bandit schläft unter freiem Himmel! Nur bei starkem Unwetter oder Schneefall darf er in eine Höhle kriechen. Bloß Deinen Bogen kannst Du in die Höhle tragen, damit die Sehne nicht von der Nachtkälte zerspringt. Und gieb gut Acht, daß Du die Kapuze fest über die Ohren ziehst, damit Du nicht einen Katarrh davon trägst. Die Jahreszeit ist gut, die Luft hier sehr gesund, aber ein wenig rheumatisch und der geringste Husten, der Dich befiele, würde uns verderblich sein, zumal bei unsrem Vorhaben am morgenden Tag.“

Ohne Antwort zu geben, wickelte sich Bernardo in seinen Mantel, und erstarrt vom Hunger, von der Angst und der Kälte, legte er sich auf die nackte Erde nieder. Der Schlaf floh ihn, doch stellte er sich schlafend, mußte aber lebhaft daran denken, daß es eigentlich fast allen Menschen und selbst den wilden Tieren besser geht, als den Banditen und ihren Genossen. Wenn vor Erschöpfung und Übermüdung ihm die Sinne schwinden wollten in wohlthätigem Schlafe, stellten sich all die schrecklichen Begebenheiten, die in dieser Gegend vorgefallen waren, vor sein inneres Auge und mit lastendem Gewicht fiel ihm der Gedanke an die Mordthat, die er morgen begehen sollte, schwer aufs Herz! Wie war da an Schlaf zu denken, wenn sein Geist all die schrecklichen Folgen der Unthat erwägen mußte. Vor einer halben Stunde hatte ihn die Nachricht von dem blutigen Ende, von dem Tode jenes fürchterlichen Banditen erregt, und der Gedanke, daß er in 24 Stunden vielleicht selbst zur Partei der Settejacari gehören würde, machte sein Blut erstarren. Er dachte auch an jenen Brandolaccio, der schon in Bernardos Kinderjahren ihm der Inbegriff alles Entsetzens, alles Abscheus gewesen war, und von dem sein Begleiter mit Stolz und rühmend erzählte, sogar, daß derselbe mit fünf und zwanzig Jahren schon sich gerühmt hatte, er habe genug gelebt, da er alle seine Feinde ausgetilgt habe! — Und welches elende Leben hatte derselbe führen müssen, welche Existenz führte sein Onkel Galvano, in dem doch noch ein edlerer Kern steckte, als in all den anderen Meuchelmördern! — In der tiefen Stille und Einsamkeit der Nacht ward der Gedanke an die Gegenwart Gottes größer und größer in Bernardos Herzen und erfüllte seine ganze Seele. Und von Minute zu Minute wuchs auch sein Schauder vor der Unthat, vor dem Verlangen, zu dem ihn die Genossenschaft des Banditen vorbereiten

sollte; immer lebhafter und schärfer wurden seine Gewissensbisse, immer klarer die Überzeugung, daß schon das Zusammenleben mit dem Banditen, die Teilnahme an dessen Streifzügen ein Verbrechen sei!

Da nahte sich Galvano und legte sich, fest in seinen Kapuzenmantel gewickelt, an Bernardos Seite nieder. Nach dem Gebrauch der Flüchtlinge kreuzte er die Füße mit denen Bernardos und nahm die beiden Zipfel von dessen Mantel in seine Hände und schien bald einzuschlafen. Oder stellte er sich auch nur so? Bernardo wußte es nicht, aber bei der geringsten Bewegung, die dieser etwa mit dem Fuße oder einem andern Gliede machte, bei jedem unwillkürlichen Seufzer Bernardos fühlte er den Anderen zusammenfahren und hörte ihn dann murren, und diesem Tone antwortete das Winseln und die Bewegung des Hundes, der zwischen ihren Füßen lag.

Furchtbar und entsetzlich war für Bernardo diese schlaflos durchwachte Nacht, die ihm unendlich lang erschien, obschon sie sich im hohen Sommer befanden. Er büßte alles Elend, alle Mühsal, die er in der letzten Zeit an Leib und Seele erduldet hatte, und wiederholte sich alle Worte des Banditen, alle Fragen, die derselbe an ihn gerichtet hatte, und nach reiflicher Prüfung seines innerlichen Zustandes hätte er nur sagen können: „Noch fühle ich nicht so vollständig niederschmetternd das Gewicht weder des Privathasses noch des öffentlichen! Noch ist mein Herz frei von dem Gewissensbiß einer begangenen Schandthat, noch fehlt auf meiner Stirn das Brandmal und das Kainszeichen —!“ Nun stellte er sich vor, welcher Art sein Zustand nach einem ersten Verbrechen sein würde, sobald er den Ruf eines Frevlers gegen göttliches und menschliches Gesetz tragen müßte, und etwa die Gesellschaft von Frevlern eine Notwendigkeit und Lebensbedingung für ihn geworden sein würde. Bei dem Gedanken erschauderte er, daß eine offenbare Mordthat ihm den Namen eines Christen, ja eines Menschen rauben und ihn zum wilden Tiere erniedrigen würde. Und mit welcher kalten Ruhe und Gleichgültigkeit hatte Onkel Galvano alle diese schrecklichen Ereignisse erzählt! — Wie in fürchterlichen, schmerzlichen Folterqualen wand sich Bernardo und fand erst Ruhe vor der Marter des Gewissens — als er sich ganz zu Gott wandte und ihn anflehte, in dieser Stunde der Prüfung ihn nicht zu verlassen, ihm mit seinem Segen beizustehen und ihm zu helfen, das Gute, Edle, einzig Rechte zu erkennen! — Da wurde es hell in seinem Sinne trotz der dunklen Nacht. Er schwor in seiner Seele die zugesagte Rache ab und erbat sich mit aufrichtigem Herzen Gottes Verzeihung! Er gelobte, wenn es Gottes Wille sei, daß er diese Stunde der bitteren aber aufrichtigen Reue überlebe, dann den Rest seines weiteren Lebens seinem heiligen Dienste und der Erleuchtung

und Unterweisung seiner Landsleute zu widmen — fest, treu und unentwegt! — — Nach diesem Gelübde kehrte Kraft und Ruhe in die Seele Bernardos wieder, und auf seine müden Augen senkte sich ein sanfter Schlaf, aus dem er erst durch die Stimme Galvanos und das Bellen des Hundes geweckt wurde.

Es graute der Morgen. Die Spitzen und Gipfel der Berge waren frei von den Dämpfen und Nebeln des Tages. Ein rosiger Schimmer lag friedlich auf der Welt und bald erglühten die in den azurblauen Himmel ragenden Schneeberge vom Morgenrote. Die vier Inseln im Osten Corsikas tauchten einzeln am Horizont empor, und die eckigen und schroffen Gipfel des Festlandes, die man tagsüber selten unterscheiden kann, traten so bestimmt hervor, als wäre die Küste Italiens durch ein Wunder der Insel näher gerückt.

Mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit schaute Galvano weit hinaus in die Ferne und sog in langen Zügen den balsamischen Wohlgeruch des am Felsen sprossenden Lavendels, der Klimme und anderer die Luft mit ihren Düften erfüllenden Pflanzen ein. Dann glitt bei den Jubelklängen, mit denen die Vögelchöre den jungen Tag begrüßten, ein mildes Lächeln über die Züge des Banditen, der mit glühenden Blicken bald die Hängeweiden an den Ufern des murmelnden und rauschenden Flusses Alesani bis zum Rande des Meeres verfolgte, bald sein Auge über seine vor ihm liegende Heimat, bald längs dem Meeresstrande gleiten, bald auf dem fernen Festland Italiens ruhen ließ.

Bernardo aber lehnte unterdessen an einem Kastanienbaume und schaute durch die Zweige auf sein Vaterhaus und seine heimatlichen Fluren. Als aber aus dem Thale herauf der weiche, volle Ton der Morgenglocke erklang, da stürzte unaufhaltsam eine Flut von Thränen aus seinen Augen. Gleichsam vom Klange der Glocken erweckt, schwebte vor ihm das sanfte Bild seiner Mutter und all die frommen Gedanken, welche die herrliche Frau schon früh in seine Kinderseele eingepflanzt hatte. Sein Herz schlug heftig, und die Erschütterung seiner Brust erschien ihm wie eine innerliche Mahnung und wie ein flehender Ruf des Muttermundes! Jetzt blitzte der erste Sonnenstrahl am fernen Horizonte auf, und als Bernardo das Gestirn des Tages sich im Meere spiegeln sah, weitete sich seine Brust, und das Geläute der Glocke klang ihm jetzt wie eine Mahnung, festzuhalten an dem heiligen Versprechen dieser Nacht und eilig den guten, rechten Pfad einzuschlagen.

Es war ein unbeschreiblich ergreifender Moment!

Da trat Galvano nahe an den Baum und sagte zu dem in sich versunkenen Träumer:

„Nun, Bernardo! sahst Du nicht, wie sich die Amsel singend von jenem Zweig erhoben hat? Und siehst Du dort den Mann nicht, der in unsrer Richtung näher kommt? Fürwahr! das ist ein braver Bandit, der seinen Feind von einem Anderen zuerst erkennen läßt!"

Bei diesen Worten ließ er einen prüfenden Blick auf Bernardo ruhen, und als dieser seitwärts blickte, wohin Galvanos Finger wies, sah er in der That einen Mann, der sich allein und ohne Waffen näherte. „Ist es Andrea?" fragte er, da sein ungeübtes Auge für solche Entfernung nicht scharf genug war.

„Es ist Renuccio!" sagte Galvano bestimmt, indem er die Sturmhaube aufsetzte und die schwarze Maske über das Gesicht herunterließ. Es hatte aber für ihn ein einziger Blick in das Gesicht Bernardos genügt, um sogleich die gänzliche Veränderung von dessen Denkungsart und den in seinen Zügen ausgedrückten Abscheu vor dem Morde zu bemerken.

„Ich sehe wohl, Du willst zurück!" begann er und setzte mit drohender Stimme hinzu: „allein Du kannst Dir selbst es sagen, daß Deine Reue jetzt zu spät kommt. Du hast die Freundschaft eines Flüchtlings gesucht, hast die Geheimnisse desselben durchschaut und wolltest schuldlos bleiben? Nimmermehr! Die Freundschaft eines Verurteilten ist ein festeres Band als Mitbürgertum und Blutsverwandtschaft. Dies hätte Dich der Tod des Morazzano lehren sollen. Und dann, Bernardo! hast Du schon die Beleidigungen Deines Feindes Andrea und Dein Versprechen der Rache vergessen? — Wohlan! wenn Dich auch keine andre Fessel an mich bände, würde schon das Gelöbnis, Dich zu rächen, uns felsenfest verknüpfen. An diesem Morgen soll der Tod jenes Mannes das Handgeld Deiner Treue sein! Du wirst Dir heute den nom de guerre, Deinen Kriegernamen erwerben und ihn vom Orte Deiner ersten Rache empfangen. Du weißt, daß jener dunkle Schlund, der dem Felde als Graben und als Durchgang dient, — Trabocchetto heißt — und Trabocchetto wird der Name sein, unter dem mein Neffe seine Berühmtheit empfängt. In diesem Augenblicke ist Renuccio verschwunden, im nächsten wirst Du ihn dort wieder auftauchen sehn — und im dritten wird ihn dort Trabocchetto niederwerfen! — Wie es das Recht erheischt, bin ich bereit, Dir die Ehre der Rache abzutreten, und sollte Dein Bogen fehlen, Bernardo, so werde ich Dich ihrer versichern!"

Bei diesen Worten schüttete er frisches Pulver auf das Zündloch und machte sich schußbereit. „Ja!" fuhr er fort, „und solltest Du Dich weigern, — Bernardo! dann — beim Himmel! — will ich Dich von diesem Augenblicke wie einen Verräter betrachten und verfolgen!" Er sprach die Worte

voller Ernst, und Brusco, der die drohende Miene und Geberde seines Herrn sah und erkannte, ergrimmte auch; er sträubte sein Haar und zeigte knurrend sein Gebiß, bereit, auf den ersten Wink seines Herrn auf den Gegenstand seines Zornes zu stürzen.

Entschlossen aber warf Bernardo die Lanze, Bogen und Köcher auf die Erde und sagte mit fester Stimme:

„Hier stehe ich waffenlos, Galvano! Du kannst mich töten; aber beim ewigen Gotte! niemals kannst Du mich zum Morde zwingen. Ich schwöre, daß ich Dich um nichts auf der Welt verraten werde; aber ich habe es Gott gelobt, abzusagen jenem frevelvollen Versprechen und, Oheim! wenn es mein Leben kostet, hier in Dein Antlitz schwöre ich — — —“

„Genug! genug!“ rief jetzt Galvano, indem er seine Visiermaske zurückschlug und den Flintenlauf zur Erde senkte. „Sei getrost, Bernardo, und danke Gott, daß Du es mit einem Banditen zu thun hast, der ein wenig Manier besitzt und sich auf das menschliche Herz und seine edleren Gefühle versteht!“

Er reichte Bernardo die Hand, um ihn zu beruhigen, und redete wieder so freundlich mit ihm, wie er vor acht Tagen es gethan hatte.

Bestürzt und wie im Traume starrte ihn der Jüngling an, und als er den Banditen selbst bewegt und gerührt erblickte, rief er aus:

„O! Jetzt versteh' ich Dich, mein guter Ohm! Du hast gesiegt, Du hast gesiegt! Vergieb mir, daß ich Dich bisher verkannte! Daß ich nicht Deinen ersten Rat befolgte, und jenes Versprechen nicht verstand, das Du mir am ersten Tage schon gegeben hast. — Ja! Du hast Dein Versprechen wahr gemacht, und nächst Gott verdanke ich es Dir, daß ich ein neuer Mensch geworden bin!“

„Gottlob, Bernardo! daß Du ein neuer Mensch geworden bist! — Du weißt, es legen sich zuweilen Mittler, Parolanti genannt, zwischen die Feindschaften, und oft schwören die Parteien in deren Hände den Eid der Versöhnung — und der Eid ist heilig wie die Religion; wer ihn gebrochen hat, ist vor Gott und Menschen ehrlos und geächtet! — Aber oft bedarf es selbst dieser Parolanti, dieser Mittler, nicht, und selbst bei unsrem Volke, dessen erstes Gesetz die Rache ist, fehlt es nicht an Beispielen freiwilliger Entsagung auf die Vendetta — und seltsamer Weise ist denen, die so entsagt haben, nicht Spott und allgemeine Verachtung zu Teil geworden, sondern im Gegenteil Bewunderung und Anerkennung ihrer adeligen Gesinnung! Fast am berühmtesten in der Beziehung ist die großherzige That eines Weibes, einer Heldin, der Marianne Pozzo di Borgo! — — Es war beim Karneval des Jahres 1794, und in Appietto bei Ajaccio war

alle Welt vergnügt. Der nach alter Sitte gewählte Karnevalskönig saß mitten auf dem Marktplatze mit goldner Krone auf dem Haupte und umgeben von seinen Ministern. Die aufgestellten Tische waren bedeckt mit Vorräten von Wein und Früchten und aller Art Speisen, welche auf Befehl des Karnevalskönigs die Ortsbewohner zum Feste hatten beisteuern müssen. Während nun in ausgelassener Lustigkeit getrunken und gegessen wurde, und die Jugend sich in fröhlichem Tanze drehte, fiel plötzlich ein Flintenschuß, dem ein greller Aufschrei folgte und ein wirres Durcheinander, denn in der Mitte der noch eben ausgelassen Heiteren lag mit durchschossenem Herzen tot der junge Felix Pozzo di Borgo. Er hatte den Andrea Romanetti, ich weiß nicht, wie, beleidigt und dafür dessen Kugel erhalten, worauf Andrea in den Buschwald entsprang.

„Des Felix Mutter war eine Wittwe, Marianna, zu der brachte man die Leiche des Sohnes, und wo noch eben Jubellieder erklungen waren, sang man jetzt die Totenklage, — aber Zither- und Geigenspiel verstummten — und als man den Jüngling bestattet hatte, verstummte auch die laute Klage um den zu zeitig Abgerufenen, und die Mutter trocknete ihre Thränen und dachte nur an Rache! — Sie war aus dem uralten Hause Colonna d'Istria und ungewöhnlich mutig. Sie legte Männerkleidung an, ergriff die Doppelflinte und steckte in den Gürtel Dolch und Pistolen. So trat sie an die Spitze ihrer Verwandten und ruhelos verfolgte sie den Mörder ihres Sohnes. Aufgespürt und aufgejagt im dichtesten und unwegsamen Dickicht, floh er von Busch zu Busch, von Berg zu Berg; und wenn Andrea Romanetti auf kurze Rast in einer Grotte hoffte, so trat auch die Erynnie ein und trieb ihn weiter. In einer finstern Nacht verlor sie seine Spur und es gelang ihm, sich in seinem eigenen Hause zu Marchesaccia zu bergen. Allein, wie ich schon sagte, das Auge des Verräters schlummert nicht. Ein Mädchen von der feindlichen Partei hatte ihn gesehen, und veranlaßte, daß Marianna und ihre Verwandten das Haus belagerten. Mit großer Tapferkeit verteidigte sich Romanetti; als ihm aber die Munition ausging, mußte er an seine Ergebung denken; doch fromm und gottesfürchtig wie er war, wollte er das Heil seiner Seele sichern. Drum rief er den Feinden zu:

„Haltet ein! Ich bin bereit mich zu ergeben; aber versprechet mir, daß ich vor meinem Sterben beichten darf."

„Als ihm dies zugesichert war, gab er sich willig in die Hände seiner Gegner, die ihn nach Teppa führten vor das Haus des Pfarrers Xaverius Castalonga. Marianna rief den Geistlichen und bat ihn, um Gottes willen Romanettis Beichte zu hören, da er sterben müsse.

„Vergebens bat der Geistliche um das Leben des Unglücklichen, und während dieser seine Beichte ablegte, flehte auch Marianna knieend, daß Gott sich seiner Seele erbarmen möge. Nach Schluß der Beichte führten die Sieger Romanettis ihn vor das Dorf, banden ihn an einen Baum und erhoben ihre Flinten. — — Da stürzte Marianna herbei mit dem Rufe: ‚Haltet ein! Um Gott haltet ein!‘ und den Mörder ihres Sohnes mit ihren Armen umschlingend, rief sie:

‚Im Namen Gottes! ich verzeihe ihm, obgleich er mich zur unseligsten aller Mütter gemacht hat; und eher erschießet mich als ihn!‘

„Hierauf trat auch der Priester herzu; doch bedurfte es seiner Worte und Bitten nicht mehr. Andrea Romanetti wurde von seinen Banden gelöst — und von Stund an war sein Leben allen Verwandten der Pozzo di Borgo heilig. — Es wurde weder ihm ein Haar gekrümmt, noch ein Vorwurf oder Tadel gegen die Frau laut, die ihrer Rache entsagt hatte! — Es hat es Keiner ihr verdacht!“ —

„Marianna Pozzo di Borgo, aus dem Hause Colonna d'Istria,“ sagte Bernardo nachdenklich vor sich hin. „Ei, Onkel! das ist allerdings ein glänzendes Beispiel vom Verzichten auf die Vendetta!“

„Ja, ja, Bernardo! und von Herzen hoffe ich, daß dies Beispiel immer mehr Nachahmung finden wird. Denn da nicht Jeder auf dem Wege zur Erkenntnis des Rechten geleitet werden kann, den ich mit Dir gegangen bin, so muß man hoffen, daß dergleichen Beispiele nicht verloren sind. Dir aber habe ich es jetzt erzählt, um Dich zu bestärken in den guten Vorsätzen, deren Fassung ich ja herbei zu führen bemüht gewesen bin!“

Unter vielen Thränen des Dankes und der Freude sagte Bernardo, seine Weichheit unterdrückend: „Onkel! wenn es so ist, daß Du Alles das gethan hast, um mich zu erleuchten, so ist das ja ein Zeichen, daß auch Du schon lange ein neuer Mensch geworden bist. Daher hoffe ich heute von Dir noch etwas Großes, nämlich, daß Du für immer diesem unwürdigen Leben entsagst. — Geliebter Ohm! ich beschwöre Dich bei dem Andenken meiner Mutter, Deiner einzigen Schwester! Tritt mit mir wieder in ein geordnetes Leben aus dieser fürchterlichen Einsamkeit, aus diesem Elend! Erinnere Dich bei diesen meinen Worten, daß sie eigentlich Deine eigenen Gedanken sind, die Du in mein Herz gepflanzt hast. Folge mir! Laß jetzt mich Dein Führer sein und Deine Wohlthat Dir vergelten! Ich will Dich bei Allen wieder zu Ansehn bringen, indem ich ihnen zeige, wie Du eigentlich bist!“

„Halt, Knabe!“ unterbrach der Oheim den Strom seiner Worte.

„Meiner Treu, Dir ist die Hitze der Sommerwoche, die wir im Buschwalde verlebt haben, zu Kopfe gestiegen. — Geh' nur, Du wärest mir der rechte Bandit! — Allein da Du noch zu rechter Zeit in Dich gegangen bist, so ist es gut, aber Deine Rede konntest Du Dir sparen. Glaubst Du, daß ich Predigten nötig haben würde, wenn ich mein Leben hier ändern könnte? Das aber ist unmöglich und ich will Dir's selber zeigen. Auf! Nimm Deine Waffen und komm. Folge mir noch diese kurze Strecke und, ich bitte Dich, behalte Deine Predigten für Dich!"

Ganz erfüllt von Liebe und Bewunderung folgte Bernardo dem rüstig Voranschreitenden auf den kaum bemerkbaren Fußsteigen, die jener einschlug; zuweilen hörte der betretenere Pfad auch ganz auf und sie mußten sich gewaltsam Bahn brechen durch das Gewirre von Pflanzen und Rohr oder wanderten in den nun trockenen und mit Kraut verwachsenen Rinnen der Waldbäche, die unten am Meeresstrande ausmünden.

Die Sonne stand hoch und spiegelte sich über den Gebirgen Elbas im Meere, als die Wandrer sich der Küste näherten und weit draußen ein kleines Kriegsschiff sahen, das mit vollen Segeln der Mündung des Bravonaflusses zusteuerte.

Galvano ließ den Ton seiner Stimme leiser klingen und hielt sich hinter einer Klippe verdeckt, mit mißtrauischen und aufmerksamen Blicken das näherkommende Fahrzeug musternd. Jetzt legte jenes Kriegsschiff bei und ließ den Anker fallen, noch blieb der Bandit unbeweglich hinter der Klippe stehen. Als aber ein Boot von jenem Schiffe abstieß, in dem ein einzelner Mann dem Ufer näher kam, und als die Ruderer des Bootes pfeifend eigentümliche Signale gaben, eilte Galvano dem Manne entgegen, welcher stufenweise zum Gestade aufstieg. Ich erkannte eben jenen Mann wieder, den ich bei meinem Oheim gefunden hatte, als ich ihn zum ersten Male aufsuchte. Auf einen Wink des Unbekannten blieb Galvano stehen und sagte seinem Neffen das letzte Lebewohl. Dieser wagte aus sonderbarer Befangenheit nicht, den Onkel offen zu fragen, wohin er sich wenden würde, bot ihm aber voller Dankbarkeit aus allen Kräften seine Hilfe an und versprach ihm in Bezug auf ihn ein unbedingtes Stillschweigen. Lächelnd antwortete Galvano:

„Nein, mein Neffe! Ich habe in Corsika nichts mehr mit Geheimnissen zu thun. Im Gegenteil erlaube ich Dir, Alles, was Du gesehen und gehört und in der Einsamkeit der Berge und Büsche erduldet hast, getrost Jedermann zu erzählen. Ja noch mehr — ich bitte Dich sogar um das Versprechen, die Geschichte dieser acht Tage Deines Lebens, so viel Du irgend kannst, in die Öffentlichkeit zu bringen. — Sonst, Bernardo! ver-

giß meinen Namen und gieb Dir Mühe, ihn auch bei Anderen vergessen zu machen. Nur in unsrer Heimat sage, daß Du die eiserne Maske in jenem Schiffe hast nach der afrikanischen Küste absegeln sehen. Und außerdem verkünde aller Orten die große Nachricht, daß der berühmte Gigante, der Schrecken Aller, dort in jenem Brunnen sein Grab gefunden hat; und obwohl er schon zehn Monate tot ist, wird man ihn doch an seiner kleinen Statur erkennen, denn in Wahrheit war dieser sogenannte Gigante kaum vier Fuß hoch, weshalb er sich selbst den Namen Gigante beigelegt hat!" —

Mit dankbarer Freude empfing Galvano das Versprechen seines Neffen, diese Wünsche buchstäblich zu erfüllen; aber als dieser bat, ihn noch weiter begleiten zu dürfen, lehnte er dies entschieden ab. Noch ein kurzes Abschiedswort, ein Druck der Hand, dann pfiff Galvano seinem Hunde, wandte sich und eilte dem ihn von ferne erwartenden Begleiter zu.

Allein und mit so bewegtem Herzen, daß unaufhaltsam seine Thränen flossen, schlug Bernardo den Weg in seine Heimat ein, und sann darüber nach, wer wohl jener Unbekannte sein möge, in dessen Gesellschaft sein Oheim dem Boote zugeschritten war? Viel später erst erfuhr er, daß es der berühmte, fast als Heiliger verehrte Bruder vom Orden der Minoriten, Peter Guglielmo von Speloncato gewesen war, derselbe, dessen öffentliche Predigten so viel Frieden auf der Insel gestiftet haben, der so Viele bekehrt und so reichliche Almosen gesammelt hatte, um Christensklaven in der Barbarei los zu kaufen. Bernardo erfuhr auch, daß der Pater verkleidet in der Tracht der Landleute die Insel durchstreifte, um dem Hasse der Parteien und der politischen Eifersucht seiner Zeit zu entgehen.

In jenem Schiffe begleiteten ihn nach Afrika eine Anzahl anderer Geistlicher, und sie brachten später eine große Menge tapferer und braver Corsen, die im Bagno von Algier geschmachtet hatten, in ihr Vaterland zurück.

Oftmals war Bernardo stehen geblieben und hatte sich nach den zum Meere Schreitenden umgesehen. Er bedauerte auch, von Brusco, dem treuen Begleiter des Oheims, nicht besonderen Abschied genommen zu haben, und als er sich nach Erreichung eines kleinen Hügels wieder nach der Küste zurückwandte, sah er das Boot, in dem die beiden Wanderer standen, mit Macht dem Schiffe zurudern, und es war ein tief erschütternder Anblick, als er gewahrte, daß seiner Mutter Bruder, dieser in Not und Elend abgehärtete Mann, bitterlich weinte, während er sich von dem ihm doch so feindseligen Gestade seiner Heimat entfernte. Bewegt schlang Bernardo einen Arm um einen Oelbaum und folgte mit den Augen dem Boot, das an dem Schiffe anlegte und dann an Bord gezogen wurde, worauf das

Schiff mit frischem Ostwinde südwärts in See ging. Deutlich unterschied er den an der Spitze des Schiffes stehenden Galvano, als er zum letzten Lebewohl seine Flinte abfeuerte und sie dann weit von sich in das Meer schleuderte und ihr nach die Eisenmaske und die Sturmhaube. Fast unwillkürlich dieses Beginnen nachahmend, brach Bernardo seinen Bogen auf dem Knie in zwei Stücke und ebenso, einen nach dem andern, sämtliche Pfeile, die einzelnen Stücke weit von sich werfend. Bei seiner Heimkehr in das heimatliche Dorf erregte die Mitteilung vom Tode des Gigante allgemeines Aufsehen, und nachdem Abgeordnete der Gemeindebehörde jenen Brunnen untersucht und das leicht kenntliche Skelet gefunden hatten, wurde die Botschaft unter Hörnerschall in allen Dörfern verkündet. Da öffneten sich die lange versperrten Fenster und Thüren der Feinde der Settejacari und nach der langen Gefangenschaft sah man aus den Häusern die bleichen und mageren Gesichter ihrer Bewohner herausschauen. Man sah die Barrikaden von den Balkonen nehmen und dort die Kleider in die Luft hängen, um sie vom Modergeruche zu befreien; auf Platz und Straßen aber zeigten sich viele Leute mit geschorenem Barte und ohne Waffen, die man Jahre lang nicht gesehen hatte.

Einige Verwandte des Gigante wurden freigesprochen, weil die Anklage, daß sie ihm kürzlich entweder ein Asyl gegeben hätten oder ihm bei einigen neueren, ihm fälschlich zugeschriebenen Verbrechen behilflich gewesen seien, sich ganz klar als unrichtig herausstellte. Bei der Gelegenheit ergab es sich seltsamer Weise, daß die meisten Vettern des Banditen um seinen Tod gewußt hatten, aber stillschweigend monatelange Gefangenschaft ertragen hatten, um durch Bewahrung des Geheimnisses ihren Familien die Macht und das Ansehen zu erhalten, in dem sie als Verwandte des lebenden Banditen standen. Sie alle wurden auf Befehl der obersten Justizbehörde in Freiheit gesetzt, nur ein Verwandter des Toten wurde im Gefängnis zurückbehalten, weil er den Leichnam heimlich weggebracht hatte. —

Unter dem Eindruck der aufregenden Todesnachricht des kleinen Gigante, den außer seinen Verwandten alle Welt für riesig groß gehalten, aber fast Niemand persönlich gekannt hatte, ging Bernardo unbewaffnet zu allen seinen Widersachern und Feinden und schloß aufrichtigen, dauernden Frieden mit ihnen, und ganz gegen Sitte und Gebrauch, gelang es seinen Bemühungen, auch viele andere Feindschaften glücklich beizulegen, obgleich trotzdem die traurige und ebenso verdammenswürdige als für das Ganze schädliche Sitte der Vendetta auf Corsika noch immer fortbesteht und schwerlich so bald ganz ausgerottet werden wird, da vielmehr noch immer das erste und hauptsächlichste Gesetz des Corsen ist — sich zu rächen!

Stuttgart.

Mit einer Ansicht in Stahlstich.

Muß Stuttgart auch in mancher Beziehung hinter andern deutschen Städten zurücktreten, fehlen ihm auch die wundervollen Schätze der Kunst, welche München seine hohe Bedeutung geben, oder die großartigen Bilder der Seestädte, ist ihm auch der romantische Zauber Heidelbergs und seiner herrlichen Schloßruine versagt, so bleibt ihm doch der stille Reiz eines anmutigen Landschaftsbildes, es ist eine freundliche Stadt, im Schoße von rebenumkränzten Höhen gelagert, überall der wohlthuende Blick auf das Grün der Berge, und wieder von den Bergen hernieder auf die Stadt im Thal; sie bietet überall einen herzerfreuenden Anblick. Die Abhänge der Berge, welche die Stadt umkränzen, sind auf allen Seiten mit Reben bekleidet, deren frisches Grün im Sommer und Herbst das Auge labt, und an den Abhängen winden sich in den Thalschluchten dunkle Baumpflanzungen zu dem Rücken der Berge empor, wo hier ein dunkler Tannen-, dort ein Laubwald, den Abschluß gegen den blauen Himmel bildend, auf die Stadt hernieder blickt.

Die schwäbische Hauptstadt wird durch eine Straße und ihre geradlinige Fortsetzung, die Königs- und Marienstraße in zwei ziemlich gleiche Teile, die obere und die untere Stadt, geschieden. Der älteste, den Kern der innern Stadt bildende Teil wird von der Königs- und Eberhardsstraße, thalabwärts vom alten Schlosse begrenzt. Enge und vielfach gewundene Gassen mit dichtgedrängten, in den obern Stockwerken oft weit vorspringenden Giebeln bezeichnen diesen ältesten Stadtteil mit den beiden Türmen der Stiftskirche und dem tiefliegenden Marktplatz. An diesen mittlern Kern haben sich im 15. Jahrhundert zwei einstige Vorstädte angeschlossen, jede durch eine Kirche bezeichnet: jenseits der Königsstraße, um die Hospitalkirche gelagert, die obere Stadt, während sich im Osten die andere um die St. Leonhardskirche gruppiert. Diesen alten Stadtteilen haben sich vom Jahr 1806 an in der Längenrichtung des Thales neuere Quartiere angeschlossen, die sich durch ihre Hauptstraßen, die Rothebühlstraße, Friedrichsstraße, Tübinger- und Neckarstraße bezeichnen lassen.

Wir machen eine Wanderung durch die Stadt und beginnen dieselbe am Bahnhof, der den Fremden in freundlich einladender Pracht empfängt, und weit und breit einer der schönsten und bequemsten ist. Aus der Einsteighalle auf die Straße kommend, erfreut uns die glänzend reiche Architektur der Façade und der Blick in die weite Vorhalle mit ihren gekuppelten Säulen und Deckengewölben.

Aus dem Bahnhof herausgetreten, sehen wir uns bereits mitten in der Stadt, und an dem neuen Postgebäude mit seinem hochgewölbten Portal und der Treppenauffahrt des Königsbaus vorüber gelangen wir auf den schönsten Platz Stuttgarts, den Schloßplatz.

Stellen wir uns an die Jubiläumssäule in der Mitte dieses Platzes, welche 1841 zur Feier der 25jährigen Regierung des Königs Wilhelm aus Granit vom Schwarzwald aufgerichtet wurde, oder setzen wir uns in die Nähe einer



Stuttgart

der rauschenden Fontänen, welche ihr Wasser über die schönen Schalen ergießen, so steht vor uns, die beiden Flügel gegen uns vortretend, der Mittelbau von der großen Krone überragt und weit zurückstehend, das neue Schloß, das fürstliche Pracht mit zierlicher Eleganz und gefälliger Feinheit verbindet. Zur Rechten erscheint über den Laubkronen der alten Kastanien, den Unterschied der Zeiten versinnlichend, das alte Schloß mit seinem mächtigen Rundturm, während gegenüber auf der Ecksäule des altertümlichen Kanzleibaus ein golden strahlender Merkur sich in den blauen Himmel hinauszuschwingen scheint. Zur Linken haben wir zunächst das Theater, das etwas kahl in die schöne Umgebung hereinblickt und dann das freundliche Café Marquardt, einstmals die vielbesuchte Werkstätte Danneckers. Auf der vierten Seite endlich sehen wir, uns umwendend, den Königsbau mit seiner griechischen Säulenhalle in langer Flucht dem Schlosse gegenüberliegen. Blicken wir von diesem großartigen Rahmen auf den Platz selbst mit seinen Kastanienalleen, Rasenflächen und bunten Blumenteppichen, den heiter belebten Fontänen und der 18 Meter hohen Säule in der Mitte, so müssen wir zugeben, daß dieser Platz, so weit und frei und doch so schön umrahmt, ein wahres Kleinod ist.

Die Königsstraße auswärts schreitend, finden wir rechts das Palais des Prinzen Wilhelm und den Bazar. Hier beginnt der belebteste Teil der Königsstraße, glänzende Läden mit der mannigfachsten Schaustellung lockender Waren. So läuft die Straße eine weite Strecke gerade aufwärts, bis sie sich bei der früheren Legionskaserne, in welcher sich jetzt das treffliche Musterlager und die Bibliothek der Zentralstelle für Handel und Gewerbe befindet, links zieht und in die Eberhardsstraße übergeht. Um auch von der innern Stadt einen Eindruck zu bekommen, wenden wir uns links hinab durch die Hirschstraße, deren oberer Teil vor 100 Jahren vom Feuer zerstört wurde. Sie hat ihren Namen von dem uralten Gasthof zum Hirsch, der links an der schmalsten Stelle der Straße liegt. Welche Folge von Generationen, von dem geharnischten Ritter, der zu Graf Ulrichs Hochzeit geritten kam, bis zu dem jüngsten reisenden Kaufmann ist in diesem Hause eingekehrt. Welch fremdartige Gestalten mögen zu jener Zeit vor den zinnernen Humpen um die schweren Eichentische gesessen sein, da obrigkeitliche Verfügung als Taxe für das Übernachten einen Kreuzer bestimmte und für reisende Studenten einen halben! — Über das weite Viereck des Marktplatzes mit dem Rathause gelangen wir durch die Kirchgasse zu der, wie so viele gotische Kirchen, unvollendet gebliebenen Stiftskirche. Dem schlankeren Turm der Südseite fehlt der entsprechende Bruder, und auch der achteckige Hauptturm, der mit seinen durchbrochenen Umgängen so wuchtig in die Höhe steigt, hat die abschließende Pyramide entbehren müssen. Prachtvoll ist das Apostelthor auf der Südseite mit dem kreuztragenden Christus und den so würdig gehaltenen Apostelfiguren. Das Innere macht einen nicht gerade großartigen, aber wohlthuenden Eindruck durch maßvolle Verhältnisse und harmonische Farbenwirkung, die hauptsächlich durch die schönen Glasgemälde im Chor hervorgebracht wird. In dem hohen Chore finden wir nicht nur das

interessante Grabdenkmal des Grafen Ulrich mit dem Daumen († 1265) und seiner Gemahlin, sondern auch elf vorzüglich gearbeitete Standbilder württembergischer Fürsten, deren Gebeine unter dem Chore ruhen.

Wenn wir durch das Pförtchen der Sakristei die Kirche verlassen, sehen wir das Schillerdenkmal vor uns. Es ward von Thorwaldsen in Rom modelliert und ist, am 8. Mai 1839 enthüllt, das älteste aller Schillermonumente. Ein Hauch von Schillerscher Hoheit und Reinheit umschwebt die stille Gestalt, aber die sinnende Senkung des Kopfes läßt die edeln Züge nur mit Mühe erkennen. Einen herrlichen Anblick gewährt das hohe Standbild, wenn in stiller Nacht das Mondlicht den schönen Raum erfüllt, oder wenn es, wie am Abend des Schillerfestes, von flackernden Pechkränzen beleuchtet, ernst und mild auf die Menge herabschaut.

Der schönste Schmuck des Schillerplatzes ist aber das alte Schloß, in dessen innern Hofraum wir nun treten. Nächst dem Reiterbild Eberhards im Bart sehen wir die unregelmäßig aufgeführte Seite des Schlosses vor uns aufsteigen, welche noch von der alten Grafenburg erhalten ist. In ihrem Innern birgt sie den altberühmten Keller und die Türnitz, wo einst an 50 Tischen 500 Gäste gespeist wurden. Durch alle Stockwerke empor führt die breite Reitschnecke, auf welcher der alte „Greiner", wenn er müde vom heißen Strauße kam, bis zu seiner Kammer hätte reiten können. Ringsum an den drei andern Seiten ziehen sich in drei Stockwerken übereinander Arkaden hin, starke Säulen mit eigenartiger Ornamentik und durchbrochenem Steingeländer. Es ist Alles so ganz im Geiste jener Zeit, daß wir den Tritt der Trabanten zu hören glauben, wie sie im spanischen Mantel, den Federhut auf dem Kopf und die Hellebarde im Arm, zwischen den Säulen auf und nieder schreiten.

An dem unschönen Waisenhause vorüber, kommen wir auf den Charlottenplatz und überblicken links die imposante Linie der Neckarstraße. Wir gehen zuerst an dem in halb antikem Stil erbauten Archiv und Naturalienkabinet vorüber, das durch wertvolle und ausgedehnte Sammlungen anzieht und stehen nun vor der Bibliothek. Hinter dem alten und hölzernen Gebäude sehen wir schon den fast vollendeten Steinbau, wie er ihrer reichen Bücher- und Manuskriptenschätze, besonders aber ihrer berühmten Bibelsammlung, würdig ist.

Zur Linken begleitet uns indessen ein langes, niedriges Gebäude im Mansardenstil des vorigen Jahrhunderts. Es ist die Rückseite jener Akademie, welche vor 90 und 100 Jahren der höchste Stolz Stuttgarts war. Schiller und Dannecker, Schick und Wächter, Koch und Zumsteeg, Kielmeyer und Cuvier und so viele Andere gewannen hier die für jene Zeit einzig dastehende Bildung, welche sie zu ihren großen Leistungen befähigte. Welches Leben muß einst durch diese Räume gegangen sein, als Punkt 12 Uhr die einzelnen Abteilungen, von ihren Offizieren geführt, in dem Rangiersal aufzogen, um hier vom Herzog gemustert zu werden, und dann in den Speisesal einmarschierten, um auf das Kommando die Hände zum Gebet zu falten und auf ein neues Kommando mit donnerndem Ruck die Stühle zurückzuziehen und sich an das Essen zu machen, indes der

Herzog, das kleine Hütchen in der Hand, mit seiner „Franzel“ von Tisch zu Tisch ging und sich an dem Appetit seiner Kinder erfreute. In den Schlafsälen standen 25 Betten rechts und 25 links, ein breiter Säulengang in der Mitte, oben und unten die Betten der Aufseher, deren Wachsamkeit die mutwillige Jugend in jeder Weise zu täuschen suchte. Hier hat auch er seine Titanenträume geträumt, der größte, der in diesen Räumen gewandelt — Schiller.

Die Neckarstraße, zu der wir zurückkehren, zeigt einen Reichtum schönerer Bauten: die königliche Adjutantur ist ein Muster des italienischen Stils, daneben das Pistoriussche Haus mit den Spitzbogen und das Wagnersche mit den Reliefiguren von des Meisters eigner Hand, der wir auch die weiter unten aufgestellte Brunnenfigur verdanken. Rechts, in den Bergvorsprung eingeschoben, steht das Museum der bildenden Künste, an dessen Erweiterung gegenwärtig gearbeitet wird. Dasselbe enthält Vieles, was der Beachtung wert ist. Ein Kleinod ist die kolossale Marmorbüste Schillers, in welcher Dannecker bei der Kunde von dem Hingang des einstigen Akademiegenossen seine ganze Anschauung von der idealen Herrlichkeit des großen Dichters niedergelegt hat. Die Gemäldegalerie besitzt allerdings nicht Perlen ersten Rangs, aber sie gibt ein gutes Bild der verschiedenen Schulen und Epochen bis auf unsere Zeit.

Einige hundert Schritte weiter gelangen wir durch die Eugenstraße durch den modernsten Teil Stuttgarts in die langgedehnte Olgastraße, die mit ihrem andern Ende in die Neue Weinsteige übergeht. An der linken Seite des Kunstgebäudes aufwärts steigend, kommen wir an den Bassins vorüber, welche das Wasser durch eine Röhrenleitung vom Neckar erhalten, um es in die Stadt zu verteilen, und durch freundliche Anlagen in den Kanonenweg, wo bei festlichen Anlässen die Kanonen aufgestellt werden, und zu dem Schützenhause. Hier liegt unter uns, weit durch das Thal hingebreitet, die heitere Stadt, deren stattlichste Partie um den Schloßplatz her von dieser prachtvollen Stelle, von welcher auch die beigefügte Ansicht aufgenommen ist, besonders ins Auge tritt. Steigen wir, den blauen Wegweisern folgend, noch höher zu der Uhlandshöhe und der Linde empor, so liegt in gemütvoller Ruhe, wie der Dichter sie liebte, das Neckarthal mit seinen in Obstwäldern versteckten Dörfern vor uns ausgebreitet.

Eine kurze Viertelstunde bringt uns zu der hochgelegenen Alexanderstraße, zum Bopserbrunnen und Bopserwalde, der vom Thal aus als krönender Schmuck der Höhe ins Auge fällt. Von dem freien Aussichtspunkt der Schillerhöhe erfreuen wir uns eines ungemessen weiten Bildes, in dem die Stadt den belebten Vordergrund darstellt, während der Blick darüber weg zu den fruchtbaren Flächen des Unterlands, zum Wunnenstein und dem fernen Blau des Odenwalds schweift.

Wenn wir herabsteigend der Olgastraße bis zur englischen Kirche folgen, welche ein kleines Muster der englischen Gotik darstellt, so kehren wir von der modernen Bauweise durch eine der engen Gassen des sogenannten „Bohnenviertels“ in die alte Zeit zurück und gelangen an die freundliche, im Innern würdig ausgeschmückte Leonhardskirche. Vor dem Thore der Kirche

steht der sogenannte Ölberg, 1501 auf den damals hier bestehenden Kirchhof gestiftet. Wenn man von dem Geräusch des Trödelmarkts, der je den andern Tag hier gehalten wird, vor dieses treffliche Bildwerk tritt, ergreift die Glaubensinnigkeit, die aus ihm spricht, mächtig das Herz.

Durch die Hauptstätterstraße aufwärts wandernd, berühren wir den Wilhelmsplatz, wo einst das Thor und vor demselben die „Hauptstatt", d. h. der Richtplatz war. Der Pferdebahn folgend wenden wir uns zur Rechten, wo die neue katholische Kirche ihre weißen Türme erhebt und wo in wenigen Jahren ein zweites humanistisches Gymnasium erbaut sein wird. Die stattliche Paulinenstraße berganſteigend, an dem schönen Brunnen vorüber, auf dem eine Stuttgartia ihren Schild mit dem Stadtwappen zeigt, wählen wir die obere Marienstraße, um an ansehnlichen Häusern mit glänzender Aussicht vorüber zu der Silberburg emporzusteigen. Der Abhang, der sich unter derselben hinabzieht, ist mit Gesträuch und Blumen bedeckt, aus denen das Marmordenkmal Eduard Mörikes, des liebenswürdigsten schwäbischen Dichters herabgrüßt. Die Silberburg mit ihren terrassenartig ansteigenden Gärten ꝛc. gewährt einen reizenden Ausblick auf die unter uns gelegene Stadt und die hoch darüber emporsteigenden Höhen.

Wir berühren noch die herrlichen Villen Zorn, Siegle und Knosp und nähern uns durch die gartenreiche Rothebühlstraße, deren hohe Kamine sie als einen Fabrikdistrikt bezeichnen, dem Feuersee, in welchem auf einer Landzunge die in reichem, gotischen Stile erbaute Johanneskirche steht.

Von den Gebäuden der obern Stadt nennen wir noch die im maurischen Stile gehaltene Synagoge und das alte Landhaus, das, 1493 als Zeughaus erbaut, nach der bekannten Sage dem Reformator Brenz eine Zuflucht vor den verfolgenden Spaniern bot, wo er, von einer Henne mit ihren Eiern ernährt, längere Zeit hinter dem Holz auf dem Boden verborgen lag. In der nahen Hospitalkirche betrachten wir den steinernen Kirchenstand Ulrichs des Vielgeliebten von 1479, die geschnitzten Kirchenstühle, das Modell des Danneckerschen Christus und den altertümlichen Kreuzgang mit seinen vielen Grabdenkmälern und Epitaphien. Zum heitern Leben der Gegenwart zurückkehrend, wenden wir uns zur Liederhalle, in deren mit Büsten schwäbischer Dichter geschmückten Sälen sich der Liederkranz der edeln Sangesgabe erfreut. In den schattigen Baumgruppen des Gartens stehen die Kolossalbüsten Schuberts, Uhlands und Gustav Schwabs.

An der neuerbauten vieltürmigen Garnisonskirche vorüber werden wir durch einen Glanzpunkt unserer Architektur, die polytechnische Schule überrascht, neben welcher sich der reizende, wohlunterhaltene Stadtgarten mit seinen Alleen, seinem saftigen Grün und seinem Blumenflor ausbreitet. Ernste Nachbarn dieser heitern Fluren sind die Baugewerkschule mit ihren wuchtigen Formen und dem hohen französischen Dache und die neue Gewerbehalle, deren Räume und Umgebungen durch die Gewerbeausstellung des vorigen Jahres eingeweiht und eröffnet wurden, in welcher der Kunst- und Gewerbfleiß der Schwaben auch im Ausland die gebührende Anerkennung fand.

Stuttgart hat sich seit etwa 50 Jahren überraschend vergrößert und ein

ganz anderes Ansehen gewonnen. Wer in den zwanziger Jahren die Stadt verlassen hätte und jetzt wieder zurückgekehrt wäre, würde sie nicht wieder erkennen, wenn ihn nicht die Lage, die Stiftskirche und ein Teil der Altstadt an das frühere Stuttgart erinnerte. Die neuen Straßen waren damals noch Gärten und Weinberge. In der Gegend der jetzigen Infanteriekaserne, des Bürgerspitals, der Charlottenstraße ꝛc. befanden sich die Stadtthore, und wer nach 10 Uhr Einlaß begehrte, mußte „zwei Kreuzer" erlegen. Die Nachtwächter riefen die Stunden aus und sangen einen frommen Spruch, die Windwächter schlugen, des Nachts die Straßen begehend, mit ihren Stäben auf das Pflaster. Die Jugend hatte ihre Spielplätze und wurde ihres Lebens noch froh. Vor dem „Kräherhause" über den unterirdischen Werkstätten der Nagelschmiede und Hutmacher herrschte stets ein fröhliches Gewimmel, und im Frühjahr war beim „Anwerfen" und andern Spielen der Umsatz an „Steinis", Messingknöpfen und Bohnen bedeutend. Die Knaben, selbst die Gymnasiasten, die jetzt bis 10 Uhr sitzen und schwitzen, hatten damals noch Zeit, einigemal in der Woche ins Freie zu gehen und Pflanzen und andere Naturalien zu sammeln. Sie hatten im Bopserwalde ihre aus Steinen und Moos erbauten Burgen, die im Notfalle mannhaft verteidigt wurden. Ein Spielplatz ist nicht mehr vorhanden und der Eintritt in die prächtigen Wälder der Umgebung ist kaum noch gestattet. Die Stadt zählte damals nur 34,000 Seelen und es waren nur vier Schutzmänner, „Polizeidiener", vorhanden, die sich besonders mit der Jugend und den „reisenden Handwerksburschen" befaßten. Gegenwärtig, da Stuttgart mit den drei als Vorstädten mit ihm vereinigten Dörfern über 100,000 Einwohner mit 6000 Häusern und 200 Straßen zählt, sind vielleicht eben so viele Schutzmänner als Straßen vorhanden.

Der reizenden Umgebungen Stuttgarts können wir hier nur mit einigen Worten erwähnen. An Spaziergängen und Fernsichten ist die Stadt so reich, daß fast täglich ein anderer Ausflug gemacht werden kann. Neben dem Schlosse zieht sich von dem obern See mit seiner prächtigen Fontäne und dem Danneckerschen Nymphenpaar der königliche Schloßgarten, gewöhnlich die Anlagen genannt, ¾ Stunden weit in gerader Linie durch das Thal hin, mit Alleen schattiger Bäume und grünen Matten, Marmorstatuen, und schwanenbelebten Teichen bis zu dem Landhaus Rosenstein, unter dessen Mitte die Eisenbahn hindurchfährt und den Passagieren sofort die Aussicht auf den Fluß, Cannstatt und das anmutige Neckarthal bis an die blauen Berge der Alb eröffnet. Die von König Wilhelm im Stile der Alhambra erbaute Wilhelma bietet ein zauberhaftes Bild von feenartigen Bauten und südlicher Gartenpracht. In Cannstatt besuchen wir den Kursaal mit seinen schattigen Anlagen und gehen über die Insel nach Berg hinüber, dessen gotisches Kirchlein von der Höhe über den Neckar herabsieht. Durch die Gärten des Mineralbades nähern wir uns dem Hügel, den die weitberühmte königliche Villa krönt.

Oberhalb der Stadt führt die neue Weinsteige an dem Bopserbrunnen ins Unterland, und hoch oben an einem Vorsprung des prächtigen Föhrenwaldes

erhebt sich die schon erwähnte Schillerhöhe mit ihrer lohnenden Fernsicht. Auch die Hasenberger Steige oder ein Zug der Schwarzwaldbahn, die uns reizend wechselnde Ansichten der Stadt, ihrer Umgebung und des Unterlandes bietet, führt uns dem frischen Walde zu, in dem wir im Waldesdunkel zu dem freundlichen Jägerhäuschen und seinen Anlagen emporsteigen, wo sich im Sommer stets durstige Gäste an der reinen Bergluft und am frischen Trunke laben. Unterhalb dieser Anlagen wird gegenwärtig dem Dichter Wilhelm Hauff ein Denkmal errichtet; oberhalb derselben ragt der weit und breit sichtbare Aussichtsturm in die Lüfte. Eine gute Stunde weiter den Wald hinauf liegt das unvergleichliche Jagdschloß die Solitude, einst Sitz der Karlsschule, fürstlichen Glanzes und rauschenden Hoflebens des Herzogs Karl, der hier Bauten auf Bauten, Feste an Feste reihte. Über die ausgedehnten Gärten führte einst Schillers Vater die Aufsicht. Rechts am Anfang der weiten Filderebene liegt eine andere Schöpfung Herzog Karls, Hohenheim mit großartigen Schloßgärten und einer Menge von Nebengebäuden. Am linken Rande der vor uns ausgebreiteten Landschaft erblicken wir die Bergfeste Hohenasperg, in deren Gefängnissen der Herzog den Dichter Schubart zehn Jahre lang schmachten ließ. An der gegenüberliegenden Bergreihe erhebt sich die abgerundete Kuppe des roten Bergs, der einst die Stammburg des württembergischen Regentenhauses trug, an deren Stelle jetzt eine griechische Kapelle, das Grabmal König Wilhelms und seiner unvergessenen Gemahlin Katharine steht. Rechts blicken in langer Folge die Albberge mit dem Hohenneufen und auf dem äußersten Flügel die Achalm und der Hohenzollern über die Filderebene herüber.

Graf Eberhard der Greiner.

Graf Eberhard II. war ganz der Mann, die Rechte eines Landvogts mit dem Gewichte des Schwertes zu handhaben. Er war fast ganz, wie sein Großvater, von dem er den Namen trug. Kampf war sein Element, ein Fels sein Charakter, der Plan, den sein Großvater durch ein ganzes langes Leben unverrückt durchgeführt hatte, Erweiterung des Landes, sein Ziel. Dieses konnte nicht ohne vielseitige feindliche Berührungen mit den Nachbarn verfolgt werden. Von diesen Kämpfen nannten ihn seine Zeitgenossen den Greiner (Zänker), von seiner wilden Ritterlichkeit den Rauschebart. Die Städte fühlten mit Haß, daß er als Landvogt einen schweren Arm über sie hielt. Kaum glaubten sie die Verhältnisse für sich günstig durch die Rückkehr des Königs nach Böhmen, so griffen sie zu den Waffen gegen ihren Landvogt.

Im Sommer 1367 zog der Graf mit seinem Sohne und seiner übrigen Familie in das Wildbad. Nur wenige Diener begleiteten ihn; denn es ging diesmal nicht in blutigen Strauß, sondern zu dem warmen Quell des Wildbads,

worin der Held die narbenvollen, kampfmüden Glieder kräftigen und verjüngen wollte. Während er im Bade saß, lief einer seiner Edelknechte heran und meldete atemlos, daß der Wald von Speeren und Gewaffneten blinke und das Städtchen umstellt sei. Der Graf fragte nach den Wappenschildern der Führer. Die goldene Rose und der Eber im Schilde des einen, die drei Beile im Schilde des andern ließen ihm keinen Zweifel mehr. „Das sind die Schlegler!“ rief er und sprang aus dem Bade; „die wollen uns das Bad gesegnen!“ An Widerstand war nicht zu denken, an Flucht auch nicht, da alle Wege umstellt waren; der alte Greiner mußte sich in sein Schicksal ergeben. Da trat ein Hirte herzu und sprach: „Herr, deß mag noch Rat werden. Ich weiß geheime Pfade, die nur meine Gaisen steigen, über's Gebirge; die getrau ich mir wol euch sicher von dannen zu führen.“ Der Greiner folgte dem Hirten; es war das erste Mal, daß er floh, und bitter schmeckte das Fliehen dem tapferen Degen. Zwischen den Tannenbäumen und Gestrippen, über Stock und Stein, klimmten sie zur heißen Mittagsstunde den steilen Berg hinan, der Graf und sein Sohn mußten oft mit dem Schwerte den Andern Bahn hauen. Als der alte Greiner müde wurde, nahm der ehrliche Bauersmann seinen Landesherrn auf den lastengewohnten Rücken, und dieser fühlte, wie köstlich des Volkes Liebe und Treue in der Not thut. So retteten sich Alle auf die feste Burg Zavelstein, und die Schlegler hatten das Nachsehen.

Die Schlegler hatten sich verbunden, um, da die kaiserliche Macht von Tag zu Tag mehr sank, nicht aus reichsfreien Edeln württembergisch zu werden, abhängig von einem Hause zu sein, dem sie sich ebenbürtig fühlten. Den Namen Schlegler hatten sie von dem Sinnbilde, das sie im Schilde führten, einem Schlegel oder einer Keule; auch Martinsvögel hießen sie nach dem Tage, an welchem sie ihren Bund stifteten. Hauptmann der Schlegler war Graf Wolf von Eberstein.

Eines der ersten Mitglieder des Bundes, wie Einige wollen, der Stifter desselben, war Wolf von Wunnenstein. Der gleißende Wolf wurde er insgemein genannt von seiner glänzend strahlenden Rüstung, in der er immer öffentlich sich zeigte.

Auf dem Wiesterberge, nahe bei dem Sitze der alten Grafen von Beilstein, saß er auf seinem Schlosse Wunnenstein, reich an Gütern und Vasallen, und berühmt durch viele tapfere und kühne Thaten. Er stammte als ein Seitenzweig von dem alten Geschlechte derer von Stain, und war gefürchtet weit umher. Er war ein abgesagter Feind Eberhards des Greiners, wahrscheinlich aus Eifersucht, oder weil er über Eingriffe des Greiners in seine Güter und Rechte sich beschweren zu müssen glaubte.

Der Greiner schickte Kriegsvolk auf die Achalm, um Reutlingen im Zaume zu halten, unter seinem Sohne Ulrich. Denen in der Stadt fing bald das Fleisch zu mangeln an, und sie fielen zur Nachtzeit gegen siebenhundert Mann in aller Stille aus der Stadt, streiften das Uracher Thal hinauf, trieben gegen dreihundert Stück Vieh hinweg, erschlugen einiges Landvolk und verbrannten das Dorf Dettingen.

Auf die Kunde davon zog Graf Ulrich von der Achalm herab und legte sich mit zweihundert Lanzen bei der St. Leonhardskapelle in den Hinterhalt, um sie auf dem Rückwege zu überfallen. Die in der Stadt beobachteten dieses von ihren Türmen. Alles lief zusammen mit Wehr und Waffen. Von der Uracher Straße her zogen die Städter mit ihrer Beute heran. Graf Ulrich hatte seine Ritter von den Rossen steigen lassen, um auf dem engen Platze gegen die Fußgänger zu Fuß zu fechten. Sie fielen über die Plünderer her und hieben und stachen tapfer auf sie ein. Da that sich in der Stadtmauer im Rücken der Ritter ein altes Thor auf, das sonst auch in Friedenszeiten nicht geöffnet wurde, und heraus stürzte mit Schwertern, Speeren und Stangen ein Städterhaufe, die Färber, Gerber, Schmiede, Metzger und Krämer, und fielen von hinten die Ritter an. Auf das hatten diese sich nicht versehen. Vornen von denen, die auf Beute ausgegangen waren, festgehalten, von hinten von der aus der Stadt herausströmenden Menge angegriffen, standen die Ritter lange wie ein Felsenwall, aber von der Übermacht im engen Raum umringt, erdrückt, sanken sie, Leiche über Leiche. Graf Ulrich, schwer verwundet, schlug sich durch auf die Achalm mit wenigen Überlebenden. Denn die Blüte des Adels lag todesweiß umhergeschüttet auf dem blutroten Teppiche des Schlachtfeldes.

Die edeln Toten wurden von den Städtern nach Reutlingen gebracht, auf das Rathaus; ebendahin auch in lautem Triumphe das württembergische Banner, die erbeuteten Helme, Panzer, Waffen und andere Siegestrophäen. Am Tage nach der Schlacht kamen die Knappen der erschlagenen Edeln an das Thor und baten um ein sicheres Geleit, um die Leichen der Ihrigen abzuholen. Man führte sie auf das Rathaus, wo die Toten in Reihen lagen. Die treuen Diener wuschen ihre Herren von dem Blute ihrer Wunden rein und kleideten sie in Leichengewande. Ein langer Leichenzug, auf Bahren und Wagen wurden die toten Helden von ihren Knappen und Knechten durch die Stadt zum Thore hinausgetragen und geführt, während dumpf herab von den Türmen die Totenglocken klangen. Ihre Namen und Wappenschilder aber ließen die Reutlinger mit bunten Farben in die Fensterscheiben ihres Rathauses malen.

Als Graf Ulrich von seinen Wunden geheilt war, ritt er nach Stuttgart. Er hatte nicht geeilt, sich seinem Vater nach solcher Niederlage zu nähern. Im Stuttgarter Schlosse traf er den alten Greiner allein, wie er zu Mittag speiste. Der Alte grüßte ihn kaum und schwieg; und als Ulrich sich an die Tafel ihm gegenüber setzte, ergriff der Greiner ein Messer und schnitt schweigend zwischen sich und ihm das Tafeltuch entzwei.

Eines Sonntags früh, vor dem Bartholomäustage, erschien der Greiner im Angesichte der Städter. Unterwegs stieß zu dem Grafen ein reisiger Knecht des Wolf von Wunnenstein, und bot ihm im Namen seines Herrn die Hilfe desselben an, mit Rittern und Knechten. Aber der Graf, der alten Feindschaft gedenkend, traute dem gleißenden Wolf nicht, oder war er zu stolz und sich selbst genug, um von einem Feinde Beistand anzunehmen. Er ließ ihm sagen: „er habe sein nicht begehrt und danke ihm.“ Sogleich begann der Kampf. Graf

Ulrich, des Greiners Sohn, war der Erste, der angriff. Als er die Banner der Städte ansichtig wurde, brannte ihn die Erinnerung an die Schmach vor Reutlingen, und er glühte von Begier, sich an den übermütigen Städtern zu rächen und seinem Vater eine alte Schuld zu zahlen. Er und die Seinigen stiegen von den Rossen, um zu Fuß, Mann an Mann gedrängt, als eine geschlossene, eiserne Wand die feindlichen Scharen zu erdrücken. Aber die Bürger der Städte und die Ritter und Knechte in ihrem Solde standen unbeweglich festgewurzelt, der furchtbare Angriff wurde abgeschlagen. Graf Ulrich focht mit Löwengrimm als der Vorderste, aber tötlich verwundet und vom Blutverlust und dem Kampfe ermattet, sank er zusammen, und zugleich um ihn her drei andere Grafen, einer von Löwenstein, einer von Zollern, einer von Werdenberg; die Freiherren Hans von Rechberg, einer von Gundelfingen und mehrere Edle. Die Ulrich zunächst standen, rafften ihn auf und trugen ihn aus der Schlacht hinweg. Auf einem Baumstumpf sitzend, hauchte er in wenigen Minuten die starke Seele aus, ein Held, tapferer als glücklich.

Der Kampf wütete fort, aber wie der Fall eines so hohen Hauptes bekannt wurde und die Städter mutig vordrangen, wichen die württembergischen und die andern fürstlichen Scharen. Es war der Augenblick, an dem Alles hing. Da scholl es wie Donnerlaut aus dem Getümmel: „Erschreckt nicht, mein Sohn ist wie ein anderer Mann! schlagt drein, seht, wie die Feinde fliehen!“ Es war des alten Greiners Stimme; unerschüttert von Allem rief er es aus, und stürzte, hoch im Sattel sich erhebend, auf die Städter vor, rechts und links einhauend, ihm zur Seite der Graf von Bitsch und der Vogt von Rosenfeld, und die tapfersten Ritter. Die Städter sahen den Alten, wie sein Bart im Winde rauschte, wie vor seinem Schwerte Alles niedersank, — der Geist seines erschlagenen Sohnes verjüngte seinen Arm — sie erschraken, sie sahen sich um, wer von den Ihrigen fliehe. Wie ein Zauber hatte sie das Wort des Alten berückt. Die Nürnberger fingen an zu fliehen, und in dem gleichen Augenblicke sahen die Städter, wie eine neue Schar Ritter und Knechte von einer andern Seite auf sie hersprengte, voran einer, dessen glänzende Rüstung allbekannt und allgefürchtet war; es war der Wolf von Wunnenstein. Mit wildem Gejauchz warf er sich in die Städter; von der andern Seite brachen alle Reihen der Fürstlichen mit einem Stoß auf sie, und sie stürzten, zerstoben, oder wurden gefangen.

Als es Abend war und die Schlacht geschlagen, reichte der Greiner dem gleißenden Wolf zum Danke die Hand und lud ihn ein, mit ihm nach Stuttgart zu reiten, um sich beim Siegesmahle gütlich zu thun. Der Wunnenstein nahm die Einladung an und sagte: „Ich will's einmal mit eurer Gastfreundschaft versuchen.“ Er ritt auch eine beträchtliche Strecke an Eberhards Seite. Da auf einmal rief er: „Jetzt ist's genug; gute Nacht, es steht in allen Rechten!“ (d. h. bei uns bleibt es beim Alten) und jagte mit seinen Rittern und Knechten links ab von dannen. Das Gefühl der alten Feindschaft hatte den Sieg davon getragen; auch war es nicht um Eberhards willen geschehen, daß der gleißende Wolf ihm zu Hilfe kam, sondern aus Haß der Städte.

Zu Döffingen im Dorfe saß der Greiner in der Nacht schlaflos, der tote Sohn lag vor ihm. Es war sein Einziger, und dem Vatergefühl, das er am Tage mit Heldenkraft zurückgepreßt hatte, ließ er jetzt freien Lauf. Des Morgens stieg er frühe zu Pferde, und während er gegen Stuttgart ritt, jagte ein Bote daher mit der fröhlichen Nachricht, daß die Gemahlin seines Enkels Eberhard einen Sohn geboren habe. Dankend hob der Alte die Hände und rief: „Gott sei gelobt, Fink hat wieder Samen!“

Während er zu Stuttgart im Saale seines Schlosses saß, stürzten Hirten und Landleute von Zuffenhausen heulend und klagend herein: Räuber haben ihnen gestern Abend ihr Vieh weggetrieben. Da lachte der Greiner: „Das alte Wölflein hat sich einmal ein Kochfleisch geholt!“ und er irrte sich nicht. Als der gleißende Wolf von Eberhard wegritt, trieb er, zum Beweise, daß er den Dienst, den er dem Greiner bei Döffingen geleistet, nicht auch als eine Versöhnung ihrer Feindseligkeiten ansehe, gleich in einem der nächsten württembergischen Dörfer, in Zuffenhausen, die Viehherden weg und auf seine Burg Wunnenstein. Graf Eberhard wußte den hohen Wert seiner Hilfe bei Döffingen zu wohl zu schätzen, und er erbot sich demselben zur Ausgleichung aller ihrer Zwiste, und zu immerwährender Freundschaft, jedoch vergebens; erst nach dem Tode des Greiners wurde der gleißende Wolf gegen das württembergische Haus freundlich, und war, da er ein ungewöhnlich hohes Alter erreichte, Eberhards des Milden getreulicher Rat.

Ritter Jörg von Ehingen.

Im schönen Schwabenlande gab es zu allen Zeiten und noch bis auf den heutigen Tag — auch außer jenen seinen weltberühmten „Sieben“ — noch eine Menge edler und trefflicher Männer, deren Name, um ihrer vorzüglichen Eigenschaften, Thaten, oder Werke willen, fortlebt von Geschlecht zu Geschlecht in aller, nicht nur christlicher, sondern sogar heidnischer Herren Ländern.

Ein solcher Mann war auch der edle Schwabe, Ritter Jörg von Ehingen, von dem uns die Chronik berichtet, daß er im Jahre des Heils 1428 auf dem Schlosse Hohen-Entringen im Schwarzwaldkreise der Grafschaft Württemberg als der zwölfte Sohn Ritter Rudolphs von Ehingen und Frau Agnesens, Truchsessin von Heimertingen, geboren wurde. Da er nun, — so heißt es weiter, — „wohl erzogen in aller Gottseligkeit, Zucht und Tugend erwachsen war“, brachte ihn sein Herr Vater gen Innsbruck, der schönen Hauptstadt von Tyrol, allwo Junker Jörg am Hofe des jugendlichen Erzherzogs Sigmund als „Junge“, das ist als Page, an- und aufgenommen ward. Hier gefiel es aber dem kleinen Schwaben gar wenig, und es behagte ihm in Sonderheit am geringsten, der dienstbare Junge eines Herrleins zu sein, das selber noch nichts galt in seinem

eigenen Hause, und von seinem bedächtigen Herrn Vetter, Herzog Friedrich, dem nachmaligen Kaiser, auf's allerknappste bevormundet wurde. Nahm daher nach zwei Jahren schon wieder Urlaub von Innsbruck, und zog mit drei Pferden gen Wien, an den Hof des streitlustigen Herzogs Albert von Oesterreich, allwo es ihm sehr wohl gefiel, und er sich auch so gut verhielt, daß ihn der Herzog nach etlichen Jahren zu seinem Kämmerling machte. Im Jahre 1453 zog er mit diesem Herrn nach Prag, zur Krönung Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen, und wurde dort neben vielen Andern vom Adel vom neugekrönten Könige zum Ritter geschlagen.

Als er aber den ritterlichen Orden erlangt hatte, da wollte er seine Tage nicht in Müßiggang und Wohlleben zubringen, sondern etwas sehen, versuchen und erfahren. Nahm daher „Commendationsschriften" und zog nach der im Mittelmeere gelegenen Insel Rhodus zu den Johanniter-Rittern, und kämpfte mit ihnen etliche Monate gegen die Türken, welche unter ihrem Heldenkaiser Mohammed durch die Erstürmung Constantinopels das tausendjährige griechische Kaisertum zertrümmerten, und das ganze Abendland mit bangem Entsetzen erfüllten. Kampfbegierig harrte er jetzt, mit vielen Edeln jener Zeit, auf den Kreuzzug, zu welchem Papst Nikolaus V. die Völker gegen die Ungläubigen aufgerufen hatte, — doch umsonst. Die deutschen Fürsten kamen zwar auf mehreren Reichstagen zusammen und berieten sich darüber, und versprachen Kriegsheere auszurüsten, vergaßen aber gleichwohl über ihren einheimischen Zwisten bald auch ihr Versprechen; und traurig, und getäuschter Hoffnungen voll, pilgerte Ritter Jörg, das Kreuz auf der Brust und das Schwert an der Seite, nach dem gelobten Lande Palästina und betete am Oelberge, auf Golgatha und am Grabe des Erlösers für das Heil und die Errettung seiner lieben, fernen Heimat, — da er nicht für sie kämpfen konnte, — recht inbrünstig und aus vollem Herzen. — Von einer Horde räuberischer Seldschuken überfallen und gefangen, mußte er sich mit dreißig Dukaten lösen, und kam hierauf nach Cypern, der herrlichen, schon von Vater Homeros besungenen Insel, deren König Johann von Lusignan den ritterlichen Pilger in seiner Hauptstadt Nikosia gastlich aufnahm und reichlich beschenkte. Und so kehrte er denn heim, im Jahre 1456 „mit Ruhm und Ehren, und brachte allerlei Heiligthumb mit" aus den fernen heiligen Landen, die er durchpilgert, und ward vom Herzog Albert „ehrlich empfangen", und mit stattlichen Geschenken beehrt. —

Doch nur wenige Wochen war seines Bleibens in Wien am Hofe seines Gönners; denn Johann Capistranus, der greise, gottbegeisterte Mönch, predigte am St. Stephans-Friedhof mit der Feuergewalt seiner Rede, riß Tausende mit sich fort zur heiligen Kreuzfahrt gegen die mit dreihundert Geschützen bereits vor Belgrad stehenden Türken, und führte sie dem alten Helden, Johann Hunyad, dem Statthalter von Ungarn zu, der mit seinem Volke allein und ohne fremde Hilfe es unternommen hatte, sein Vaterland zu schützen und so von dem ganzen Abendlande den verheerenden Schwall der Völkerflut aus Osten abzuhalten. Am 21. Juli 1456 stürmten die Türken die Stadt; schon gab selbst der kühne

Hunyad sie für verloren; doch Capistranus that den kommenden Morgen, — zwei Ordensbrüder und einen Fahnenträger, Ritter Jörg von Ehingen zur Seite — mit tausend Kreuzfahrern unter dem Schlachtrufe „Jesus!" einen Ausfall und Belgrad war nach kurzem, mörderischen Kampfe gerettet. Der stolze Sultan ließ fliehend 24,000 Tote auf blutiger Wahlstatt zurück. — Unser Held aber „begehrte hierauf noch mehr zu versuchen und auch an anderen Oertern seine Ritterschaft zu üben", und nahm einen getreuen Gesellen zu sich, Georg von Ramsieden, erbat sich abermals „Zeugnis und Commendationsschriften" von Herzog Albert, Kaiser Friedrich III. und König Ladislaus von Ungarn und Böhmen, an die ausländischen Könige und Herren, und zog mit seinem Gefährten zuerst gen Frankreich, zu König Carl VII., und hielt sich da sechs Wochen auf. Weil aber „wenig Kurzweil an dieses alten Königs Hofe war", der an tiefer Schwermut über die Empörung seines tückischen Sohnes Ludwig, des Dauphins litt, — so zogen sie bald darauf nach Hispanien zu König Heinrich IV., weil sie hörten, er wolle Krieg führen wider die Sarazenen, die Granada inne hatten. Das gefiel dem Könige sehr wohl, daß er Jedem ein schönes Pferd schenkte und dreihundert Kronen dazu. Da aber „der fürgenommene Krieg nicht fortging, machten sie eine Wallfahrt zu St. Jakob nach Compostella", kamen zu König Johann von Navarra, der sie „ehrlich unterhielt zwei Monat", und zogen auf die Kunde, daß König Alphons von Portugal gegen den König von Fessa zu Felde ziehen wolle, auch dahin und boten ihre Dienste an. Hier, weil sie einen gar guten Commendationsbrief aufzuweisen hatten von Kaiser Friedrich, dessen Gemahlin Leonora, die Schwester des König Alphons war, — wurden sie ganz besonders gut aufgenommen und wohl gehalten, und übten sich an diesem Hofe in allerlei Ritterspielen.

Da nun der Krieg anging, schickte sie der König mit seinem Heere in die Stadt Septa, um sie vor dem Anfall und der Belagerung der Sarazenen zu schützen, wobei sich die beiden deutschen Ritter auch „so weißlich und mannlich erzeigten", daß sie die Heiden glücklich von der Stadt abtrieben und in die Flucht schlugen. — Nun war unter den Sarazenen ein großer, starker Mann, in jeglicher Waffe wohl geübt, der ließ in das Lager König Alphons entbieten, „er wolle mit der Christen Einem einen Kampf bestehen, damit sie sehen sollten, daß auch unter ihnen ritterliche Leute wären!" Sobald diese Zeitung ins Lager kam, bat Jörg von Ehingen, daß ihm erlaubt würde, mit dem großen Sarazenen zu streiten. Nachdem König Alphons ihm die Erlaubnis — wenn auch ungern — gegeben hatte, in der Furcht, solch einen tapferen Degen durch des Glückes Laune von der Hand eines Heiden etwa gar verlieren zu müssen, rüstete sich der Ritter und ritt auf den bestimmten Platz, wo ihm auch bald im Angesichte beider Heere, der Sarazene entgegenkam, und sie fingen den Kampf mit höchstem Ernste an. Zum Ersten ritten sie in solchem Eifer zusammen, daß der Sarazene mit dem Gaule zur Erde fiel. Ehe nun Jörg von Ehingen sich des „inngerannten" Speeres ledig machen und vom Gaule steigen konnte, kam der Sarazene wieder auf die Füße, und Beide begannen nun mit den Schwertern zu kämpfen.

Weil sie aber alle Beide wohl verwahrt waren mit Harnischen, so konnte Keiner dem Anderen was anhaben, wie viel sie auch auf einander hieben und stachen. Darum fingen sie an, mit Ringen sich zu versuchen, und warf Einer den Andern jetzt hie dann dorthin, jetzt lag Der unten, bald der Andre oben; letztlich lagen sie nur auf den Knieen und hieben und stachen mit großem Ernst auf einander. Endlich stieß der von Ehingen mit der linken Hand den großen Sarazenen zurück, und that ihm mit der Rechten durch sein Schwert einen so harten Stich ins Angesicht, daß das Blut ihm die Augen füllte und verfinsterte; da er das aber abwischen wollte, traf ihn sein Gegner noch einmal so heftig, daß er zur Erde sank, und vollends gar erlegt ward. Georg von Ehingen aber ward als ein ritterlicher Überwinder vom ganzen Heere mit Ehren und Freuden empfangen, des Sarazenen Haupt ward auf seinem eigenen Spieße und Pferde vor ihm hergeführt, darauf folgten allerlei Saitenspieler, und alles Volk wünschte dem deutschen Helden Glück und langes Leben, und rühmte seine ritterliche Gegenwehr. Er aber gab allein Gott die Ehre, und sagte, wenn Gott ihm nicht sonderlich Mut und Kraft, Glück und Sieg verliehen hätte, so wäre es ihm unmöglich gewesen zu siegen wider den, der fast zweimal mehr Stärke gehabt, als er. Da nun König Alphons diesen seinen ritterlichen Sieg erfuhr, schenkte er ihm „eine große gülbene Kapsel voller Portugaleser" und nahm ihn samt seinem Gesellen als Ritter in den hohen Christusorden auf. Aus Portugal zogen sie im Jahre 1457 wieder zu König Heinrich IV. von Hispanien, der nunmehr in harter Fehde lag mit seinem aufrührerischen Vasallen, dem Maurenkönig Mulei Abul Haza von Granada, — und halfen auch diesem Herrn wiederum so ritterlich im Kampfe, daß sie „hoch begabet und geehrt mit güldenen Stücken und etlichen Hundert Dukaten" von dannen zogen. Kamen hierauf durch England, das sie hart bedrängt und gespalten fanden durch den Kronenkampf der Häuser York und Lancaster; trafen in Schottland König Jakob Stuart im verderblichen Streite mit den Douglas und Angus, und langten sodann gegen Ende des Jahres 1457 wieder in Wien an, „wurden hoch geehrt und begabt um ihrer ritterlichen Thaten und der guten Zeugnisse halben, so sie mitbrachten, allenthalben lieb und werth gehalten, hoch gerühmet und gepriesen."

Gründung der deutschen Städte.

Es ist auffallend, daß die Städte, die so wesentlich zur Entwicklung der deutschen Geschichte beigetragen haben, ursprünglich den Germanen fremd waren. Erst aus dem Trümmerwerk römischer Kastelle erheben sich die fest zusammengeschlossenen Wohnsitze unserer Vorfahren, und mehr als ein halbes Jahrtausend unserer Zeitrechnung vergeht, ehe unsere Vorfahren im Innern des Landes sich städtisch ansiedelten.

Die ältesten deutschen Städte finden wir an den Grenzflüssen des römischen Reiches, an Rhein und Donau, wo aus den Standlagern der Legionen große Städte sich entwickelt hatten. Aber alle diese großartigen Befestigungen wurden in der Völkerwanderung durchbrochen; die Kette zerriß, welche Rom um das unbezwungene Germanenvolk herumgelegt hatte. In den Trümmern der Städte wuchs das Gestrüpp, und der verwilderte Weinstock überwucherte die Gärten der einstmaligen Gebieter. Doch als die Völkerflut sich verlief, da siedelten sich die siegreichen Deutschen in den Resten der Städte an, und es erhob sich die Burg des Königs, die Pfalz (der Palast); in der Halle und im Hofe hauste sein unfreies, arbeitendes Gesinde, auf den Türmen und am Thor wachten seine Kriegsmannen; so saßen die deutschen Gebieter in der verödeten Römerstadt.

Fast gleichzeitig mit der Königsburg oder der Pfalz, oft auch früher noch, erhob sich in diesen Städten, welche bereits Sitze des Christentums gewesen waren, ein bescheidenes Kirchlein, von den überlebenden Christen erbaut, meist über den Gräbern der Märtyrer und heiligen Männer, und bald bildete die Kirche einen zweiten städtischen Mittelpunkt, neben der königlichen entstand eine kirchliche Gemeinde.

Zwischen Burg und Kirche lagen die Höfe der freien Grundbesitzer, die sich in dem unterworfenen Gebiete angesiedelt hatten, zum Teil innerhalb der zerbrochenen Mauern, zum Teil im offenen Felde zerstreut. Das halb zertrümmerte Mauerwerk römischer Häuser überdeckte der freie Landmann mit seinem Holzdach, unter dem er mit seinen Knechten wohnte; und nicht selten stampften seine Pferde einen kunstvollen Mosaikboden und sein Speer lehnte an einem zerbrochenen Marmorpfeiler. In diesen rüstigen Hofbesitzern zeigt sich uns der aufbauende und schaffende Bestandteil der werdenden Stadt.

Zwischen allen Bewohnern aber bewegte sich eine handeltreibende Menge, die den gegenseitigen Verkehr vermittelte. Es waren zum Teil fremde Kaufleute, besonders Friesen, welche bei aller, ihnen eigentümlichen Anhänglichkeit an den heimischen Boden in jenen Zeiten die Märkte der Rheinstädte mit ihren Wollenwaren, den nach ihnen genannten Friesen, anfüllten; teils waren die Handelsleute nachgebliebene Reste der alten römischen Bevölkerung.

So haben wir als älteste Bewohner der deutschen Stadt an Rhein und Donau die Kriegsmannen des Königs, Grundbesitzer, Handelsleute und unfreie Handwerker; die Kerne, um die sich das neue Leben herumlegte, waren die Königsburg und die Kirche.

Als nun im siebenten und achten Jahrhundert die Missionäre ins Innere Deutschlands zogen, erhoben sich auch im Dunkel der germanischen Wälder Klöster und Kirchen, neue Keime deutscher Städte. Bald wußte die christliche Legende von den Wunderwerken zu erzählen, welche die Heiligen zum Ruhme der ihnen errichteten Kirchen ausführten, und fromme Pilger zogen in Scharen nach den unscheinbaren Gotteshäusern; so wuchs Handel und Gewerbe mit der sich mehrenden Menschenmenge, und fremde Kaufleute legten auch hier, wie früher in den Städten an Rhein und Donau, ihre Waren auf dem geweihten

Platze des Kirchhofes, ja in der Kirche selbst aus, denn dieser gefriedete Raum bot ihnen die größte Sicherheit. Von diesem kaufmännischen Brauche stammt es her, daß Messe und Markt gleichbedeutend wurden; noch heute wird die Leipziger Messe am Sonntag eingeläutet, noch heute legt sich der Marktverkehr um die Kirche herum. Aus dieser Urzeit stammen St. Gallen, das Kloster des heiligen Gallus, Fulda, die Stätte des Bonifacius. Dann streut Karl der Große eine reiche Städtesaat über Deutschland aus, teils schützende Burgen, teils geistliche Stifter mit sich erweiterndem Stadtring. An einer seichten Stelle des Mains erhob sich eine kaiserliche Burg, da wo oftmals die Franken gegen die Sachsen dahergezogen waren, und aus dieser Furt der Franken am Main ist die Stadt Frankfurt erwachsen, über die sich der volle Glanz deutscher Kaiserherrlichkeit ausgegossen hat; gegenüber am andern Ufer erstand aus einer Ansiedlung unterworfener Sachsen Sachsenhausen. Immer wiederholt sich dieselbe Art städtischer Ansiedlung: in ein heidnisches Fischerdorf auf sächsischem Boden zieht der heilige Willehad, und um seine hölzerne St. Peterskirche, die er unter den Heiden erbaut, schließt sich Bremen zusammen. Das war im Jahre 787, und zwanzig Jahre später erhebt sich auf einem Berge, mitten im sächsischen Walde zwischen Alster, Bille und Elbe die Hammaburg, die Burg im Walde, Hamburg, neben ihr ein Kirchlein zu Ehren der heiligen Maria (der Dom) und die Petrikirche; unter Ludwig dem Frommen beginnt von dieser vorgeschobenen Burg deutschen Lebens der Erzbischof Anschar als Apostel des Nordens seine gesegneten Wanderzüge. Im zehnten Jahrhundert wird die Burg Altewiek der Kern von Braunschweig, ein Kloster auf dem Kalkberg der Keim von Lüneburg. Besonders unter Heinrich dem Ersten füllt sich das innere Deutschland mit Städten; Merseburg, Quedlinburg, Meißen verehren ihn als Stifter und unser uraltes Wort Burg erinnert lebhaft an die Entstehung seiner Städte; denn Burg kommt von bergen und Bürger ist der, welcher sich oder einen andern birgt. Wie lebhaft gedenken wir dabei der Zeiten, in welchen Heinrich seine Sachsen vor dem Anrennen wilder Reitervölker hinter dem Kranze der Mauern und Türme barg. Das im zehnten Jahrhundert zuerst gebrauchte Wort Stadt dagegen ist inhaltslos, es bezeichnet nur die Stätte und der Städter ist der, welcher eine Stätte hat.

Im elften Jahrhundert wandelt sich Nürnberg aus einem wendischen Marktplatz in eine deutsche Stadt um, die unter dem Schutz einer kaiserlichen Burg stand; um dieselbe Zeit erwächst Dresden aus einer Ansiedlung von Fährleuten an der Elbe. Unter den Hohenstaufen ragen hervor die beiden Schöpfungen Heinrichs des Löwen: München und Lübeck, beide etwa 1158. München, am wüsten Ufer eines Alpenflusses, in unwirtlicher Wildnis, langsam emporwachsend zu einer prachtvollen Königsstadt; Lübeck, als slawischer Ort schon vorhanden, bis nach einer fürchterlichen Feuersbrunst die Stadt sich neu erhebt und, 1228 zur freien Reichsstadt erklärt, zur Herrscherin der Meere wird, die den gebietenden Dreizack der Hansa über den europäischen Norden ausstreckt, auch im Äußern, im Schmuck der Gebäude eine Königin. In derselben Zeit

mit Lübeck trat **Wien** aus dem Dunkel der Geschichte, als Herzog Heinrich von Östreich den Grund zur Stephanskirche legte und das Schottenkloster stiftete. So entstand die süddeutsche Kaiserstadt Wien mit der alten Hofburg. Nicht so deutlich hebt sich die zweite Kaiserstadt **Berlin**. Allmählich wächst sie aus den wendischen Dörfern Köln und Berlin zusammen, und da, wo jetzt im Herzen der deutschen Residenz Prachtgebäude ragen, dehnten sich im zwölften Jahrhundert wellenförmige Sandhügel aus, bis 1307 Köln und Berlin zu **einer** städtischen Gemeinde unter zwei Bürgermeistern verschmolzen. Ums Jahr 1250 sind bereits die meisten bedeutenden Städte Deutschlands vorhanden.

Werfen wir einen Blick in eine mittelalterliche Stadt, deren Kern schwer entwirrbares Knäuel von engen und winkligen Straßen bildete, um das sich später ein luftigerer und regelmäßiger erbauter Stadtteil herumlegte. Die Häuser waren bis in die Zeiten der Kreuzzüge aus Holz gebaut; dann errichtete man Fachwände, bis die Bekanntschaft mit den großen italienischen Städten und der steigende Wohlstand zu steinernen Bauten führte. Zwischen den ärmlichen, aber vielfach verschnörkelten Wohnungen der Handwerker lagen die steinernen Häuser der Patrizier und der Kaufleute, wie feste Burgen, mit kleinen Fenstern und niedriger Pforte nach der Straße, ungemütlich auch im Innern; denn finstere Treppen führten durch schwere, eisenbeschlagene Thüren in nicht übergroße, wenig wohnliche Räume. Des Großhändlers Haus wandte seinen untern Raum, die Halle, zum gastlichen Empfang nach der Straße; in den Häusern der Hansa war diese Halle („die Diele") das Warenlager, in welchem sich der tägliche Geschäftsverkehr bewegte. Schon früh baute man aus Mangel an Platz die Häuser möglichst hoch; das erste Stockwerk, häufig auch noch das zweite, schob sich mehrere Fuß vor (das „Übergezimbre" oder „der Überhang"), wodurch man Zimmerräume gewann; in den Kreuzzügen kam die morgenländische Sitte, der Erker hinzu. Der Platz vor der Hausthür, der beim Handwerker der Verkaufsort war, wurde mit einem von Säulen getragenen Dach überdeckt; das war der Vorkram oder die Laube.

Lang vorspringende Kellerhälse verengten die winkligen Straßen noch mehr, so daß Schweineställe und Misthaufen sich breit machten und daß in den Gassen große Pfuhle von schmutzigem Wasser sich sammelten. Wir haben gar keine Ahnung mehr davon, wie ungemütlich eigentlich unsere Vorfahren gewohnt haben. Diese engen und früh dunkelnden Straßen erhellte keine Beleuchtung in der Nacht; nur bei besondern Gelegenheiten war den Bürgern geboten, eine Leuchte vor dem Hause auszuhängen. Kein Straßenpflaster machte vor dem vierzehnten Jahrhundert die Wege passierbar; in Frankfurt am Main erklärten die Geistlichen, nur dann im Dom erscheinen zu wollen, wenn der Schmutz der Straßen es erlaube, und die hochweisen Ratsherren gingen bei schlechtem Wetter in Holzschuhen zu Rate, die sie jedoch vor der Sitzung ausziehen mußten. Zweierlei macht uns dies enge, dumpfige Zusammenleben begreiflich: zunächst die großen Feuersbrünste, welche halbe, zuweilen ganze Städte verzehrten, bis man endlich statt der hölzernen steinerne Häuser baute; und dann die großen Verwüstungen

durch ansteckende Krankheiten. So starben zur Zeit des schwarzen Todes, einer aus Asien kommenden, in den Jahren 1348 bis 56 über Europa hinziehenden Pest, in Bremen 7000 Menschen, in Lübeck 9000, in Erfurt 16,000. Was nützte es da, daß der Magistrat Kranke von den Thoren abweisen ließ, während die Schweine auf den Straßen umherwühlten.

In diesen engen und dunkeln Straßen bewegte sich der lebendigste Verkehr; denn daheim war nicht viel, was den Bürger band, in der ungemütlichen Stube nur das notdürftigste Geräte, die unentbehrliche Truhe der Hausfrau, Tisch und Stühle. Auch die tägliche Lebensweise unserer Vorfahren war von der jetzigen vielfach verschieden. Unsern Kaffee ersetzte eine Suppe, auch Bier und Wein, unsere Kartoffeln ein Hafermus, bei den Reicheren Brot in allen möglichen Gestalten und Gebäcken; auf festlicher Tafel erschienen Lustbrote, welsche Backen und Fladen. Besondern Leckermäulern verkauften die Apotheker — einen Conditor gab es noch nicht — Tüten mit gezuckertem Ingwer und gebackenem Anis. Hauptspeise auf der Mittagstafel ist das Fleisch, immer stark gewürzt, besonders gepfeffert, und mit Recht hat man daraus den unerlöschlichen Durst unserer Vorfahren zu erklären gesucht. Weniger kümmerte man sich um Gemüse, und ein Küchenzettel der damaligen Zeit ist deshalb viel einfacher als in unsern Tagen. Es schmeckte ihnen auch ohne dies vortrefflich, aber besser noch als das Essen verstanden sie das Trinken. Wurde in einem brauberechtigten Hause (und das waren in vielen Städten die Häuser aller Ansässigen) ein Brau fertig oder „ein Bier aufgethan," so verkündete dies ein Bierausrufer durch die Straßen; ebenso meldete ein Weinschreier öffentlich, wer ein Faß Wein „anstoßen" wollte. Und immer sammelten sich Durstige bei diesem Rufe; nicht selten lagerte man sich um ein Faß auf offener Straße, umsonst waren die Verbote des Rates.

In der Kleidung erhielt sich lange die altgermanische Tracht, der enge leinene Leibrock, der über den Kopf gesteckt und mit einem Gürtel zusammengehalten wurde, darüber ein Mantel von Leinen oder Wollenzeug. Die Armen gingen mit nackten Beinen, Wohlhabendere trugen enganliegende leinene Strümpfe (Hosen). Zur Zeit der sächsischen Kaiser stand die Kleidung steif ab, ohne Faltenwurf, wenig schön. In der Ritterzeit kamen wollene und seidene Stoffe, kunstvoll und schmiegsam herabfließend in zahlreichen Falten; unter dem Leibrock lag ein weißes leinenes Hemd, ein Überrest der alten Tracht. Die Frauen schmückte noch ein prächtiges Oberkleid, dessen lange Schleppe schon früh den Zorn der Geistlichen erregte, welche sie mit einem Pfauenschweif verglichen und den Tanzplatz der Teufelchen nannten. Das Haar trugen sie damals lang herabwallend, über der Stirn gehalten mit einem Diadem oder einem Kranz aus natürlichen Blumen, oft auch mit einem steifen barettähnlichen Bande (dem „Gebände"). In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts beginnt ein völliger Umschwung; die edle Schönheit der Ritterzeit tritt zurück vor unsinnigen Moden. Der Leibrock der Männer wurde immer enger, während man ihn oben und unten aufschlitzte, bis man ihn endlich ganz auseinander schnitt und so der jetzige Männerrock entstand; die Beine wurden in enge Hosen gepreßt, die Füße in

seltsame Schnabelschuhe; auf dem Kopfe, der noch zur Zeit der Sachsen ohne Bedeckung war, saß die „Gugel“ (Kapuze). Auch die Frauen zwängten sich in übermäßig enge Kleider, das Kleid, zackenförmig am Saume zerschnitten, schleppte über eine Elle lang hinterher, der Gürtel hing schärpenartig herab. Auf dem Kopfe trugen sie die Kapuze; die Gebände und Kränze der Ritterzeit waren jetzt die Tracht der dienenden Mädchen geworden. Seltsam ist auch der Brauch, die gesamte Kleidung in zwei ganz verschieden gefärbte Flächen zu teilen, so daß die eine Seite vielleicht weiß, die andere rot war. Gegen Ende des Mittelalters änderte sich die Mode fortwährend. In der Limburger Chronik heißt es: „Wer gestern war ein guter Schneider, der taugte jetzt nicht eine Fliege mehr, also hatte sich der Schnitt verwandelt in diesem Lande und in so kurzer Zeit.“ Besonders bei öffentlichen Festlichkeiten entfalteten die Frauen große Pracht; als die Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich die festlichgeschmückten Genterinnen sah, rief sie verwundert aus: „Ich glaubte die einzige Königin in Gent zu sein und ich sehe mehr als sechshundert.“

Draußen in der Öffentlichkeit lag das eigentliche Leben der Bürger, und es war ein fröhliches, frisches Volk, das in den Städten sich tummelte, voll Spottlust, nicht ohne Roheit; Manches an ihnen ist unsern verfeinerten und menschlicher gewordenen Sitten anstößig. Es ist die Zeit schroffer Gegensätze, die erst eine edlere Bildung abgeschliffen hat, denn das Volk ist noch im Werden, neben großer Arbeitsamkeit viele Lust am geselligen Nichtsthun, neben Unsittlichkeit echte Frömmigkeit. Häufig konnten die gährenden Gemüter nur durch barbarische Strafen gebändigt werden. Gegen körperliche Verletzungen waren eingehende Strafbestimmungen erlassen; jeder einzelne Körperteil stand gewissermaßen unter dem Schutz des Gesetzes. Eine Unsitte war die weitverbreitete Spielwut der Bürger, auch sie ein fortgeerbtes Stück altgermanischer Natur; besonders gegen das beliebte Würfelspiel richteten sich die unnützen Verbote des Rates, der nur den „Schachzabel“ (unser Schachspiel) gesetzlich gestattete. Eine andere Unsitte, die doch nur von derber Keckheit zeugte, war das Necken und Hänseln auf der Straße; man rief Vorübergehenden Spitznamen nach, und manche von ihnen, wie: Langnase, Spitzbart, sind später zu Familiennamen geworden. Nicht ungewöhnlich waren die Verbote der Obrigkeit: Keiner soll den Andern mit Wasser begießen, ihm seine Fässer zerschlagen, die Räder in den Brunnen werfen u. s. f. Die überquellende Kraft des Volkes ging nicht immer die richtigen Wege; es sind Streiche, wie sie die mutwillige Jugend zu machen pflegt, und sie entsprachen dem damaligen Bildungsstande der Nation. Trotz der Auswüchse einer wilden Natur war das Volk doch in seinem Kerne kräftig und gesund und das quellende Leben der mittelalterlichen Zeit zeigt uns dafür mehr als ein Bild frischer Fröhlichkeit.

Die Lust äußerte sich gern im Tanz, es war ein anmutiger Reigentanz; die gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts aufkommenden Rundtänze galten für anstößig und wurden sogar bei Strafe verboten. Ebenso empfänglich war man für Musik und Gesang, und immer sammelten sich andächtige Zuhörer,

wenn umherziehende Künstler und Künstlerinnen mit ihren Trompeten und Trommeln, Pfeifen, Geigen, Zinken und Harfen die Straßen füllten, besonders wenn sich Gaukler und Possenreißer dazu gesellt hatten. Vollauf sprudelte die Volkslust in der Fastnachtszeit, wo selbst die Kirche für die mit der Aschermittwoch beginnenden Büßungen und Entsagungen ein tolles Wesen gestattete. Vermummte und buntscheckig gekleidete Narren tummelten sich in den Straßen, neckten jeden Begegnenden und zwangen ihn, sich dem übermütigen Haufen anzuschließen.

Tief im deutschen Wesen liegt die sinnige Freude an der Natur, und schon in der heidnischen Urzeit feierten die Deutschen ein Fest der Göttin Ostara, der Göttin des strahlenden Morgens (Ostens), dann allgemeiner der wiederkehrenden Sonne im Frühling. Das Christentum behielt das Osterfest mit seinen Freudenfeuern im Freien bei, machte aber daraus ein geistiges Auferstehungsfest. Ebenso beruhte das christliche Weihnachtsfest auf dem altheidnischen Julfest, an welchem in den kürzesten Tagen des Jahres häusliche Freuden für die abgestorbene winterliche Natur entschädigen sollten. Uralt ferner und durch das ganze Mittelalter hindurchgehend waren die Maifeste; sie beruhten auf dem Gedanken, daß der Winter, ein ungeschlachter Riese, von dem noch knabenhaften aber starkmütigen Sommer besiegt wird. Der Brauch, aus dem grünen Walde Maien zu holen, den Maibaum an öffentlichem Platz aufzupflanzen und den Tag unter einem erwählten Maikönig mit Tanz und Gesang hinzubringen, war schon früh vom Land in die Stadt gekommen, und noch ist ja auch uns das Setzen der Maibäume am Pfingstmorgen geblieben. In den sächsischen Städten ritten damals die Bürger im vollen Waffenschmuck, mit wehenden Fahnen und von dem vorjährigen Maigrafen geführt, hinaus in den Wald; bald kehrten sie heim, vor ihnen zwei holde Knaben auf weißen Pferden, mit Kränzen auf dem Haupte, Brust und Schultern mit Laub umwunden, den wiedergewonnenen Frühling darstellend. Dann quoll die lautere Freude beim Reigentanz, den der Maigraf mit seiner Maiin aufführte, und in den festlichen Jubel des Volkes erscholl das Getön der Geigen und Pfeifen. Das Sinnige der Frühlingsfeier verlor sich mehr und mehr, als sich die bürgerlichen Schützenfeste damit verknüpften.

Waffenspiele waren von jeher die Lieblingsbeschäftigung der wehrhaften Bürger. Schon früh richteten die städtischen Geschlechter Turniere ein, doch sind das nur Nachahmungen der Ritterspiele; volkstümlich aus der Mitte der Stadtbewohner erwachsen sind die Schützenfeste, Festschießen im Frühling mit allgemeinem Auszug, das Hauptfest der zünftigen Bürger. Man schoß mit der Armbrust. Sie ist die eigentlich bürgerliche Waffe, mit der die Zünftigen von den Mauern herab und in offener Feldschlacht kämpften, die Vorläuferin des Schießgewehrs, das freilich noch ganz anders als die Armbrust den persönlichen Mut des Ritters gebrochen hat. Man schoß nach einem grünen Vogel auf der Stange, bald auch nach der Scheibe; der beste Schütze wurde König. Die Lust des Festes erhöhte der Pritschenmeister, der, als Hanswurst gekleidet, mit seiner klappernden Pritsche in möglichst possenhafter Weise die Festordnung über-

wachte. Immer mehr bildeten sich diese Schießen zu allgemeinen Volksfesten heraus, an denen auch Fürsten und Ritter Teil nahmen, mit lautem Gejubel und allerlei lockenden Spielen; doch blieben körperliche Übungen und Waffentüchtigkeit der Mittelpunkt des Ganzen. In Lübeck tanzten zur Pfingstfeier die Schneider und Schuster zwischen aufgesteckten Schwertern hindurch und bewahrten so nach vielen Jahrhunderten den altgermanischen Schwertertanz, von dem uns Tacitus bewundernd erzählt.

Das Dromedar.

Mit Abbildung.

Ein großer und plump gebauter Rumpf, langer, gekrümmter Hals, hoch hervorstehender Rückenhöcker, ungerundete Umrisse, kurze Ohren, vorstehende, höchst ausdruckslose Augen, hohe dünne und knochige Glieder, unbehaarte Schwielen an Brust und Füßen sind die äußeren Kennzeichen des Kamels und gestalten es zu einem sehr unschönen Bilde. Nur die Phantasie des Arabers kann an einem so gestalteten Geschöpfe Reize entdecken, und diese zum Stoff dichterischer Gefühle machen. Was jedoch dem Auge mißfällt, ist nicht ohne Grund und Notwendigkeit von der Natur so eingerichtet, und der tiefer eingehende Forscher wird an dem häßlichen Kamel die höchst zweckmäßige Bauart und Ausrüstung erkennen. Es ist des Arabers Sklave und Reichtum von Abrahams Zeiten bis zum heutigen Tage; sein Fleisch ißt er und in seine Wolle kleidet er sich. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht; es trägt ihn zu Mekkas, zu Medinas heiligen Tempeln, geleitet ihn durch die Wüste Sahara zum reichen Tombuktu und dem glänzenden Niger.

Auf hohen Beinen durchschreitet es den brennenden Wüstensand, geht Tage lang schwer beladen fort und ermüdet nicht. Und bei dieser Anstrengung ist das Tier so genügsam, denn die Blätter der Mimose, der Disteln und stacheliges Gestrüpp sind seine Nahrung. Ohne Schmuck und Anmut ist es halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltener Lippe, mit kleinen, aufgestellten Ohren, mit langem, eingebogenen Halse, mit hagerm Kreuz und kurzem Schweif. Die große Breite des Fußes erweist sich im Gehen über den Flugsand der Wüste sehr nützlich, indem sie das Einsinken verhindert. Die eigentlichen, stark entwickelten Eckzähne gebraucht das Tier als Waffen, und da die äußeren oder hinteren Vorderzähne des Unterkiefers dieselbe Gestalt haben, so erhält das Gebiß ein fast furchterregendes Ansehen und kann an das der Raubtiere erinnern, obgleich das friedliebende Kamel sonst nichts mit ihnen gemein hat. Von der tief gespaltenen Oberlippe kann sich jede Hälfte unabhängig von dem andern bewegen, um das Futter zu prüfen und es mit Leichtigkeit in den Mund zu bringen.

Wenn das Kamel im allgemeinen für die Völker des Orients als Lasttier von unschätzbarem Werte ist, so hat es für den Araber im besondern doch eine noch viel höhere Wichtigkeit, da er mit allen seinen Bedürfnissen von ihm abhängt und ihm seine Nahrung und Kleidung verdankt. Die Milch des Kamels ist in vielen Gegenden für ihn ein Hauptnahrungsmittel, denn sie liefert ihm Butter und Käse. Er ißt das Fleisch, besonders der jungen Tiere, das für ihn außerordentlich wohlschmeckend ist. Das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsstoffen und bildet einen wichtigen Handelsartikel bis nach Europa hin. Die Haut giebt ein gutes Leder; der trockene, hellbrennende Mist wird von den Orientalen allgemein als Feuerungsmittel benutzt und ist oft das einzige, was sie hierzu verwenden können.

Der Hauptnutzen des einhöckerigen Kamels oder Dromedars besteht aber in der Benutzung desselben als Lasttier, als welches es durch seine Genügsamkeit und die Fähigkeit, harten Mangel zu ertragen, alle anderen Säugetiere übertrifft. Es vermittelt in Wüsteneien, in denen kein anderes Haustier würde ausdauern können, die Verbindung quer durch den Sandozean, zwischen den Kulturländern entgegengesetzter Lage, welche Verbindung ohne diese bewunderungswürdigen Eigenschaften, ohne seine Fähigkeit, auf lange Zeit des Wassers zu entbehren, und ohne seinen schnellen Gang gar nicht stattfinden könnte.

Alles ist aber auch im Körperbau des Kamels in höchster Zweckmäßigkeit auf die Wüste berechnet. Nicht allein hat es überhaupt wenig Getränk nötig, sondern kann sich auch auf einmal für viele Tage damit versehen; denn von den vier Abteilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Tieren gemein hat, ist die größte derselben, der Pansen, mit zahlreichen Zellchen versehen, in welchen sich das genossene Wasser anhäuft und woraus bei jedesmaligem Bedürfnis etwas in den Schlund zurücktritt. Diese körperliche Eigentümlichkeit befähigt das Kamel, oft 3 bis 4 Tage ohne den Genuß des Wassers hinzubringen, dagegen aber trinkt es bei sich darbietender Gelegenheit 50, 60, ja sogar 100 Pfund. Die besten Kamele ertragen den Durst bei saftiger Nahrung 10—12 Tage; allein viele kommen bei einer so langen Entbehrung um. Kommt eine Karawane von 300 Kamelen an die Quelle einer Wüste, die einen einzigen schmalen Felseneingang hat, welcher nur immer einigen Tieren das Saufen gestattet, so dauert es oft 3 Tage, bis alle gesättigt sind.

Nicht zufrieden mit dem erwähnten einen Mittel gegen die größte Gefahr in der Wüste, den Durst, verlieh die Natur dem Kamel noch eine andere, nicht weniger nützliche Fähigkeit. Aus einer Entfernung, in welcher der Mensch auch nicht die geringste Ahnung von dem Vorhandensein des wenigen Quellwassers hat, das hie und da in den Einöden zwischen Gestein hervorbringt und sich bald im Sande verläuft, vermag das Kamel dieses zu entdecken und eilt in der Not unaufhaltsam ihm entgegen, auf diese Weise sich und seinen Herrn rettend. Ein Beispiel davon erzählt Burckhardt aus der nubischen Wüste. „Eine kleine Karawane von fünf Kaufleuten und etwa dreißig Sklaven zog von Berber, am Meerbusen von Aden, nach Tarau. Da man fürchtete, Räubern in die Hände

zu fallen, welche auf dem gewöhnlichen Wege den Reisenden aufzulauern pflegten, hatte man eine mehr östliche Richtung eingeschlagen, und ein angenommener Führer brachte die Karawane glücklich bis zu einem Brunnen, von wo der selten betretene Weg sich weiter nordwärts zieht. Diese Richtung nun verfehlte er; bald wußte man nicht mehr, wo man sich befand, und nach fünftägigem Herumirren in öden Bergen war der Wasservorrat erschöpft. Noch hielt indes die Hoffnung, beim Weiterziehen nach Westen den Nil zu erreichen, die Reisenden aufrecht; als aber zwei Tage unter dem schrecklichsten Durste vergangen waren, und man noch immer keine Spuren von dem Strome sah, als sechzehn Personen vor Erschöpfung dahinstarben, bemächtigte sich Verzweiflung eines Teiles der Überlebenden, in welcher ein Kaufmann den Entschluß faßte, mit seinen Leuten sich allein der Führung seiner Kamele zu überlassen, in der Hoffnung, diese würden, wenn sie sich ihren Weg selber wählten, Wasser entdecken. Er ließ sich, um nicht vor Mattigkeit umzusinken, auf das stärkste seiner Tiere festbinden, und entschwand bald mit seinen Leuten den Blicken der Zurückbleibenden, die nie wieder etwas von ihm hörten. Letztere verfolgten die einmal eingeschlagene Richtung noch einen Tag lang und hatten die Freude, endlich ihnen wohlbekannte Berge zu erblicken, zwischen denen sie Quellen wußten. So nahe am Ziele empfanden sie aber auch den Schmerz, daß sie samt ihren Tieren nicht mehr imstande seien, bis zu jenen Bergen sich hinzuschleppen. Nur zwei Kamele waren noch fortzubringen, und auf diesen wurden die zwei am wenigsten erschöpften Männer abgesandt, um zu versuchen, ob es ihnen nicht gelingen möchte, einen Quell zu erreichen. Der eine von ihnen fiel bald von seinem Tiere herab, und vermochte, der Sprache beraubt, seinem Kameraden nur durch Zeichen verstehen zu geben, daß er ihn seinem Schicksal überlassen solle, und dieser setzte also seinen Weg allein fort. Aber auch auf ihn wirkte der Durst bald so heftig, daß es ihm dunkel um die Augen wurde und er den ihm bekannten Weg verfehlte. Nach langem Umherirren mußte er absteigen und sank, während das Tier regungslos stehen blieb, unter einen Baum, hier das Ende seiner Leiden erwartend. Doch plötzlich regte eine neue Hoffnung die letzten Kräfte in ihm auf. Das Kamel sprang nämlich wie rasend davon, und er war zu gut mit den Gewohnheiten desselben bekannt, um nicht den Schluß zu bilden, daß in der Nähe Wasser befindlich sei. Er schlich ihm deshalb eine Strecke weit nach, aber es lief weiter, als seine Kräfte reichten, und zum Tode ermattet sank er von neuem um. Hier fand ihn ein vorüberziehender Beduine, goß ihm Wasser ins Gesicht und erfrischte ihn dadurch, so daß er mit dem Retter seines Lebens dem Kamele weiter nacheilen konnte, welches sie nach einer halben Stunde richtig an einer Quelle fanden, deren Wasser nun bald die noch übrigen am Leben befindlichen Glieder der Karawane zur Fortsetzung der Reise stärkte." — Die Fähigkeit, das Wasser bis auf Entfernung einer Stunde zu wittern, beruht wahrscheinlich auf Auffassung eines unmerklich feuchteren Luftstromes und hat schon oft Karawanen gerettet, deren Führer mitten in der Wüste weder Teich noch angesammeltes Regenwasser vermutet haben würden.

Was derselbe Reisende in Bezug auf den Wasserbedarf einer Karawane bemerkt, zeigt wohl am deutlichsten, wie völlig unmöglich es sein würde, ohne das Kamel die Wüste zu durchziehen. „Ein Europäer kann sich," sagt er, „kaum einen Begriff von der Menge Wasser machen die hier nötig ist, um den Durst des Reisenden zu stillen, der von den meist aus Mehl und Butter bestehenden Speisen im höchsten Grade erzeugt wird. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich oft des Nachmittags auf einmal so viel Wasser getrunken habe, daß man damit zwei gewöhnliche Weinflaschen hätte füllen können. Im allgemeinen rechnet man, daß ein Schlauch von mittlerer Größe, der etwa fünfzig bis sechzig Pfund Wasser hält, auf drei Tage für einen Menschen hinreicht, und das bei aller Einschränkung, der man sich in der Wüste unterwerfen muß, wo man nie zu einer andern Zeit trinken kann, als wenn die ganze Karawane zu diesem Zweck auf einige Minuten Halt macht, ohne sich dem Rufe der Verweichlichung und der übeln Nachrede, daß man den Wasserschlauch an den Mund gebunden habe, auszusetzen. Befinden sich in Afrika Pferde bei einer Karawane, so hat man für jedes derselben ein Kamel nötig, um nur seinen Wasserbedarf fortzuschaffen. Auf die hier und da befindlichen Zisternen und Quellen ist nie mit Sicherheit zu rechnen, da sie oft versiegen und austrocknen, vorzüglich, wenn der Samum über die Fläche hinbraust."

Man meinte, daß die großen Zellen in den beiden ersten Magenabteilungen als Wasserbehälter angesehen werden dürften, und in manchen älteren Reisebeschreibungen ist zu lesen, daß die Reisenden in der Wüste im allerletzten Notfalle in dem Magen ihres Kamels noch Wasservorräte finden könnten. „Ich habe," sagt Brehm, „obgleich ich von Hause aus an solchen Geschichten zweifelte, mit aller Absicht alte, in der Wüste ergraute Kamelführer befragt: kein einziger wußte von dieser Geschichte etwas, kein einziger hatte jemals solch ungeheure Lüge auch nur erzählen hören. Und später habe ich mich beim Schlachten der Kamele, welche noch am Tage vorher getränkt worden waren, selbst überzeugt, daß es ganz unmöglich ist, Wasser zu trinken, welches tagelang mit den im Magen aufgehäuften Nahrungsstoffen und dem Magensafte vermengt war. Das ganze Kamel hat einen widerwärtigen Geruch; solcher Magenbrei aber muß selbst einem Halbverdursteten unüberwindlichen Ekel erregen. Der Gestank eines frisch aufgebrochenen Kamelmagens ist geradezu unerträglich."

In eben so auffallender Weise, wie auf langes Ertragen des Durstes, ist der Körper des Kamels auch auf langes Hungern eingerichtet. Es ist vielfach beobachtet worden, daß der aus einer fettigen Masse bestehende Höcker in Zeiten, wo das Tier reichlich Futter empfängt, unverhältnismäßig wächst, dagegen abnimmt und fast ganz verschwindet, wenn es lange ohne Nahrung ist; und somit kann man es als ausgemacht betrachten, daß zur Zeit, wo das Tier keine Nahrung zu sich nimmt, es von dem in die Säftemasse eingezogenen Fette seines Höckers lebt und dieser die Stelle einer Vorratskammer bei ihm vertritt. Außerdem findet aber das Kamel auch in der Wüste immer noch Nahrung, wo nur der spärlichste Pflanzenwuchs sich zeigt. Die trockenen, stachligen Kräuter, als

Disteln, Nesseln, Ginster, dann Gesträuch und Baumrinde, zu deren Zerkauen seine Zähne eingerichtet sind, sucht es selbst da auf, wo es auf üppigen Wiesen sich nähren könnte. Vermöge der gespaltenen, knorpeligen Oberlippe aber ist es so gut wie unser Schaf im Stande, den dürftigsten Grashalm abzufressen.

Zu diesem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durst, den die Natur dem Kamel angedeihen ließ, kommt nun noch seine merkwürdige Schnelligkeit und Zähigkeit, mehrere Tage ununterbrochen hinter einander zu laufen. Ein Kamel der flüchtigen Rasse, welche die Araber Maherri oder Heiri nennen, übertrifft als Reittier durch Schnelligkeit und Ausdauer alle anderen und vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig belastet wird, seinen schnellen Lauf, der in einem harten, heftigen Trabe besteht, nach der Aussage jener Völkerstämme vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen fortzusetzen, ohne auszuruhen oder Verlangen nach Futter zu zeigen. Es vermag in dieser Zeit vierundzwanzig bis achtundzwanzig deutsche Meilen zurückzulegen und mit derselben Schnelligkeit Wochen lang fortzufahren. — Eine solche Schnelligkeit vermögen nun freilich die belasteten Kamele nicht zu entwickeln, indem sie mit einer Bürde von sechs bis zehn Zentnern täglich im Durchschnitt nur sechs Meilen zurücklegen.

„Ich kam eben noch gerade recht," erzählt ein Reisender, „die Beladung der Kamele in einem Einbruchsdorfe einer Wüstenstraße mit anzusehen. Die Kamele waren erst gestern angekommen. Es war ein buntes, wirres Durcheinander. Die unbeladenen Tiere überließen sich noch ihrem Privatvergnügen, denn mit der unschuldigsten Miene von der Welt fraßen einige die Wandung einer Strohhütte eines armen Menschenkindes ab, der vergessen hatte, sein Haus durch Dornen zu schützen. Die Treiber waren mit dem Umschnüren und Abwiegen des Gepäckes beschäftigt und brüllten dabei nach Leibeskräften in einem so wütenden Tone, daß man glauben konnte, es sei irgend etwas Außerordentliches passiert. Einige Kamele begleiteten das Menschengebrüll in Ahnung des für sie grauenhaft Kommenden mit ihrem eigenen, und das Ohr mußte schon etwas abhalten.

Nach mancherlei Vorrichtungen und Arbeiten war die Zeit gekommen, die Kamele zu beladen. Bald hier, bald dorthin stürmten die braunen Männer, um die Tiere einzufangen. Nach manchem derben arabischen Fluche und sonstiger eben nicht zarter Verwünschung des „Schiffes der Wüste" war dies gelungen. Jedes einzelne Kamel wurde nun zwischen die aufgestellten Stücke seiner Ladung geführt, und, wenn nicht gutwillig, durch einige Peitschenhiebe gezwungen, sich niederzulegen. Doch nur mit äußerstem Widerstreben gehorchten die Tiere, indem sie schon aus Erfahrung wußten, daß dies der Anfang von einer Reihe schwerer Tage für sie würde. Die Tiere brüllten mit Aufbietung ihrer ganzen Lunge in markerschütternder Weise und mit wutblitzendem Auge. Alle nur denkbaren oder besser undenkbaren Töne waren zu hören. Nach und nach ging jedoch dies gräuliche Brüllen in klägliches Stöhnen über; aber das Herz der Kameltreiber war taub für dergleichen.



1882 Das Dromedar. 7.

Einer der Treiber stellte sich nun auf die zusammengelegten Beine des niederkauernden Tieres und faßte mit nerviger Hand die Nase desselben. Auf mein Befragen erklärte derselbe, daß er sich hierdurch vor den Bissen des Kamels schütze, und zeigte mir zugleich einen seiner Gefährten, dessen Arm von einem solchen Tiere zerbissen und für immer verstümmelt worden war. Doch die Tiere wollten von dergleichen Nasenhandgreiflichkeiten nichts wissen. Sie schüttelten mit dem Kopfe, sie suchten zu beißen, mit den Beinen zu stoßen, aufzuspringen, die Last abzuwerfen, auszureißen, und da dies Gebahren umsonst war, so begann das Brüllen von neuem. Hierzu kam wiederum das Schreien, Schimpfen und Fluchen von Seiten der Araber, begleitet von obligaten Fußtritten und Peitschenhieben. Während nun der eine das Kamel an der Nase festhielt, legte ihm ein anderer den Sattel auf den Rücken und im Nu auf den Sattel die schwere Last. Nun ließ der vorderste die Nase los, der hinterste brauchte die Peitsche, das niedergebeugte Tier sollte sich erheben. Noch einmal suchte dieses seinen ganzen Zorn in einem einzigen Schrei zusammenzufassen, noch einmal brüllte es beim Aufspringen wutschnaubend auf, dann schwieg es und fügte sich in sein hartes Los. Nachdem das Beladen aller Tiere beendigt, gab der Herdenführer das Zeichen zum Abmarsch, die Karawane setzte sich in Bewegung, und unter dem Schalle der Glöckchen vergißt das Kamel die schwere Last, welche ihm aufgebürdet ist."

Man findet in älteren Reisebeschreibungen ganz idyllische Schilderungen des Kamels; neuere Reisende, wie Brehm, der so viele Gelegenheit hatte, dasselbe kennen zu lernen, sind nicht sehr von demselben eingenommen. „Es läßt sich nicht verkennen, daß das Kamel wahrhaft überraschende Fähigkeiten besitzt, einen Menschen ohne Unterlaß und in unglaublicher Weise zu ärgern. Ihm gegenüber ist ein Ochse ein achtungswertes Geschöpf, ein Maultier ein gesittetes, ein Schaf ein kluges, ein Esel ein liebenswürdiges Tier. Dummheit und Bosheit sind gewöhnlich Gemeingut; wenn aber zu ihnen Feigheit, Störrigkeit, Murrköpfigkeit, Widerwille gegen alles Vernünftige, Gehässigkeit oder Gleichgültigkeit gegen den Pfleger und Wohlthäter und noch hundert andere Untugenden kommen, welche ein Wesen sämtlich besitzt und mit vollendeter Fertigkeit auszuüben versteht, kann der Mensch, welcher mit solchem Vieh zu thun hat, schließlich rasend werden. Dies begreift man, nachdem man selbst vom Kamel abgeworfen, mit Füßen getreten, gebissen, in der Steppe verlassen und verhöhnt worden ist, nachdem einen das Tier Tage und Wochen lang stündlich mit bewunderungswerter Beharrlichkeit und Ausdauer geärgert, nachdem man Besserungs- und Zuchtmittel erschöpft hat. Daß das Kamel in abscheulicher Weise ausdünstet, daß es das Ohr durch sein Gebrüll ebenso martert wie die Nase durch seinen Gestank oder das Auge durch den gezwungenen Anblick seines unsäglich dumm aussehenden Kopfes auf dem langen Straußenhalse, gehört nicht hierher; daß es aber mit Bewußtsein dem Willen seines Herrn jederzeit entgegenhandelt, das ist es, was es in meinen Augen so tief stellt. Ich habe auf allen meinen Reisen in Afrika unter den tausenden von Kamelen, die ich beobachten konnte,

nur ein einziges gesehen, welches eine gewisse Anhänglichkeit an seinen Herrn zeigte."

Ein eigentümliches Gemälde bildet das Leben der Kamele bei den nomadisierenden Arabern dar, welche, jeden festen Wohnsitz entbehrend, ewig beweglich mit ihren Kamelen und Zelten die Wüste durchziehen. Hat der Araber irgendwo sein Zelt aufgeschlagen, so legen sich die Tiere, schon daran gewöhnt, vor dieser luftigen Behausung nieder; dann bindet der Führer der Herde um die Kniee der alten Kamele einen Strick, wodurch das Aufstehen verhindert wird. Vor diesen oder zu beiden Seiten liegen die Jungen auf dem harten Sande. Dieses dauert bis gegen Mitternacht, zu welcher Zeit die Araber wieder in Bewegung sind. Dann nimmt man den alten Kamelen die Stricke ab, legt die Netze zurück, welche bei den Stuten den Jungen das Saugen wehrten, und beginnt das Melken. Ist dieses geschehen, so zieht man die Netze wieder sorgfältig über die Euter und jedes Tier muß sich wieder an seinen Ort legen bis zu Tagesanbruch, wo dann die alten Tiere abermals aufstehen und ihre Jungen säugen dürfen. Während so das Haupt der Familie beschäftigt ist, bricht die Frau mit den Dienern das Zelt ab, legt es zusammen, läßt die Kamele niederknieen und packt ihr einfaches Hausgerät darauf. Auf dem Rücken eines der stärksten Kamele befestigt man einen ledernen, ungefähr vier Fuß breiten Korb, worin die alten Männer und Frauen, die nicht mehr gehen können, nebst den kleinen Kindern ihren Platz finden, und dann zieht man weiter. Man hält sich so viel als möglich in der Nähe dieser Personen und reitet abwechselnd. Das Haupt der Familie geht gewöhnlich vor den beladenen Kamelen her. Hat das Oberhaupt die Richtung angegeben, die man einschlagen soll, so besteigt es sein Roß oder Kamel. Der Herdenführer bricht auf seinem Kamele mit geladener Flinte auf und trabt fort, bis er einen angemessenen Ruheplatz findet. Die Frau eilt ihm mit möglichster Schnelligkeit nach. Sobald sie das bekannte Zeichen zum Ruhen bemerkt, packt sie ihr Kamel ab, breitet das Zelt aus, schafft die kleinen Steine weg, entfaltet die Schlafdecke, stellt die Schüsseln in Ordnung und hängt die Wasserschläuche auf. Gewöhnlich bricht man vor Sonnenaufgang auf, und womöglich ist das Zelt gegen vier Uhr nachmittags abermals aufgeschlagen.

Einförmig, aber durch völlige Unabhängigkeit entschädigt, wickelt sich das Leben des Arabers ab. Dreimal täglich hält er seine religiösen Übungen mit Morgengebet und Lobgesang zu Sonnenaufgang, zu Mittag und bei Sonnenuntergang. Auch auf Reisen hält ihn nichts von dieser urheiligen Sitte ab. Plötzlich hält der Zug still, jeder wählt sich seine Stätte zum Gebet, steigt ab und knebelt ein Vorderbein seines Kamels. Hierauf wäscht er sich, wenn das Wasser fehlt, mit Sand und breitet seinen Teppich aus, bittet, das Angesicht in den Staub gebeugt oder die Hände zu seinem Gott erhoben, um Regen für die Erde, um richtige Pfade, um Schutz auf der Reise.

Man gewöhnt sich bald an das Reiten auf einem dieser schnellfüßigen Tiere, obgleich man im Sattel hoch über dem Kamele wie in einem Stuhle

sitzt, sich durch besondere Kunstgriffe im Gleichgewichte halten muß und nur mit den gekreuzten, über Nacken und Hals gelegten Füße festhalten kann. Am Sattel hängen die Taschen mit Schießbedarf, die Waffen, Pistolenhalter, ein Sack mit Datteln und die Simsemie, ein Schlauch aus steifem Sohlenleder mit verkorkbarer Öffnung. Der Sitz wird mit einem langzottigen, gewöhnlich brennend rot oder blau gefärbten Schaffelle bedeckt, der Teppich und das Kopfkissen eingeschnürt neben den Sattel gehängt. So führt man alle Bedürfnisse der Reise bei sich und kann nach eigenem Gutdünken so schnell reiten, wie man will. Wenn die Karawane langsamen Schrittes ihren einförmigen Weg verfolgt, ruht man da, wo man einen Anfall feindlicher Beduinenstämme nicht zu befürchten hat, noch behaglich im Lager oder eilt mit seinem Hedjin den Lastkamelen voraus, um während der Hitze des Mittags unter luftigem Zelte verweilen zu können. Gegen Mittag zieht der Reisezug bei dem Lager vorüber und verschwindet dem Auge wieder. Der Reiter hat Zeit, läßt die Karawane meilenweit vorangehen und steigt erst nach langer Rast wieder in den Sattel, weil er sicher ist, zugleich mit den Lastkamelen im Nachtlager anzutreffen.

Das weidende Kamel in der Abendstunde, wenn die am Horizonte der Wüste herabsinkende Sonne die ganze weite, großartig schauerliche Wildnis mit einem Veilchenschimmer übergießt, gewährt bei aller Häßlichkeit einen ebenso anziehenden, als malerischen Anblick; seine abenteuerliche Gestalt, seine tiefgelbe Farbe, sein bedächtiger Gang, sein langer Hals, den es bald der ganzen Länge nach ausstreckt, bald mit gar eigener Anmut einzieht oder umherbewegt, sein sanfter, harmloser Blick — alles versetzt den Reisenden in der Wüste bei seiner Betrachtung unwillkürlich in das Weltalter, in die Zeiten der Hirtenkönige und Patriarchen zurück, und man schaut das Längstvergangene unverändert in der Gegenwart.

Die Leistungen des Kamels sind nicht nur auf Tragen von Reitern und gewöhnlichen Lasten beschränkt, denn man hat diese Tiere in Asien öfter in Kriegen benutzt, indem man sie mit kleinen, auf dazu hergerichteten Sätteln befestigten Kanonen beschwerte, welche der Reiter bequem abfeuern konnte. Die ostindische Kompagnie unterhält ein Korps dieser Dromedarartillerie, nachdem sie die Chinesen längst gebraucht, und Napoleon hatte während des Krieges in Ägypten einige Dromedarregimenter mit Erfolg eingeführt.

Aber nicht nur als Lasttier zeigt sich das Kamel den Menschen so nützlich, auch als Zugtier ersetzt es beim Passieren der Wüsteneien das Pferd. Reisende, vorzüglich Europäer, welche die Bequemlichkeit lieben, ziehen vor, anstatt auf Dromedaren zu reiten, dieselben vor Wagen gespannt zu gebrauchen. Die Tiere bewegen sich im leichten Trabe durch Wüsten und die sandigen Ebenen Indiens; täglich legen sie vielleicht neun deutsche Meilen zurück.

Das Kamel ist mancherlei Krankheiten unterworfen; aber weit mehr Kamele, als durch alle Krankheiten zu Grunde gehen, sterben auf ihren Berufswegen, und nur die wenigsten werden geschlachtet. Der Tod des Tieres hat immer etwas dichterisches, er mag nun auf dem fahlen Sandbette der Wüste

oder vor der Schlachtbank erfolgen. In den Wüsten ist der Samum der schlimmste Feind der Kamele. Sie wittern diesen gifthauchenden Wind schon Stunden vor seinem Ausbruche. Die furchtbare Schwüle, welche dem Sandsturme vorausgeht, wissen auch sie zu deuten: sie werden ängstlich, scheu, wild und störrisch und traben, trotz sichtlicher Ermüdung, so schnell als möglich vorwärts. Sobald der Sturm wirklich losbricht, sind sie durch kein Zureden zu bewegen, weiter zu gehen, sondern lagern sich, das Hinterteil gegen die Windrichtung gekehrt, den Kopf lang vorgestreckt und auf den Boden gelegt, in einer gewissen Ordnung nieder. Unzweifelhaft leiden sie verhältnismäßig ebensoviel wie der Mensch, welcher nach jedem Samum sich an allen Gliedern wie zerschlagen fühlt und eine Mattigkeit verspürt, wie sie sonst wohl nur anhaltende Krankheiten hervorrufen. Wenn nun, nachdem der Glutwind vorüber ist, die Tiere wieder belastet werden und von neuem ihren beschwerlichen Weg antreten, beweisen sie deutlich genug, daß ihnen jeder Schritt zur Qual wird. Ihr Durst hat sich sicherlich ungemein vermehrt, und ihre Mattigkeit nimmt mehr und mehr überhand. Da geschieht es denn oft, daß eines plötzlich niederstürzt und durch kein Zureden, auch nicht einmal durch die Peitsche, zu vermögen ist, sich wieder zu erheben. Trauernden Herzens nimmt ihm der Araber die Last ab und überläßt, vielleicht mit einer Thräne im Auge, das beklagenswerte Geschöpf seinem Schicksale; denn auch ihn hetzt das Gespenst des Durstes rastlos vorwärts. Am nächsten Morgen ist das Kamel eine Leiche, und ehe noch der Mittag herankommt, ziehen bereits hoch über ihm die Geier ihre Kreise und einer nach dem anderen senkt sich hernieder; ein scheußliches, gieriges Schlachten beginnt auf dem Leichnam, und am Abend findet der hungrig umherschleichende Schakal oder die gierige Hyäne kaum noch so viel vor, um sich zu sättigen. Wahrhaft ergreifend ist es, wenn der Metzger dem Kamel befiehlt, niederzuknieen, um den Todesstreich zu erleiden. Nichts ahnend, gehorcht es dem Zurufe seines Herrn, kauert sich auf den Boden nieder und empfängt plötzlich mit einem haarscharfen Messer den tödlichen Stoß in die Kehle. Wie wenn der Samum über die Wüste hereinbricht, legt es seinen Kopf vor sich nieder auf die Erde, zuckt noch ein paarmal auf und ist eine Leiche.

Bis jetzt hat man sich noch nicht bemüht, das nützliche Tier nördlich des großen Wüstenzuges anzusiedeln; doch darf man schwerlich bezweifeln, daß es noch etwa bis zum 40. Grade nördlicher Breite hin gedeihen werde. Im Jahre 1622 ließ Ferdinand der Zweite von Medicis in Toscana Trampeltiere einführen, und bis zur Stunde hat sich die Zucht dieser Tiere dort erhalten. Im Gebiete von San Rossore bei Pisa befinden sich die Kamele auf einer großen sandigen Ebene sehr wohl und leben ganz wie in ihrer Heimat. Im Jahre 1810 zählte man hundertundsiebenzig Stück und 1840 nur ein Stück mehr. Von hier aus hat man bis zur Stunde alle Tiergärten und Tierschaubuden damit versehen. In Südspanien hat man in der Neuzeit auch daran gedacht, Kamele zu züchten und über alle Erwartung günstige Ergebnisse erhalten. Die Kamele gedeihen dort vortrefflich, weil die Bedingungen entschieden günstige sind. Gegenwärtig

geht man mit dem Plane um, das Wüstenschiff nach der neuen Welt und zwar nach Mexiko zu versetzen. In Texas wandern seit 1858 hundert Kamele vom Mississippi durch pfadlose Wildnisse nach dem stillen Weltmeere; die Regierung von Bolivia hat Kamele in die Kordilleren kommen lassen; auf Cuba gab es schon im Jahre 1841 siebenzig Stück. Besonders aufmunternde Ergebnisse endlich sind in Australien mit Einbürgerung des Tieres erzielt worden.

Die Tuareks.

Die Oasen der Wüste, diese lieblichen Bilder des reichsten, üppigsten Lebens inmitten starrer Todesfelder, die grünen Eilande des Sandmeeres, kesselartige Vertiefungen, sind geschützt durch niedere Bergketten und Hügelzüge und belebt durch frische Quellen, die Schöpfer der vorhandenen Vegetation. Hohe Palmengruppen und der Afrikas Wüstensöhnen unentbehrliche Dattelbaum nebst der Gummiakazie und dem Mannastrauche, charakterisieren die Pflanzenwelt der Oasen. Doch glüht auch im dunklen Laube die Orange und um den fruchtbeladenen Feigenbaum schlingen sich unzählige Proteen, untermischt mit den prachtvollen Blüten schlanker Caprien, Diosmen und Gnidien. In reicher Fülle gedeiht auch hier die Aprikose, der Pfirsich und die edle Traube. Auf diesen paradiesischen Eilanden nun stehen die Zelte der Araberstämme, welche die stille Wüste lieben wie der Küstenbewohner das rauschende Meer, denn ob auch der glühende Sand himmelhoch aufwirbelt und der Samum seinen Todesatem durch die Einöde keucht, den Sohn der Wüste treibt es fort aus der Oase, um die endlose Wüste zu durchspähen, ob Allah seinem treuen Sohne vielleicht ein Geschenk zugedacht hat. Wochenlang durchstreift der Araber die Sandwüste, von einigen Datteln und dem Inhalte des Wasserschlauches lebend, ohne anderen Geschöpfen zu begegnen, als den einzigen Bewohnern, welche außer ihm hier gedeihen, dem Strauße, der Gazelle, dem Schakal, der Hyäne und dem Löwen.

Das Volk ist hier noch den alten patriarchalischen Sitten treu geblieben, welchen ihre Väter gehuldigt Jahrtausende hindurch. Der Hirte weidet seine Herden, mit denen er sogar bisweilen von einer Oase zur andern wandert, der Krieger zieht in die Wüste, um wilde Tiere zu jagen oder nach Befinden auch Vorteile von einer ihm begegnenden Karawane zu erlangen, und das Weib mit den Greisen und Kindern bleibt daheim, das Zelt zu wahren und das Hauswesen zu leiten. Eine der edelsten Sitten des Arabers ist die der Gastfreundschaft, welche Jedem ohne Unterschied des Glaubens gewährt wird, der sie in Anspruch nimmt.

Unter den verschiedenen Stämmen der Wüste Sahara zeichnen sich vor

Allen die Tuareks, auch Tergahs genannt, aus, welche die Oasen zwischen den Haupthandelsstraßen von Murzuk in Fezzan nach Timbuktu, und von Kaschna nach Tuat bewohnen, sowie auch an der Südostgrenze Marokkos und in den entfernteren Oasen Siwah und Udschila gefunden werden. Die Tuareks sind ein zum Stamme der Berbern gehörendes, ziemlich gebildetes Volk, unbedingt der schönste Menschenschlag unter allen Eingeborenen. Die Männer, hohe edle Gestalten mit dunklen Augen und feingeschnittenen Zügen, sind tapfer, kräftig, edelmütig und gelehrig. Unter den Frauen findet man wahrhaft klassische Schönheiten. Das gebräunte Colorit, die dichten ebenholzschwarzen Haare, die schwärmerischen, bisweilen aufblitzenden Augen, der kleine Mund mit granatblütfarbigen Lippen und endlich ein keckes, etwas aufgestülptes Näschen, bilden ein Antlitz, das schon Manchen begeistert hat. Die Gestalt der Frauen ist schlank, äußerst regelmäßig und ihr Gang wie der Tuarek sagt — gleicht dem der Gazelle.

Außer den ebenerwähnten vorteilhaften Eigenschaften besitzen die Tuareks aber auch manche Untugend, und hiezu gehört neben Schlauheit und Hinterlist besonders eine ungezügelte Kampflust, so daß man sie die afrikanischen Montenegriner nennen kann. Wie diese, leben sie mit den Nachbarn in unaufhörlicher Feindschaft, überfallen ohne jede andere Ursache, als um Beute zu machen, fremdes Gebiet und kümmern sich wenig um die Verordnungen und Drohungen des französischen Gouvernements. Während die Beduinen und andere Raubgenossen der Wüste sich der Pferde bedienen, reitet der Tuarek ein vorzügliches Kamel, Mahari genannt. Fast unglaublich ist die Geschwindigkeit, mit der dieses Tier die sandige Ebene durcheilt. Aber dafür verbindet den Herrn und das Reittier auch eine unauflösbare Freundschaft. Er ziert das Haupt seines Maharis mit den schönsten bunten Seidenfäden und Metallflittern, und der Zaum ist mit silbernen Buckeln und Verzierungen geschmückt. Auf dem Rücken des Kameels ist ein Sessel befestigt, neben dem der Köcher mit den Pfeilen und ein Beutel hängt, in welchem der Reiter etwas getrocknetes Fleisch, einige Hände voll Datteln und verschiedene Kleinigkeiten verwahrt.

Nicht jeder Tuarek ist so glücklich, ein Feuergewehr zu besitzen, obgleich er dieses für einen großen Schatz hält; deshalb findet man noch sehr häufig den asiatischen Bogen, welchen jedoch der Tuarek äußerst geschickt zu führen versteht. Es ist für ihn kein Kunststück, auf hundert Ellen Entfernung eine Gazelle in voller Flucht mit einem Pfeile zu erlegen, und eben so sicher und wirksam weiß er die Hassagaye zu werfen, einen langen Wurfspieß mit breiter, lanzettförmiger Spitze, vor welcher gefährlichen Waffe man sich im Kampfe durch hölzerne mit Metall oder Tierhaut überzogene, in der Regel sehr kunstreich gearbeitete Schilde zu decken sucht. Die Pfeil- und Speerwunden sind außerordentlich gefährlich, da die Spitzen der Waffen mit einem Pflanzengifte bestrichen werden, das ungemein schnell wirkend, den Getroffenen schon nach wenigen Minuten tötet.

Die Hiebwaffen der Tuareks bestehen aus einer Art Streitkolben, Hemes genannt, und dem Handschar, einem scharfen, etwas gekrümmten Degen, auch findet man bei ihnen Dolche.

Bei den Einfällen, welche die Franzosen bisher in die Wüste unternahmen, hatten sie mit den Tuarеks sehr heftige Kämpfe zu bestehen, doch scheint die spätere freundliche Annäherung der algerischen Verwaltung auf die wilden Wüstensöhne versöhnlich einzuwirken und wird wohl auch gute Folgen bringen.

Wüstenwanderung.

Keuchend zieht das Schiff der Wüste —
Das Kamel — durch die Sahara;
Fern noch liegt dem Beduinen
Die Oase El-Kantara.

Traurig neigt das Haupt zur Seite
Das Kamel im Wüstensande,
Glühend ächzt die weite Steppe
In der Sonne Feuerbrande.

Keine Quelle rieselt lockend
An der Karawanen-Fährte;
Wo Gazellen einstens jagten,
Ruht jetzt — eine Totenherde.

An dem Pfade, wie zum Hohne,
Tausend Wandrer Schädel bleichen,
In den tiefen Augenhöhlen
So viel tausend Warnungszeichen!

Und dem Meere gleicht die Wüste
In der Sonne Spiegelbilde,
Und schon zagt der Beduine
In dem grausigen Gefilde.

Und er leget seine Hände
Um des Tieres weichen Nacken,
Seinen Kummerblick gerichtet
Auf des Rückens hohe Packen.

Von der fernen Heimat spricht er,
Von der süßen, grünen Weide,
Seine schönsten Lieder singt er
Zu des Freundes Wüstenleibe.

Und des Tieres Schritte eilen
Rascher mit dem lieben Sange,
Tief das Haupt mit stillem Lauschen
Hingewendet nach dem Klange.

Immer rascher, immer lauter
Tönt es von des Sängers Munde,
Immer schöner, immer süßer
Dränget Kunde sich auf Kunde.

Selbst von seiner ersten Liebe
Flüstert er in weichen Tönen,
Daß des Tieres kluge Augen
Höher glänzend sich verschönen.

Flüchtig schwebt es wie zum Tanze;
Endlich schnaubt es durch die Lüfte;
Hei! ihm strömen ja entgegen
Schon der Heimat feuchte Düfte.

Und die Nüstern weit geöffnet,
Stürmend flieht's durch die Sahara;
Sieh', schon winkt die Dattelpalme
Der Oase El-Kantara.

Dreisilbige Charade.

Trau dem Glücke nicht mit leichtem Sinn,
Wenn es lockt mit seinen eiteln Freuden, —
In der Ersten ist die Lust dahin,
Flüchtig, oft die Quelle bittrer Leiden.

Wenn geraten in der Ersten, hast
Du das Ganze, wie die Tropensonne
Dunkel färbt und drückt mit glühender Last:
Dann die letzten Beiden ruft die Wonne.

Auflösung der Charade Seite 96:
Dampfschiff.

„'s Studentle!"

Ein Geschichtlein

zu Nutz und Frommen der Herren Söhne,

von

dem alten Freunde

Oskar Höcker.

Motto:
„Mancher ist arm bei großem Gut;
Und Mancher ist reich bei seiner Armut."
(Sprüche 13, 7.)

1.

„Friede, Friede, und doch ist nicht Friede!"

(Jer. 8, 11.)

Es ist ein gesegnetes Stück Erde, das sich vor unsern Blicken ausbreitet und von der Alles belebenden Sommersonne in milder Glorie beschienen und erleuchtet wird. Denkt Euch, liebe Leser, eine nicht allzuweite Ebene, begrenzt von sanft ansteigenden und mit dunklen Tannen gekrönten Bergen. Lustig dahin sich schlängelnde Bäche durchschneiden saftige Wiesen und üppige Getreidefelder, deren schwer darniederhängende Halme eben von fleißigen Schnittern abgemäht werden. Allüberall stehen Leiterwagen, bestimmt, die herrliche Gottesgabe aufzunehmen und nach den Scheunen zu führen. Die Sonne scheint heiß und den Schnittern und Schnitterinnen perlt der Schweiß über die Stirne, dennoch vernimmt man keinerlei Klage, wohl aber fröhlichen Singsang, der sich vermischt mit dem Jubilieren der Lerche und den schrillen Trillern des Finken. Hinter Buschwerk und Bäumen erhebt sich hier und dort eine

Kirchturmspitze, auch rote Ziegeldächer lugen hervor und verraten das Dasein dieses und jenes Dorfes. An dem Ende einiger Felder zieht sich ein umfangreicher Wald hin, der den in seiner Nähe Arbeitenden erfrischende Kühle zuweht. Auch eine große Obstbaumallee erblicken wir, die sich in endlose Ferne zu erstrecken scheint und nach dem mehrere Stunden entfernten Städtchen führt, welches von hier aus nicht zu sehen ist, dagegen verkündet eine regungslos dastehende Wolke, von dem Dunste der zahlreichen Feueressen herrührend die Stelle, an welcher es erbaut ist.

Da es die liebe Sonne gar zu gut meint, so verlassen wir mit einem Zuge watschelnder Enten das freie Feld und begeben uns, von unsern zuverlässigen Führern geleitet, nach dem zunächst gelegenen Dorfe Wieringen, welches bei Weitem das schmuckste der ganzen Umgegend ist.

Der Verfasser dieser Erzählung vernahm dereinst von einem alten Landmanne den Orakelspruch: „Je größer und schöner die Misthaufen, je ordentlicher und wohlhabender das Dorf!" Wenn wir nach diesem Orakelspruche uns richten wollen, müßte Wieringen weitaus zu den reinlichsten und begütertsten Ortschaften gehören, denn die Misthaufen ließen nichts zu wünschen übrig und auf einem jeden thronte ein stolzer Hahn, mit unnachahmlicher Würde auf seine Weiber und Kinder herniederblickend.

Eines der Gehöfte zieht aber namentlich unsere Aufmerksamkeit an, da in ihm Alles so sauber und zierlich ist, als sei es soeben einer Spielwarenschachtel entnommen. Die Gebäude erglänzen im strahlendsten Weiß, von welchem das schwarz angestrichene Gebälk scharf absticht. Den bei Weitem größeren Raum des Hofes nimmt selbstverständlich der mit einem Holzstaket eingefaßte Misthaufen in Anspruch, zu dessen linker Seite sich ein zierliches Taubenhaus befindet, aus welchem es lustig girrt und gurrt. In den Ställen, die sich der geräumigen Scheune anschließen, herrscht eine musterhafte Ordnung, die von einem straffen Regimente Kunde gibt.

Der Besitzer dieses behäbigen Gehöftes, der Großbauer Köllenberger, steht vor dem offenen Thorwege, und neben ihm ein junger, städtisch gekleideter Mann, dessen genaue Bekanntschaft wir noch machen werden.

Der Trotz und unbeugsame Sinn, welcher den meisten Bauernphysiognomien eigen, fand sich auch bei Köllenberger vor, wie die finstern, buschigen Brauen, die aufgeworfene Unterlippe, sowie die kleinen versteckten Augen zur Genüge bekundeten. Gleichzeitig sprachen sie sowohl, als auch der fest geschlossene Mund, von großer Willenskraft, und die tiefen Furchen auf Stirn und Wangen ließen schließen, daß Köllenberger mit großen Sorgen gekämpft, ehe er errungen, was er jetzt besaß.

Und so war es denn auch in der That. Ein arbeitsvolles und entbehrungsreiches Leben lag hinter ihm. Von armen Eltern abstammend, hatte er viele Jahre lang die Dienste eines Großknechts verrichten müssen, bis es ihm durch ununterbrochenes Sparen gelungen, sich selbständig zu machen. Er heiratete eine verwaiste Bauerntochter, die zwar ein kleines Gut besaß, das aber tief verschuldet war. Köllenberger setzte alle seine Kräfte daran, das Besitztum schuldenfrei zu machen, und der Erfolg belohnte sein Bemühen. Dazu kam der glückliche Umstand, daß Gott ihm gute Ernten gab und seine Spekulationen segnete. In verhältnismäßig kurzer Zeit vertauschte er das Gütchen mit einem größern, bis er endlich Besitzer des ansehnlichen Hofes ward, den wir dem geneigten Leser kurz beschrieben haben.

Die Gattin sollte den Segen seines redlichen Bemühens nicht genießen; sie starb, nachdem sie kurz zuvor einem Söhnlein das Leben gegeben. Daß seit ihrem Tode schon so manches Jahr entschwunden, ersahen wir an dem Söhnlein selbst, das wir vorhin mit dem Vater am Thorweg begrüßten und von dem wir berichteten, daß es städtische Kleider trage. Außer Hellmuth — wie der Name des Jünglings lautete — besaß Köllenberger noch zwei Kinder; eine Tochter, Resi, und einen Sohn, Andreas.

Obgleich Resi ein zierliches, schwächliches Mädchen war, mußte sie dennoch, gleich den in des Vaters Diensten stehenden Mägden, alle Arbeiten der Landwirtschaft besorgen. Wenn sie sich darüber beschwerte und die Willensäußerung that, daß sie keine Bäuerin zu werden wünsche, so entgegnete Köllenberger: „Nur durch rastlose Arbeit habe ich mich zu dem aufgeschwungen, der ich jetzt bin. Somit wird es Dir auch nichts schaden, thätig zu sein."

Was den ältesten Sohn, Andreas, anlangte, so war er das leibhaftige Ebenbild des Vaters; derselbe Trotz und dieselbe Willenskraft prägten sich auf seinem Antlitze aus, und mit der nämlichen Vorliebe gab er sich der Landwirtschaft hin. Nur in Einem wich er von dem Vater ab: er besaß eine nicht zu befriedigende Habsucht, und diese war der Grund, weshalb er auf seinen jüngeren Bruder mit Neid und Mißgunst blickte.

Hellmuth war als Nesthäkchen von jeher im elterlichen Hause verhätschelt worden. Köllenberger hatte Vater- und Mutterstelle bei ihm vertreten und sich stets an dem muntern und lustigen Jungen erfreut. Schon als kleiner Knabe zeigte Hellmuth einen nicht zu unterschätzenden Mutterwitz, wußte jederzeit etwas Drolliges hervorzubringen und hatte hunderterlei komische Einfälle, an denen sich Vater Köllenberger erlabte. Da nun außerdem Hellmuth feinere Gesichtszüge besaß, als seine Geschwister, und seine

Bewegungen nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit waren, so geriet Köllenberger auf den absonderlichen Gedanken: der Knabe müsse dereinst ein vornehmer Herr werden. Das war, nach seiner Ansicht, aber am ersten dadurch zu erreichen, wenn Hellmuth studierte. Der Knabe hatte daher kaum sein siebentes Lebensjahr erreicht, als er auch schon von dem Vater nach der Stadt gethan wurde, um dort die Vorschule und später das Gymnasium zu besuchen. Damit er sich aber schon frühzeitig an ein „nobles" Leben gewöhne, brachte ihn Köllenberger in einer angesehenen Familie unter und zahlte gern die hohe Pension.

Das Leben in der Stadt mit den mannigfachen Vergnügungen und Unterhaltungen gefiel Hellmuth ausnehmend, das Lateinischlernen im Gymnasium dagegen ganz und gar nicht; die fünf Deklinationen und die vier Conjugationen betrachtete er mit der Zeit als seine größten Feinde, da dieselben ihn nicht nur häufig um den Schlaf, sondern sogar — wenn er nachsitzen mußte — um die Vergnügungen brachten. Wenn es nach Hellmuth gegangen wäre, so gäbe es in der lateinischen Sprache nur eine Deklination und Conjugation; und was die Vokabeln anlangte, deren Erlernung ihm gleichfalls eine bittere Pille war, so hätte er es bei der deutschen Benennung bewenden lassen und einem jeden Worte höchstens ein us oder um hinzugefügt.

»Dannus wärus dasus Lateinus einum Freudum fürus Hellmuthus gewesum!«

Da dies nun aber nicht der Fall war, so blieb Hellmuth in der Schule zurück, und nur mit Hilfe teuerer Privatstunden gelang es, ihn so weit zu bringen, endlich sein Abiturientenexamen bestehen zu können. Auf der Universität, die sich in derselben Stadt befand, ging es um kein Haar besser, eher schlimmer mit ihm, zumal er hier sein eigener Herr war und es in seinem Belieben stand, die Vorlesungen zu besuchen oder nicht. In der Schule eine Null, zählte er im gesellschaftlichen Leben zu den Löwen des Tages.

Wer nun aber mit vornehmen Herren verkehrt, muß auch brav Geld haben, und so sah sich denn Vater Köllenberger sehr häufig in die Lage versetzt, den alten Geldkasten zu öffnen und seinem Nesthäkchen ansehnliche Summen nach der Stadt zu schicken. Es wird selten einen Bauern geben, der sich leicht von den buntfarbigen Kassenscheinen trennt; auch Köllenberger ließ sie wiederholt und seufzend durch die Finger gleiten, ehe er sie dem Schreiben beischloß; dennoch tröstete er sich damit, daß Hellmuth dereinst ein vornehmer und gelehrter Mann werden würde. In der letzten Zeit richtete er es immer so ein, daß er sich allein befand, wenn er für seinen

Jüngstgeborenen eine neue Summe zurecht legte, da es wiederholt vorgekommen war, daß er mit Andreas in Streit geraten, indem derselbe ihn der Verschwendung zieh und grollend sagte: „Resi und ich können uns die Hände abarbeiten und Du wirst doch nie mit uns zufrieden sein. Für Dein Goldsöhnchen hingegen, das das beste Leben von der Welt führt, opferst Du Dein Letztes, ohne zu bedenken, daß Deine beiden anderen Kinder doch auch ein Anrecht auf Dein Vermögen haben." — Köllenberger war zwar die Antwort nicht schuldig geblieben und hatte dem vorlauten Andreas kurz und bündig gesagt, daß das erworbene Vermögen vor der Hand noch ihm, dem Vater, gehöre und er mit demselben anfangen und beginnen könne, was er wolle, — trotz alledem wich er derartigen Scenen gerne aus. Vielleicht mochte er auch fühlen, daß sein Ältester nicht ganz im Unrecht sei.

Hellmuth befand sich wiederum einmal im väterlichen Hause. Diesmal war er mit einem Cereviskäppchen und einem bunten Bande, das er quer über die Weste trug, erschienen, da er seit einigen Wochen der vornehmsten Studentenverbindung, den Teutonen, angehörte. Der Vater blickte auf den flotten Studenten mit großem Stolze, während die Geschwister scheele Gesichter zeigten und nicht mit Unrecht behaupteten, daß der Firlefanz wieder ein schönes Geld kosten werde. In der That kam auch Hellmuth mit großen Forderungen, rückte jedoch nur ganz allmählich damit heraus. Erst heute, wo die Ernte so recht begonnen und die Geschwister sich auf dem Felde befanden, schloß er in seiner lustigen und liebenswürdigen Weise dem Vater sein ganzes Herz auf, und zwar in dem Augenblick, wo er und Köllenberger unter dem offenen Thorwege standen, woselbst wir ihre Bekanntschaft gemacht.

Da die Summe, welche Hellmuth diesmal forderte, außergewöhnlich groß war, zog der Alte die Stirne in Falten und versetzte:

„Wetter! Junge, du brauchst viel Geld. Gerade jetzt könnte ich die Summe anderweit gut gebrauchen; unser Viehstand muß aufgebessert werden, da die heurige Futterernte besonders gut ausgefallen ist. Außerdem bietet sich mir eine günstige Gelegenheit, vorteilhaft einzukaufen, — mein Nachbar Steffen ist in Geldverlegenheit."

„Je, Vater," rief Hellmuth leichthin, „mach' mich nicht lachen. Es ist zu komisch, wenn ein reicher Mann, wie Du, so närrische Reden führt. Die paar lumpigen hundert Thaler, um die ich gebeten, machen Dir auch nicht soviel Abbruch," und dabei schnippte er mit den Fingern.

„Du redest, wie Du's verstehst," entgegnete Köllenberger ungehalten; „was weißt Du! Ich bin freilich wohlhabend, dennoch frißt ein Hof, wie

der meine, viel Geld, und es treten Fälle ein, namentlich so kurz vor der Ernte, wo die blanken Thaler knapp werden."

„Je nun," versetzte Hellmuth, „da muß ich eben meine Bekanntschaften in der Stadt abbrechen und ein eingeschränktes Leben führen; bei Leuten wie dem Polizeipräsidenten von Merle, dem Geheimrat von Gutmann 2c. 2c. kann ich mich nicht mehr sehen lassen. Und mit dem Umgange des jungen von Sternfels ist es ebenfalls aus, besonders da dieser es durchaus verlangte, daß ich mich in die Verbindung der Teutonen aufnehmen ließ."

Der schlaue Sohn wußte nur zu gut, daß die Träger der genannten Namen bei seinem Vater in hohem Ansehen standen und daß derselbe namentlich stolz darauf war, daß Hellmuth mit dem Rittergutsbesitzer Sternfels, dessen Besitztum wenige Stunden von Wieringen gelegen, einen engen Freundschaftsbund unterhielt. Der Alte zeigte sich auch sofort willfähriger, indem er sagte:

„Ich hab's ja nicht so ernst gemeint, wollte Dich nur bitten, in Deinen Ausgaben nicht allzuweit zu gehen. Sollst haben, was Du verlangst; laß es aber bei Leibe nicht Deine Geschwister merken, — Du weißt —"

In demselben Augenblicke wurde ein mit Getreide hochbeladener Leiterwagen sichtbar, auf dessen schwindelnder Höhe Resi mit andern Mädchen saß, während Andreas schweißtriefend neben den Pferden einherging. Es währte nicht lange, so bog der Wagen mit seiner Gottesgabe in das offene Thor ein.

„Herr du meines Lebens," rief Hellmuth lachend aus, „schwitzt der Andreas! Gieb nur acht, daß du nicht davonschwimmst."

Der Bruder warf auf den Spötter einen gehässigen Blick und entgegnete: „Du würdest mich doch nicht herausziehen. So ein Stadtherr ist viel zu faul dazu. Glaub's auch gern, daß man beim Nichtsthuen keine Schweißtropfen vergießt."

„Haha," lachte Hellmuth abermals, „das war wieder einmal eine rechte Bauernantwort. Wer bei Euch nicht wie ein Pferd arbeitet, ist nichts. Und doch würde es Dir verflucht schwer werden, wenn Du einen einzigen Satz Lateinisch sprechen solltest. Der Herrgott hat eben die Menschen verschieden geschaffen; die einen für grobe und die andern für feine Arbeiten."

„Unter feiner Arbeit versteht wohl der Herr Hellmuth das Faulenzen?" gab Andreas zurück, der inzwischen mit dem Wagen in den Hof eingefahren war.

Der jüngere Bruder wollte eben etwas erwidern, allein der Vater

gab ihm einen heimlichen Wink, dies zu unterlassen, indem er leise hinzufügte:

„Laß ihn reden und reize ihn nicht noch mehr, sonst ist wieder der Teufel los." Und um jedem weiteren Streit vorzubeugen, griff Köllenberger seinem Nesthäkchen unter den Arm und führte es in das Haus.

In der Wohnstube angekommen, sagte der Alte: „Ich habe Dich nun schon oft gebeten, gegen Andreas und die Resi Dein Maul zu halten und nicht noch mehr böses Blut zu machen und doch neckst Du die Beiden immer wieder von Neuem."

„Ei was," entgegnete Hellmuth, „ich fürchte mich nicht vor ihm; außerdem benehmen sie sich so niederträchtig gegen mich, daß ich wenigstens durch Worte meinem Zorn Luft machen muß."

„Ihr Drei brockt die Suppe ein und ich muß sie ausessen," rief der Alte ärgerlich, „Du weißt gar nicht, was ich wegen Dir von den Beiden auszustehen habe."

„Schlimm genug, wenn Du als Vater es Dir gefallen läßt," versetzte Hellmuth, „bist Du nicht Herr im Hause?"

„Das ist wieder einmal eine von Deinen dummen Redensarten," gab der Alte zurück. „Du weißt recht gut, daß ich in meinem Alter nicht mehr so arbeiten und Alles übersehen kann, wie ehedem; der Andreas und die Resi sind mir also von großem Nutzen; hätte ich die Beiden nicht, so müßte ich die Wirtschaft fremden Leuten überlassen, na, und was dabei herauskommt, wirst Du Dir trotz Deiner Gelehrsamkeit selbst sagen können. Die Beiden wissen auch recht gut, wie sehr ich ihrer bedarf, und darum haben sie Courage und fahren mir über's Maul. Ach ja," fügte er seufzend hinzu, „'s ist doch ein erbärmliches Leben, trotz allem Reichtum. Wie gut könnten wir's haben, wenn Ihr drei Geschwister Euch vertrügt, allein Ihr seid wie Hund und Katze."

„Und wer trägt die Hauptschuld?" stellte Hellmuth vor. „Der Andreas und die Resi. Sie ärgern sich, daß ich es einmal besser haben soll, als sie, und ein gelehrter und vornehmer Herr sein werde, bedenken aber nicht, daß sie von der Natur einzig und allein nur zu Bauern ausersehen sind."

„Du, Junge," rief der Alte aufgebracht, „schmähe mir den Bauernstand nicht! 's ist der erste in der ganzen Welt, und wenn es keine Bauern gäbe, hätten die Städter nichts zu essen, — und wenn Dein Vater sich nicht von früh auf geplagt hätte, so könntest Du nicht studieren, Du müßtest eben ein Bauer sein, und wer weiß, ob Du in dieser Stellung nicht schließlich mehr leistetest, als in Deiner jetzigen. Nach Deinen Zeug-

nissen zu schließen, scheint's eben nicht weit mit Deinen Kenntnissen her zu sein."

„Nun ja, ich habe mir's wahl gedacht, daß das alte Lied wieder anfangen werde," versetzte Hellmuth mißgestimmt. „Das habe ich einzig und allein den Einflüsterungen des Herrn Andreas und der Fräulein Resi zu danken, von denen der Herr Vater sich einzig und allein beherrschen läßt; es steht ja bei Dir, mich von der Universität fortzunehmen und einen Bauer aus mir zu machen! haha; würde mich vortrefflich als solcher ausnehmen!"

„Laß Deinen Spott," entgegnete der Alte, „zudem ist es heute der letzte Tag, daß Du hier bist, und ich will ihn nicht in Unfrieden verleben. Wer weiß übrigens," fügte er in leiserem Tone hinzu, „ob wir wieder ungestört sein werden, darum will ich Dir lieber gleich jetzt das verlangte Geld geben." Bei diesen Worten schloß er den Schrank auf, in welchem er sein Geld zu verwahren pflegte, und entnahm dem Kasten mehrere Rollen Gold, sowie ein Päckchen Banknoten. Nicht ohne wiederholtes Seufzen zählte er die Summe auf den Tisch. Kaum war er jedoch mit diesem Geschäft zu Ende, als die Thüre sich öffnete und Andreas und Resi eintraten. Die Letztere hatte, um die Wahrheit zu berichten, an der Thüre gehorcht und, als sie den Vater Geld zählen hörte, geschwind den Bruder herbeigeholt.

„Ah!" rief Andreas, recht gut wissend, für wen das Geld bestimmt sei, „hast Du Dich endlich entschlossen, Vater, dem Steffen sein Vieh abzukaufen? Das ist recht, denn wir können's sehr gut gebrauchen. Du hast Dich übrigens verzählt," fügte er, an den Tisch tretend, hinzu, „so viel Geld verlangt der Steffen nicht."

„Ist auch nicht für den Steffen," gab Köllenberger, finster und doch verlegen um sich blickend, zur Antwort.

„Ja," versetzte der Andreas mit erheucheltem Erstaunen, „willst Du das Vieh wo anders kaufen?"

„Nein," rief der Alte nunmehr aufgebracht, „menge Dich nicht in Sachen, die Dich nichts angehen."

„Aber Andreas," ergriff Resi jetzt das Wort, „was sprichst Du auch? Die ganze große Summe ist ja für's Studentle, für den vornehmen und gelehrten Herrn Hellmuth!"

„Was?" ertönte es aufbrausend von Andreas' Lippen, „das viele Geld — — für ihn! — Vater, ist das wahr?"

„Nu, warum soll's denn nicht wahr sein?" brummte der Alte.

„Weil es schlecht von Euch ist, eine solche Summe uns zu entziehen," gab Andreas zur Antwort.

Eine peinliche Stille trat ein; Köllenberger hatte sich vor Zorn ent-

färbt und warf seinem Ältesten einen wütenden Blick zu; endlich sagte er zu Hellmuth barsch: „Streich das Geld ein!"

Und während das Nesthäkchen es that, fuhr er mit vor innerer Erregung zitternder Stimme weiter fort:

„Noch bin ich Herr im Hause und thue, was mir beliebt. Noch ist Hof und Gut mein Eigentum, noch gehört das Geld dort im Kasten mein, und ich rate Euch, mich nicht zu reizen, sonst könnte mein Testament schlimm ausfallen."

„Wenn Du derart aufbegehrst," entgegnete Andreas, „so spreche ich auch noch ein Wörtlein mit, oder glaubst Du, daß ich mich für Dein Studentle von früh bis Abends plagen werde? Glaubst Du, daß ich arbeite, damit ihm das sauer erworbene Geld in den Rachen geworfen werde und er es in Saus und Braus in der Stadt durchbringe? Wenn ich Dir nun für jetzt den Dienst auftündige und mich anderswo verdinge, he — wie dann?"

„Wie dann?" wiederholte Köllenberger, seiner vor Zorn nicht mehr mächtig, „dann verkaufe ich Gut und Hof und bedenke Euch nur mit dem Pflichtteil, weißt!"

Diese Drohung brachte eine große Wirkung hervor. Andreas verstummte und Resi begann zu weinen.

„Das ist der Lohn," rief sie schluchzend, „daß wir uns von früh Morgens bis spät Abends abmühen und abplagen, während das Studentle dort auf der faulen Bärenhaut liegt."

„Wer sagt das?" rief jetzt Hellmuth, zornig auf die Schwester losgehend.

„Oh," versetzte diese zurückweichend, „glaubst Du, daß wir das hier im Dorfe nicht wissen? Wir sind zwar nur gewöhnliche Bauern, trotz alledem erfahren wir doch Manches. Und des Schulmeisters Franz, der mit Dir auf der Universität ist, hat Alles daheim erzählt und gesagt, daß Du die Vorlesungen schwänzest, Dich in Bierhäusern umhertreibst und den ganzen lieben Tag nichts thust, als des Vaters Geld verschwenden, während wir hier im Schweiße unseres Angesichts arbeiten und Alles thun, des Vaters Vermögen zu vermehren."

„Das hat der Franz gesagt?" rief Hellmuth mit zorngerötetem Gesicht.

„Jawohl," frohlockte Resi, „und die Lina, seine Schwester, hat mir Alles wiedererzählt."

„Das soll dem Franz teuer zu stehen kommen!" entgegnete Hellmuth mit drohender Geberde, und gleichzeitig griff er nach seinem Ziegenhainer und stürmte von dannen, nach der Wohnung des Schullehrers, welche sich ziemlich am Ende des Dorfes befand.

Aus dem mit wildem Wein umrankten Häuschen ertönten die Klänge eines alten Klaviers, das mit großer Fertigkeit gespielt wurde. Ohne sich jedoch daran zu kehren, riß der aufgebrachte Hellmuth die Thüre auf und trat in das Wohnzimmer ein, woselbst der Schulmeisterssohn vor dem Instrumente saß.

„Ei, sieh da," rief Franz, sich von seinem Platze erhebend, verwundert aus, „Freund Köllenberger, ein seltener Besuch!"

„Ihr würdet mich auch wahrscheinlich nicht bei Euch gesehen haben," versetzte Hellmuth barsch, „wenn ich nicht gekommen wäre, mir Genugthuung zu holen."

„Genugthuung?" riefen Franz und dessen Vater, welcher, dem Spiele seines Sohnes zuhörend, im Sorgenstuhle gesessen und sein Pfeifchen geraucht hatte.

Hellmuth berichtete nunmehr, was zu Hause sich zugetragen und die Schwester gemeldet hatte.

Franz hörte ihn ruhig bis zu Ende an; dann entgegnete er: „Wie Du mich von jeher gekannt, Hellmuth, begreife ich nicht, daß Du so etwas glauben konntest. Hier nehme ich meinen Vater zum Zeugen und frage ihn, ob ich je dergleichen Nachteiliges von Dir gesprochen."

„Bei Gott im Himmel nicht," versetzte der alte Mann feierlich; „im Gegenteil, hat mein Sohn in liebevollster Weise von Ihnen gesprochen, Herr Köllenberger, Ihre geistigen Anlagen gerühmt, und nur hinzugesetzt, daß er bedaure, Sie in etwas allzu lustiger Gesellschaft zu sehen, dieselbe sei einzig und allein daran Schuld, wenn Sie in Ihren Studien zurückbleiben." Nach diesen Worten ging der alte Herr zur Thüre, welche nach der Küche führte, und rief seine Tochter Lina. Dieselbe mußte gehorcht haben, denn sie machte ein sehr verlegenes Gesicht, als sie eintrat, und wie sie von ihrem Vater zur Rechenschaft gezogen wurde, begann sie heftig zu weinen. Das Verhör, welches der Schulmeister mit ihr vornahm, ergab zur Genüge, daß das klatschhafte Mädchen die Worte des Bruders, Resi gegenüber, verdreht und verkehrt. Sie erhielt von dem Alten eine ganz gehörige Strafpredigt, nach welcher sie sich beschämt in die Küche zurückzog.

Hellmuth und Franz schieden als Freunde, und der Erstere nahm sich fest vor, von nun an den strebsamen, fleißigen Schullehrerssohn häufiger aufzusuchen und gemeinsam mit ihm zu studieren.

Inzwischen hatte Vater Köllenberger daheim wieder Ruhe und Ordnung hergestellt, und der letzte Abend, den Hellmuth in der Heimat verbrachte, verlief in Frieden. Trotz alledem war dieser nur ein erkünstelter; in Wahrheit haßten Andreas und Resi den bevorzugten Bruder nur noch

mehr, als zuvor, verbargen ihre feindlichen Neigungen aber in ihrer Brust, da sie des Vaters Zorn, sowie seine Entschlossenheit fürchteten, welcher ihnen gedroht hatte, ohne Weiteres Hof und Gut zu verkaufen, falls sie fortan nicht in Ruhe und Frieden mit ihrem Bruder Hellmuth leben würden.

Fröhlich und wohlgemut reiste das Studentle am nächsten Morgen mit vollgefüllten Taschen nach der Universitätsstadt zurück, nur den einzigen, aber auch flüchtigen Schmerz empfindend, von dem Vater, dessen ganzes Herz ihm allein gehörte, auf eine längere Zeit wieder getrennt zu sein.

2.

„Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

(Math. 26, 41.)

Der Reiz des Landlebens bricht mit dem Verschwinden der schönen Jahreszeit ab, und es gibt wol nichts Trübseligeres, als ein Dorf zur Winterszeit. Die wogenden Kornfelder sind verschwunden, und eine kalte, eisige, unübersehbare Schneefläche stellt sich unseren Augen dar. Die armen Dorfbewohner sind, namentlich nach größeren Schneefällen, ganz auf sich angewiesen und sozusagen ausgeschlossen von der ganzen, weiten Welt. Wohl dem, der während dieser unfreundlichen Jahreszeit in der Stadt leben kann, und gehört dieselbe zu den größeren, so ist dies doppelt angenehm, denn dann vergeht unter den mannigfaltigsten Unterhaltungen der Winter.

Für Hellmuth waren diese Vorzüge des städtischen Lebens namentlich in die Augen springend, da er all das Misere auf dem Dorfe zur Winterszeit, wenn auch nur vorübergehend, mit durchgemacht hatte. Er gab sich denn auch mit der ganzen Lebenslust seines jugendlichen Alters den Freuden und Unterhaltungen hin, welche die große Universitätsstadt darbot; heute besuchte er das Theater, morgen ein Konzert, übermorgen einen Ball, andere Abende verbrachte er wiederum im Kreise vornehmer Familien oder mit seinen Kommilitonen in der Kneipe. Sehr häufig wurden auch Schlittenpartien veranstaltet, kurz und gut, es war ein fortwährendes Dulcejubilo, in welchem unser Studentle lebte. Was seine Studien anlangte, so sah's damit freilich sehr schlimm aus; keine Nacht vor ein Uhr nach Hause kommend, holte er die vor Mitternacht versäumten Stunden am Morgen durch längeres Schlafen wieder ein. Natürlich versäumte er dabei sämtliche Frühcollegien, wie er denn überhaupt in den Hörsälen eher ein seltener,

als regelmäßiger Gast genannt werden konnte. Selbstverständlich machte das eigene Gewissen ihm von Zeit zu Zeit Vorwürfe, die er aber alle mit Hilfe seines unbegrenzten Leichtsinns von sich bannte, indem er sich einzureden suchte, durch ein paar Monate Büffeln das Versäumte leicht nachholen zu können. Hellmuth hatte, wie wir aus dem vorigen Kapitel wissen, es sich vorgenommen, in der Gesellschaft von Franz mehr zu verkehren, allein es war bei dem guten Vorsatz geblieben und auch nicht gut anders möglich, da Franz von früh bis spät unausgesetzt arbeitete und nicht nur die Kollegien besuchte, sondern auch den Söhnen bemittelter Eltern Privatunterricht erteilte. Der aller Hilfsmittel ledige Schullehrerssohn war auf diesen Verdienst angewiesen; infolge seines glänzenden Gymnasialzeugnisses hatte er auf der Universität eine Freistelle bekommen; die Sorge, sich zu beköstigen und zu bekleiden, war ihm aber geblieben, — und da der Gehalt seines alten Vaters eben nur knapp ausreichte, um davon leben zu können, so sah sich Franz in die Notwendigkeit versetzt, durch Privatunterricht sein Dasein zu fristen. Nur höchst selten bekamen er und Hellmuth einander zu sehen; dies geschah, da der reiche Bauernsohn die Kollegien sehr unregelmäßig besuchte, zumeist auf der Straße. Sie wechselten dann immer nur ein paar Worte mit einander, da keiner von ihnen zu einer längeren Unterhaltung Zeit hatte, — Hellmuth jagte eben seinem Vergnügen nach und Franz eilte immer von einem Schüler zum andern. In um so innigerem Verkehr stand das Studentle mit dem Sohne des Polizeipräsidenten von Merle; Edwin besuchte gleichfalls die Universität und sein Charakter ähnelte jenem Hellmuths auf ein Haar. Dieselbe Vergnügungssucht war ihm eigen und derselbe Widerwille vor dem Studieren. So kam es, daß die Beiden ein Herz und eine Seele wurden, und da Hellmuth gesellschaftliche Talente, sowie ein liebenswürdiges Benehmen besaß, so war er in dem Hause des Polizeipräsidenten ein gern gesehener Gast. Es währte eine geraume Zeit, ehe Herr von Merle hinter das leichtsinnige Leben der beiden unzertrennlichen Freunde kam. Ein Zufall hatte dem alten Herrn die Augen geöffnet. Es war nämlich Klage der Bürgerschaft eingelaufen, welche sich bitter beschwerte, daß die Teutonen — denen Hellmuth und Edwin angehörten — während der Nachtzeit allerlei Unfug trieben, Klingelzüge abrissen und kleine Firmen gegenseitig vertauschten, so daß z. B. eines Morgens über der Hausthüre eines als klatschhaft bekannten jüdischen Bankiers das Firmschild thronte: „Putzengeiger, Waschfrau," während man an dem Hause der Letztern die Firma des Bankiers angebracht hatte. Der Polizeipräsident erteilte Befehl, auf die Übelthäter zu fahnden, um sie dann dem Universitätsgerichte zur Anzeige zu bringen; den Anstrengungen seiner Untergebenen

gelang es auch, einige der Teutonen auf frischer That zu ertappen. Herr von Merle schlug die Sache nieder, da zu den Schuldigen sein Sohn Edwin und Hellmuth gehörten.

In den glänzenden Räumlichkeiten der Wohnung des Polizeipräsidenten hatte sich am heutigen Abend eine auserwählte Gesellschaft bewegt. Auch Hellmuth befand sich darunter; seine Liebenswürdigkeit erreichte an diesem Abend ihren Höhepunkt und Alles war entzückt über den fein gebildeten, jungen Mann, Herr von Merle ausgenommen, dessen Stirne finstere Falten zeigte. Nach Mitternacht trennte sich endlich die Gesellschaft, und Hellmuth griff gleichfalls nach seinem Hut, als ihn der Polizeipräsident ersuchte, noch einige Minuten zu verziehen.

Das Studentle zeigte sich eben nicht angenehm überrascht, zumal es aus dem strengen Antlitz des Hausherrn ersah, daß derselbe etwas gegen ihn auf dem Herzen habe.

„Was mag Dein Alter wollen?" äußerte er zu Edwin, während der Polizeipräsident mit seiner Gemahlin den sich Verabschiedenden das Geleite gab.

„Ich kann's nicht sagen," entgegnete der Sohn des Hauses, „allein etwas Gutes ist es nicht, das ersehe ich aus Vaters Gesicht, so wie daraus, daß er während des ganzen Abends außerordentlich viel schnupfte, was er nur zu thun pflegt, wenn er erregt ist."

„Es wird doch nicht die dumme Firmengeschichte sein?" sagte Hellmuth von Neuem.

„Das wäre schlimm, wenn Vater darum wüßte," meinte Edwin, „doch kann ich mir's kaum denken, weil Schmälzer, der Polizeisoldat, der uns attrapierte, mir versprochen hat, stillzuschweigen."

Er wollte noch etwas hinzufügen, sah sich jedoch daran durch den Eintritt des Vaters gehindert. Derselbe warf den beiden jungen Männern einen Blick des Vorwurfs zu, entführte seiner Dose mehrere Prisen und ging dann ein paarmal im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und begann:

„Das sind recht saubere Sachen, die ich da über Euch vernommen. Ihr wollt Studenten sein und vollführt Bubenstreiche? Reißt den Leuten während der Nachtzeit Glockenzüge ab und treibt mit ehrenvollen Firmen allerlei Allotria?"

„Wir sind es nicht allein gewesen," gestand Hellmuth beschämt ein.

„Das weiß ich," versetzte der Polizeipräsident scharf, „allein ändert dies etwas?"

„Es wird nicht wieder vorkommen, Vater," sagte Edwin in bittendem Ton.

„Das will ich mir auch ausgebeten haben!" rief Herr von Merle. „Da Euere Verbindung der Herd aller dieser Streiche zu sein scheint, so habe ich mit Sr. Magnificenz dem Rektor Stahl, Rücksprache genommen und die Aufhebung der Teutonen beantragt."

Diese Mitteilung überraschte Hellmuth in hohem Grade unangenehm, zumal die Teutonen ohne Ausnahme lustige Brüder waren.

Herr von Merle bemerkte es und fuhr weiter fort: „Die Aufhebung der Verbindung wird übrigens auch noch anderweitige gute Folgen haben. Ich erfuhr von dem Rector zu meiner Bestürzung, daß Ihr Beide höchst unregelmäßig die Kollegien besucht und in Eueren Studien so weit zurück seid, daß es nur bei unausgesetztem Fleiße möglich, Euch im Examen durchzubringen. Meine einzige Hoffnung besteht darin, daß mit der Aufhebung der Teutonen auch Euer Pflichtgefühl zurückkehren wird. Selbständig das Versäumte nachzuholen, dürfte bei Euch, da Ihr zu weit zurück, ein Ding der Unmöglichkeit sein. Ich habe mich daher nach einem strebsamen Studenten umgesehen, der Euch in einzelnen Fächern unterstützend zur Hand gehen soll. Edwin wird sich jedenfalls meinem väterlichen Willen zu fügen haben, Ihnen dagegen, Hellmuth, muß ich es freistellen, vorwärts zu kommen oder nicht. Der junge Mann wird morgen seine Wirksamkeit hier im Hause beginnen. Trotzdem er im letzten Semester steht, ist er Euch vielleicht nicht unbekannt; er heißt Franz Stähle und ist Baccalauräus."

Dieser Name war geeignet, alle Röte von Hellmuths Wangen zu verbannen. Er, der reiche Bauernsohn, sollte sich dem armen Teufel von Franz unterstellen, sollte offen bekennen, daß jener auf einer höheren geistigen Stufe stände, als er. Ziemlich verstimmt beurlaubte er sich von dem Polizeipräsidenten und begab sich schnurstracks auf die Kneipe, um den Corpsbrüdern die unangenehme Neuigkeit mitzuteilen, daß die Verbindung aufgehoben werden solle. Natürlich rief diese Hiobsbotschaft einen allgemeinen Lärm hervor, und als die Teutonen erfuhren, daß der Polizeipräsident den Impuls gegeben, beschlossen sie einstimmig, demselben noch zur Stunde eine Katzenmusik zu bringen. Hellmuth war diesmal so vernünftig, sich auszuschließen. Er ließ die Kommilitonen ziehen und suchte sein Lager auf.

Schon am nächsten Tage wurden die Schuldigen zur Verantwortung gezogen und erhielten eine volle Woche Carcer. Als einige Tage später Hellmuth das Haus des Polizeipräsidenten wieder besuchte, sagte dieser zu ihm:

„Ich freue mich herzlich, daß Sie sich in jener Nacht von Ihren

Corpsbrüdern ausgeschlossen, denn ich hätte Ihnen nicht nur mein Haus, sondern auch den Umgang mit Edwin verbieten müssen, und das wäre mir in der That hart angekommen. Sind Sie ja doch, Alles in Allem genommen, ein gutmütiger, ehrenwerter Mensch, den man gern haben muß, trotz des ungeheuren Leichtsinns. Allein lassen Sie sich von mir, als Ihrem väterlichen Freunde, raten, ein anderes Leben zu beginnen. Wohin soll es am Ende führen, wenn Sie Ihre Zeit unnütz vergeuden und Vergnügungen nachjagen, anstatt hinter Ihren Büchern zu sitzen? Bedenken Sie doch nur, daß einzig und allein die Arbeit den Menschen erhält. Was nützt Ihnen alles Vermögen, wenn Sie es in der menschlichen Gesellschaft zu Nichts bringen können?"

Der freundliche und wohlwollende Ton, in welchem Herr von Merle dies zu ihm sagte, brachte Hellmuth unwillkürlich zur Einsicht, und er nahm sich fest vor, von nun an ein anderes Leben zu beginnen. Er hielt mit diesem Entschlusse gegen seinen väterlichen Freund auch nicht zurück und sagte es ihm offen und ehrlich.

„Und wie steht es," fragte der Präsident, „wollen Sie in Gesellschaft meines Sohnes und unter Beihilfe des jungen Stähle das Versäumte nachholen?"

„Das Letztere ist mir rein unmöglich," gab Hellmuth zur Antwort und teilte Herrn von Merle mit, in welchem Verhältnis er bisher zu Franz gestanden.

„Ganz nach Ihrem Willen," versetzte der Polizeipräsident, „obwohl es eine falsche Scham ist, der Sie da huldigen; als Student gehört man denn doch jener bevorzugten Menschenklasse an, bei welcher das g e i s t i g e Element die Hauptsache ist. Wer auf diesem Gebiete die höchste Stufe erklommen, ist Meister, mag er nun der Sohn eines angesehenen Polizeipräsidenten, der Sohn eines reichen Gutsbesitzers oder der Sohn eines armen Dorfschulmeisters sein."

Hellmuth fühlte, daß Herr von Merle Recht habe, dennoch konnte er sich nicht entschließen, der Schüler von Franz zu werden. Wohl aber nahm er sich vor, für sich unausgesetzt zu studieren, und in der That begab er sich von dem Polizeipräsidenten sofort nach Hause, sich daselbst in seine Bücher vertiefend. Mit einem wahren Schrecken wurde er inne, wie sehr er in allen Fächern zurück sei und er mußte sich häufig durch ein Glas Bier oder Wein stärken, um nicht unter der Last zu erliegen.

Hellmuth vollbrachte nach seiner Art Übermenschliches, indem er nicht nur die Wirtshäuser floh, sondern verschiedene Einladungen in befreundeten Familien ausschlug. Da er fand, daß er sich sehr häufig Courage holen

mußte, legte er in seiner Stube einen kleinen Weinkeller an; da standen gelb-, rot- und blaugesiegelte Flaschen neben einander, denn Hellmuth wechselte, gleich den Fächern seines Studiums, auch in den Weinsorten und an der Zahl der leeren Flaschen konnte man ersehen, auf welche Schwierigkeiten er im Verlaufe des Tages bei seinem geistigen Schaffen gestoßen. Jenun, der reiche Bauernsohn durfte sich diese Annehmlichkeit schon bieten, und als flotter Student konnte er auch im Trinken etwas leisten. Die Hauptsache blieb trotzdem doch aufrecht erhalten, d. h. unser Studentle studierte fleißig und besuchte höchst gewissenhaft die Kollegien. Volle drei Wochen hatte er diesen neuen Lebenswandel geführt, ohne irgend wie darin gestört zu werden, da die lockeren Corpsbrüder im Carcer saßen. Diese kurze Zeit hatte genügt, in Hellmuth ein beseligendes Gefühl erstehen zu lassen, nämlich eine innere Zufriedenheit mit sich und seinem Schaffen, die er vorher nie gekannt; dazu kam noch, daß das Chaos sich zu lichten begann und er den Vorlesungen zu folgen vermochte. Während dieser glücklichen Periode fand er ferner auch Zeit, an seinen alten Vater zu schreiben, was er zuvor nur dann gethan, wenn er Geld brauchte.

Ein wunderschöner Wintertag war angebrochen. Festgetretner Schnee bedeckte überall den Boden, eine überaus frische, gesunde Luft wehte, und dazu schien die Sonne so freundlich, als ob es Sommer sei. Hellmuth saß in seinem behaglichen Stübchen, dessen Fenster auf den Marktplatz mündete. Das freundliche Bild vor seinen Augen hatte ihn schon zu wiederholten Malen von seinen Büchern, die er vor sich ausgebreitet, abgezogen. Und auch jetzt blickte er wieder zum wolkenlosen Himmel empor und dann auf die Straße herunter, wo lustiges Peitschengeknall ertönte. „Was mag das sein?“ sagte das Studentle zu sich, als jetzt zwölf mit Pferden bespannte Schlitten am Marktplatz auffuhren. Er brauchte nicht weiter nachzusinnen, denn sein scharfes Auge ließ ihn in den Insassen der Schlitten die aus dem Carcer entlassenen Corpsbrüder erkennen, welche durch diese prunkvolle Auffahrt zeigen wollten, wie wenig sie sich aus der überstandenen Strafe gemacht, und daß nunmehr das lustige Leben von Neuem beginne.

Hellmuth seufzte leise auf, — er beneidete im Stillen die Kommilitonen. Die Arbeit war ihm heute an und für sich schon schwer gefallen, jetzt aber, nachdem er die lustigen Brüder gesehen, geschah dies noch vielmehr. Ärgerlich klappte er ein Buch zu und schlug ein anderes auf, ohne jedoch von dem Inhalte Notiz zu nehmen, denn immer noch hafteten seine Blicke an den fröhlichen Jungen, die jetzt Anstalt machten, ihre Ausfahrt zu beginnen. Das Studentle griff zu einer gelb gesiegelten Flasche, entkorkte sie und schenkte sich ein Glas ein, das er mit einem Zuge austrank. Er hatte gehofft,



1882. Zur Erzählung: 's Studentle *8.*

daß dieses bewährte Mittel auch in dem gegenwärtigen Falle anschlagen werde, allein vergebens, — immer wieder sah er nach den Schlitten und ihren jubelnden Insassen. Plötzlich stand er rasch entschlossen vom Schreibtische auf und ließ das Rouleau herab. Die lustige Gesellschaft war ihm durch dieses Hilfsmittel entrückt, allein das Peitschenknallen ertönte nach wie vor in seinen Ohren. Abermals stand er im Begriff, die gelbgesiegelte Flasche zur Hand zu nehmen, als es an die Thüre pochte. Hellmuth rief „herein". Die Thüre öffnete sich, und ein ihm nur zu bekanntes Gesicht schaute herein, indem eine Stimme rief:

„Wahrlich, da sitzt er vor seinen Büchern! So hat man uns also doch nicht angelogen, indem man uns sagte, Du seist zum Büffler geworden? Schnorps, — so lautete Hellmuths Kneipname, — schämst Du Dich denn nicht?"

Als Hellmuth vor einiger Zeit von dem Präsidenten die Leviten gelesen bekam, hatte er nicht so verlegen dagestanden, als dies jetzt vor dem Kommilitonen der Fall war. Gleich einem von seinem Lehrer abgekanzelten Knaben malte er mit dem Zeigefinger auf dem Schreibtische herum und wagte nicht aufzublicken.

„Sage mir nur," fuhr der Andere, sich breit vor ihm aufpflanzend, weiter fort, „was das heißen soll?"

„Jenun," drückte Hellmuth hervor, „es wird doch endlich einmal Zeit, daß man zu studieren beginnt. Was soll sonst aus uns werden, Cansar?"

„Nein," rief der Andere und stemmte die Arme in die Seite, „das muß ich sagen, so etwas hätte ich von Dir am allerwenigsten erwartet! daran sind die verwünschten drei Wochen Carcer schuld, die uns der Alte diktiert. Welchem Philister bist Du denn eigentlich in die Hände gefallen?"

„Keinem," versetzte Hellmuth; „ich bin eben nur zur Einsicht gekommen."

„Thu' mir den Gefallen, Schnorps, und rede in meiner Gegenwart nicht so borniert. Gestehe die Wahrheit, — der alte Merle ist's gewesen."

„Ich bitte Dich, Cansar," entgegnete Hellmuth, „in diesem Tone nicht von einem Manne zu sprechen, den ich verehre und wie einen Vater liebe."

„Hahaha," lachte Cansar, „Du scheinst rein verrückt! doch jetzt eine Frage," fügte er mit drohender Stimme hinzu: „Sagst Du Dich etwa von uns los, wie?"

„Oh," stotterte Hellmuth, „nicht doch, — wer sagt das? Freilich, ein so lustiges Leben wie bisher will ich in Zukunft nicht mehr führen, trotzdem kann man immer fröhlich sein, und ist es gewiß noch mehr, wenn man sich keine Vorwürfe zu machen braucht und seine Schuldigkeit thut."

„Lirumlarum!" rief der Verführer. „Man ist nur ein Einzigesmal im

Leben Student und muß diese Zeit ausbeuten. Tritt man erst einmal ein Amt an, ist's für immer mit Lust und Fröhlichkeit vorbei."

„Du widersprichst Dir, Cansar," wandte Hellmuth ein, „denn wie kann man ein Amt antreten, wenn man nicht zuvor sein Examen bestanden hat?"

„Sind wir etwa die Ersten," entgegnete der Andere, „die während des Anfangs ihrer Studienzeit die Collegien schwänzen und ein lustiges Leben führen? Hat's nicht vor uns schon fidele Käuze gegeben? In einem einzigen Semester, wenn man nur recht büffelt, holt man Alles nach."

Von der Straße tönte jetzt der Ruf: „Cansar! — Schnorps!" — herauf.

Sofort trat Ersterer zum Fenster, zog das Rouleau empor und öffnete die Flügelscheibe.

„Wo bleibst Du so lange?" rief es abermals von unten.

„Ich muß ein verlorenes Schaf bekehren," entgegnete Cansar lachend. „Denkt Euch, der Schnorps, ist zum Büffler geworden."

„Pfui, pfui!" riefen jetzt mehrere Stimmen; „dem Schnorps ein Pereat!"

„Nur Geduld," gab Cansar zurück, „ich hoffe ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Noch eine kleine Viertelstunde und ich bin bei Euch." Mit diesen Worten schloß er das Fenster und begann gegen Hellmuth auf's Neue den Versucher zu spielen.

„Ich will es Dir meinetwegen erlassen," sagte er zuletzt zu ihm, „an unserer Ausfahrt Teil zu nehmen, dagegen giebst Du Dein Ehrenwort, heute Abend mit zu kneipen, oder Du wirst in ewigen Bann gethan."

Unwillkürlich schweiften Hellmuths Blicke nach dem wolkenlosen Blau und der strahlenden Sonne, um zuletzt auf den so öde und kalt daliegenden Büchern haften zu bleiben. Er seufzte tief auf, während der Andere seine Aufforderung wiederholte.

„Wir dürfen ja nicht mehr in Corpore kneipen," wandte das Studentle ein, „die Verbindung ist aufgehoben, und träfe man uns, so könnten wir leicht relegiert werden, und diese Schande möchte ich weder mir noch meinem alten Vater zufügen."

„Und denkst Du," rief Cansar lachend, „daß wir Lust verspüren, relegiert zu werden?"

„Wie wollt Ihr es dann aber anfangen, nicht betroffen zu werden?"

„Das will ich Dir sagen. Als wir gestern Abend aus dem Carcer entlassen wurden, begaben wir uns in Corpore nach Liebenau, das, wie

Du weißt, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist und woselbst man außer einem guten Stoff ein preiswürdiges Nachtessen erhält. Als wir uns wieder auf dem Heimwege befanden, hörten wir einen lustigen Chorus, der aus einem an der Chaussee stehenden, alten, unansehnlichen Wirtshause kam. Keiner von uns hatte bisher auf die Spelunke geachtet, allein in der Not frißt der Teufel Fliegen, sagt man, und so entstand in uns der Entschluß, unser Kneiplokal in jenem Hause aufzuschlagen. Dort sind wir vor allen Nachspürungen sicher, denn es wird den Pedellen nicht einfallen, uns in einem solchen Loche zu suchen. Wir gingen denn auch sofort hinein und machten es mit der Wirtin ab. — Kennst Du die Spelunke nicht, Schnorps?"

„Oh doch, doch," gab Hellmuth zurück, „es ist das rote Haus."

Der Andere nickte.

„Allein so viel ich weiß," fuhr Hellmuth fort, „ist es ein verrufenes Lokal, in welchem keine anständige Gesellschaft verkehrt."

„Eben darum gehen wir hin, um sicher und ungestört zu sein; alles Übrige kümmert uns nicht; wir sitzen in unserem Lokal und damit basta! Mag in der Spelunke sonst vorgehen, was da wolle. — Ich habe also Dein Wort, daß Du Dich heute Abend sieben Uhr daselbst einfindest?"

Nicht ohne Widerstreben sagte Hellmuth zu, worauf der Kommilitone sich seelenvergnügt entfernte. Nachdem er die Straße kaum erreicht, erscholl ein: „Bravo Schnorps!" zu Hellmuth herauf, und bald nachher verkündete ein lustiges Peitschenknallen den Beginn der Ausfahrt.

Um die Lust zur Arbeit war es heute geschehen und Hellmuth klappte die Bücher zu.

„Ich werde nur ein paarmal mitkneipen," sagte er entschuldigend zu sich, „und mich dann zurückziehen. Übrigens thut mir die Unterbrechung heute ganz wohl, und ich werde das schöne Wetter zu einem Spaziergange benützen.

Wenige Minuten später sah man das Studentle über den Marktplatz gehen, dem Thore zu; die Verstimmung, welche bisher auf seinem Gesicht zu lesen gewesen, wich allmählich, und als das Studentle nach seinem Spaziergange in die Stadt zurückkehrte und in einer Restauration bei einem Glase Bier und einem Imbiß sich niederließ, blitzte der flotte Bursche wieder aus seinen Augen, und nur mit einem gewissen Widerwillen gedachte er der Bücher, die daheim auf seinem Schreibtisch lagen.

3.

„Ihre Füße laufen zum Bösen und eilen, Blut zu vergießen."

(Sprw. 1, 16.)

Das rote Haus, von welchem im vorigen Kapitel die Rede gewesen, hatte eine ruhmreiche Vergangenheit hinter sich, insofern es vor ein paar hundert Jahren einem Grafengeschlecht als Stammsitz gedient. Ein lustiger Enkel hatte das Erbe seiner Väter jedoch in einer einzigen Nacht verspielt und auf diese Art kam es in bürgerliche Hände. Sonderbarer Weise schien jegliches Glück aus den stolzen Räumen gewichen zu sein, denn keinem der verschiedenen Besitzer brachte es Segen. Schließlich kaufte ein spekulativer Gastwirt das Haus, ohne jedoch seine Rechnung zu finden, und so sank es mehr und mehr herab, bis es in die Hände der jetzigen Eigentümerin gelangt war.

Der weitere Verlauf unserer Erzählung erheischt es, daß wir in kurzen Worten das Anwesen dem geneigten Leser ein wenig näher vor die Augen führen. Was die äußere Front anlangte, so war von dem ehemaligen Glanze nichts übrig geblieben, als die viereckigen Türmchen mit ihren schrägen Fenstern und den im Rococostil über dem Hausthore angebrachten Verzierungen. Das alte Grafenschloß hatte mehrere Eingänge aufzuweisen gehabt, welche aber alle bis auf den einzigen kassiert worden waren. In dem Parterregeschoß befanden sich jetzt Ställe, in welchen aber weder ein Ochse brüllte, noch ein Pferd wieherte, noch eine Ziege meckerte; sie standen leer und dienten gegenwärtig nur zur Aufbewahrung einiger weniger Kartoffeln und Rüben. Was das Innere des Hauses anlangte, so erinnerten noch verschiedene Überreste an den ehemaligen Glanz und Reichtum, wie z. B. die weiten Corridors mit ihren in der Wand angebrachten Bildern, welche die Porträts der gräflichen Urahnen darstellten. Der bekannte Zahn der Zeit hatte auch an ihnen genagt und es namentlich auf die Gesichter abgesehen, die jetzt samt und sonders schielten und blatternarbig waren, — ja einzelne von ihnen konnten sogar einen schiefen Mund aufweisen. In dieser Umwandlung erschienen die hochadeligen Herren und Damen nichts weniger als liebenswürdig, und wenn man spät Abends mit einem brennenden Lichte an ihnen vorüberging, konnte man sich sogar vor diesen Fratzen fürchten, und es schien, als ob sie aus lauter Neid und Mißgunst, daß ihr Stammschloß in bürgerliche Hände übergegangen sei.

häßlich geworden. Außer diesen mit Bildern geschmückten Corridoren gab es noch weitere altehrwürdige Erinnerungen; in jedem der verschiedenen Gemächer befand sich ein hoher, mit mannigfachen Schnörkeln versehener Kamin, desgleichen zeigten die Plafonds reiche Stuckaturarbeiten, ja in einem der Zimmer befanden sich sogar noch Spuren großer Wandgemälde, Scenen aus der altrömischen Geschichte darstellend. Im Übrigen aber war das Haus verfallen, wie die Spinnewebe bewiesen, die man all überall sehen konnte. Die weiten Corridore mit ihrem dumpfen Echo hatten etwas Unheimliches, und desgleichen auch die Zimmer, in denen es äußerst öde aussah. Die jetzige Besitzerin paßte aber vollkommen mit ihrem Enkel in dieses verkommene Haus, und wer Beide sah, wußte nicht, ob er sich mehr vor den unheimlichen Gängen, oder vor ihnen fürchten sollte.

Die alte Marei, wie die Alte hieß, konnte unbedingt Anspruch machen, für eine Hexe gehalten zu werden. Die wenigen Strähne grauweißen Haars, die ihr geblieben, fielen wirr auf Schläfe und Schultern herab, unter den buschigen Brauen, die unwillkürlich an einen Schnurrbart erinnerten, blitzten ein Paar kleine, verschmitzte, recht bösartig dreinsehende Augen, zwischen denen sich wieder eine lange, dürre Habichtsnase hervordrängte, auf deren Rücken eine mit Borsten versehene Warze thronte. Zu allen diesen Schönheiten gesellten sich noch die magern Wangen und der zahnlose Mund. Das Alter der Marei vermochte Niemand anzugeben, zumal sie den Tag ihrer Geburt selbst nicht wußte. Wenn man die gebeugte Gestalt mit der Krücke unter dem Arme über den Corridor humpeln sah, glaubte man eine mindestens achtzigjährige Matrone vor sich zu haben; wenn man dagegen die Marei zornig erregt sah, und ihre Augen Flammenpfeile schossen, dann huldigte man der Überzeugung, es mit einer fünfzigjährigen Hexe zu thun zu haben.

Der Enkel Kilian, der das gemeinsame Amt eines Aufwärters und Hausknechts versah, stand an Häßlichkeit seiner Großmutter in keiner Weise nach, im Gegenteil genoß er vor ihr noch den Vorzug, rote Haare zu besitzen und zu schielen. —

Ein stürmischer Abend war angebrochen; in allen Winkeln und Ecken des alten Hauses ächzte und stöhnte der Wind, der sich daselbst gefangen, und schien er es darauf abgesehen zu haben, die Ruine vom Erdboden wegzublasen.

In dem gastleeren Schenkzimmer hockte in einem alten Armstuhle die graue Marei, mit dem gesunden, linken Fuße ein vor ihr stehendes Spinnrad bewegend und ein sonderbares Lied vor sich hinbrummend, dessen Refrain lautete:

„Der Dieb der kommt in stiller Nacht! —
— Habet Acht! Habet Acht! —“

„Hehehehe!“ kreischte die Alte auf, nachdem sie den Gesang beendet, „ein verwünschtes Lied, aber spaßhaft, spaßhaft! Der Wolf ist ein ganz verwünschter Geselle, der allerlei Kurzweiliges weiß. Huhu,“ fuhr sie nach kurzer Pause krächzend weiter fort, „wie der Sturm draußen heult! — Habe aber gerne solches Wetter, ist wie gemacht für unsere Leute, denn an solchen Abenden sitzt die Polizei lieber im Warmen und läßt den Mäusen freien Lauf, — haha, schöne Mäuse!“

Nach diesem kurzen Selbstgespräche humpelte die Alte nach dem Kamin und warf einige Scheite Holz in die Flammen. „Schönes Holz,“ sagte sie im heisern Tone halblaut vor sich hin; „herrliches Buchenholz, und was die Hauptsache ist, so billig, so überaus billig, hehehe! — War auch so ein stürmischer Abend, als Kilian und Wolf es brachten, und hatten gar keine Mühe damit gehabt, denn kein Aufseher war weit und breit im Walde zu sehen gewesen. Furchtsames Volk, faules Volk! Hehe, — geschieht ihm Recht.“ Jetzt ging die Thüre knarrend auf und der schielende Enkel trat ein.

„Infames Wetter draußen,“ begann er in demselben heisern, krächzenden Tone, welcher der Großmutter eigen, und trat an den Kamin, um sich zu wärmen. „Der Nebel ist so dicht, daß man keine fünf Schritte weit sehen kann.“

„Thut nichts, Kiliandchen,“ kicherte die Alte, „das schlechte Wetter bringt uns Geld, schönes, blankes Geld, — Gold und Silber!“

„Oh, Ihr alter Gelddrache,“ versetzte der liebevolle Enkel, „Ihr könnt meiner Seel' nicht genug bekommen. Ihr habt freilich gut reden, denn Ihr sitzt in der warmen Stube und laßt Andere für Euch sorgen.“

„Sprich nicht so, lieber Junge,“ entgegnete Marei, nach dem Tische und zu ihrem Spinnrad zurückhumpelnd, „es ist Alles für Dich.“

„Ja wohl,“ versetzte der Enkel höhnisch, „abgesehen von dem, was Ihr verschwendet.“

Die Alte kreischte auf und rief: „Verschwendet! Wer sagt, daß ich verschwende?“

„Ich sag's,“ entgegnete barsch der Enkel, „und Wolf sagt's auch. Warum hast Du das Mädel, die Anna, ins Haus genommen? Besorge ich nicht alle Geschäfte? Was braucht das Mädel da herumzulungern? Sie will auch essen und trinken und das kostet Geld.“

„Ist sie nicht jung, ist sie nicht schön?“ gab die Alte mit einem häßlichen Grinsen zurück. „Ich spare sie für Dich auf, mein Kiliandchen, sie soll Dein Weib werden.“

„Wäre mir schon recht," schmunzelte der rothaarige Bursche, „wie ich sie aber kenne, wird es ihr nicht einfallen, mich zu heiraten."

„Sie muß, Junge, sie muß!" sagte die Alte in halbleisem Ton, gleichzeitig ihren Enkel näher an sich heranziehend.

„Die Anna läßt sich nicht zwingen," widersprach Kilian.

„Ich zwinge sie! Ich habe sie in meiner Gewalt! Komm her, Kilianchen, setze Dich zu mir und höre mich an."

„Gebt mir erst einen Schluck Branntwein, denn mich friert's mordsmäßig."

„Sollst 'nen Schluck haben," erwiderte die Alte und hinkte nach dem Büffet, wo einige gefüllte Flaschen standen, aus deren einer sie ein kleines Glas vollschenkte. Als der Enkel dies sah, rief er schmollend:

„Zum Wetter! seid doch nicht so geizig und gebt mir ein größeres Glas."

„Nichts da, mein Jüngelchen," kicherte Marei; „weiß ich doch, daß Du im Laufe des Abends mehrere verlangst."

Der Rothaarige lachte und leerte das Glas auf einen Zug; dann folgte er der Großmutter an den Tisch und ließ sich neben ihr nieder.

„Also wie gesagt," ergriff die Letztere wieder das Wort, „die Anna ist in meiner Gewalt. Ihre Mutter ist die Tochter meines verstorbenen Bruders, wie Du weißt. Er war ein dummer Kerl und grundehrlich, darum hinterließ er auch den Seinen nichts. So kam es, daß seine Tochter einen armen Handwerksmann heiraten mußte, der es gleichfalls nicht vorwärts brachte und bei seinem Sterben keine Stecknadel hinterließ. Hätte die Familie nicht mich gehabt, würde sie verhungert sein, allein ich nahm mich der Mutter und der Tochter an und unterstützte sie."

„Wahrhaftig?" rief der Enkelsohn ungläubig. „Ihr müßt da eine eigene Stunde gehabt haben, oder ist Euch etwa der Teufel erschienen und hat Euch gedroht?"

„Hehe, Du Spaßvogel," entgegnete Marei; „nichts von Alledem. Ich that's, weil mein Bruder mir dereinst einen großen Dienst geleistet und mich vor — —" die Alte beendete den Satz nicht, sondern versank vielmehr in ein tiefes Nachsinnen, wobei der häßliche Kopf ganz auf die Brust herabsank. Ein kräftiger Schlag, den ihr der liebe Enkel auf die Schulter versetzte, brachte sie wieder zum Bewußtsein. „Hehe — was giebt's?"

„Nichts," entgegnete der Rothaarige. „Ihr wolltet mir nur erzählen, was für einen wichtigen Dienst Euch Euer Bruder geleistet."

„Nichts da, Dienst!" rief die Alte heftig; „wer spricht von Dienst?

Weg damit, weg, — — aber die Mutter von der Anna ist mir großen Dank schuldig," setzte sie wieder gefaßt hinzu, „und die Anna auch; sie hängen einzig und allein von mir ab und müßten verhungern, wenn ich meine Hand von ihnen zöge. Darum wird die Anna auch Dir nicht entgegen sein und Dich heiraten, so bald Du es nur willst."

„Mag sein," versetzte Kilian, „bis jetzt hat es aber nicht den Anschein, als ob sie mich möchte.

„Hehehe!" krähte die Alte. „Was sich liebt, das neckt sich. Doch wie steht's," unterbrach sie sich in ihrer Rede, „soll ich das Abendessen für Wolf bereit machen?"

„Na freilich," entgegnete der Enkel, „er kann jeden Augenblick kommen."

„Will er also nicht seinen Besuch in der Nikolaivorstadt ausführen?" fragte die Alte erwartungsvoll.

„Natürlich will er's, aber zum Teufel doch nicht jetzt schon; die Nacht muß erst kommen, denn bei dem heutigen Sturm und Nebel wird das Geschäft leicht auszuführen sein."

„Dann wollen wir uns beeilen," versetzte die Alte, sich von ihrem Platze erhebend, „der Wolf hat's nicht gern, wenn er auf das Essen warten muß, und ich hab's gleichfalls nicht gern, wenn er flucht und wettert, denn er ist ein gar heftiger, ein verzweifelter Bursche, dem es auf etwas weniger oder mehr Blut nicht ankommt." Während die Alte das sprach, war sie nach der Thüre gehumpelt, aus welcher sie jetzt „Anna! — Anna!" schrie.

Und „Anna — Anna!" rief das Echo des Corridors krächzend zurück. Gleich darauf ertönten flüchtige, leichte Schritte und ein bildschönes, achtzehnjähriges Mädchen mit üppigem, blonden Haar trat ins Zimmer.

„Was soll's, Frau Muhme?" fragte sie mit einer silberhellen Stimme.

„Richte das Nachtessen für den Wolf," gab Marei zur Antwort.

Anna hatte noch nicht lange das Zimmer verlassen, als ein großer vierschrötiger Mann eintrat, dessen Äußeres ganz darnach angethan war, den Wunsch rege zu machen, ihm nicht in einem einsamen Walde zu begegnen. Das schwarze Haupt- und Barthaar hing ihm wild und unordentlich über Gesicht und Hals, die Gesichtszüge zeigten unverkennbar die Lust zur Grausamkeit und aus dem unstäten Blick der Augen konnte man erkennen, daß ein schuldbeladenes Gewissen sich in ihnen widerspiegelte. Ein grauer, breitkrempiger Filzhut bedeckte seinen Kopf, während ein weiter Mantel von derselben Farbe seine übrige Figur einhüllte. Er warf beide Kleidungsstücke jetzt ab und erschien in einem fadenscheinigen Rocke, ohne Weste und

Halstuch, während die verschlissenen Beinkleider in ein Paar mächtigen Stiefeln steckten. Er warf einen Blick auf den leeren Tisch und rief ungehalten:

„Noch nicht gedeckt? Was ist das für eine verfluchte Wirtschaft!"

„Nur gemach, Meister Wolf," versetzte Marei im schüchternen Ton, „das Abendessen brodelt schon auf dem Herde. Ich erfuhr erst vorhin durch Kilian, daß Ihr um diese Zeit nach Hause kommen werdet."

„So," polterte der Lange; „hätte der nicht schon früher seinen Mund aufthun können? Ich habe meine Zeit nicht gestohlen. Schnell ein Glas Branntwein herbei."

Kilian erfüllte in höchst eigener Person den Wunsch des gefürchteten Mannes, welcher, nachdem er das Glas geleert, sich behaglich auf einen Stuhl streckte.

„Ah!" sagte er mit einem tiefen Atemzug, „das thut wohl und erwärmt die Glieder. Es ist ein wahres Höllenwetter da draußen."

„Das aber für Euere Arbeit paßt," fiel Marei ein. „Wen nehmt Ihr für heute Nacht mit?"

„Eisenbrecher, den Lux, den Schneider und die Zange."

„Ist sie nicht noch zu neu im Geschäft?" fragte schüchtern die Alte.

„Haha," lachte Wolf hell auf, „ich wünschte, es gäbe noch mehr solche Galgenvögel, wie die Zange einer ist. So neu und unerfahren der Bursche in unsrem Gewerbe auch sein mag, so kühn und waghalsig ist er doch. Seid unbesorgt, die Zange wiegt hundert solche Kerle wie Euern Kilian auf."

Bald darauf erschien Anna mit dem Abendbrod, das aus gekochtem Schinken und hartgesottenen Eiern bestand. In zierlicher Weise deckte das junge Mädchen den Tisch. Mit Wohlgefallen sah der Lange ihr zu, bis er plötzlich sagte:

„Was fehlt dem Mädel, sie hat ja ganz verweinte Augen?"

„Oh, nicht doch," versetzte Anna schnell, „es ist nur die Folge des Rauchs vom Herde."

Großmutter und Enkel warfen einander, während sie dies sprach, einen vielsagenden Blick zu. Wolf gab sich mit der Antwort zufrieden und fiel mit dem Heißhunger eines Tieres, dessen Namen er trug, über das Essen her.

Er hatte die Mahlzeit eben beendet und derselben ein neues Glas Branntwein hinzugefügt, als auf dem Corridor Schritte und Stimmen vernehmbar wurden.

„Was ist das?" rief er hastig aus und zog gleichzeitig aus dem Gürtel einen Dolch hervor.

„Nur gemach, Alterle," begütigte Marei, „es ist ja nur unsere Stammgesellschaft, die Studenten aus der Stadt, — wißt Ihr denn nicht?"

„Ach so," entgegnete Wolf sichtbar erleichtert.

„Anna!" rief die Wirtin ihrer Verwandten zu, „bringe die jungen Herren nach dem obern Zimmer, — aber schnell, hurtig, — damit sie nicht erst hierherein kommen."

Anna zündete schnell ein Licht an und eilte hinaus; Kilian mit flinken Schritten ihr nach.

Wolf blieb eine Weile still, bis die Schritte auf der oberen Treppe verklungen waren, dann rief er unwillig aus: „Wißt Ihr übrigens, alte Sybille, daß Ihr eine große Dummheit begangen, indem Ihr die Studenten in Euer Haus aufgenommen habt?"

Marei schüttelte verwundert den Kopf.

„Wie leicht kann das Ganze nur eine Falle sein," fuhr Wolf fort, „wie leicht ist es möglich, daß die Kneipereien der Studenten nur ein Vorwand sind, um uns auszuspionieren."

„Oh, oh," versetzte die Alte, „was seid Ihr doch für ein mißtrauischer Gesell! Denkt Ihr denn, daß ich mich nicht genau erkundigt, warum die jungen Herren hier ihre Gelage abhalten? Ihre Verbindung ist aufgehoben worden und sie müssen daher Orte aufsuchen, wo sie vor Überraschung sicher sind."

„Haha," lachte Wolf unheimlich, „dann könnte es kommen, daß sie sich stark verrechnet haben, — hier und sicher!"

„Je nun," gab Marei zurück, „haben wir vor der Polizei nicht schon seit zwei Jahren Ruhe? Seitdem sie damals das ganze Haus durchsuchten und nur den Schnorrer fanden."

„Erinnert mich nicht daran," rief der Lange aufgebracht, „denn ich kann's bis jetzt noch nicht verwinden, daß uns dieser Prachtkerl verloren gegangen. Und was für ein ehrlicher Kerl er war, indem er Keinen von uns zur Anzeige brachte, selbst dann nicht, als man ihm die zehn Jahre Zuchthaus schenken wollte, so bald er nur die Namen der Bande zu nennen sich anheischig mache. — Seit der uns verloren, liegt das ganze Geschäft lahm, denn der Schnorrer verstand es aus dem ff, die Gelegenheit auszuspionieren."

„Na, na," meinte Marei beschwichtigend, „ich dächte mein Kilian ließ es daran auch nicht fehlen."

„So schweigt doch einmal still mit Euerem Kilian," rief der Lange zornig und mit der Faust auf den Tisch schlagend aus, „was ist dieser er-

bärmliche Schielhans gegen den Schnorrer! Euer dummes Geschwätz wird mir noch die ganze Laune für diese Nacht verderben."

„Um Alles in der Welt nicht," entgegnete die Alte erschrocken. Gleichzeitig zuckte es listig um ihre vertrockneten Lippen und, sich vertraulich neben Wolf niederlassend, begann sie:

„Mir ist da ein Gedanke gekommen, Wolf, und ich glaube, daß Ihr ihn gutheißen werdet."

Dieser blickte ungläubig zu ihr auf.

„Spottet nicht allzufrüh, sondern hört mich an. Die Studenten, die jetzt in unserem Hause verkehren, sind samt und sonders reicher Leute Kinder, sie haben Geld die Fülle. Ihr solltet nur einmal ihre Geldbörsen sehen, wie gespickt dieselben mit lauter Goldfüchsen sind."

„Nu," stieß Wolf unruhig heraus, „und was soll uns dies nützen? Ihr glaubt doch nicht etwa, daß ich so dumm sein werde, die Burschen mit meinen Helfershelfern zu überfallen? Das wäre der gerade Weg, uns der Polizei in die Hände zu liefern."

„Ei, nicht doch," keifte Marei, „hört mich doch erst an und unterbrecht mich nicht. Wir müssen uns die reichsten von diesen Goldvögeln heraussuchen und sie auf die eine oder andere Weise bewegen, einmal hier in der Schenkstube zu verkehren, dann überredet Ihr sie zu einem Spielchen und ich braue ein Gläschen Grog, Ihr wißt schon, von welcher Sorte!" Bei dem letzten Worte stieß sie den Gefährten an und kicherte laut. „Na, und das Übrige ist dann Euere Sache."

„Hm," versetzte nach kurzer Pause Wolf, das Haupt auf den Arm stützend, „der Gedanke ist nicht übel. Wenn wir uns drei heraussuchen, — wie viel meint Ihr wohl, könnte es dann absetzen?"

„Auf Heller und Pfennig vermag ich es Euch freilich nicht anzugeben," antwortete die Alte, „auch wechselt das Vermögen bei den jungen Leuten. An den Quartalstagen ist ihr Geldbeutel aber stets zum Platzen gefüllt, das habe ich erst neulich beobachtet, wo der Eine von ihnen, ein besonders lustiger Bursche, volle zweihundert Thaler auf den Tisch zählte."

„Verdammt!" rief Wolf mit glühenden Augen, „das verlohnte sich der Mühe. Wenn aber dann die Burschen uns bei Gericht anklagten, wie dann?"

„Das werden sie bleiben lassen," kicherte Marei, „da es sonst gleichzeitig herauskäme, daß sie ihre Verbindung heimlich aufrecht erhalten. Die Folge davon würde sein, daß man sie referierte."

„Ah was," brummte Wolf, „referierte, — Dummheit, — relegierte wollt Ihr sagen."

„Nun meinetwegen relegierte," gab die Alte zu, „ich bin nicht so gestudiert wie Ihr."

„Ihr spracht vorhin von einem besonders lustigen Burschen," begann Wolf nach kurzer Pause abermals; „vielleicht ließe sich mit ihm am leichtesten anbinden."

„Das will ich meinen!" rief Marei, „denn er ist ein gutmütiger Staarmatz."

„Wie heißt er?"

„Sie nennen ihn Schnorps," antwortete die Alte, „doch glaube ich nicht, daß das sein rechter Name ist; wenn Ihr noch ein Viertelstündchen Zeit hättet, so würde ich Euch eine Probe seiner Gutmütigkeit zum Besten geben."

Wolf schaute fragend empor.

„Holt Eueren Umhängebart und die weiße Perücke, und nehmt den alten, geflickten Mantel um," sagte Marei, „wie Ihr dies ja immer thut, wenn Ihr als Bettler in die Häuser auf Kundschaft geht."

„Nun, und was weiter?"

„Für das Andere laßt mich sorgen," entgegnete Marei.

Wolf stand auf und holte aus dem Schrank des Nebenzimmers die erwähnten Verkleidungsstücke heraus. Als er dieselben angelegt, sah er einem alten, greisen Bettler zum Verwechseln ähnlich, zumal er auch dessen Gebrechlichkeit täuschend nachzuahmen verstand. Er ließ sich vor dem Kamin nieder und erwartete dort Marei, welche sich inzwischen in das obere Stockwerk zu den Studenten begeben hatte.

„Darf ich wohl," redete sie die Corpsbrüder an, „den Herrn Schnorps ersuchen, mir ein wenig Gehör zu schenken?"

„Hahaha," ertönte es lustig, „die Alte kennt bereits unsere Namen! Eine aufmerksame Wirtin, in der That; Schnorps, folge ihrer Einladung!"

Hellmuth begab sich mit der Wirtin vor die Thür, woselbst die schlaue Alte ein erschreckliches Klagelied begann und dem gutmütigen, jungen Manne erzählte von einem alten, armen Bettler, der sich unten am Kamine wärme und keinen Heller im Säckel habe.

„Ich bin selbst eine arme, alte Frau," schloß Marei ihren Bericht, „und kann dem Alten nichts bieten, als Wärme und ein elendes Strohlager. Sie aber sind ein vermögender, junger Herr, und so bitte ich Sie, dem armen Greise einen Zehrpfennig zu geben."

Hellmuth wollte bereits seine Geldbörse ziehen, allein die Wirtin entgegnete ihm:

„Nein, nein, Sie müssen den hilfsbedürftigen Greis selbst sehen, denn

ich weiß, daß dann Ihre Gabe noch reichlicher ausfällt." Damit führte sie ihn in das Schenkzimmer, wo der besagte arme Greis fröstelnd vor dem Kaminfeuer hockte und klägliche Laute ausstieß.

„Na, seid nur ruhig, alter Gabriel," redete ihn die Wirtin liebreich an, „hier ist ein junger Herr, der Euch etwas schenken wird."

„Ach, vergelt's Gott," entgegnete der Greis mit matter, hohler Stimme, sich immer von Neuem wieder gegen den Frost wehrend, „hab nun schon seit zwei Tagen so gut wie nichts gegessen." Nach diesen Worten überfiel ihn ein bösartiger Husten, welcher das Mitleid Hellmuths doppelt erregte.

„Lieber Himmel," rief er aus, „habt Ihr denn Niemanden, der für Euch sorgt?"

„Niemanden, lieber junger Herr," wiederholte der Alte, nachdem sich der Husten gelegt; „stehe ganz allein auf der Welt; vor einem Jahre besaß ich freilich noch einen guten Sohn, der mich unterstützte und pflegte, allein er ist gestorben." Bei diesen Worten hielt der Greis die Hände vor die Augen, und an der zuckenden Bewegung seines Kopfes war zu sehen, daß er weinte.

Hellmuth ging der Schmerz des Alten tief zu Herzen, er zog die Börse, ließ eine Münze in die Hand des Greises fallen und sagte: „Ich werde dafür sorgen, daß Ihr jeden Monat ein paar Thaler bei der Frau Wirtin hier erheben könnt, alter Vater." Dann wandte er sich zur Marei und flüsterte derselben zu: „Macht ihm ein gutes, warmes Abendbrod zurecht und ein Glas Grog dazu, ich werde die Zeche bezahlen."

Der Bettler mußte diese Worte gehört haben, denn er rief, die Hände faltend: „Ach, lieber, guter, edler junger Herr, nehmt meinen Dank, und der Himmel verlohne es Euch tausendmal."

Hellmuth klopfte ihm freundlich auf die Schulter und entfernte sich in dem süßen Bewußtsein, ein gutes Werk vollbracht zu haben.

Seine Schritte waren indessen auf der Treppe kaum verhallt, als der arme, gebrechliche Bettler mit voller Manneskraft Mantel, Bart und Perücke abwarf und, das empfangene Goldstück in die Höhe haltend, lachend ausrief:

„Meiner Seel', so leicht habe ich bisher noch keinen Friedrichsd'or erworben! Dieser Schnorps ist ja ein wahrer Ausbund von Dummheit und Gutmütigkeit."

„Gelt," triumphierte Marei, „was hab ich gesagt?"

„Wahrlich nicht zu viel," gab Wolf zurück, „und ich werde Sorge tragen, daß die Goldfüchse dem jungen Herrn nicht allzu beschwerlich fallen; — jetzt aber muß ich fort." Darauf hüllte er sich wiederum in seinen

grauen Mantel ein und setzte den Filzhut auf. Marei vertrat ihm jedoch den Weg und sagte:

„Halt da, erst den Friedrichsd'or hübsch geteilt."

„Was fällt Euch ein, einfältiges Weib?" rief Wolf lachend, die Alte bei Seite schiebend. Der Goldfuchs gehört mir, Ihr mögt Euch mit dem Betrag der Zeche begnügen, die der Herr Schnorps zu zahlen versprochen."

„Ah, Ihr seid ein schlauer Patron," versetzte Marei ärgerlich, „indessen will ich mich drein fügen, hoffe dagegen, daß Ihr diese Nacht Eure Sache gut macht. Habt Ihr alle Werkzeuge bei Euch?"

„Das ist die Sache der Zange," gab Wolf zurück und verließ Zimmer und Haus.

Am nächsten Morgen befanden sich die Bewohner der Nicolaivorstadt in großer Aufregung, da während der letztvergangenen Nacht der Laden eines Juweliers erbrochen und so ziemlich ausgeplündert worden war.

„Weiß der Kuckuck, wie ein solcher frecher Diebstahl noch ausgeführt werden kann," äußerte ein Bürger zu dem andern, „da unsere Polizei doch so zahlreich ist."

„Allerdings," gab der andere zur Antwort, „aber sie ist nie auf dem Platze, wenn es eine so stürmische, unheimliche Nacht giebt, wie die letztvergangene war; da haben dann die Herren Spitzbuben ein leichtes Spiel."

„Na, Gott sei Dank," versetzte der erste, „mir können sie nichts stehlen."

„Und mir auch nichts," fügte der andere hinzu. „Es lebe unsere Polizei, Hurrah!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Besteigung des Popocatepetl.

Mit Abbildung.

Hinauf zu dem großen, mexikanischen Vulkane! Über Lavaebenen und Felder schwarzer, glitzernder Asche, woraus seine wüsten Abhänge bestehen; hinauf über die Schneewolken, deren Donner zu dem kühnen Bergsteiger empor tönt, gleichsam als aus den Tiefen der Erde kommend! Hinauf zu dem Krater in den Eisreginoen, 5148 Meter über der Meeresfläche, wo der Himmel sein helles Blau verliert und sich dunkelblau färbt, wo die Lungen in der verdünnten Atmosphäre nur mühsam atmen.

Die Besteigung des Kraters wurde in Begleitung von mehreren Führern von drei Herren ausgeführt: E. J. M'Cune aus Kumperland-Valley, Anton Kieffer aus Straßburg und Wilhelm Wells, der dieselbe vortrefflich beschrieb. Unsere Vorbereitungen, so erzählt derselbe, wurden in der Stadt Mexiko gemacht und waren sehr einfach; dazu gehörten: scharfe Nägel in die Sohlen der schweren Schuhe, um am Eise hinauf zu klettern, dicke wollene Decken und Tücher, Sporen, um widerspenstige Maultiere und Pferde bis zum Fuße des Berges zu treiben, Gläser zum Schutze der Augen gegen die blendende Sonne, wollene Hüllen für Gesicht und Hals, Pistolen, Taschen, Compasse, Barometer,Ferngläser, Notizbücher, zinnerne Cantinen für Wasser, für jeden eine Flasche mit Branntwein und warme Handschuhe und Strümpfe.

Seit einigen Tagen waren unsere Blicke nach Osten gerichtet, wo die Kuppel des Vulkans weiß und kalt zwischen den Wolken zum Vorschein kam, gleich einem riesigen Wachposten, welcher den Continent überschaut; und mehr als einmal gaben wir fast den Warnungen unserer Freunde nach, deren mündliche Erzählungen von den Schwierigkeiten und Leiden, die mit solchem Unternehmen verbunden sind, von den Wenigen, denen es gelang, bestätigt wurden, doch hatten wir gehört und gelesen, daß die Spitze während des letzten halben Jahrhunderts mehrere Male erreicht wurde, und wir beschlossen, weiter zu gehen.

Die Glocke der Kathedrale schlug sechs Uhr, als die Diligence für Ameka durch die Straßen und aus dem Thore San Lazora fuhr. Wir ließen die schlummernde Stadt hinter uns, rasselten der Morgendämmerung entgegen, welche nach und nach das malerische Amphitheater des Thals von Mexiko zu röten anfing, die Türme der Stadt karmesin färbte und alle wunderbaren Schönheiten eines tropischen Morgens entfaltete.

Die Straße von Mexiko nach Chalko — welche Stadt an dem Wege zu dem Vulkane hinauf liegt, führt an dem einst berühmten See Tecuco vorbei, wo die Aztekenstadt selbigen Namens gelegen hat, die einst größer war als Mexiko selbst, wovon aber nur noch wenige traurige Ruinen geblieben sind. Von Chalko erhebt sich nach Osten hin das Land stufenweise den untern Bergen des Popocatepetl zu, dem „Rauchenden Berge“ in der Aztekensprache, und dem Iztaccihuatl, „Weiße Frau“, beide die Wolken durchdringend und auf ihren Spitzen ewigen Schnee tragend.

Um 4 Uhr erreichten wir nach einem holperigen Ritte über ein Land, welches bergig genannt werden könnte, wären die höheren Bergketten nicht stets über uns sichtbar gewesen, das Hochland von Ameka, 2288 Meter über der Meeresfläche.

Während wir auf die Pferde warteten, wurden wir von zwei Offizieren des Kaisers Maximilian angeredet, deren Wesen den „feinen Mann“ bekundete, ein Etwas, das sich nie verleugnet. Unser Zusammenkommen hatte den Erfolg, daß sie uns ihre Pferde anboten, und da das Land umher von Diebsbanden unsicher gemacht war, so nahmen wir ihr gütiges Erbieten dankbar an und sechs gut berittene Soldaten wurden uns als Begleitung, nach Tlamakas und zurück

nach Ameka beim Herabsteigen des Berges, beigegeben. Der Oberst versicherte uns, es würde unmöglich sein, Nachts durch ein so zerstückeltes und schwieriges Terain reiten zu können, welches uns entschied, in Ameka zu übernachten und früh Morgens bei Mondenlicht aufzubrechen. Dieser Aufschub war indeß nicht ohne Vorteile. Wir fanden zwei Indianer, die den Vulkan erstiegen hatten und die sich zu einem mäßigen Preise als Führer anboten.

Die großartigste Ansicht der beiden Berge hat man vom Thale von Ameka aus. Da der Popocatepetl nur 20 englische Meilen in gerader Linie entfernt ist, so scheint es fast, als erhebe er sich aus dem Innern der Stadt selbst, die malerisch von Bäumen umgeben ist und von Bächen durchrieselt wird, deren Wasser von den Schneelagern hoch über der Stadt herunter kommen. Die zwischenliegende Bergreihe ist mit vollbelaubten Eichen, Eschen, Cedern, Wachholdern und Weiden bedeckt, welche, vom Thale aus gesehen, das Auge durch die vielfältigste Schattierung, vom zartesten Grün des Unterholzes bis zum tiefen Dunkel der Tannenwälder, entzücken. Eine feierliche Stille war über die ganze Seene ausgebreitet, welche nur zuweilen durch das Rauschen des Windes im Walde oder durch das Sprudeln eines entlegenen Wasserfalles unterbrochen wurde. Über und jenseits dieses Amphitheaters von Wald und Thal erschien dem Auge die ganze östliche Seite des Himmels wie ein großer Bergrücken mit Schnee und Eis bedeckt, matte Regenbogenfarben durch die Strahlen der untergehenden Sonne zurückwerfend. Mehrere Hundert Meter über der unteren Bergkette entdeckte man, durch ein Teleskop gesehen, an den Bergseiten tiefe Spalten in den Abhängen und Schlünden, woraus wilde Katarakte herabstürzten, Schnee, Eis und Felsen mit sich reisend. Die Bergspitze war ab und zu in Wolken gehüllt, aber augenscheinlich war ein heftiger Sturm dort im Werke, denn diese wurden zu Zeiten hinweggerissen, und dann trat die weiße Spitze majestätisch hervor.

Das Thal versank auch bald im Dunkel der Nacht und die verlöschenden Lichter zeigten, daß die kleine Welt von Ameka dem Beispiele der Natur gefolgt war und schlummerte. Da wir früh aufbrechen wollten, rollten wir uns in die wollenen Decken und schliefen auf hartem Boden bald ein, so ruhig und fest, wie Gesundheit und große Anstrengungen mit sich bringen.

Pünktlich um zwei Uhr Morgens wurden wir geweckt und nach sonstigen kleinen Anordnungen waren wir bereit, und fanden unsere Truppe von fünf Soldaten, einem Corporal und zwei Indianern als Führer beritten und fertig vor der Thür. — Der Mond, im zweiten Viertel, stand hoch am Himmel und ließ uns die ernsten Gesichter unserer Begleiter sehen, die Karabiner über ihre Schultern geworfen und in der Nationaltracht der Mexikaner gekleidet. Die Luft war so scharf, daß wir froh waren, heißen Kaffee zu erlangen, und dann, unsere Cigarren anzündend, zogen wir Handschuhe an, legten die wollene Binde um Hals und Gesicht und gaben das Zeichen zum Marsche, die Führer voran und die Kavallerie als Nachtrab; fort gings, dem Vulkan entgegen, den wir kaum beim schwachen Mondlichte unterscheiden konnten.



POPOKATEPETL.

Endlich fing der Morgen an zu tagen und rötete den östlichen Himmel; die Wolken, welche sich um die hohen Bergspitzen gelagert hatten, zerstreuten sich, und wir ritten nun dem Vulkan gerade zu. Zur Linken lag der Iztaccihuatl. Von hier aus gesehen, verdient er die Aztekenbenennung „Die weiße Frau". Die geborstene Oberfläche des Bergkammes, beinahe 4572 Meter über der Meeresfläche, erstreckt sich meilenweit in wellenförmigen Schneefeldern und bildet mit erschreckender Ähnlichkeit die Umrisse einer unter einem Grabtuche ruhenden, weiblichen Figur, die Knie erhoben und den Kopf zurückgebogen.

Alles Interesse war jetzt auf die „Krone" der Andes gerichtet, indem wir den Reitweg auf gewundenen Pfaden hinanklimmten in der Stille urweltlicher Wildnis. Wohin auch dieser ansteigende Pfad auf Schlangenwegen uns führte, überall sahen wir den majestätischen Popocatepetl — ein Gemälde am Himmel — wie ein ungeheurer Eishelm glänzend, und von diesem Punkte aus gesehen, eine kalte blaue Stahlfarbe annehmend, unbeschreiblich düster und drohend aussehend. Als wir dem Ziele unseres Rittes näher kamen, und wir uns von unserer Eskorte trennen mußten, hörte Lachen und lautes Sprechen auf; denn Jeder dachte innerlich über die Natur seiner Aufgabe nach, die nun vor uns lag; die Achtung vor dem Vulkan nahm zu, da wir die zackigen Abhänge und glänzenden Schneefelder übersahen, welche die umgebenden Wolken überragten.

Ungefähr um 7 Uhr kamen wir im Dorfe Tlamakas an, welches indes nur aus zwei verlassenen Hütten besteht. Ein Haufen Asche, inmitten eines Kreises von Steinen in einer dieser Wohnungen, zeigte, daß man hier gekocht hatte. Das Thal ist ungefähr 4 englische Meilen lang und ist eigentlich ein gerundetes Loch, am Fuße des Popocatepetl und des Iztaccihuatl. Nachdem wir abgestiegen waren, sagte der Anführer unserer Kavalkade, daß sein Oberst ihm Befehl gegeben, mit den Pferden im Thale zu bleiben, bis wir vom Berge zurückgekommen, und von ihm den Auftrag erhalten hätte, jedem eine kleine Flasche Branntwein einzuhändigen, um am Krater Ihrer Majestäten Gesundheit zu trinken. Der Offizier erklärte nun, daß die Pferde, um abends nach Ameka wieder zurückreiten zu können, den Tag über Ruhe haben müßten und schlug vor, mit seinen Leuten nach Tlamakas umzukehren und unser Herunterkommen dort abzuwarten. Die Pferde waren in der That sehr erschöpft von dem tiefen Sande und eins blieb ganz zurück; unsern militärischen Freunden Adieu sagend und die Führer voranlassend, fingen wir an, gemäßigten und gleichförmigen Schrittes die Nordseite der sich neigenden Ebene hinanzusteigen, unsere Blicke dem hohen Gegenstande unseres Ehrgeizes entschlossen zugewendet.

Das Weiterkommen in dem tiefen Sande ging langsam, er glitt unter den Füßen hinweg, und der spitze Stock war nutzlos; und jetzt verwirklichten sich die Mühseligkeiten der Besteigung des Kraters. Einer nach dem Andern sanken wir nieder, um Atem zu schöpfen. Auf diese Weise erreichten wir „das Kreuz", nachdem wir Tlamakas 1½ Stunde verlassen hatten. Die Führer waren um 100 Yards voraus. Dieses „Kreuz" aus Holz steht auf einem spitzen Felsen, wie eine kleine Insel im Sandmeere und diente uns als Ruhe-

stelle. Außer einem schnellen Pulsschlage, der Wirkung von Übermüdung, litt Keiner von uns an Unbequemlichkeiten. Ein Aufenthalt von mehreren Monaten in der Stadt Mexiko, welche 216 Meter über dem Ozean liegt, hatte uns an die verdünnte Atmosphäre solcher Höhe gewöhnt, so daß die jetzige hohe Lage, in der wir uns befanden, geringern Einfluß auf uns ausübte, als hätten wir diese direkt von der Küste aus erreicht. Doch holten wir tief Atem und zwangen uns mehr wie gewöhnlich die Lungen zu öffnen. Tief unter uns sahen wir durch das Glas die Soldaten ihre Pferde dem Thale zuführen.

Hier fanden wir die letzte Spur von Vegetation. Schmarotzerpflanzen, Büschel Gras und zusammengeschrumpfte Farrenkräuter waren längst hinter uns; und hier, in den rauhen Felsspitzen sah man nur Stückchen hartes, braunes Moos, das wir nur mit dem Messer ablösen konnten. Die „Alpenflora“, welche sonst überall in der Welt in hohen Bergen fortkommt, ist hier unbekannt, welches dem Mangel an jeglichen Nahrungsstoffen zuzuschreiben ist. Ströme von kalter Luft pflegten von den steilen Abhängen herab die Temperatur auf 60° zu verringern; doch war der Schein der Sonne so brennend, daß sie am Handgelenke, Gesicht und Hals fast Blasen zog. Während wir ausruhten, fanden wir Gelegenheit, den muskulösen Bau unserer beiden Führer besonders zu bewundern. Hoch und wohlgebildet, leicht in ihren Bewegungen, mager wie Jagdhunde und mit breiter Brust, die sich wölbte, waren diese natürlichen Athleten uns weit überlegen an Ausdauer; doch bemerkten wir, daß sie bei jedem Stillstande ebenso bereit waren, wie wir, sich niederzuwerfen, um Atem zu schöpfen. Jetzt drangen die Wolken aus Westen vor; und zum ersten Male sahen wir das sonderbare Schauspiel eines umgekehrten Hagel oder Regenschauers, mit Blitz und Donner unter uns, während über uns die Bergspitze im vollen Sonnenschein glänzte.

Um 11 Uhr vormittags waren wir 4572 Meter über der Meeresfläche, in einer Temperatur von 46 Grad Fahrenheit. Wir litten an heftigem Herzklopfen, der Puls des Einen von uns hatte 109 Schläge in der Minute und wir sahen blutlose Gesichter beim Abnehmen der grünen Gläser, und so dünn und eingefallen aus, als ob das Leben ganz aus uns entwichen sei. Einer lachte über des Andern Leichengesicht, aber es war eine traurig klingende Heiterkeit, sie klang so hohl, als ob ein Spaß übel angebracht und nicht erlaubt sei.

Wir hatten noch ein hohes Schneelager zu ersteigen. Um das zu vollenden, mußte die Arbeit entschlossen und ausdauernd angegriffen werden. Die Führer zeigten nach der Stelle des Kraters, die durch eine leichte Einbiegung auf der Spitze angegeben war. Nach unserm abgematteten Zustande zu urteilen, schien es unmöglich, die Ersteigung zu vollenden, doch entschlossen wir uns, auszuharren, bis schlimme Zeichen uns zurückhalten würden.

O diese letzten 50 oder 80 Yards! Dieser Raum erschien uns, wie dem armen Schwimmer das nahe liegende Ufer, welches er in Todesangst zu erreichen sucht, wenn ihm die Kräfte dazu fehlen! Zuletzt — wir wußten kaum wie — ist der letzte Schritt gethan und der Gipfel erreicht, der halb ohnmächtige

Kletterer, mit blutrünstigen Augen, klopfendem Herzen und nach Atem ringend, schwach, zitternd und und schwindlig, sinkt am Rande des Kraters nieder, er sieht aber sein Streben verwirklicht, er hat eine Höhe von beinah vier englischen Meilen über der Meeresfläche erreicht! Doch mischte sich auch ein Gefühl von Traurigkeit hinein, das vielleicht ebensoviel von körperlicher Erschöpfung entsteht, als von dem Eindruck der furchtbaren Wildnis und der frembartigen Stille, die uns auf diesem Platze umgab. Es ist eine Wüste über den Wolken, die den blauen Äther des Himmels überragt, wo keine Spur eines lebenden Wesens existiert, außer die bestürzten Eindringlinge in diese Einöde von Eis und Kälte.

Es war jetzt einige Minuten über zwei Uhr. Wir hatten 6¹/₂ Stunden auf dem Wege von Tlamakas ab zugebracht. Ermüdung und Übelkeit machten den Gedanken an Essen widerwärtig, und wir konnten uns nur insofern dazu verstehen, als dem Wunsche des Oberst Kannedo nachzugeben, die Gesundheit Ihrer Majestäten zu trinken, indem wir den Branntwein, den er uns verehrt hatte, zu kosten suchten.

Die Scene bei Erreichung des Kraters frappiert einen umsomehr, weil man die Ansicht desselben ganz plötzlich offenliegend vor sich hat, ehe man es erwartet. Der weite Schlund mit all' seinen wunderlichen, wilden Formen von Klippen und trüben Dünsten, die ihm entsteigen, liegt vor einem, so wie der Rand erreicht ist. Alles liegt zerrissen, verworren, zerstreut umher und durcheinander, es ist ein Chaos von Zerstörung und Verwirrung, welches durch mächtige, unbegreifliche Wirkungen verursacht ist. Der Rand ist am niedrigsten an der nordöstlichen Seite, es ist eine gezackte Oberfläche, ohngefähr 20 Yards breit, die jäh dem Mittelpunkte sich zuneigt; sie ist mit eruptivem Sande bedeckt und mit Massen von Feldspat, Porphyr und Bimsstein hier und da überlegt, auch mitunter von Lagern gefrorenenen Schnees überdeckt, der durch Triebsand und und Schwefeldünste, welche aus der Tiefe aufsteigen, gefärbt ist. Die Öffnung des Kraters ist an ihrer breitesten Stelle ²/₃ einer englischen Meile im Durchmesser; aber diese Dimensionen nehmen stufenweise ab, bis beinahe der ganze Umkreis in einer Tiefe von 57 Meter mit einem Blicke übersehen werden kann. Wir suchten unsern Weg mühsam zwischen aufgehäufter, zerstückter Lava und unter großen, überhängenden Felsblöcken, zwischen zerschmetterten Bruchstücken hindurchzuwenden. Ein fortwährender Lärm drang in regelmäßigen Zwischenräumen zu uns herauf, der zuweilen durch ein gelindes Stöhnen und Pfeifen unterbrochen wurde und der die Dämpfe zu zerteilen schien, so daß sich ungeheure Massen abgelöster roter, schwarzer und grauer Felsen sehen ließen, welche mit Schwefel überzogen waren. Die Luft war zu keiner Zeit unangenehm warm, auch bemerkten wir keine Art leuchtender Erscheinungen oder irgend andere Spuren von Feuer; — die heraufsteigenden Wolken fielen immer wieder zurück, so wie sie in Berührung kamen mit der eisigen Atmosphäre.

Dieses sind die einzigen bemerkenswerten Erscheinungen des Kraters. Das nie aufhörende Respirieren, das stete Sieden der im Verstecke liegenden, großen Kessel leidet keine Veränderungen, ausgenommen, wenn ein dumpfes, ominöses

Murmeln sich hören läßt, was sehr selten ist, oder wenn nach Verlauf von Jahren der Krater plötzlich erwacht, die benachbarten Dörfer aufschreckt und eine ungewohnte Thätigkeit darin verbreitet, wie es bei dem Erdbeben von 1864 der Fall war, als die Hälfte der Städte am atlantischen Abhang der mexikanischen Andes stark zerrüttet wurde. Damals stöhnte der Berg laut — sagen die Amerikaner, — große Felsen rund um den Krater wurden aus ihren Fugen gerissen und rollten mit donnerähnlichem Getöse hinunter in den Sandgürtel.

In weit hinter uns liegenden Zeiten waren alle diese mexikanischen Kegel in voller Thätigkeit und wahrscheinlich war der Popocatepetl der lauteste und thätigste von allen. Jetzt ist er still genug, aber es sind Zeiten gewesen, in denen seine Auswürfe und Explosionen von einer See zur andern widerhallten, und seine schaurigen Flammen den ganzen Teil des Festlandes erleuchteten.

Erschöpft durch des Tages Mühen und Beschwerden, blieben wir nur so lange oben, um die Scenen uns genugsam einzuprägen und eine Skizze davon zu machen; dann klommen wir wieder auf den Rand und sahen auf die wunderbare Landschaft, die sich uns nach Osten und Norden aufthat. Es war vorgeschlagen, die Nacht auf der „Spitze“ zu bleiben, um den Sonnenaufgang zu sehen, welches eines der grandiosesten Schauspiele in der Welt sein muß; unsere zunehmende Schwäche indes, die Ausdehnung des Blutes, die Schwierigkeit des Atmens und einige andere ungewöhnliche Symptome des Herzens, woran zwei unserer Begleiter litten, ließen es unvorsichtig erscheinen, zu bleiben; außerdem hatten wir nichts mitgebracht, uns gegen die Nacht zu schützen, und das Quecksilber stand schon jetzt mehrere Grade unter Null. Nach Osten hatten sich die Wolken verteilt und ließen in der Richtung nach Vera Kruz die Atmosphäre durchsichtig. Von dem Punkte ab, wo wir zitternd vor Kälte standen, neigte sich der große und ungeheure Kegel mit furchtbarer Deutlichkeit Hunderte und Hunderte von Metern hinab, bis seine Grundfläche sich mit den regellosen Bergketten verband, die sich nach der tierra caliente erstrecken.

Hinweg über einen grenzenlosen Raum lag die malerische Landschaft von Mexiko, die sich in verschiedene Staaten ausbreitet und sich unmerklich durch die gemäßigten Regionen der Fichten und Cerealien zu dem Horizont, wo ewiger Sommer herrscht, hinabsenkt, wo Palmen wachsen und Orangen blühen, wo wunderbar buntgefiederte Vögel das Auge erfreuen und die Blumenwelt der Tropen gedeiht.

Hier sahen wir die Steppen des innern Landes vor uns, die unteren Andes mit ihren turmartigen, scharf gezeichneten Kämmen, die unbegrenzten Walddistrikte und die verdorrten Buschwälder (sungles) des niederen Landes — Alles lag in einem unabsehbaren Panorama vor uns ausgestreckt, das sich nach und nach in der Ferne verlor gleich einem wallenden Ozean!

Dem Thale von Mexiko zu verdunkelten Wolkenschichten die Aussicht, und der hochragende Vulkan des Toluka blieb uns daher verborgen; doch entschädigten uns die Schneeklippen des Iztaccihuatl, 572 Meter unter uns, reichlich dafür, wie auch das noch prächtigere Schauspiel der „Spitze des Orizaba“, die

wie polierter Stahl am östlichen Himmel glänzte. Niemand kann den Krater des Popocatepetl erreicht haben ohne die größte Erregung; denn er steht auf dem erhabensten Punkte der westlichen Welt, den Atlantischen und Stillen Ozean zu seinen Füßen. Lachen und Rufen liegt hier fern. Wird ein solches Unternehmen in fröhlicher Laune beschlossen und begonnen, so schwinden schon bei der Schneeregion derartige Gefühle, und beim Krater würde der eifrigste Schwätzer still und nachdenkend werden.

Schnee- und Sandlawinen gehören zu den großen Gefahren, denen man am Vulkane begegnet. Binnen wenigen Jahren sind mehrere Indianer durch solche verschüttet. In den warmen Monaten lösen sich die Schneemassen durch Wasserdurchschläge auf; tritt der ahnungslose Wanderer darauf, so setzt sich die ganze Masse mit rasender Schnelligkeit in Bewegung und verliert sich mit seinem Opfer tief unten im Sande. Eben so gefährlich sind die abschüssigen Sand- und Aschenfelder, welche durch das leiseste Betreten losstürzen; es ist vorgekommen, daß man Stücke von mehreren Hundert Yards im Geviert ohne scheinbaren Grund sich in Bewegung hat setzen sehen, immer an Größe zunehmend und geräuschlos herabgleitend, bis irgend ein Lüftchen sie aufhält. Diese Sandgleitungen geschehen plötzlich, ohne vorherige Warnung und mit solcher Schnelligkeit, daß Viele auf einmal darunter begraben werden können, wie es leider öfter geschehen ist. — Furchtbare Gewitter- und Hagelstürme sind in den Sommermonaten nichts Seltenes, die Elektricität ist dann groß, und feurige Flüssigkeiten schießen am metallischen Sande empor.

Einige Minuten vor 3 Uhr Nachmittags fingen wir an herabzusteigen, nachdem wir beinahe eine Stunde am Krater geblieben waren; es ist an und für sich höchst ermüdend, hinunterzusteigen, um so mehr aber, wenn die Muskeln nach dreistündiger Anstrengung des Hinaufkletterns schlaff geworden sind und zittern. Nachdem wir mühsam über glatte Bergstücke hinwegsprangen, oft fallend, und kaum im Stande, wieder in die Höhe zu kommen, erreichten wir doch in weniger denn des Viertels von der Zeit, die wir zum Hinaufklettern gebraucht hatten, die untere Schneelinie. Hier ruhten wir einige Minuten aus und begaben uns dann in die Sandfelder; wir kannten nicht die Gefahren des Flugsandes und sprangen in die nachgebende Masse, nur darauf bedacht, schnell den festen Boden unter unsern Füßen zu fühlen. Zuweilen ging es zu schnell und um nicht kopfüber zu stürzen, kreuzten wir die Arme fest zusammen, hielten den Körper zurückgelehnt und überließen es nun der mehr naturgemäßen Bewegung, in regelmäßigeren Schritten rasch hinunterzukommen, indes bei jedem Schritte sanken wir fast bis an die Knie in den Sand und hielten alle 5 Minuten an, um Atem zu schöpfen. Stückchen vulkanischen Schwefels, poröser Lava und bunte Steine, womit wir unsere Taschen vollgestopft hatten, beschleunigten eher den Schritt. Die beiden Indianer folgten uns auf dieselbe Weise, und erst als unser toller Lauf bei »La Cruz« zum Stehen gebracht wurde, erzählten sie uns von dem Flugsande. Jetzt hatten wir aber die abschüssigsten Stellen hinter uns und die Gefahr war vorüber. Nach einiger Zeit entdeckten wir durch die Gläser

unsere kleine Eskorte, an dem Rande der unteren „Baranka“ wie eine Kavalkade kleiner Mäuse heraufkommend, offenbar um uns zu treffen. Wir erreichten bald die flachen Eruptiven-Ebenen und eine halbe Stunde später saßen wir zu Pferde und ritten durch die moosbewachsenen Fichten von Tlamakas, wo wir um halb 6 Uhr blaß, ermattet, mit Staub bedeckt und zitternd vor Erschöpfung ankamen.

Bergbewohner von Formosa.

Mit einem Trachtenbilde.

Die Insel Formosa liegt an der südöstlichen Küste von China, der Provinz Fukien gegenüber, von dem Festland durch die Straße von Formosa getrennt, welche das chinesische Meer mit dem Meer von Korea verbindet. Die spanischen Seefahrer haben die Insel passend mit dem Namen Formosa belegt, denn sie ist wahrhaft majestätisch in ihrer Schönheit. Ein alpiner Höhenzug, vulkanisch, jedoch ohne thätige Feuerberge, durchzieht sie im Innern und eine ausgedehnte, fruchtbare Ebene, die von großen klaren Strömen durchzogen ist, durchläuft sie. Im Westen haben sich viele Kolonisten aus der nahen Provinz Fukien festgesetzt. Der östliche Teil der Insel hingegen, bis an die Küste gebirgig, ist von wilden Stämmen bevölkert, die in ganz barbarischem Zustand leben. Eine Seefahrt an der felsigen Küste bietet wunderbar schöne Ansichten. Die Abhänge der Gebirge sind mit Wäldern, die Hügel mit üppigem, hohen Grase überwachsen, das sich in der Ebene mit dem frischen Grün der jungen Reisfelder mengt. Der Reisende, dem es gelingt, in das Innere der Insel zu dringen, ist entzückt von der Schönheit und dem raschen Wechsel der Bilder, die ihn umgeben. Nicht immer sind es nämlich grüne lachende Felder, mit saftigem Grün bedeckte Wiesengründe, die ihm entgegentraten, sondern es erheben sich in vielen Gegenden durcheinander geworfene kolossale Felsen; tiefe Klüfte und Risse klaffen in den Bergen, aus denen reißende Gewässer hervorströmen und zur Regenzeit mit donnerähnlichem Gepolter ihr Gebiet erweitern, indem sie Alles um sich her verwüsten oder vernichten.

Die Insel ist ungefähr halb so groß wie Irland und etwas größer als Sicilien. Die Bevölkerung wird zu 3 Millionen angegeben; es ist jedoch nur der westliche Teil, wo sich die Chinesen angesiedelt haben, dicht bewohnt. Die schon früher bekannten Pepohoans sind unterworfen, die mit Beibehaltung ihrer Sprache die Sitten und Gebräuche der Chinesen angenommen haben. Sie vermitteln den Verkehr mit den Wilden, welche etwa 70 Kilometer nordöstlich von der Stadt Thaiwan auf den Bergen leben. Diese Wilden werden als wohlgebaut, lebhaft, von feinen Zügen, mit großen, schwarzen Augen und gleichfarbigen Haaren geschildert. Die The-wans, die sich in den Bergen des Südens aufhalten, sind ein rauhes Naturvolk und durchziehen plündernd die benachbarten

Landstriche. Der Stamm der Koa-luts ist durch die Ausplünderung und Niedermetzelung der Mannschaft des „Rover", sowie eines englischen Schiffes bekannt. Vergebens suchten Amerikaner und Engländer Genugthuung zu erlangen. Als die Mannschaft des englischen Kriegsschiffs „Cortmorant" zu landen versuchte, wurde sie mit einem Hagel vergifteter Pfeile und wohlgezielter Flintenschüsse empfangen, welche mehr Engländer zu Boden streckten, als diese Bäume und Felsen sahen, und nur durch schleunigen Rückzug entging die Mannschaft dem Verderben. Es gibt indessen auf Java auch friedliche und die Feldarbeit liebende Stämme.

Die Bewohner des Innern und die der Ostküste sind ein kräftiger, urwüchsiger, aber wilder und sehr abergläubischer Menschenschlag. Viele die Berge bewohnende Stämme gehen fast unbekleidet. Sie sind mit Bogen und Pfeil, Degen und Lanze, viele auch mit einem Feuergewehr bewaffnet.

Der Reisende Thomson, der die Insel im Jahr 1871 besuchte, fand die 15 bis 16 Kilometer lange Ebene, die mit chinesischen Gehöften und mit von Bambusdickichten umgebenen Weilern übersät ist, durchweg mit Reis, süßen Pataten, Erdnüssen und Zuckerrohr bestellt. Die Hitze war drückend, und der Weg führte bald über hügeliges Land, bald an tiefen Abgründen entlang, dann durch breite Schluchten, deren von der Sonne erhitzte Sandsteinwände die Hände der dieselben unvorsichtig Berührenden verbrannten. Der Reisende besuchte Poah-bö, ein Dorf der Popo-hoans. Thomson und seine Begleiter wurden freundlich aufgenommen; besonders der unter denselben befindliche Arzt war willkommen. Sie fanden die Wohnungen reinlich, bequem und meist so gebaut, daß sie drei Seiten eines Vierecks einnahmen. Man errichtet zuerst das Gebälk aus Bambus, belegt es mit kleineren Bambuslatten und bedeckt dann das Ganze mit einer Thonschicht, die nach dem Trockenwerden mit Kalk geweißt wird.

Noch beschwerlicher war der Marsch Thomsons nach dem 26 englische Meilen entfernten Dorfe Pah-ah-liau. Er mußte den tiefen La-ko-li-Fluß auf zwei Bambusstämmen überschreiten, welche gegen 4 Meter über dem Wasser von Ufer zu Ufer gelegt waren. Leichten Schrittes gingen die Eingebornen mit ihren schweren Lasten hinüber, während die Fremden erst ihre Strohsandalen befeuchteten, um sie biegsamer und haftend zu machen, worauf sie klopfenden Herzens die schlimme Passage glücklich zurücklegten.

Eine Menge Männer, Frauen und nackter Kinder empfing die Reisenden und führte sie in das zu ihrem Quartier bestimmte Haus. Die Bewohner dieses Dorfes hatten ein viel wilderes Aussehen als die Popo-hoans näher der Küste. Sie sind groß, wohlgestaltet und kräftig, dabei von hellerer Hautfarbe und mit schönen, schwarzen Augen. Trotz ihrer Wildheit und Prahlerei sind sie gastfreundlich und von mildem Wesen. Die Frauen kämmen ihre vollen, dunkeln Haare nach hinten und flechten sie in lange, dicke Zöpfe, die sie mit einem roten Bande umwickeln, wie ein Diadem über die Stirne legen und am Hinterkopfe mit einem Knoten befestigen. Das dunkle Braun der Haare, zusammen mit

dem roten Bande und dem olivenfarbigen Teint ist von überraschender Wirkung. Die harte Arbeit und der Einfluß der Witterung nehmen diesen Bergbewohnerinnen freilich den Schmelz der Jugend bald, aber die älteste Greisin widmet ihrem Kopfputze dieselbe Sorgfalt wie die jungen Mädchen. Das Kostüm ist höchst einfach und größtenteils dem Pflanzenreich entnommen. Ihr Kleid ist eine kurze, enganliegende Jacke von blauem Calico und ein Hemd von demselben Stoffe, das einen breiten rot und gelben Saum hat und bis auf die Knie herabreicht, eine Tracht, welche an die der Frauen der Laos in Siam erinnert. An Hals und Ohren hängen sie gern allerhand wertlosen Zierrat. Die Männer rasieren den Kopf und tragen eine kurze Jacke und kurze weite Hosen von Calico. In der Regenzeit werfen sie wohl auch ein leichtes Fell über die Schultern. Die Popo-hoans rauchen sämtlich Tabak bis zu den Kindern herab aus mit Messingringen verzierten Bambuspfeifen. Als Thomson in einer Hütte einsprach, trat eine alte Frau an ihn heran und reichte ihm ihre Pfeife. Kaum hatte er sie angenommen, so ersuchte sie ihn um seine Zigarre, aus welcher sie einige Züge that, worauf die Zigarre von Mund zu Mund die Runde durch die ganze Gesellschaft machte und erst an Thomson zurückkam, nachdem Jedes einen Zug daraus gethan hatte.

Die meisten Bewohner Formosas haben indessen etwas Abschreckendes in ihrem Äußern; dies rührt hauptsächlich daher, daß sie die Augen stets weit geöffnet halten, wodurch das Weiße des Augapfels auffallend hervortritt und ihr Blick etwas Unheimliches und Starres erhält. Ihr Körperbau ist regelmäßig und wohlproportioniert, und Leute, die sich hiedurch auszeichnen, haben auch eine ansehnliche Größe. Ihre Gesichtszüge nähern sich dem indischen Typus, zeigen aber auch einige Merkmale der kaukasischen Rasse und machen auf den Fremden gewöhnlich einen unangenehmen Eindruck. Ihre aufgeworfenen Lippen zeigen zwei Reihen blendend weißer, wohlgeformter Zähne. Die untern Gesichtsteile sind häufig durch das Tätowieren verändert oder entstellt. Sie ziehen von der einen Schläfe zur andern elliptische Linien dicht an einander, so daß sie parallel nach der Oberlippe auslaufen. Auf diese Linien folgen breite netzförmige Figuren; diese Maschen kommen beim Mundwinkel pyramidenförmig zusammen, so daß ihre Basis das Ohrläppchen einschließt. Die Männer tätowieren sich viel einfacher. Sie ziehen von der Haargrenze in der Mitte der Stirn einen geraden fingerbreiten Strich nach den Nasenflügeln; dasselbe thun sie von der Unterlippe bis zur Hälfte des Kinns.

Die Hütten der Formosaner sind aus Lehm und Bambus erbaut und haben nur ein Erdgeschoß. Zwei Thüren und zwei Fenster gewähren Aussicht nach den vier Himmelsgegenden. Möbel aus Bambusrohr, ausgehöhlte Baumstämme und Schnitzwerk von allerlei Art bilden die innere Ausstattung. Bei Wohlhabenden bedecken farbige Calicos die Wände neben verschiedenen Waffen und Menschenschädeln. Es macht ihnen nämlich nichts so viel Vergnügen, als wenn sie den Schädel eines Feindes, nachdem derselbe maceriert und den Sonnenstrahlen ausgesetzt worden ist, als wohlverdiente Beute in ihrem Schlafgemach



1882 Bewohner von Formosa. *10.*

aufhängen können. Sie sind stets bewaffnet, das Schwert weicht nie von ihrer Seite und Jedermann wird als Feind betrachtet. Ihre Gedanken und Wünsche beziehen sich auf Raub und Mord, Pulver, Blei und abgehauene Menschenköpfe. Ihr größter Stolz ist, bei feierlichen Gelegenheiten die Pfähle ihrer Hütten mit Köpfen verzieren zu können.

Das Klima der Insel ist heiß, an den Küsten aber den Europäern zuträglich. Unter den Naturprodukten Formosas sind die Schwefellager und die schwefelhaltigen Quellen zu nennen. Auch Petroleum kommt häufig vor und in neuerer Zeit sind auch Steinkohlen entdeckt worden. Von Formosa kommt der Kampher in den Handel. Im Innern sollen ganze Wälder noch unberührter Kampherbäume stehen, da die Eingebornen mit der Gewinnung des Kamphers nicht bekannt sind. Reis, Mais und Bauholz sind wertvolle Ausfuhrartikel. Chinesische Ansiedler haben den Anbau des Zuckerrohrs in Aufnahme gebracht.

Ein Abenteuer auf Formosa.

Der unermüdliche Reisende Dr. Joseph Bechtinger befand sich als praktischer Arzt in Batavia. Von dort machte er einen Ausflug nach China und von dort wieder nach der Insel Formosa. Der Zug, den er ins Innere der Insel unternahm, ist von besonderem Interesse.

Der Ausgangspunkt seiner Reise ist die kleine Hafenstadt Tam-sui an der Nordküste Formosas. Es war beiläufig Mitternacht gewesen, als Bechtinger Tam-sui verließ. Als das Morgenrot den ersten Schein auf die mit Tau bedeckten Felder zu beiden Seiten des Flusses warf, gewahrte er in der Ferne die nebelhaften Umrisse der Stadt Bangka. Man ruderte jetzt wacker darauf los; hie und da lugten Hütten, Gehöfte und selbst kleine Dörfchen aus dem frischen, jungen Grün der Reisfelder anmutig hervor.

Nicht ohne Zank und Streit wurde Bechtinger in Bangka seine Schiffersleute los, welche das Zehnfache des in Tam-sui ausbedungenen Lohnes forderten, und beinahe wäre es zu ernsten Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht ein Greis, vor dem die Chinesen stets Ehrfurcht empfinden, die Vermittlung übernommen hätte; freilich verlangte auch dieser als Belohnung seiner Mühe ein „breites" Stück Silbergeld, wie man auf Formosa den mexikanischen Piaster zu nennen pflegt.

Von Bangka an nahm Bechtingers abenteuerlicher Zug seinen Anfang. Sobald man diese Stadt im Rücken hat, hört das flache Land auf und beginnt das Terrain allmählich hügelig zu werden, während im Hintergrund die Berge emporragen. Zehn Stunden von Bangka, in südöstlicher Richtung, liegt das unabhängige Dorf Tsing-tam-kai, und hier erreicht auch jede Benützung eines Bootes ihr Ende. In diesem Dorf übergab Bechtingers Führer aus Tam-sui

ihn dem Dorfobersten, und empfahl letzterem, ihm weiter durch die von Farbigen bewohnten Bergschluchten als Führer zu dienen. Auf ein ansehnliches Handgeld durfte er jedoch erst zählen, wenn Bechtinger unversehrt wieder in Tam-sui angelangt wäre. Östlich von Tsing-tam-kai kommt man an die Grenze der von wilden Eingebornen bewohnten Gegend.

Bechtingers Führer schien den Leuten eine gewisse Ehrfurcht einzuflößen. Ling-Ching, so hieß er, war zugleich das Oberhaupt seines Ortes, den Jahren nach ein wahrer Methusalem, aber dennoch kräftig und lebhaft. Die Zahl seiner Nachkommenschaft in der Umgegend war eine ansehnliche. Nach patriarchalischem, unter den Chinesen herrschendem Brauch, gab man ihm daher den Namen des „älteren Bruders". Bechtinger hatte sich mit einigen kleinen Geschenken für die Eingeborenen versehen und zwar mit ein paar Halsschnüren von Glasperlen, ein paar Spanferkel und ein paar mit Reisbranntwein gefüllten Gefäßen.

Die Landstrecke, die Bechtinger zu durchwandern hatte, wurde allmählich gebirgiger, die Luft dafür frischer und angenehmer. Ling-Ching geleitete ihn auf Pfaden, die offenbar wenig begangen waren, denn überall überwucherten hohe und wilde Strauchgewächse den Weg. Je weiter man kam, desto großartiger und imposanter präsentierten sich aber die mit lieblichen Hügelreihen und fruchtbaren Thälern abwechselnden Berggruppen. Schon bei Rattin-poo, ungefähr fünf Meilen östlich von Tsan-tom-kai, zeigte sich der nunmehr kleiner gewordene Tam-sui-Fluß aufs neue, und zwar in der malerischsten und romantischsten Umgebung schäumend und tosend über kolossale Felsmassen hinabstürzend.

Am späten Nachmittag erreichte man den wegen seiner Indigo-Kultur bekannten Ort Takui. Nachdem aber daselbst keine Unterkunft zu finden, und die Chinesen, welche Bechtinger begleiteten, durchaus nicht dazu zu bewegen waren, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, mußte noch eine ziemlich weite Strecke, bis zu einer Niederlassung von Kampher-Sammlern, zurückgelegt werden. Arme, fremde Chinesen, die vor dem Seeräuberwesen Abscheu empfinden, aber durch Not und Armut aus ihrer Heimat vertrieben, nach Formosa kommen, wagen sich nämlich, um nicht auch hier Hungers zu sterben, zum Zwecke der Kamphergewinnung bis in die Nähe der Eingeborenen; freilich thun sie dies stets auf solche Weise, daß sie sich durch rasche Flucht retten können.

Hier war es auch, wo Ling-Ching von dem Reisenden Abschied nahm, nachdem nur mehr ein Thal zwischen diesem Ort und den Wohnstätten der Wilden lag, und sein Leben, wie er meinte, leicht in Gefahr hätte kommen können. Bechtinger brachte noch einen ganzen Tag unter den Kamphersammlern zu, am nächsten Morgen aber machte er sich mit seinen wenigen Geschenken nach dem entlegensten Teil des Thales, wo ein Gewässer die Grenze der Eingeborenen bezeichnete, auf den Weg.

„Meine Ferkelchen schienen nicht in der besten Laune zu sein," erzählt der Reisende, „als ich sie auf meine Schultern lud, denn sie brachten fortwährend die gräßlichsten Melodien hervor. Kaum aber war ich eine halbe Stunde unterwegs, herzlich froh, außerhalb des Bereichs der Kampherbereiter

mich zu befinden, die mich wahrscheinlich mitsamt meinen vierfüßigen Tierchen gerne verspeist hätten, als ich plötzlich von der benachbarten, bewaldeten Höhe her ein eigentümliches nicht sehr ermunterndes Geschrei, wie von einem wilden Tiere, vernahm. Je weiter ich vorwärts schritt, desto deutlicher wurden diese langanhaltenden, kreischenden Töne, es unterlag keinem Zweifel, die Wilden waren meiner ansichtig geworden. Vielleicht wunderte sie mein ungewöhnlicher Anzug, oder vermuteten sie einen Hinterhalt. Man hat aber lieber mit einem offenen Feind zu thun, als mit einem unsichtbaren. Ich versuchte es mit den alltäglichsten Überredungskünsten: ich schwenkte meine schreienden Spanferkelchen in der Luft umher, zog mein rotes Flanellhemd aus, um es als Friedensflagge zu gebrauchen, Alles umsonst. Es muß wirklich für die Bewohner Formosas eine seltsame Erscheinung gewesen sein, denn es dauerte geraume Zeit, ehe wildaussehende Gesichter hinter den nächsten Büschen zum Vorschein kamen. Dieser Augenblick war für mich das Zeichen, meine Friedensdemonstrationen mit erneuter Kraft zu wiederholen, worauf die Gegenpartei mit einem eigentümlichen Geheul antwortete, bis endlich zwei menschliche Gestalten, deren Tracht das schöne Geschlecht verriet, sich zeigten. Mein Erstaunen war nicht gering, anstatt bis an die Zähne bewaffneter Inselbewohner, wehrlose Frauen zu erblicken. Sie hatten meine Aufforderung nicht von der Hand gewiesen, sondern liehen meiner pantomimischen Einladung, die Geschenke in Empfang zu nehmen, ein williges Ohr. Ohne sich viel um mich zu bekümmern, gingen sie gerade auf die Spanferkel los, die sie lachend liebkosten, bei den Ohren zupften, und sich an dem durch Mark und Bein dringenden Geschrei derselben belustigten. Aus Angst, mir meine Tierchen vorzeitig abgenommen zu sehen, that ich mein Bestes, um mit Hülfe aller denkbaren Geberden den Zweck meiner Geschenke verständlich zu machen; ich wollte die mitgebrachten Kleinigkeiten dem Häuptling des einen oder anderen Stammes anbieten. Dieser Vorschlag schien ihnen nicht zu mißfallen, ihr Entschluß war bald gefaßt, wie um die Wette boten sie mir an, auf ihrem breiten, gut entwickelten Rücken Platz zu nehmen, und stritten sich sogar um den Vorrang. Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses angelangt, zog ich meine Kleider wieder an, während meine Begleiterinnen sich mit den Spanferkelchen zu schaffen machten. Plötzlich erhob sich wieder dasselbe ohrenzerreißende Geschrei, welches ich schon früher vernommen hatte; die Insulanerinnen spitzten die Ohren und begannen dann auf einmal, sich in so raschen Lauf zu setzen, daß ich Mühe hatte ihnen zu folgen. Der Abhang des Berges, auf dem wir uns befanden, war übrigens so zerklüftet, daß unser Lauf vielmehr ein immerwährendes Auf- und Abklettern, Springen und Gleiten war, das selbst die leichtfüßigste Gemse beschämt hätte.

„Ich fing an, diese Unterhaltung nicht sehr lustig zu finden und den ganzen Wettlauf zu verwünschen. Allmählich schlossen sich uns andere Frauen, Männer und Kinder an. Endlich erreichte der wunderliche Zug ein schönes, hochgelegenes Plateau, und wir hielten in einem unansehnlichen Dorf still. Es war hohe Zeit, denn, nahezu atemlos, war ich auf dem Punkte vor Ermüdung umzu-

sinken. Die Leute umringten mich, und nun hatte ich Gelegenheit, diese Urmenschen in unmittelbarster Nähe zu betrachten."

Eine Menge nackter, brauner Gestalten mit kurzen Speeren oder mittelalterlichen Gewehren umgaben den Reisenden. Da öffnete sich plötzlich der Kreis und ein vornehm aussehender Wilder, der allem Anscheine nach eine einflußreiche Stellung unter diesen Naturmenschen bekleidete, trat mitten unter sie.

Wie früher die Weiber, so zogen auch ihn zunächst Bechtingers Spanferkel an, welche sofort unter wildem Geschrei gevierteilt und sodann in rohem, noch bluttriefenden Zustande verspeist wurden. Nachdem die Eingebornen sich in ziemlich großer Anzahl eingefunden hatten, konnte von einer allgemeinen Teilnahme am Mahl keine Rede sein. Bloß der Häuptling ließ es sich wacker schmecken, und langte zeitweise nach der Samcuiflasche, während er vergebens unsern Reisenden zur Teilnahme an dem leckeren Gastmahl zu bewegen versuchte.

Bei den Arabern in der Wüste muß man den Tschibuk rauchen, bei den Südsee-Insulanern sich gegenseitig kräftig die Nase reiben, um seine freundschaftlichen Gesinnungen an den Tag zu legen. Die Formosaner üben eine ganz besondere, noch unbekannte, eigentümliche Sitte, mit den Lippen einen Bund zu schließen. Die betreffenden Individuen stellen sich einander gegenüber und drücken die Lippen wie zum Kusse aneinander. Dann zieht sowohl der eine wie der andere die Lippen derart in die Höhe, daß dieselben eine trichterförmige Öffnung bilden, worin der Trank gegossen wird. Keiner der beiden Trinker darf sich dabei rühren, oder gar die Lippen bewegen. Unbeweglich stehen sie da und trinken. Stellt man sich nun diese Menschen vor, die Lippen noch triefend vom Blut der eben verzehrten Schlachtopfer, so wird man es begreiflich finden, daß Bechtinger sich nur ungern hiezu hergab. Nach vollendeter Mahlzeit wurde er genötigt, in die Behausung des Häuptlings — im wahren Sinne des Wortes eine Mörderhöhle — einzutreten.

War Bechtinger verhältnißmäßig ohne besondere Schwierigkeiten und Gefahren bis unter die Wilden gelangt, so stand es keineswegs so günstig um seine Wiederentfernung. Sollte er seine wissenschaftliche Wißbegierde mit der unfreiwilligen Erhebung zum Anführer irgend eines formosanischen Stammes büßen? Diese Rolle taugte nicht für seine Absichten. Andererseits war ein offener Fluchtversuch nicht nur seines auffallenden Anzugs halber schwer zu bewerkstelligen, sondern nach den Sitten des Landes für Bechtinger mit der Gefahr verbunden, von den mißtrauischen und erzürnten Wilden umgebracht zu werden.

Dennoch war es ihm klar, daß, je länger sein Aufenthalt unter den Eingebornen Formosas dauern, desto schwieriger sich das Fortkommen von ihnen gestalten würde. Alsbald stand daher die Überzeugung bei ihm fest, daß er auf ebenso seltsame und unerwartete Weise verschwinden müsse, wie er gekommen war. Von einem friedlichen, gutmütigen Abschied konnte keine Rede sein.

Die Verhältnisse schienen Bechtinger zu begünstigen. Der folgende Tag

machte ihn nämlich zum Zeugen einer Totenfeier, und werden derartige Gelegenheiten auch bei den Formosanern mit Trinkgelagen begangen. Darauf baute Bechtinger seine Hoffnungen.

„Langsam tauchte die Sonne hinter den bewaldeten Bergkuppen unter“ — so schildert der Reisende sein letztes Abenteuer — „und schon brannte knisternd das zu Ehren des Toten angezündete Feuer. Allenthalben sah man bei anbrechender Nacht trunkene Gestalten auf dem Boden liegen, die so laut brüllten und schrieen, daß die Felswände davon widerhallten, während Priesterinnen einen eigentümlichen Tanz aufführten, und vor dem flammenden Feuer sich hin und her bewegten.

Als ich so vor mich hinbrütend dasaß, und meine Blicke bald auf die geröstete Leiche, bald auf die seltsamen braunen Gestalten richtete, fühlte ich plötzlich die eiserne Faust des formosanischen Häuptlings auf meiner Schulter. Ich schreckte empor in der Meinung, mein Fluchtplan sei bereits entdeckt. Indessen gewahrte ich den wankenden Koloß, wie er einen riesigen Pokal in seiner zitternden Hand emporhob, um mit mir einen letzten Trunk auf das Wohl seines bereits vollständig gebratenen Nebenmenschen auszubringen. Noch einmal mußte ich meine Lippen an die seinen drücken, noch einmal mußte ich die betäubende Flüssigkeit, den Samcui, in die trichterförmige Öffnung des Mundes gießen. Dießmal hatte ich jedoch Acht, daß kein Tropfen durch meine Kehle floß, denn der Mann hatte genug, und fiel wirklich im nächsten Augenblick neben der Leiche zu Boden. Jetzt war der günstige Augenblick gekommen.

Noch einmal sah ich, wie man die Leiche, um sie besser zu trocknen, umwendete, das Feuer wurde neuerdings angeschürt, die phantastische Gruppe bewegte sich hin und wieder, — noch einen Blick auf dieses seltsame Schauspiel, und fort ging es in der Richtung, wo die Sonne verschwunden, nach dem Westen.“

Vom hellen Mondlicht begünstigt, setzte Bechtinger seine Wanderung glücklich fort. Schon hatte er eine ziemlich ansehnliche Strecke Wegs zurückgelegt, als er ein verworrenes Geschrei von Weibern und Kindern, die wahrscheinlich seine Entfernung bemerkt und seine Absicht erraten hatten, hinter sich vernahm. Die Nähe der Gefahr und das Bewußtsein, daß, einmal in den Händen der trunkenen Wilden, er auf keine Schonung mehr rechnen könne, verliehen seinen Muskeln neue Spannkraft, und mit der Raschheit eines Hirsches eilte er über das unebene Terrain dahin.

Ein Umstand kam ihm zu gute; die Köpfe der rasenden ihm nachsetzenden Formosaner waren von Alkohol stark erhitzt; wäre dieß nicht der Fall gewesen, so hätte ihm selbst sein ansehnlicher Vorsprung nichts genützt, denn den Eingebornen Formosas kommt nicht sobald Jemand im raschen Laufe gleich. Sie folgten ihm auf dem Fuße, und ein flüchtiger Blick nach rückwärts überzeugte Bechtinger zur Genüge, daß es den Wilden Ernst mit der Verfolgung war. Sie hatten nämlich ihre Waffen ergriffen, schwangen sie hoch in der Luft, und stießen, um sich gegenseitig anzueifern, ein wütendes Geheul aus.

Immer eiliger ging es in fliegendem Schritt auf den halsbrecherischen

Bergpfaden fort. Zum Glück war unser Reisender schon frühzeitig abgehärtet, und bei seinen vielfältigen Zügen durch alle Himmelsstriche im Besitz einer Willensstärke, welche ihm jetzt trefflich zu statten kam. Allein Alles hat seine Grenzen, und so fühlte er bald, daß er diesen Wettlauf nicht lange mehr werde aushalten können. Trotz alles Strauchelns und selbst Fallens seiner Verfolger gewannen diese doch, wenn auch nur langsam, immer mehr und mehr Feld. Je kleiner der Zwischenraum zwischen ihnen und ihrer Beute wurde, desto lauter jubelten sie vor Freude. Im Augenblick jedoch, wo Bechtinger seine Kräfte zu verlassen drohten, und er sich bereits den Entschluß klar zu machen anfing, lieber den Kopf am nächstbesten Baume sich zu zertrümmern, als einen schmachvollen, grausamen Tod zu erdulden, tauchte ein neuer Hoffnungsschimmer vor seiner Seele auf.

Aus der Ferne vernahm er das Rauschen von Wasser, welches offenbar über Felsblöcke hinabstürzte. Instinktmäßig lenkte er seinen Lauf nach dieser Richtung, denn es ward ihm klar, daß hier das Terrain sich verändern müsse. Noch einige tausend Schritte, und er blickte achtzig Fuß tief in das plötzlich vor ihm sich aufthuende Bett hinab.

Ein durchdringendes, aus tausend Kehlen erschallendes Siegesgeschrei brachte Bechtinger neuerdings zum Bewußtsein seiner gefährlichen Lage. Die trunkene Rotte brüllte vor Freude über die Rettungslosigkeit ihres Opfers, denn an ein Entkommen war nicht zu denken. Schon sah er die wilden Furien mit leuchtenden Augen wenige Schritte hinter sich, schon streckten sie die Arme nach ihm aus, um ihn zu packen, da entschlüpfte er wie durch einen Zauberschlag aus ihren Händen — mittelst eines kühnen Satzes schwebte er über dem Abgrund. Der nächste Augenblick schon sah ihn in der schäumenden Oberfläche des Wassers verschwinden, allein während das schlüpfrige Wassermoos, womit der Grund des Flusses dicht bedeckt war, die Wucht des Anpralls einigermaßen milderte, genügte andererseits die Heftigkeit des Sturzes, um ihn wieder pfeilschnell an die Oberfläche zu bringen, wo dann Bechtinger mit Aufbietung seiner letzten Kräfte schwimmend das entgegengesetzte Ufer erreichte.

Kaum hatte er den Fuß ans Land gesetzt, als ein paar von der Höhe ihm nachgesendete Schüsse, die jedoch ihr Ziel verfehlten, ihn an die Bergbewohner erinnerten, in deren Bereich er sich noch vor wenigen Augenblicken befunden hatte. Trotz ihres betrunkenen Zustandes wagte es aber Keiner von ihnen, ihm den Sprung nach zu thun; sie begnügten sich mit verdoppeltem Lärmen und Schreien. Bechtinger lief nun mehrere Stunden lang barfuß weiter und gönnte sich nur kurze Rast, bis er sich nach seiner Berechnung nicht mehr fern von den chinesischen Ansiedlungen befinden konnte. Der Morgen brach an. Er befand sich in einer öden, unheimlichen Gegend, wo weder von Mensch noch von Tier eine Spur zu entdecken war. Zum Zweitenmal stand die Sonne am Himmel, und noch immer irrte Bechtinger hungrig und verzweifelnd umher, in banger Ungewißheit, ob er nicht etwa doch einen unrechten Weg eingeschlagen habe, als plötzlich bekannte Laute, wie aus dem Boden aufsteigend, an sein

Ohr schlugen. Er irrte sich nicht. Mit großer Heftigkeit und in gemischtem Englisch und Chinesisch hervorgestoßene Scheltworte gaben ihm die Beruhigung, daß er sich wieder unter „Menschen“ befand, und Hilfe in der Nähe war. Er richtete seine forschenden Blicke nach allen Seiten, ohne jedoch ein menschliches Wesen zu gewahren. Als er aber die nächste Anhöhe bestieg, überzeugte er sich, daß sein Gehör ihn nicht getäuscht hatte. Auf seinen Ruf näherten sich Menschen.

Unfern zwischen Hügeln schlängelte sich in der Tiefe ein Strom dahin, der, wie sich später herausstellte, der nördliche Arm des Tamsuiflusses war. Mit Waren beladene Sampangs schaukelten sich auf demselben und auf einem dieser Fahrzeuge fand Bechtinger freundliche Aufnahme. Als er am folgenden Tag seine Reise in Begleitung eines auf jenem Schiffe zufällig anwesenden Europäers zu Fuß fortsetzte, mußte er noch ungefähr fünfzehn Meilen in nördlicher Richtung zurücklegen, bevor er die an der Nordostküste Formosas gelegene Stadt Kee-long (Kailung) erreichte.

Ein Spiel aus Brasilien.

Der bekannte Reisende Lallemant erzählt bei der Schilderung einer Kolonie in Südbrasilien von einem dort üblichen Spiele. Die Jugend und die jungen Mädchen forderten zu einem geselligen und zwar zu dem bei den Farmern im Osten wohl überall bekannten Spiele »Simon says: wirble, warble!« auf. Sie breiteten dazu ein weißes Tuch aus, das die Mitspielenden mit der einen Hand ausgespannt in die Luft hielten, während der Zeigefinger der andern zum Spiele selbst in die Luft gehalten wurde. Der Dirigent oder Vorspieler hielt nun seine Finger in die Luft, indem er sagte: »Simon says: finger up!« (Simon sagt: den Finger auf!). Alle Zeigefinger gingen dabei in die Höhe. »Simon says: wirble, warble!« (Simon sagt: rührt und wirbelt!) Die von dem Vorspieler vorgemachten Exercitien waren aber nur nachzuahmen, wenn das Kommando: »Simon says!« dabei vorkam. Ließ man dies aus und sagte z. B. bloß: „Finger auf!“ so mußten nach der Spielregel alle Finger ruhen. Wenn ein Finger entweder ungesetzmäßig ruhte, vorschriftswidrig wirbelte, oder unbedachtsam in die Höhe flog, so wurde sein Eigentümer mit einem Pfande gestraft. Obwohl dies sehr einfach war, so gab es doch, wie es so überall zu geschehen pflegt, Verjehen die Menge, komische Scenen und herzliches Gelächter.

Lebensfahrt.

Wir fahren hinab auf dem leuchtenden Spiegel
Des ebenen Stroms, als hätten wir Flügel;
Doch hält uns die leise Bewegung der Wogen
Im Scheine gemächlicher Ruhe betrogen.

Lang sitzen wir sorglos und wähnen zu weilen,
Indes unaufhaltsam die Schifflein uns eilen;
Dann hebt sich das Aug, und wir sehen mit Schrecken
Die laufenden Ufer zurück sich verstecken.

Ernücht're dich, Seele! gedenke der Zeiten,
Darin du zum Ocean nieder wirst gleiten —
Wer dann wird die tobenden Wellen bezwingen,
Das Schiff nach den Inseln der Seligen bringen?

Befreund' dich deinem allmächtigen Bruder
In Zeiten, o Herz! so tritt Er dir ans Ruder:
Er ist's, der durch Klippen und Bänke dich leitet
Und drüben dir ewige Hütten bereitet.

Albertini.

Logogryph.

An Bächleins Ufer suche mich,
Dort wachs ich hoch und schnell.
Doch setzest du ein P mir vor,
Glänz ich am Meeresgrund;
Und ziehst du glücklich mich hervor,
Bin ich ein teurer Fund.

Auflösung der Charade Seite 144:

Rubien.

„'s Studentle!"

Ein Geschichtlein

zu Nutz und Frommen der Herren Söhne,

von

dem alten Freunde

Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

4.

„Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten."

(Ps. 50, 15)

„Der gute Vorsatz, den ich fasse,
Entflieht oft wie ein Traumgesicht:
Ich thu' das Böse, das ich hasse,
Das Gute, das ich liebe, nicht!"

Dieser Gesangbuchvers fand auf Hellmuth seine volle Anwendung. Er hatte, — wie wir wissen — es sich fest vorgenommen, nur ein paarmal den Gelagen der Corpsbrüder beizuwohnen, um sich dann für immer von ihnen zurückzuziehen; allein aus den paar Gelagen waren mehrere Dutzend geworden und Hellmuth dachte schon längst nicht mehr an den früher gefaßten Vorsatz. Das lustige Leben gefiel ihm zu sehr, um darin irgend eine Einschränkung eintreten zu lassen, und alle Ermahnungen des Polizeipräsidenten, sich doch endlich mit vollem Eifer seinen Studien hinzugeben, waren in den Wind gesprochen.

Wiederum stand die Natur im Schmucke des Sommers da und auf den Feldern heimsten fleißige Schnitter die Gottesfrucht ein. Diesmal stand aber der alte Köllenberger nicht vor dem offenen Thorwege, um den ersten vollgeladenen Erntewagen zu erwarten, sondern er lag im Bett, ein kranker und siecher Mann. Hellmuth saß vor der Lagerstatt, und da er den Vater

wirklich aus Herzensgrunde liebte, so wurde er zu einem treuen Pfleger und verweilte fast während des ganzen Tages an der Seite des Kranken.

Köllenberger, der von jeher ein gottesfürchtiger Mann gewesen, las jetzt besonders gern in einem Andachtsbüchlein, und wenn seine Augen müde wurden, bat er Hellmuth, das Amt des Lesens zu übernehmen. So geschah es auch heute, und das Studentle begann:

„Ein flüchtig Stück Zeit ist das menschliche Leben, darum nütze es aus, so viel Du nur kannst, denn Gott hat Dir ein Pfand verliehen, mit dem Du Wucher treiben sollst und nach der Höhe Deiner Errungenschaften wird er mit Dir abrechnen. Wohl Dir, wenn Du in Deinem letzten Stündlein zu Dir sagen kannst, daß Du die kurze Spanne Zeit, die Dir hier auf Erden vergönnt gewesen, treulich benutzt und nicht vergeudet hast."

„Ein wahres Wort," unterbrach Köllenberger den Vorleser mit matter Stimme; „fühle ich es doch in seiner ganzen Bedeutung erst jetzt, wo es mit mir rasch bergab geht. Ich kann ruhig auf mein Leben zurücksehen und darf mit dem süßen Bewußtsein von hier scheiden, mit dem mir von Gott verliehenen Pfande ehrlichen Wucher getrieben zu haben. Meinem Fleiße verdanke ich es auch, daß ich meine Kinder in guten Vermögensverhältnissen zurücklasse, — eine Sorge lastet aber trotzdem auf meinem Herzen, und das ist die Sorge um Deine Zukunft, mein Sohn."

„Aber weshalb, Vater?" fragte Hellmuth mit scheinbarer Verwunderung.

Köllenberger blickte seinen Jüngstgeborenen eine geraume Weile forschend an, dann entgegnete er: „Das irdische Gut, welches ich Dir hinterlasse, kann Dir auf die eine oder die andere Weise verloren gehen; der Schatz dagegen, den Du Dir durch geistiges Wissen erringst, ist unantastbar. Ich glaube und fürchte nun aber, daß Du in dieser letzteren Hinsicht ein armer Mann bist, denn Du kommst nicht vorwärts, während Andere rastlos Fortschritte machen, wie z. B. der Sohn unseres Schulmeisters hier. Erst gestern stand es in dem amtlichen Teile unserer Zeitung, daß er sein Examen als Doktor der Medizin bestanden und seine Praxis als Arzt beginnen dürfe. Du dagegen, lieber Hellmuth —"

„Ei Vater," fiel das Studentle dem Alten lebhaft in die Rede, „wenn ich mich begnügte, dereinst ein einfacher Doktor zu sein, würde ich mein Examen auch schon längst gemacht haben; allein meine Pläne gehen weiter und höher, darum habe ich auch mit der medizinischen Fakultät gebrochen und mich der juristischen zugewandt. Mit einem Wort, ich will Cameralia studieren. Man muß zwar ein paar Semester länger auf der Universität verbleiben, hat aber dagegen auch eine viel größere und bedeutendere Car-

riere vor sich, und da ich vornehme Bekanntschaften in der Stadt unterhalte, so kann es mir dereinst gar nicht fehlschlagen, durch Empfehlungen von dieser Seite rasch empor zu kommen, und wer weiß, Vater," sagte Hellmuth mit siegreichem Lächeln und den Alten auf die Stirn küssend, „ob man dereinst nicht von einem — Minister Hellmuth Köllenberger sprechen wird."

Diese Perspektive hellte die trüben Augen des Kranken sichtlich auf und er glaubte im Stillen an die Möglichkeit, deren Hellmuth am Schlusse seiner Rede Erwähnung gethan. Warum sollte der Fall auch nicht eintreten können? dachte der Alte bei sich. Schon mancher bedeutende Mann ist ja aus dem Bauernstande hervorgegangen, und zudem war es nicht abzuleugnen, daß Hellmuth einen offenen Kopf und eine rasche Fassungsgabe besaß. Der Kranke sank bald darauf in seine Kissen zurück und schlief. Goldene Träume schienen ihn zu umgaukeln, denn er lächelte, und in der That sah er denn auch im Traume seinen Sohn als Minister, mit blitzendem Ordensstern auf der Brust und verehrt von Hoch und Niedrig, Reich und Arm.

Wunderbar gestärkt erwachte Köllenberger in heiterster Laune, die er selbst dann nicht verlor, als ihn der zukünftige Minister um eine beträchtliche Geldsumme bat, die er ja unbedingt nötig hatte, um mit den vornehmen Herren, die ihm dereinst zu der hohen Stellung eines Ministers verhelfen sollten, unausgesetzt verkehren zu können.

Vater und Sohn sprachen während der wenigen Tage, die Hellmuth noch im elterlichen Hause verbrachte, nur von der großen Verantwortlichkeit eines Ministers. Hellmuth entwickelte unter Beiziehung von Phrasen, die der Alte nicht verstand, sein Programm und versprach dem Vater, dereinst als Minister auch dem Ackerbau und der Viehzucht seine besondere Aufmerksamkeit schenken zu wollen.

Mochte nun der Gedanke, daß Hellmuth möglicher Weise einen so hohen Posten erringen könne, auf das Wohlbefinden Köllenbergers einen günstigen Einfluß ausgeübt, oder seine ursprünglich gesunde Natur den Sieg davon getragen haben, genug, er fühlte sich bei Hellmuths Abreise soweit hergestellt, daß er das Bett wieder verlassen konnte. Später freilich erwies sich diese scheinbare Genesung als nichts Anderes, als nur das letzte Aufflackern eines verlöschenden Lichtes.

Der dereinstige Minister Hellmuth kehrte in die Stadt zurück, wischte sorgfältig an jedem Tage den Staub von den verschiedenen Lehrbüchern, zeigte sich hin und wieder in den Hörsälen der Universität, der Hauptsache nach aber verkehrte er in vornehmen Kreisen und — wahrscheinlich, um

sich die Gunst des Volkes zu erringen — in neuester Zeit auch in niederer Gesellschaft, wie wir alsbald sehen werden.

Der Monat November, jener unfreundliche, nebelhafte Geselle, der mit dem Vetter Blasius sein Unwesen in Compagnie betreibt, hatte der schmuckberaubten Erde wieder einmal seinen Besuch abgestattet. In den unheimlichen Corridors des roten Hauses pfiff und ächzte es wieder und die gesamte Inwohnerschaft hatte sich in das Schenkzimmer zurückgezogen, woselbst das Kaminfeuer lustig flackerte, wie damals, als wir das rote Haus zuletzt verlassen, und es schien, als sei es während der langen Zeit nicht erloschen, sondern habe bis zum heutigen Tage rastlos fortgebrannt.

An dem einen großen Tische sitzt eine zahlreiche Gesellschaft mit wahren Galgen-Physiognomien, und unter ihnen, wer sollte es glauben — — Hellmuth, das Studentle! Alle haben Karten in der Hand. Es ist ein neues Spiel, welches Hellmuth noch nicht kennt, darum ist ihm denn auch Marei, die sich an seiner rechten Seite niedergelassen, behilflich, und er hat diese Unterstützung nicht zu bereuen, denn die Alte ist Meisterin in dem Kartenspiel, und nur ihrem Verständnisse ist es zuzuschreiben, daß Hellmuth fort und fort gewinnt. Keiner der Mitspielenden beschwert sich aber darüber, im Gegenteil, alle freuen sich des Glücks, das Hellmuth hat, und Meister Wolf sagt:

„Wir spielen ja nicht um des Gewinnes wegen, sondern nur um uns zu unterhalten. Zudem müssen wir armen Leute es uns zur großen Ehre rechnen, daß ein so vornehmer Herr sich herabläßt, mit uns zu verkehren.“

„Jawohl,“ rief der ganze Kreis, „das muß wahr sein! Herr Hellmuth soll leben!“

Es that unserm jungen Freunde wirklich wohl, auch einmal in einer solchen Gesellschaft zu verweilen, nachdem er mehrere Abende in vornehmen Zirkeln verlebt. Wie steif und förmlich ging dort Alles zu, wie mußte man dort seine Worte erst wägen und wägen, bevor man sie aussprach, und welche Bücklinge waren nötig, um der gnädigen Frau vom Hause für das große Vergnügen, eine Tasse Thee bei ihr eingenommen zu haben, zu danken. Wie so ganz anders war es dagegen hier, bei den einfachen Leuten! Ein jeder von ihnen gab sich, wie er war, und ein ungebundener Frohsinn waltete vor. Hellmuth freute sich im innersten Herzen, daß diese armen Leute Vertrauen zu ihm gefaßt und ihn gebeten hatten, doch einen Abend in ihrer Mitte zuzubringen. Das Studentle war, wie wir gesehen, erschienen. Zuerst hatte man sich von Dem und Jenem unterhalten, und ein Jeder lauschte andächtig auf die belehrenden Worte, welche Hellmuth

sprach, namentlich auf seine politischen Auseinandersetzungen. Dann war ein einfaches aber gutes Nachtessen gefolgt, das die einfachen Leute zu Ehren ihres Gastes veranstaltet, obgleich dieser es durchaus nicht zugeben wollte, daß man sich seinetwegen in Unkosten setze, bis Alle ihm versprachen, seine Revanche anzunehmen. Und zuletzt hatte man ein Spielchen begonnen, bei dem es höchst gemütlich zuging; kein Streit und Hader tauchte auf, wie das gewöhnlich in derlei Kreisen zu geschehen pflegt, man sah es vielmehr jedem der Mitspielenden an, daß er sich nur eben zu unterhalten wünsche. Und als endlich es Hellmuth an der Zeit fand, den Nachhauseweg anzutreten, ließen die liebenswürdigen Menschen es sich nicht nehmen, ihn bis zu seinem Hause zu geleiten. Als er von ihnen schied, versprach er, gar bald wieder zu kommen, mit der Bedingung jedoch, daß dann sie seine Gäste sein müßten.

Wahrscheinlich würde der Enthusiasmus unseres Studentle's für seine neugewonnenen Freunde vollständig verflogen sein, wäre er Zeuge des Gespräches gewesen, das die im roten Hause Zurückgebliebenen nach seinem Weggehen geführt.

„Ich sage Euch, Alte," begann zunächst Wolf, „wenn der Musjöh demnächst nicht um einige hundert Thaler ärmer ist, so sollt Ihr mich einen elenden Stümper heißen. Das ist ja eine wahre Freude, diesen Gimpel auf den Leim zu führen."

„Das ist Alles recht schön und gut," erwiderte Marei, während ihre Augen unruhig umher rollten, „nur nehmt Euch mit Euren Reden vor der Anna in Acht. So lange sie uns nicht mit Leib und Seele zugehört, so lange traue ich der Dirne nicht."

„Ihr meint doch nicht," fuhr Wolf barsch auf, „daß sie uns verraten könnte? Wenn das der Fall wäre, beim Teufel! es würde ihr letztes Stündlein sein."

„Wie Ihr auch gleich auffahrt," beschwichtigte die Alte. „Von einem Verrat ist keine Rede; wenn schon sie dessen fähig wäre, findet sie sich doch allzusehr in meiner Gewalt. Nein, das ist es nicht, was ich meine, sondern ich fürchte nur, daß sie den Herrn Schnorps warnen könnte, und aus diesem Grunde ersuche ich Euch, in Eurer Rede achtsam zu sein."

„Ah so," versetzte Wolf, „jetzt verstehe ich Euch. Na, bis jetzt hat sie nichts Verdächtiges zu hören bekommen. Trotz Alledem kann man sich einmal verschnappen, und daher wäre es gut, wenn die Heirat zwischen ihr und Euerem Kilian bald zu Stande käme."

„Das soll auch geschehen," erwiderte Marei außerordentlich lebhaft, „und noch heute Abend will ich mit dem stolzen Dinge ein ernstes Wort

sprechen, darum bitte ich Euch, wenn sie kommt, mich mit ihr allein zu lassen."

Dieser Fall trat alsbald ein, da Anna erschien, um das im Verlauf des Abends gebrauchte Geschirr wieder in Ordnung zu bringen.

Wolf rief der Wirtin flüchtig eine gute Nacht zu und Marei befand sich mit ihrer Verwandten allein.

„Deine Mutter," redete die Alte das junge Mädchen an, „hat sich wieder brieflich an mich gewandt und um ein neues Darlehen nachgesucht. Hahaha, Darlehen! Weiß ich doch recht gut, daß sie nie im Stande sein wird, es mir zurückzugeben. Die Zahlen sind alle hinter die Feueresse geschrieben."

„Vielleicht giebt Gott," seufzte Anna, „daß ich dereinst Euch, Frau Muhme, die Summen zurückzuerstatten vermag, welche Ihr im Laufe der Jahre meiner armen Mutter geborgt."

„So? ... Meinst Du?" höhnte Marei, „ei, das Jüngferlein glaubt wohl, dereinst eine vornehme Dame zu werden? I, da muß man ja schon im Voraus sein Compliment abstatten." Dabei knixte die Alte wiederholt.

„Laßt Eueren Spott, Muhme," versetzte Anna, „Ihr wißt doch recht gut, wie bescheiden ich über mich denke."

„Ich könnt's eben nicht sagen," widersprach Marei, „denn wärst Du nicht eingebildet und trügst Du Dich nicht insgeheim mit hochfliegenden Plänen, so würdest du sicher den Anträgen Kilians ein williges Ohr geschenkt haben."

„Es wäre schrecklich, Muhme," rief Anna hocherregt aus, „wenn mit der Armut auch noch der Zwang verknüpft wäre, ohne irgend ein Gefühl von Liebe in den Ehestand treten zu müssen."

„Natürlich," keifte die Alte, und ihre eingefallenen Wangen überflog eine dunkle Röte, „das hochnäsige Jüngferlein späht nach einem reichen, aber dabei schönen Mann aus. Mein armer Kilian ist dem gnädigen Fräulein zu schlecht, — er hat ja rote Haare und schielt!"

„Gott weiß es, daß ich nicht auf Äußerlichkeiten sehe," widersprach Anna, „und wenn ich Eueren Kilian liebte, so könnte er meinetwegen grüne Haare haben und nicht nur schielen, sondern auch noch ein Krüppel sein. Allein ich gestehe es Euch offen, Muhme: Euer Enkel ist mir in innerster Seele verhaßt, ja, ich verabscheue ihn, — aber nicht wegen seines Äußeren, sondern wegen seines Herzens, das von Grund aus schlecht ist."

Der Alten entfuhr ein zorniger Aufschrei, sie humpelte auf Anna los und fuchtelte dicht vor ihrem Gesicht mit ihren Fäusten herum; Anna dagegen blieb ruhig stehen und bannte mit ihren festen Blicken Marei, welche, gleich einem wilden Tiere, davor zurückbebte.

„Oh, warte!" schrie die Alte, „das sollst du mir nicht ungestraft gesagt haben! . . . Ei, seht mir doch, welch eine hochmütige Betteldirne! Du solltest Gott danken, daß mein Enkel Kilian sich so weit herabläßt, Dich zu ehelichen."

„Das thue ich nun und nimmermehr, Muhme," gab das junge Mädchen im festen Tone zurück, „und lieber wollt ich trockene Rinde kauen oder Hungers sterben, ehe ich mich an Eueren Kilian verkaufte!"

„So, so?" ächzte die Alte. „Gut, gut, wir wollen sehen! Hihihi, stolzes Jungferlein, wirst bald von Deiner Höhe herabsteigen. Ja, ja," fügte sie mit erhöhter Stimme hinzu, da Anna energisch den Kopf schüttelte, „es soll Dir sofort klar werden." Mit diesen Worten zog sie einen Brief aus der Tasche, welchen sie entfaltete und Anna hinreichte.

Aus den Schriftzügen ersah das junge Mädchen sofort, daß ihre Mutter die Briefschreiberin gewesen. Mit gespannter Aufmerksamkeit begann sie zu lesen, aber je weiter sie kam, desto krampfhafter hob und senkte sich ihre Brust, und als sie endlich den Inhalt des Schreibens kannte, schloß sie die Augen und ließ den Brief zu Boden fallen.

Annas Mutter befand sich in einer höchst bedrängten Lage, in welche sie durch Krankheit geraten war. Von Neuem zum frischen Leben erstanden, sah sie sich von Sorge arg gequält, ja, sah sogar ihr kleines, aus einer einfachen Häuslerwohnung und einem winzigen Gärtchen bestehendes Grundeigentum in großer Gefahr, denn ein böser Gläubiger drohte, das Anwesen unter den Hammer zu bringen, falls er nicht binnen vierzehn Tagen befriedigt werde. In ihrer Herzensangst hatte sich nunmehr die arme Witwe an Marei gewandt, um deren Hilfe anzurufen.

„'s ist ein hübsches Sümmchen, was ich da für Deine Mutter zahlen soll," begann die Alte nach einer Weile, „und doch würde ich mich entschließen, das Geld herzugeben, wenn — — ja, ja, Anna, das Schicksal Deiner Mutter liegt jetzt in Deiner Hand."

Das arme Mädchen verhüllte die Augen.

„Du verstehst mich doch?" fuhr Marei hämisch weiter fort. „Die Mutter erhält das Geld, sobald Du Dich entschließest, die Wirtin vom roten Haus zu werden."

„Nein, nein," rief das junge Mädchen verzweiflungsvoll, „ein solches Opfer kann weder meine Mutter noch Gott von mir verlangen!"

„Hihihi," kicherte die Alte, „brauchst nicht gleich einen Entschluß zu fassen, sollst Bedenkzeit haben bis morgen Abend. Aber dann mußt Du Dich entscheiden, und wehe Deiner Mutter und Dir, wenn Du Nein sagst."

Mit drohender Geberde stand Marei gleich einer bösen Hexe vor der armen Anna, welche auf einen Stuhl gesunken war. Mit wahrhaft satanischer Schadenfreude weidete sich die grausame Alte an dem Schmerze ihres Opfers, und eine geraume Zeit verstrich, ehe sie sagte: „Jetzt gehe zu Bett, es ist schon weit nach Mitternacht."

Langsam und mit zitternden Knieen erhob sich Anna und wankte hinaus, die Treppe empor nach ihrer Kammer, wo sie niederkniete und Gott inbrünstig um seine Hilfe in der Not anflehte. Während der ganzen Nacht schloß das bemitleidenswerte Mädchen kein Auge, und kaum graute der Morgen, so kleidete sie sich wieder an, besorgte in aller Eile die notwendigen Geschäfte und verließ hierauf das Haus.

Noch wußte sie nicht, sollte sie fliehen oder wieder zurückkehren. Ängstlich klopfte ihr Herz, und ein Sturm von widersprechenden Gefühlen tobte in ihrer Brust. Da schlugen in der Stadt die Glocken an und vereinigten sich zu einem feierlichen Sonntagsgeläute. Überall strömten andächtige Menschenkinder herbei, um in der Kirche den Tag des Herrn würdig zu begehen, — und ihrem Zuge schloß sich das nach Frieden ängstlich ausschauende Mädchen an.

Eine geraume Zeit war verstrichen, seitdem Anna zum Letztenmale in dem Hause des Herrn gebetet. Wohl hatte ihr gottesfürchtiges Herz oft das Verlangen ausgesprochen, dem Gottesdienste beizuwohnen, allein dieses fromme Begehren war von den Insassen des roten Hauses verlacht und verspottet worden.

„Daheim arbeiten ist besser, als in einem Kirchenstuhle zu faulenzen," hatte Marei ihr entgegnet, und so war es gekommen, daß Anna ihre Sonntagsandacht in jenem verrufenen Hause verrichtet hatte, bis der Zufall sie heute wieder in die heiligen Hallen führte.

Mit ängstlicher Scheu ließ sie sich auf einer der Bänke nieder, denn sie fühlte, daß sie, als Mitbewohnerin des roten Hauses von Rechts wegen nicht hierher gehörte, wo nur ehrliche und gottesfürchtige Menschen sich zur geweihten Andacht versammelten. Da aber ihr Herz keinerlei Anteil an dem sündhaften Treiben ihrer Genossen hatte, so fühlte das junge Mädchen sich alsbald heimisch in dem Gotteshause, und sie lauschte demutsvoll den Worten, welche der Priester sprach. Bei Alledem beengte es aber immer mehr und mehr ihre Brust, daß sie mit verbrecherischer Gesellschaft Umgang pflegte, denn die Zwecke und die Ziele, welche der schwarzbärtige Wolf mit seinen Gesellen verfolgte, waren ihr keineswegs geheim geblieben, und sie wußte es nur zu gut, daß das rote Haus eine gemeine Räuber- und Diebeshöhle war. Dieses Bewußtsein reifte immer mehr den Entschluß in

ihr, nicht wieder in die Höhle des Lasters zurückzukehren. Wohin aber sollte sie sich wenden, was sollte sie beginnen, um die geliebte Mutter vor Not, Mangel und Elend zu bewahren?

„Und wenn Dein Verstand in schwieriger Lage des Lebens nicht ausreicht, so frage Gott und er wird Dir Antwort geben!"

Diese Worte, welche so genau auf Annas Verhältnisse paßten, tönten jetzt an ihr Ohr, und in ihrer fieberhaften Aufregung glaubte sie für einen Moment die tröstende Stimme eines Engels vernommen zu haben. In Wahrheit aber war es der Geistliche, der diese Worte gesprochen. „Frage Deinen Gott und er wird Dir Antwort geben," flüsterte es in Annas Herzen und sie hob die Augen empor und flehte mit gefalteten Händen zu dem Vater aller Väter und rief ihn an in der Not. Der Herr antwortet nicht immer gleich, aber er antwortet doch. Und er antwortete auch der armen Anna und zwar erst, als die Schar der Andächtigen die Kirche bereits verlassen und nur einige Wenige darin zurückgeblieben waren.

Eine Trauung fand statt. Anna, welche bisher mit gesenktem Kopfe dagesessen, bemerkte dies erst, als der Geistliche den Segen über ein junges Brautpaar, das vor dem Altar kniete, sprach. Sie blickte nach der Braut, und indem sie dies that — — hatte Gott ihr geantwortet, denn in der Braut erkannte sie eine Schulkameradin, mit welcher sie eine lange Reihe von Jahren eng befreundet gewesen, bis das Schicksal beide Mädchen trennte und sie einander aus dem Gesichte verloren. Wie oft hatte Anna mit ihrer kleinen Freundin Emilie das trockene Frühstücksbrot geteilt, da Emiliens Eltern zu arm gewesen, um ihrem Töchterchen ein Stückchen Brot in die Schule mitgeben zu können. Wie herzlich hatte damals Emilie ihr gedankt . . . Ob sie sich jetzt wohl der geringen Gabe erinnerte? . . .

Die Trauung war vorüber und der heilige Bund war geschlossen. Das neue Ehepaar stand eben im Begriff, die Kirche zu verlassen, als sich Anna der jungen Frau näherte und ihren Namen nannte.

Emilie blieb sofort stehen und rief:

„Ist es möglich, Anna, du hast meiner Trauung beigewohnt? Oh, hätte ich geahnt, daß Du hier in der Stadt verweilst, ich würde Dich unbedingt zu meiner Brautjungfer erkoren haben. Aber was ist Dir? Du hast ja geweint, — und jetzt treten Dir neue Thränen ins Auge?"

„Ach, liebe Emilie," seufzte das junge Mädchen, „ich will Dich in der Freude durchaus nicht stören, dennoch bitte ich, mir nur ein par Augenblicke Gehör zu schenken, damit ich Dich um Etwas fragen kann."

Emilie bestand darauf, daß die Freundin mit ihr nach Hause fuhr, woselbst sich von Neuem die Hochzeitsgäste versammelten.

In einem Nebenzimmer teilte Anna der Jugendgespielin ihr Herzeleid mit, ohne indessen die Insassen des roten Hauses bloßzustellen.

„Ich verlange weiter nichts," äußerte sie zuletzt, „als in einem anständigen Hause ein Unterkommen zu finden, sei es nun als Stuben- oder Kindermädchen. Ich muß freilich dabei auf einen guten Lohn sehen, um meine liebe Mutter unterstützen zu können, die sich in sehr bedrängter Lage befindet."

„Ach, Anna," rief die junge Frau mit sichtlicher Freude, „wie fühle ich mich doch so glücklich, daß ich gerade Dir mit Rat und That beizustehen vermag. Alles trifft sich äußerst glücklich, denn die Stelle, welche ich bisher versah, ist bis zur Stunde noch nicht besetzt, da meine ehemalige Herrschaft sehr wählerisch ist. Meiner Fürsprache wird es aber gelingen, daß man Dich zu meiner Nachfolgerin macht." Hierauf teilte die gutmütige Emilie der Freundin mit, daß sie seit einer Reihe von Jahren in dem Hause des Polizeipräsidenten von Merle als Kammerzofe fungiert habe, daß die Stelle sehr angenehm und der Lohn ein entsprechend hoher sei.

Die Freundin versprach, am nächsten Morgen sich mit Anna zur Präsidentin zu begeben; als sie aber sah, daß die Jugendgespielin nicht gern wieder das Haus ihrer entfernten Verwandten betreten wollte, räumte sie ihr eine kleine Kammer ein, in welcher denn auch Anna die Nacht verbrachte.

Mit dankbaren Gefühlen gegen Gott schlief sie ein. Als sie aber am andern Morgen von der Präsidentin in Dienst genommen wurde, kannte ihre Dankbarkeit keine Grenzen, und sie vermochte sich der Freudenthränen nicht zu verwehren.

Frau von Merle hatte schon vorher Zutrauen zu Anna gefaßt, als sie aber das dankbare Gemüt des Mädchens in ihren Thränen sich widerspiegeln sah, drückte sie ihr herzlich die Hand und sagte: „Es soll Dir gut in meinem Hause ergehen, mein liebes Mädchen, das verspreche ich Dir."

Anna schwelgte sozusagen in allen sieben Himmeln, und nachdem sie ihre wenigen Habseligkeiten von einem Dienstmann aus dem roten Hause hatte herbeischaffen lassen, blieb nur noch die einzige Sorge in ihrem Herzen zurück: was aus der Mutter werden sollte, wenn der böse Gläubiger wirklich Ernst machte.

— „Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten, und Du sollst mich preisen! —"

Das Erste that denn auch Anna, indem sie in ihrer Kammer auf die Kniee sank. Und abermals antwortete Gott nicht gleich, im Gegenteil

verging eine Reihe von Tagen, ohne daß Annas Sorge im Geringsten leichter wurde, — aber Gott antwortete doch.

Am nächstfolgenden Abend fand in dem Hause des Polizeipräsidenten sich eine auserwählte Gesellschaft zusammen, welche zu bedienen Anna gleichfalls Hand anlegen mußte. Wer beschreibt ihr Erstaunen und ihren Schrecken, als sie unter den anwesenden Gästen den Studenten Schnorps wiedererkannte, dessen Bekanntschaft sie in dem roten Hause gemacht hatte.

Hellmuth erging es um kein Haar besser, und somit erinnerten Beide an Papageno und den Mohren in der Zauberflöte, welche sich gleichzeitig einer vor dem andern fürchten. Wir müssen dabei betonen, daß Anna ihren Aufenthalt im roten Hause vor der Präsidentin verschwiegen, da sie mit gutem Grund fürchtete, die angenehme Stelle im Hause der Frau von Merle nicht zu erhalten. Ihre ganze Angst concentrierte sich jetzt auf die Möglichkeit, daß Herr Schnorps der Präsidentin von ihrem längeren Verweilen in jener verrufenen Gastwirtschaft Anzeige machen könne. Sie suchte daher während des ganzen Abends nach einer Gelegenheit, den Studenten unter vier Augen sprechen zu können, und da dies Hellmuth ebenfalls that, so konnte es nicht fehlen, daß der Wunsch Beider rascher in Erfüllung ging, als sie gehofft.

Beide trafen in dem Zimmer zusammen, in welchem die Garderobegegenstände der geladenen Gäste aufbewahrt wurden.

„Ach, Herr Schnorps —“ begann Anna schüchtern, worauf Hellmuth ebenfalls verlegen einfiel:

„Ach, Jungfer Anna —“

„Ich habe —“

„Ja, ich habe auch —“

„Eine große —“

„Bitte —“

„An Sie,“ vollendete endlich Anna, worauf Beide einander erstaunt ansahen und eine Pause erfolgte, welche Hellmuth endlich mit den Worten unterbrach:

„Sie wollten etwas sagen, Jungfer Anna?“

„Ich?“ wiederholte das junge Mädchen schüchtern: „Ach ja, doch Sie wollten ja auch mir etwas mitteilen.“

„Allerdings,“ bestätigte Hellmuth, verlegen am Knopfe seines Rockes spielend, „allein Sie begannen zuerst, und so möchte ich Ihnen nicht vorgreifen, Jungfer Anna.“

„Oh, nicht doch,“ versetzte Anna kopfschüttelnd, „fangen Sie nur an, es schickt sich auch besser so.“

„Ah," räusperte sich Hellmuth, „es ist eigentlich nichts Besonderes. Sie wissen ja doch, daß ich mit einigen Freunden das rote Haus besuche?"

„Ja, ja, das weiß ich."

„Je nun," fuhr Hellmuth gepreßt weiter fort, „das Haus steht nicht in sehr gutem Rufe."

„Nein, durchaus nicht," kopfschüttelte Anna.

„Ja," fuhr Hellmuth fort, „es steht sogar in einem so schlechten Rufe, daß man aus jeder anständigen Gesellschaft verbannt würde, wenn —"

„Wenn es herauskäme, daß man in einem solchen Hause aus und einging," vollendete Anna.

„Ganz richtig," bestätigte Hellmuth, „und so wollte ich Sie denn bitten —"

„Daß ich —"

„Ja wohl," versetzte Hellmuth, „daß Sie es hübsch verschweigen möchten —"

„Daß ich —"

„Nein, daß ich, fiel Hellmuth ein —

„Nun also, daß mir Beide."

„Ja, wir Beide," vollendete Hellmuth, unterbrach sich jedoch sofort wieder und sagte: „Ja, ja, wenn wir Beide es sind, so bedarf es ja gar keiner Entschuldigung. Richtig, Sie waren ja auch in dem vermaledeiten Haus und müssen daher ebenso darauf bedacht sein, daß nichts davon unter die Leute kommt. Schließen wir also einen Pakt, der darauf hinausgeht, daß Keines von uns das Andere verrät. Hier ist meine Hand!"

„Und hier die meinige," fügte Anna schüchtern hinzu, worauf Hellmuth Annas Rechte ergriff und sie herzlich schüttelte.

5.

„Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut Dir Gutes."

(Ps. 116, 7.)

Anna befand sich bereits eine Woche im Hause der Präsidentin. Die Fröhlichkeit, so wie das muntere Wesen, welches dem jungen Mädchen von jeher eigen gewesen, während ihres Aufenthalts im roten Hause aber spur-

los verschwunden war, kam jetzt wieder zum Vorschein. Frau von Merle blickte mit großem Wohlgefallen anf ihre neue Kammerzofe, welcher keine Arbeit zu viel oder zu schwer war; vielmehr half sie bereitwilligst ihren Dienstgenossen, deren Herzen sie sich dadurch im Sturme erobert hatte. Es war in der That eine wahre Lust, Anna in den Zimmern herum schaffen zu sehen, wobei sie ein Liedchen nach dem andern vor sich hintrillerte; nur zuweilen brach ihr fröhlicher Gesang ab, und dann lagerten schwere Wolken auf ihrer Stirn. Der Präsidentin konnte diese seltsame Umwandlung um so weniger entgehen, als sie scharf beobachtete; sie fragte daher Anna nach der Ursache ihrer plötzlichen Verstimmung, erhielt aber nur ausweichende Antworten. Wie hätte unsere Freundin ihrer Herrin auch die volle Wahrheit sagen können, ohne befürchten zu müssen, sofort ihre angenehme Stellung zu verlieren; beschäftigte sie ja doch das Schicksal ihrer Mutter, welches — wie wir wissen — mit der Wirtin des verpönten roten Hauses eng zusammenhing. Die Sorge um das Wohl der Mutter war es jedoch nicht allein, was Annas Herz beklommen machte, — es gesellte sich noch die Furcht dazu, auf irgend eine Weise gewaltsam nach dem roten Hause zurückgebracht zu werden; diese Angst ging sogar in ihre Träume über und wiederholt wurde sie von dem mit ihr ein und dieselbe Kammer teilenden Stubenmädchen aus dem Schlafe geweckt, denn sie ächzte und rief: „Kilian! . . . Wolf! . . . laßt mich frei, um Gottes Barmherzigkeit willen!“ Sehr häufig erschien der armen Anna auch Marei im Traume, die dann mehr und mehr das Wesen einer Hexe annahm. — Diese Furcht bildete denn auch den Grund, weshalb Anna vor jedem Ausgang zurückscheute, sobald die Dämmerung eintrat. Sie glaubte auf das Bestimmteste, daß zu dieser Zeit die Gesellen des roten Hauses die Wohnung des Polizeipräsidenten umschlichen, um Anna auf eine leichte Weise abpassen zu können.

„Diese Menschen,“ sagte sie zu sich, „können kein gutes Gewissen haben und müssen befürchten, daß ich ihr verbrecherisches Leben und Treiben verrate, zumal mein Herr der Chef der Polizei ist. Sie, denen Dankbarkeit fremd, werden sich schwerlich sagen, daß ich, von diesem Gefühl getrieben, mit keinem Worte ihrer erwähne. Was wäre auch meine Mutter und ich ohne die alte Marei! . . . Nein, nein,“ fügte sie lebhaft hinzu, „nicht um Alles in der Welt möchte ich Euch verraten. Ach, könnte ich es Euch nur zu wissen thun, dann würdet Ihr Euch sicher nicht mehr um so ein armes Mädchen, wie ich es bin, bekümmern, und mit meiner Angst wäre es gleichfalls vorbei.“

Nach derartigen Selbstgesprächen ging Anna seufzend wieder an die

Arbeit, bis sie bei derselben Alles vergaß und von Neuem ein lustiges Liedchen zu trällern begann.

Eine volle Woche war — wie bereits gesagt — seit Annas Dienstantritt vergangen. An dem heutigen Abend fand bei dem Rector der Universität eine große Gesellschaft statt, zu welcher auch Herr und Frau von Merle nebst ihrem Sohne Edwin eingeladen waren. Das gesamte Dienstpersonal benutzte, mit Ausnahme Annas, diese Gelegenheit, sich gleichfalls einen vergnügten Abend zu machen, indem es in Corpore einen Ball besuchte, welchen die Kutscher und Diener in der Stadt veranstaltet hatten. Als es daher von dem nahen Rathausturme acht schlug, befand sich Anna in der geräumigen Wohnung des Polizeipräsidenten mutterseelenallein. Arbeit bannt Furcht und alle trübseligen Gedanken, — das wußte Anna aus Erfahrung, weshalb sie sich denn auch sofort an ein Geschäft machte, mit dessen Erledigung sie gleichzeitig — wie sie wußte — Frau von Merle eine große Freude bereitete. Schon wiederholt hatte die Dame des Hauses den Wunsch geäußert, das zahlreiche Silbergeschirr gründlich gereinigt und geputzt zu sehen, allein trotz allem guten Willen war man bis jetzt noch nicht dazu gekommen. Anna wußte, daß in der nächsten Zeit der Polizeipräsident ein großes Abendessen in seinem Hause zu veranstalten gedachte, bei welcher Gelegenheit das reiche Silberservice voraussichtlich eine große Rolle spielte. Sie öffnete daher den Spiegelschrank, welcher das wertvolle Geschirr enthielt und zugleich eine Hauptzierde des Salons bildete. Nachdem sie die blitzenden Gegenstände dem Schrank entnommen und auf dem Tisch ausgebreitet hatte, blieb sie einige Augenblicke bewundernd davor stehen. Das funkelnde Silber schnürte ihr die Brust zusammen und sie legte unwillkürlich beide Hände auf ihr klopfendes Herz.

„Welcher Reichtum!" sagte sie halblaut vor sich hin, „da sieht man wieder, wie ungleich verteilt die Güter dieser Erde sind. Mit wie viel Sorgen hat meine Mutter von jeher zu kämpfen gehabt, — der Besitz eines einzigen dieser wertvollen Gegenstände würde sie vor Mangel und Kummer bewahren, ohne daß Frau von Merle es besonders empfände, um diesen einen Gegenstand ärmer zu sein, — ja, sie würde es vielleicht nicht einmal bemerken, wenn dieses oder jenes Silbergerät fehlte, denn . . . oh, Gott im Himmel," unterbrach Anna ihre Rede und streckte beide Hände wie abwehrend aus, „schütze mich und alle guten Menschen vor Versuchung!"

Diese Worte waren kaum gesprochen, als in dem Hausflur die Glocke ertönte. Anna fuhr zusammen. Wer mochte es sein, der drunten stand und Einlaß begehrte? Die Herrschaft jedenfalls nicht, da man sonst einen Wagen hätte rollen hören, — und die Dienerschaft ebenso wenig, da sie

einen der Hausschlüssel mitgenommen. Während Anna überlegend dastand, schlug die Glocke abermals an und ihr Ton machte das Mädchen wiederum schauern.

Anna öffnete das Fenster und sah auf die dunkle Straße.

„Wer ist da?“ rief sie hinab.

„Oh, bitte, machen Sie auf,“ scholl es zurück, „ich bringe Nachrichten von Ihrer Mutter.“

Dieses einzige Wort genügte, Anna zur Eile anzutreiben und jeden weiteren Gedanken zurückzudrängen. Während sie mit dem Licht in der Hand die Treppe hinabstieg, sagte sie sich zwar, daß sie die Stimme schon gehört haben müsse, sann auch einen Augenblick nach, ohne jedoch zu einem Resultat zu gelangen. In dem Hausflur angekommen, stellte sie den Leuchter auf eine der Treppenstufen und schritt dann der Thüre zu, um dieselbe zu öffnen. Kaum war das Schloß zurückgeschoben, als auch schon von außen geöffnet wurde und eine verhüllte Gestalt in den Hausflur huschte. Anna fuhr betroffen zurück, weshalb es der Fremde übernahm, die Thür wieder zu schließen; und da Anna noch immer in sprachlosem Erstaunen verharrte, so übernahm der Fremde auch das Geschäft des Leuchtens und stieg, das Licht in der Hand, die Treppe empor, während Anna kopfschüttelnd und mit klopfendem Herzen folgte.

Die Sicherheit des Fremden zeigte deutlich, daß er um das Alleinsein Annas wußte. Im oberen Stockwerk angelangt, öffnete er die nächste Zimmerthüre. Es war jene des Salons. Sobald sich die Thüre hinter Anna schloß, stellte der Fremde den Leuchter auf ein Marmortischchen und wickelte sich aus dem großen weiten Mantel, der bisher sein Gesicht verhüllt. Mit dem Aufschrei: „Oh, meine Ahnung!“ sank Anna auf einen Divan nieder.

„Na, na, Bäschen,“ begann hierauf der Fremde, „nur nicht so exaltiert, — ich werde Dir wahrlich den Kopf nicht abreißen.“

Langsam und am ganzen Körper zitternd erhob sich Anna von ihrem Platze und sagte mit bebender Stimme:

„Was wollen Sie hier — — Kilian?“

„Wahrhaftig nichts Böses,“ gab Mareis Enkel zur Antwort, während seine listigen Augen im Salon umherspähten. Er wollte eine weitere Beruhigung hinzufügen, als er Etwas aus dem Dunkel des Zimmers hervorleuchten sah; sofort ergriff er das Licht und ging auf den Tisch zu, auf welchem die Silbergerätschaften ausgebreitet lagen. „Hui!“ rief er in pfeifendem Tone, das rechte Bein in die Höhe hebend und mit beiden Händen krampfhafte Bewegungen machend, „das nenn' ich mir eine Pracht! Welch'

allerliebste Zuckerdose," fuhr er grinsend weiter fort, den Gegenstand in die Hand nehmend und mit demselben liebäugelnd, „ich möchte die Dose wohl haben, Bäschen, sogar ohne Zucker. Mag unter Brüdern wohl so ein fünfzig Thälerchen wert sein. Wie ist's, Bäschen, soll ich sie mitnehmen und von einem Juwelier morgen schätzen lassen, he?"

Als Anna das Eigentum ihrer Herrschaft bedroht sah, schwand alle Angst und Furcht aus ihrem Herzen und mit mutiger Entschlossenheit riß sie dem Rothaarigen die Dose aus der Hand, worauf sie sich vor dem Tisch aufstellte, denselben mit beiden Armen deckend.

„Ich bin nur ein schwaches, hilfloses Mädchen," rief sie mit blitzenden Augen, „dennoch sollst Du nicht mit heiler Haut davon kommen, wenn Du es wagst, auch nur einen einzigen dieser Gegenstände an Dich zu reißen."

„Hehehe," lachte Kilian, „Du hast mich da in einem schönen Verdacht, Bäschen; bei Dir darf man nicht einmal einen Witz machen. Glaubst Du denn, ich sei wirklich so dumm, mich wegen ein par lumpiger Thaler in Ungelegenheit zu bringen? Nein, das ist ein ganz ungerechter Verdacht, den Du da gegen mich hast. Hab's wahrlich nicht um Dich verdient, heute aber, wo ich Dir gute Nachrichten bringe, am allerwenigsten. Nimm die lumpigen Silbersachen da weg, damit ich ruhig mit Dir sprechen kann und Du Dich nicht fortwährend ängstigst, ich könnte davon etwas stibitzen."

Das ließ sich Anna nicht zweimal sagen und mit erleichtertem Herzen trug sie die Wertgegenstände in ihren Schrank zurück, welchen sie hierauf sorgfältig abschloß.

Ohne daß sie es merkte, folgte Kilian aufmerksam allen ihren Bewegungen, um sich in seinem Gedächtnis fest einzuprägen, auf welche Stelle sie dieses oder jenes Silbergerät im Schrank stellte.

Nachdem Anna mit ihrem Geschäft zu Ende, ließ sich Kilian behaglich auf einem der weichgepolsterten Stühle nieder.

„Ah, wie bequem sich da ruht! Ich werde mir demnächst auch einen solchen Stuhl anschaffen; diese hier sind schöner, als unsere im roten Hause, selbst den alten Lehnstuhl der Großmutter nicht ausgenommen."

„Stelle meine Geduld nicht länger auf die Probe," begann Anna, „und sage mir, was Du willst."

„Na, na," versetzte Kilian, „so laß mir doch nur Zeit zum Verschnaufen, ich bin Deinetwegen schon mehrere Stunden auf den Beinen. Nachdem ich erfuhr, daß Deine Herrschaft heute Abend nicht zu Hause, begab ich mich hierher und trabte die Straße auf und ab, bis Herr und Madame nebst ihrem Sprößling in den Wagen stiegen. Glücklicher Weise

traf es sich, daß später auch die Dienerschaft folgte, und so sind wir denn mit einander allein, Bäschen."

„Es kann aber sehr leicht sein," widersprach Anna, nicht ohne Angst im Herzen, „daß Eines oder das Andere von der Dienerschaft binnen Kurzem zurückkehrt."

„Glaub's nicht, Bäschen," lachte Kilian. „Übrigens ist mein Geschäft bald erledigt. Was ist denn das dort für ein närrischer Kasten?" unterbrach er sich in seiner Rede, auf den Aufsatz einer Etagère hindeutend.

„Ich weiß es nicht," gab Anna ausweichend zur Antwort. „Halte Dich überhaupt nicht mit nutzlosen Fragen auf, sondern sage mir, was Dich hieher geführt. Du erwähntest meiner Mutter, — was ist mit ihr?"

„Steht Alles gut," versetzte Kilian, „allein was ist das da für ein Kasten? Er paßt gar nicht in das vornehme Zimmer." Bei diesen Worten stand er auf und ging nach der Etagère hin, und ohne daß Anna es zu hindern vermochte, langte er den fraglichen Gegenstand herab. „Zum Teufel!" rief er, „das Ding ist schwer, da ist wohl gar Geld darin?"

„Daß Dir doch überall der Mammon vorschwebt," entgegnete Anna lachend und zog gleichzeitig an einer Schnur des Kastens, worauf aus dem Innern desselben Musik ertönte.

„Ach," rief Kilian enttäuscht, „eine Spieluhr! „Wenn's weiter nichts ist!" Damit stellte er den Kasten wieder an Ort und Stelle. In ähnlicher Weise erkundigte er sich nach diesem und jenem im Salon befindlichen Gegenstande, so daß eine geraume Zeit verstrich, ehe er mit dem Zweck seines Besuchs herausrückte.

„Deine Mutter hat wieder geschrieben," begann er endlich, „und in ihrem Briefe heillos gebarmt. Sie macht Dir auch Vorwürfe, daß Du heimlich die Großmutter verlassen und zu fremden Leuten gegangen bist. Na, das bei Seite. Kann Dir's nicht verdenken, daß es Dir hier besser gefällt, als im roten Hause. Wir wollen Dir auch alles Gute gönnen, und Dich unbehelligt lassen, ja, die Großmutter erbietet sich sogar, Deiner Mutter die erbetene Geldsumme auszuzahlen, wenn Du auf Ehre und Seligkeit versprichst, über alle Personen und Verhältnisse im roten Hause reinen Mund zu halten. Du hast doch nicht etwa schon geplaudert?" fügte er drohend hinzu, da er Anna lächeln sah.

Dieser Ausdruck der Freude hatte aber den Grund, daß Anna insgeheim erleichtert aufatmete und sich der Sorge wegen ihrer Mutter enthoben sah. Sie entgegnete daher in jenem wahrhaftigen und überzeugenden Ton, der nur wirklich guten und ehrlichen Menschen eigen ist:

„Über meine Lippen ist noch kein Wort gekommen, welches Euch ir-

gendwie schaden könnte. Überhaupt weiß meine Herrschaft nicht einmal, daß ich mich im roten Hause längere Zeit aufgehalten. Ich kann also mit gutem Gewissen das versprechen und geloben, was Ihr von mir verlangt, und ich danke Deiner Großmutter vom Grunde meines Herzens für die Hilfe, welche sie meiner armen Mutter zugedacht."

„Na, das freut mich," entgegnete Kilian, „ich kenne Deine Rechtschaffenheit und weiß, daß man sich auf Dein Wort verlassen kann. Ich möchte Dich nur noch um Eines bitten. Dein Herr ist ein gefürchteter Mann, zumal er uns im roten Hause nicht gewogen scheint. Es kommt häufig vor, daß solche Herren daheim Etwas äußern, namentlich wenn sie irgend etwas Besonderes vorhaben und anderen Menschenkindern an den Hals rücken wollen. Sollte daher Dein Herr einmal Etwas über unser rotes Haus verlauten lassen, so würde es uns lieb sein, wenn wir durch Dich einen Wink erhielten. Die Großmutter läßt Dich ganz besonders darum bitten, und Du weißt ja, daß Du ihr großen Dank schuldig bist."

Anna gab keine direkte Zusage, denn es vertrug sich nicht mit ihrem ehrlichen Charakter, den Zwischenträger zu machen und vertrauliche Worte, welche zwischen ihrer Herrschaft fielen, auszuplaudern.

Kilian gab sich indessen mit ihrer Antwort zufrieden und nachdem er noch im Zimmer herumgeschnüffelt, sowie die in den Salon führenden Thüren geöffnet und in die Nebenzimmer gesehen, trat er den Rückweg an.

Allein in dem nämlichen Augenblicke, wo er und Anna die Treppe betraten, ertönte heftig die Glocke der Hausflur.

Jetzt war guter Rat teuer.

Unter keiner Bedingung durfte Kilian im Hause des Präsidenten gesehen werden, — das stand bei Anna fest. Nur war noch die Frage zu erledigen, wo ihn bergen?

Das abermalige, diesmal noch heftigere Läuten der Glocke ließ Anna nicht viel Zeit zum Nachdenken; rasch entschlossen packte sie Kilian am Arme und schob ihn in das Gaststübchen des unteren Stockes, welches — wie sie wußte — nur selten betreten wurde. Nachdem dies geschehen, schloß sie die Hausthüre auf.

„Wie, Herr Schnorps?" rief das junge Mädchen erstaunt aus und trat zurück, um Hellmuth einzulassen, der ziemlich verstört aussah. Dies bemerkend, fuhr sie fort: „Was ist Ihnen? Ihr Gesicht ist ja kreideweiß und ihre Kniee zittern."

Hellmuth schien keine dieser Fragen zu hören, denn er sagte hastig: „Sind die Herrschaften zu Hause?"

„Nein," entgegnete Anna. „Wissen Sie denn nicht, daß sie einer Einladung des Rectors der Universität gefolgt sind?"

„Ah, richtig!" rief Hellmuth und stampfte ungeduldig mit dem Fuße, „das hätte ich mir denken können, war ich ja auch eingeladen, allein in einer solchen Stimmung, in der ich mich gegenwärtig befinde, hat man keine Lust, in Gesellschaft zu gehen."

„Du mein Himmel, Herr Schnorps," fragte Anna voll aufrichtiger Teilnahme, „was ist Ihnen denn widerfahren?"

„Ich habe heute Abend eine schmerzliche Botschaft erhalten," gab Hellmuth mit gebrochener Stimme zur Antwort; „mein guter, alter Vater liegt auf den Tod darnieder und sehnt sich darnach, mich noch einmal umarmen zu können. Ich will daher noch heute Abend abreisen und ersuche Sie, mich bei Herrn und Frau von Merle zu entschuldigen. Der Herr Präsident hatte die Freundlichkeit gehabt, mich auf morgen einzuladen; wie die Sachen jetzt aber stehen, kann ich unmöglich erscheinen."

Anna blickte dem Studentle ins Auge und gewahrte, daß dasselbe feucht war. „Sie haben Ihren Vater sehr geliebt?" fragte sie nach einer Weile schüchtern.

„Mit ganzem Herzen, Jungfer Anna!" rief jetzt Hellmuth seiner nicht mehr mächtig mit schluchzender Stimme aus. „Aber trotzdem habe ich ihm so manche Sorge gemacht, und dieses Bewußtsein drückt mich nun darnieder."

„Ich fühle mit Ihnen," versetzte Anna, schüchtern seine Hand ergreifend und dieselbe drückend, „wenn mir auch kein Vater lebt, so ist mir doch eine Mutter geblieben, die ich gleichfalls auf das Zärtlichste liebe, und mit Angst im Herzen gedenke ich jener Zeit, wo ich trauernd an ihrem Sarge stehen werde, ja — nach den Gesetzen der Natur — stehen muß. Ach, Herr Schnorps, wenn ein solcher trauriger Fall eintritt, fühlt man erst so recht, was man an seinen Eltern besessen, fühlt die treue Freundschaft, mit der sie uns zugethan waren, gedenkt ihrer aufopfernden Liebe und macht sich insgeheim Vorwürfe, daß man doch hin und wieder gegen sie gefehlt."

„Ach, Jungfer Anna," rief Hellmuth verzweifelt aus, „ich weiß, Sie wollen mich trösten, und dennoch versetzt mir jedes Ihrer Worte einen Stich ins Herz. Welche Sorge, welchen Kummer habe ich auf das greise Haupt meines lieben Vaters gehäuft! Was nützen jetzt alle meine guten Vorsätze, ein anderes Leben beginnen zu wollen, wenn Gott mir den Teuern raubt!" Das Studentle vermochte nicht länger weiter zu sprechen, denn Thränen erstickten seine Stimme.

Auch in Annas Augen blinkte es feucht und sie mußte sich sehr zusammen nehmen, um mit fester Stimme sagen zu können: „Lassen Sie den Mut nicht sinken, Herr Schnorps; vielleicht läßt der liebe Gott Ihren Vater noch einmal gesund werden. Sollte es aber nicht der Fall sein, so bin ich fest überzeugt, daß der verklärte Geist des alten Mannes aus jenen lichten Höhen zu Ihnen herabschauen und Sie segnen wird, wenn Sie erfüllen, was Sie gelobt. Ich will Ihnen jetzt ganz aufrichtig gestehen, daß es mich gewundert, Sie in jener Gesellschaft, die im roten Hause verkehrt, zu sehen, und es ist meine Pflicht, Sie zu warnen. Jene Leute, namentlich jener Wolf, haben —"

„Na, Bäsle," ließ sich jetzt zu Annas Schrecken die rohe Stimme Kilians vernehmen, welcher gleich darauf aus der halbgeöffneten Thüre in den Hausflur trat, „Du läßt mich zu lange warten und ich habe weder Lust noch Zeit, hier zu verweilen. Ah, Herr Schnorps," wendete er sich an diesen, „freut mich, Sie wieder zu sehen. Machen Sie auch meinem Bäsle einen Besuch?"

Hellmuth blickte überrascht auf das Paar, namentlich auf Anna, die in namenloser Verlegenheit vor ihm stand und nach einer Pause stotternd hervorbrachte:

„Die Großmutter Kilians ist eine entfernte Verwandte meiner Mutter und hat derselben manche Wohlthat erwiesen, da mein Vater allzu früh starb und die Mutter und mich ohne alle Hilfsmittel zurückließ. Kilian besuchte mich heute Abend, um mir mitzuteilen, daß seine Großmutter abermals uns unterstützt habe. Er stand im Begriff, sich eben wieder zu entfernen, als Sie anlangten."

„Ja," schalt Kilian ein, „und seit der Zeit hat sich das Bäsle nicht wieder um mich gekümmert. Es schwätzt jetzt viel von Dankbarkeit und scheut sich dennoch nicht, andere ehrliche Leute bei Ihnen, Herr Schnorps, zu verleumden."

„Kilian!" unterbrach ihn Anna bittend, allein derselbe ließ sich in seiner Rede nicht stören, sondern fuhr fort: „Das ist der Fluch, der auf der Armut ruht: weil die Gäste meiner Großmutter vermögenslos sind und sich kümmerlich durchs Leben schlagen müssen, wird ihnen gleich alles mögliche Schlechte und Böse angedichtet. Pfui, Bäschen, schäme Dich! Wir fühlen uns Alle so geehrt, daß der Herr Schnorps uns mit seinen Besuchen erfreut und nun —"

„Sagt nur zu Hause, daß ich es auch ferner thun werde," fiel Hellmuth ein, dessen gutes, aufrichtiges Herz sich wieder einmal bethören ließ; „Klatschereien und Verleumdungen prallen bei mir ab."

„Aber, Herr Schnorps," rief Anna erregt aus, „Sie werden doch nicht glauben, daß ich —"

„Ich glaube gar nichts," versetzte Hellmuth, „haben Sie nur die Güte, Herrn und Frau Merle auszurichten, was ich Ihnen gesagt. Leben Sie wohl — gute Nacht."

„Nehmen Sie mich mit, Herr Schnorps!" rief Kilian, indem er einen Blick der Schadenfreude auf Anna warf, welche sich umsonst bemühte, Hellmuth eine andere Meinung beizubringen. Er und Kilian befanden sich bereits auf der Straße, und so blieb dem armen Mädchen nichts übrig, als die Thüre wieder zu verschließen und in hohem Grade verstimmt und traurig nach dem Salon zurückzukehren . . .

Hellmuth saß bald nachher im Coupé des Dampfwagens, der ihn rasch von der Universitätsstadt entfernte. Auf einer der Stationen stieg er aus und nahm Extrapost, um inmitten der Nacht an Ort und Stelle anzulangen.

Seine Eile erwies sich als nutzlos, denn er fand nur noch die irdische Hülle des Vaters vor, sein Geist war bereits entflohen in jenes himmlische Reich, wo ein ewiger Friede waltet, wo keine Leidenschaft mehr das menschliche Herz durchwühlt, wo Reichtum und Armut in ein Nichts zusammenfallen und nur die guten Thaten gelten, welche der Mensch auf Erden geübt.

Im wilden Schmerz sank Hellmuth neben der Leiche seines Vaters nieder; krampfhaft erfaßte er die immer kälter werdenden Hände und rief: „Oh Vater, Vater, ich kehre als ein reuiger Sohn zurück, — ach, warum konntest Du nicht leben, bis Du meine Reue gesehen, bis ich Dir gelobt, ein anderer Mensch zu werden! Vergib mir und rechne mir den Kummer und die Sorge nicht an, die ich Dir bereitet. Segne mich, Vater, segne mich und bitte Gott, daß er mir Kraft gebe, meinen guten Vorsatz auszuführen!" Während er dies sprach, legte er die erstarrten Hände des Seligen auf sein Haupt, und eine geraume Zeit verblieb er in dieser Stellung. Da legte sich plötzlich eine warme Hand auf seine Schulter; er sah betroffen auf und gewahrte die Schwester Resi, welche leise in das Zimmer und an ihn herangetreten war. Ihre Augen erschienen stark gerötet. Sie hatte also viel geweint.

„Hellmuth," begann sie mit stockender Stimme, „wir haben uns seitdem nicht so geliebt, wie es Geschwister thun sollen; ich gestehe offen ein, daß ich neidisch auf Dich war. Zu meiner eigenen Beruhigung muß ich sagen, daß dieser Neid und diese Lieblosigkeit nicht von selbst entstanden, sondern geweckt wurden. Von wem? Diese Frage brauche ich wohl nicht

zu beantworten. Lieber Bruder Hellmuth, ich habe unseren guten Vater treu gepflegt und ihm gelobt, treu zu Dir zu halten. Ach Hellmuth, wenn Du die Zufriedenheit und Glückseligkeit, die sich bei diesem Gelöbnis auf unseres teueren Vaters Antlitze widerspiegelte, hättest sehen können, Du würdest für Dein ganzes Leben ruhig geworden sein. Während seiner letzten Lebenstage sprach der Vater nur von Dir, ach, mit einer Liebe und Zärtlichkeit, die mir oft die hellen Thränen in die Augen lockte. Und als er endlich die müden Augen schloß, flüsterte er noch: ‚Du wirst ihn lieben, Resi'?' ... Ich antwortete mit einem thränenreichen ‚Ja,' worauf er zufrieden lächelte und sanft entschlummerte."

Ein Thränenstrom hinderte die Schwester am Weiterreden, und da auch Hellmuth vor innerer Wehmut nicht zu sprechen vermochte, so blieb es eine Weile in dem Zimmer des Todes still. Nachdem Resi sich wieder einigermaßen gefaßt, ergriff sie die Hand des Bruders und sagte:

„Laß uns hier am Totenbette unseres Vaters innige Geschwisterliebe geloben, — laß uns den Eid thun, daß wir einander in keiner Lage des Lebens verlassen werden."

Und Hellmuth that, was er nie zuvor gethan, er umfing die Schwester und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen. Noch in derselben Stunde vertraute sie ihm an, daß zwischen ihr und dem neuen Lehrer, welcher an die Stelle des alten pensionirten Stähle getreten, ein inniger Bund der Liebe bestehe und daß sie gewillt sei, den braven, jungen Mann binnen Kurzem zu heiraten.

Im schroffsten Gegensatz zu den beiden Geschwistern stand Andreas. Er hatte bei des Vaters Hinscheiden keine einzige Thräne vergossen, und sein ganzes Dichten und Trachten bestand jetzt darin, die Erbteilung möglichst rasch vollziehen zu lassen und dadurch in den Besitz des Hofes und des Gutes zu kommen.

Vater Köllenberger hatte jedenfalls mit Weh im Herzen sein Testament abgefaßt und dem Landesgesetze nachgegeben, welches bestimmte, daß der älteste Sohn der Haupterbe sei, während die übrigen Geschwister je mit einem Dritteil bedacht wurden. Trotz Alledem blieb für Hellmuth und Resi eine anständige Summe zurück, mit deren Hilfe Beide einem sorgenfreien Leben entgegensehen durften.

Die Erbteilung war kaum vor sich gegangen, als die Lieblosigkeit von Andreas sich kund gab, indem Hellmuth und Resi sofort das väterliche Haus verlassen mußten. Die Schwester mietete sich einstweilen im Dorfe ein, bis ihre Trauung mit dem Lehrer Günther vollzogen werden konnte und sie ihr neues Daheim bezog, in welchem sie sich nach Gottes Ratschluß

recht glücklich fühlen sollte. Hellmuth logierte die wenigen Tage, welche er noch im Dorfe verweilen mußte, im Gasthofe, und als er abreiste, erneuerten er und Resi den an der Bahre des Vaters geschlossenen Bund.

„Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit!“

Dieses Bibelwort trug Hellmuth fortan im Herzen, und so sehen wir ihn denn wieder einmal an seinem Pulte sitzen, emsig bemüht, das Versäumte nachzuholen. Die Arbeit gestaltet sich ihm jedoch schwieriger, als er geglaubt, und er wurde nur zu bald inne, daß er ohne fremde Hilfe nicht zum Ziele gelangen könne. Vertrauensvoll wandte er sich an Franz, den Schulmeisterssohn, der jetzt in der Universitätsstadt eine ehrenhafte Stellung einnahm und als Doktor der Medizin sich einer vortrefflichen Praxis erfreute. Mit offenen Armen sah sich Hellmuth bei ihm aufgenommen, und wenn des jungen Arztes Zeit auch nicht gestattete, den Freund zu unterstützen, so stand er ihm doch mit Rat und That bei, was von Seiten Hellmuths auch dankbar anerkannt wurde. Überhaupt schien es unserem Studentle diesmal mit seinem guten Vorsatz Ernst zu sein; er arbeitete nicht nur rastlos, sondern trat auch aus der Verbindung, welche noch immer insgeheim bestand. Hellmuth mußte viele Spottreden vernehmen, dennoch ertrug er sie geduldig und ließ sich in seinem guten Vorhaben nicht irre machen. Mit Ausnahme der Präsidentenfamilie besuchte er nur noch eine Gesellschaft, und zwar jene, welche unter Wolfs Vorsitz im roten Hause tagte.

Die fortgesetzte Freundlichkeit dieser Leute, sowie ihr anständiges und taktvolles Benehmen ließen ihn immer mehr erkennen, daß jene Aussage Annas auf böswilliger Verleumdung beruhte, und Hellmuth konnte nicht umhin, dem jungen Mädchen deswegen seine Verachtung zu zeigen.

(Schluß folgt.)

Der kühne Schwimmer.

Mit Abbildung.

Seit zwei Tagen, schreibt ein Reisender, befanden wir uns an Bord eines französischen Fahrzeugs, der „Fliege“. Am Morgen des dritten Tages trat plötzlich eine vollkommene Windstille ein. Wir waren höchstens acht Meilen von der kleinen Insel Colorados und von der Korallenbank, welche dieser ihren Namen gegeben hat, entfernt. Die „Fliege“ lag ganz regungslos über dem sanften Gewässer, das Bugspriet nach der Küste hingewendet, die Steuerbordshalsen beigesetzt, mit aufgehißtem Dreiecksegel, schaukelte sie auf der stummen

Welle. Totenstille herrschte ringsum, und schön und duftig sank die Nacht herab. Myriaden leuchtender Sterne bedeckten die Himmelswölbung, vor deren Licht nach und nach die trübroten Abendwolken im Westen verschwanden. Endlich stieg noch die helle Scheibe des Mondes empor, alle anderen Lichter verdunkelnd.

Wer ein Seemann ist, weiß, was er von einer abendlichen Windstille zu erwarten hat. Bald stieg über den Höhen der Insel Colorados eine kleine, lichte Wolke auf, deren Erscheinung von einem der Matrosen angezeigt ward. Diese Wolke verkündete fürs Erste das Aufhören der für jeden Seemann so lästigen Windstille. Aber nach und nach ward der lichte Punkt dichter und größer und kam näher.

„Henri!" rief ich einem der Offiziere zu, „ich traue der Wolke nicht, wie wär' es, wenn wir das Marssegel und den Klüver aufsetzten?"

Der Lieutenant schaute nach der Flagge, die sich nicht regte, dann auf die Wolke. „Bah," rief er, „das ist der Mond. Er wird uns nicht schaden. Herunter, Kinder, mit dem großen Segel."

Lachend wurde der Befehl vollzogen, und die Mannschaft schlenderte wieder ruhig hin und her, als plötzlich ein Wirbelwind mit großer Gewalt von der bedenklichen Wolke herstieß und in unserm Tau- und Segelwerk wütete.

„Abgeschnitten die Schote vom großen Segel!" schallte das Wort des Befehlshabers.

Die Gefahr war uns in ihrer ganzen Größe über den Hals gekommen. Die Heftigkeit des Windstoßes hatte unser Fahrzeug so sehr umgelegt, daß das Verdeck schon fast senkrecht lag. Die Raa des großen Segels steckte im Wasser beinahe bis am Mastkorbe. Der ganze Kiel stand oben. Schon hatten wir keinen Boden mehr unter den Füßen; Einige hielten sich mittels Taue in der Schwebe, Andere klammerten sich an die Schaluppe.

„Die Ruderstange an Bord!" rief ich zwei Bootsleuten zu, die sich daran festgeklammert hatten. Allein dieses Manöver, bei welchem es darauf ankam, die Ruderstange vom Steuerruder abzustoßen, um dem Fahrzeuge sein Gleichgewicht wieder zu geben, schlug fehl. Das Schiff, von dem Gewicht seiner Masten und des Ballastes niedergehalten, gehorchte nicht mehr dem Druck des Steuerruders, wenigstens waren dessen Anstrengungen, sich emporzurichten, nicht stark genug, um der Gewalt des Windes das Gegengewicht zu halten, der mit unbändiger Wut fortblies. Ich war unter denen, welche sich an die Schaluppe angehängt hatten. Neben mir befanden sich noch sieben andere Männer. „Kinder," rief ich ihnen zu, „helft mir die Schaluppe flott machen!"

Sie gehorchten; aber eine ungeheure Windsbraut stürmte in dem Augenblicke daher, heftiger als die vorigen. Alles, was sich auf dem Verdeck befand, Menschen, Kanonen, Boote, ward herab ins Meer geschleudert. Als wir wieder auf die Oberfläche emporkamen, sahen wir unser Schiff, ein Spiel der haushohen Wogen. Schon war die Hälfte der Mannschaft im Ocean umgekommen. Etwa dreißig Menschen kämpften noch mit den Wellen; ein Teil hielt sich an Tonnen



1882. 11.

Der kühne Schwimmer.

und Planken, die umherschwammen, ein anderer klammerte sich an den großen Mast, der auf den Wellen hintrieb; auch die Schaluppe war flott, sie hatte aber den Kiel gen Himmel gekehrt. Dessenungeachtet war noch Hoffnung, wenn man nur die Schaluppe aufrichten konnte. Henri, ein Mann von Mut, forderte die Matrosen dazu auf. Alle flogen herbei und verließen den Mast, um ihre gemeinschaftlichen Kräfte aufzubieten. Da erschallte die Stimme des Schiffslieutenants. „Zurück," rief er, „ihr seid verloren, wenn ihr Alle nach der Schaluppe eilt!"

Selbst in diesem Moment der Todesangst hatte die Mannschaft nicht den Gehorsam verlernt. Alle kamen zurück. „Drei Menschen," rief Henri, „sind hinreichend! Benjamin, komm du herbei mit zwei Andern!"

Wir hatten einen Neger, Namens Quacco, mit an Bord gehabt. „Nehmt mich mit, Herr Benjamin!" rief dieser laut und heftig. „Schurke von Neger," schrie ein anderer Matrose, „wir Christenmenschen gehen dir vor!" — „Laß ihn, John," sagte ein Anderer, „wir sind in zehn Minuten Alle gerettet!" — Gleichsam als hätte die Wut der Elemente nur dem unglücklichen Schiffe allein gegolten, legte sich jetzt der Sturm und das Meer ward ruhiger. Der Mond brach durch das Gewölke und beleuchtete mit seinen gebrochenen Strahlen die Scene der Verwüstung. „He, Neger," schrie einer von den Matrosen am Mast zu uns herüber, „wie steht's mit der Arbeit? Ist sie bald gethan? Wir sind hier keine Karpfen; der nasse Spaß fängt an, uns zu langweilen!"

Wir hatten bald die Schaluppe flott gemacht, schöpften das darin gebliebene Wasser mit unsern Hüten aus und waren im Begriff, unsere Gefährten einzunehmen, da rief ein Matrose laut auf: „Teufel, was ist das? Ich sehe die Floßfedern eines großen Fisches!"

„Ein Haifisch! ein Haifisch!" riefen Alle aus einem Munde. „Wir sind verloren."

Mir gerann das Blut in den Adern. War es ein Haifisch, so waren in wenigen Minuten ihrer mehr da und wir wurden sämtlich verschlungen, ohne daß eine Spur von unsern Gebeinen blieb.

Jetzt hörte alle Mannszucht auf. Mit angstvoller Hast ruderten Alle nach der Schaluppe. Keine Vorstellungen, daß dies unser Unglück vollenden, daß die Schaluppe so von Neuem umschlagen werde, halfen etwas. Alle drängten sich um die Schaluppe und wollten einsteigen. Was die Vernünftigern vorausgesehen, geschah; die Schaluppe schöpfte wieder Wasser und schlug von Neuem um.

Schreckliche Augenblicke folgten nun. Jede Hoffnung verließ uns und wir wurden von Todesangst und Verzweiflung ergriffen. Nur Henri behielt Fassung und Geistesgegenwart. „Benjamin, Quacco," rief er, „macht euch noch einmal ans Werk! Die Schaluppe ist unsere Arche! Wir Andern wollen wieder an den Mast! Ist euch euer Leben lieb, Kinder, so folgt mir!"

Sie gehorchten und machten beim Schwimmen so viel Geräusch als möglich, um die Haifische zu verscheuchen. Oft kehrt für Alle die Hoffnung zurück, wenn nur ein Einziger Geistesgegenwart behält. Noch einmal gelang es uns,

die Schaluppe aufzurichten. Wir schöpften wieder das Wasser aus. Sobald wir fertig waren, rief ich: „Lieutenant, sendet zwei Mann zum Einsteigen!" Die zwei Mann kamen und stiegen ein. Ich rief nun nach zwei andern. Kaum aber näherten sich diese der Schaluppe, als aufs Neue ein gräßliches Geschrei sich erhob: „Verloren! verloren! Die Haifische!"

Und in der That sahen wir mit Entsetzen einen Trupp dieser Ungeheuer heranziehen; ihre aufrechtstehenden Floßen bildeten eine lange Furche. Es war vorauszusehen, was nun geschah; Alle stürzten wieder nach dem Boote, das zum zweiten Male umschlug. Mittlerweile schwammen zu unserm größten Entsetzen die Haifische unter uns herum, es schien, als wollten sie eine Frist gewähren, als wollte jedes dieser Ungeheuer sich ein bestimmtes Opfer auswählen. Allein dieses Vorspiel währte nicht lange, denn bald verkündigte uns ein durchdringender, entsetzlicher Schrei, daß das Mahl der Ungeheuer seinen Anfang genommen und einer unserer unglücklichen Gefährten ein Raub der Haifische geworden war. Jetzt sahen wir den Ocean von seinem Blut sich röten.

Ganz unbeschreiblich war das Schauspiel des Entsetzens, das nun folgte. Diese Hyänen des Meeres wüteten und schlachteten unter uns herum. In Verzweiflung stürzten sich die schon halb ermatteten Gefährten nach dem Wrack des Schiffes, um es zu erklimmen und sich so zu retten. Aber sobald einer das erwünschte Ziel fast erreicht hatte, kam ein Anderer und riß ihn herab, um bald darauf, trotzdem daß er sich aus Leibeskräften an die Schiffswände festklammerte, durch einen Dritten dasselbe Schicksal zu erleiden. Eine einzige mutvolle Stimme erschallte durch diesen Aufruhr des Elends. Es war die Stimme des tapfern Henri, dessen unerschütterlichen Mut selbst die größte Gefahr nicht beugen konnte. „Die Schaluppe!" schrie er, „ums Himmelswillen, macht die Schaluppe wieder flott!" „Benjamin," fuhr er fort, „Sergeant Quacco, ihr seid besonnen, noch einmal ans Werk! Ist es geschehen, so steigen wir einzeln ein! Ich, euer Lieutenant, bin der Letzte."

Der Neger, Benjamin und ich machten uns also zum dritten Male ans Werk. Die Uebrigen schlugen mit Händen und Füßen im Wasser, um die Haifische zu verscheuchen. Dazwischen tönte die Stimme des tapfern Lieutenants: „Mut, Kinder, Mut!" Kaum hatte der Unglückliche diese Worte gesprochen, als ein ungeheurer Haifisch seine beiden Beine packte und sie ihm abbiß. „Freund," rief noch der unglückliche, tapfere Mann mit schwacher Stimme mir zu, „ich befehle dir meine Leute, rette sie, wenn du kannst!"

Ich und ein Matrose nahmen ihn in unsere Arme, er sträubte sich und rief: „Es ist unnütz, rettet ihr euch selbst, Freunde. Benjamin, ich habe dir meine Leute anvertraut. Die Schaluppe, die Schaluppe!" Ich vermochte es nicht, ihn zu lassen. „Es ist bald vorbei," sagte er mit fast erstickter Stimme. „Gott helfe euch; kommst du heim, Freund, so vergiß meine Eltern nicht." Das waren die letzten Worte des Helden; er entwand sich sanft meinen Armen, und sein letztes Lebewohl verklang schon dumpf in den schäumenden Wogen, die über seinem Haupte zusammenschlugen. Mit ihm starb die Hoffnung; Mut

und Kraft entwich den Unglücklichen. Die Meisten versuchten kaum noch etwas zu ihrer Rettung, sie schwammen thatlos auf den Wogen hin und wurden die Beute der gefräßigen Ungeheuer. Diese Erschlaffung aller körperlichen und geistigen Kräfte hätte uns Alle zu Grunde gerichtet, hätten uns nicht in diesen Augenblicken die halbgesättigten Ungeheuer einen kurzen Waffenstillstand gegönnt. Diesen Moment benutzend, forderte ich noch einmal die Thatkraft der noch Übrigen zum Handeln auf. Zwei Männer fanden sich, mir beizustehen; sie arbeiteten mit so gewaltiger Anstrengung, daß nach Verlauf von einigen Minuten die wenigen Überreste von der Mannschaft sich an Bord der Schaluppe befanden. Um neun Uhr Abends war das Schiff gescheitert, jetzt war es elf Uhr, und nur noch zehn von der Mannschaft waren übrig, aber Alle so erschöpft, daß uns unwillkürlich der Schlaf überfiel. Als wir erwachten, war es hoher Tag, einer der ruhigsten Morgen, den die See gewähren kann; wolkenlos der Himmel, kein Lüftchen regte sich; die Sonne brannte schon heiß. Ringsum nichts als der weite Ocean, kein Mast, kein Segel zu erblicken, und wir Unglücklichen hatten weder Lebensmittel noch Kleider.

Da sich ein frischer Wind erhob, befestigten wir, anstatt des Segels, so gut es gehen wollte, ein altes Stück von einem Paar weiten Beinkleidern und ließen so die Schaluppe vor dem Winde hinstreichen, der uns nach der Westküste von Mexico hintrieb, von der wir etwa noch fünf bis sechs Tagereisen entfernt waren. Der günstige Wind dauerte den ganzen Tag fort. Gegen Abend brachte einer unserer Gefährten eine kleine Bibel aus der Tasche, die trotzdem, daß sie eine zweistündige Wassertaufe erlitten, noch leserlich war. Aus dieser las ich meinen Gefährten vor, um uns im Gottvertrauen zu stärken. Am nächsten Morgen gegen sieben Uhr trat eine vollkommene Windstille ein. Die Barke regte sich nicht mehr. Jetzt wurden die Mienen meiner Genossen verzweiflungsvoller. Zu dem Hunger gesellte sich ein brennender Durst, und unser Fahrzeug blieb unbeweglich. Wohl wissend, daß der Genuß des Seewassers den Durst nur vermehrt, tauchten wir unsere Hemden ins Wasser, wickelten sie um den Hals, um die Brust, um den Kopf, aber wir vermehrten dadurch nur Hitze und Durst, denn die salzigen Teile des Wassers drangen in unsere Poren ein. Jetzt ergriff meine Gefährten laute Verzweiflung. Sie zerrauften sich das Haar und brachen in Verwünschungen aus. Da rief ich plötzlich: „Mut, Freunde, ein Segel!“ Eine Totenstille herrschte, kaum zu atmen wagten sie, Aller Blicke hingen an der Gegend, wohin sie mein Auge gerichtet sahen.

Ein allgemeines Frohlocken folgte diesen Worten. Von der Verzweiflung bis zum höchsten Entzücken ist beim Seemann ein einziger Schritt. Einer stürzte mit Thränen in dem Auge dem Andern in die Arme. Dann richteten sich wieder alle Blicke sehnsüchtig nach dem Horizont hin, um zu schauen, ob nicht die ganze Erscheinung nur ein Gaukelspiel unserer ermatteten Sinne gewesen. Aber noch immer zeigte sich die Brigg und schien mit einem leichten Winde auf uns zuzusegeln.

Wir fingen nun an, unsere Mützen in die Höhe zu werfen und laut zu rufen, obgleich die Brigg noch so weit entfernt war, daß unser Zuruf kaum von der Mannschaft vernommen werden konnte. Aber ach, das Ende unserer Leiden war noch nicht gekommen, denn in dem Augenblicke, wo unter uns der Jubel der Befreiung aufs Höchste gestiegen war, bemerkten wir, daß die Brigg sich weiter von uns entfernte. „Kinder," rief ich, „laßt uns noch einmal aus Leibeskräften rufen!" Es geschah so laut, als es unsern Lungen möglich war, allein vergebens. Die Brigg segelte in entgegengesetzter Richtung weiter. Jetzt rissen wir mit unsern Händen die Ruderbänke los, um uns ihrer als Ruder zu bedienen und wo möglich die Brigg zu erreichen; allein Hunger und Strapazen hatten uns entkräftet und nach kurzer Anstrengung versagten uns die Kräfte gänzlich.

In diesen schrecklichen Augenblicken grausam getäuschter Hoffnung kam mir ein Gedanke, den ich für eine Eingebung vom Himmel ansah. Mein Auge richtete sich noch einmal nach der Brigg zu, dann rief ich aus: „Freunde, ich will euch retten!"

„Was wollt ihr thun?" fragten Alle mit gespannten Mienen.

Ich will nach der Brigg schwimmen.

„Ihr wollt uns verlassen?" riefen Alle. „Seht euch vor, schaut hinter die Schaluppe."

„Herr," rief der arme Neger, „Ihr seid verloren; viele Haifische sind hinter der Schaluppe." — „Wartet noch," riefen einige andere Stimmen, „werft noch nicht Eure Kleider ab, es kann ein anderes Schiff sich zeigen." Allein für mich war diese Hoffnung nicht mehr vorhanden; ich zitterte vor dem Augenblick, wo die Meuterei unter meinen verzweifelten Gefährten ihren Anfang nehmen würde; ich wollte lieber sterben, als diesen Greuel mit ansehen. „Freunde," rief ich, „glaubt mir, es ist das letzte Mittel, es ist Hoffnung, daß ich die Brigg erreiche. Wenn mir ein Unglück begegnet, meldet es den Meinigen. Reicht mir Jeder noch einmal die Hand, und nun in Gottes Namen!" Ich sprang in das Meer. Ein Enthusiasmus, wie er sich nur in solchen Augenblicken der menschlichen Seele bemächtigen kann, beflügelte meine Glieder. Ich ruderte aus Leibeskräften, indem ich mit Seelenangst die Entfernung maß, die mich noch von der Brigg trennte. Es kam mir vor, als wäre ich ihr schon um Vieles näher. Noch einmal stählte die Hoffnung meine Kräfte; da bemerkte ich kaum zehn Ellen hinter mir einen gewaltigen Haifisch. Ich schlug mit Händen und Füßen, ich machte so viel Geräusch als möglich, um das Untier zu verscheuchen. Jetzt erhob sich ein frischer Wind, die Brigg näherte sich mit vollen Segeln. Ich rief nun mit lauter Stimme: „He Brigg, he Brigg, an Bord!" Allein Niemand erschien auf dem Verdeck, Niemand gab Antwort. Ich rief immer lauter, aber vergebens; ich bemerkte Niemand als den Steuermann auf seinem Platz, der ganz mit dem Compaß beschäftigt schien. „He Brigg, he Brigg, an Bord!" rief ich von Neuem, und abermals erfolgte keine Antwort, man bemerkte mich nicht. Meine Kräfte fingen an, ganz zu ermatten, meine Angst stieg, was sollte

ich thun? Nach der Schaluppe zurückschwimmen oder mich dem Tode preisgeben, der schon aus dem Abgrund heraufgähnte?

Noch einmal bot ich die letzte Kraft meiner Lunge auf. „Hülfe, Hülfe!“ schrie ich mit fürchterlicher Stimme. Da erschien ein Mann in dem großen Mastkorbe. Ich wiederholte meinen Ruf, ich hob einen Arm empor und winkte. Mit halbem Leibe hob ich mich aus dem Wasser und rief immerfort.

Dank der rettenden Vorsehung! Er hatte mich bemerkt. „Ein Mensch im Wasser!“ rief er der Mannschaft zu, „setzt das kleine Boot aus!“ Jetzt ward es mit einem Male lebendig an Bord der Brigg, der Steuermannsgehülfe setzte den Kurs um, man drehte die Segel bei, und die Brigg steuerte mir nun gerade entgegen. Wie ein Pfeil kam schon das kleine Boot mit vier Mann auf mich zu; die Wellen schäumten unter ihren Ruderschlägen. „Freunde,“ rief ich, „eilt, oder ich sterbe.“ „Mut, Mut, mein Junge, gleich sind wir da!“

Wenn der Augenblick der Rettung erschienen ist, dann pflegen die geistigen und physischen Kräfte, die in der Zeit der Gefahr noch zusammenhielten, den Menschen zu verlassen. Mein Kopf fing an zu schwindeln; ich sah nur noch, wie ein Mann aus dem Boote meine emporgestreckte Rechte ergriff. „Rettet meine Gefährten!“ rief ich noch mit matter Stimme und machte eine Bewegung nach der Schaluppe hin, dann ward ich ohnmächtig.

Das Fahrzeug, das uns Alle aufnahm, war der „Washington“ von New-York, bestimmt nach Cartagena. Wir blieben drei Tage an Bord des Amerikaners und empfingen von dem menschenfreundlichen Kapitän und seiner Mannschaft allen Vorschub, den unsere Lage erheischte. Nach drei Tagen gingen wir an Bord des französischen Kreuzers „l'Hirondelle,“ der uns mit nach Jamaica nahm.

Ein beschämter Dieb.

Ein Shoshone-Krieger besaß eine schöne Stute; kein Pferd in der Prairie kam ihr an Schnelligkeit gleich, und an der Büffel- und Bärenjagd schien sie so viel Freude zu haben, als ihr Herr; sie rannte mit Mut und Verstand neben den wildesten Bestien hin. Es wurden dem Krieger viele Anträge gemacht, das Tier zu verkaufen oder zu vertauschen, aber er wollte nichts davon hören. Das stumme Roß war sein Freund, sein einziger Genosse; sie hatten beide die Gefahren des Krieges und die Entbehrungen der Züge durch die Prairien geteilt; warum sollte er sich von dem Rosse trennen? Der Ruf dieser Stute verbreitete sich so weit, daß bei einer Reise, die der Krieger nach San Franzisko machte, verschiedene Mexikaner ihm große Summen Geldes dafür boten, aber nichts vermochte ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Obgleich in diesen Ländern häufig Pferde um den niedrigen Preis von einem Dollar verkauft werden, so geschieht es doch oft, daß ein solches Tier, bekannt als aus-

gezeichnet auf der Jagd oder als Schnellläufer, Summen erreicht, ähnlich denen, welche man in England für einen schönen Renner bezahlt.

Einer von den Mexikanern, ein wilder junger Mensch, beschloß, sich das Pferd um jeden Preis zu verschaffen. Als der Indianer eines Abends von einer benachbarten Pflanzung heimkehrte, legte sich der Mexikaner in einem Gebüsche, unfern von der Straße, nieder und winselte, als wäre er von den größten Schmerzen befallen. Der gute, menschenfreundliche Indianer hörte das Geschrei; als er der Stelle nahe kam, stieg er von seinem Pferde ab und bot seinen Beistand an; es war beinahe Nacht, und obgleich er erkannte, daß der Leidende ein Bleichgesicht war, so vermochte er doch seine Gesichtszüge nicht zu unterscheiden. Der Mexikaner bat um einen Tropfen Wasser, und der Indianer lief in das Dickicht, um solches herbeizuholen. Sobald der Indianer weit genug entfernt war, sprang der Mexikaner auf das Pferd und rief dem Indianer zu:

„Du Narr von einer Rothaut, du bist nicht pfiffig genug für einen Mexikaner, du schlugst mein Geld aus; nun habe ich die Stute umsonst, und ich eile, die Jäger lachen zu machen, wenn ich ihnen erzähle, wie leicht ich einen Shoshone überlistet habe."

Der Indianer schaute den Mexikaner eine Zeit lang schweigend an, denn er war ein Mann von tiefem Gefühl, und dieser schändliche Betrug verwundete ihn tief im Herzen. Zuletzt sprach er:

„Bleichgesicht, um Anderer willen mag ich dich nicht töten, wenn du ehrlos genug bist, das einzige Eigentum eines armen Mannes zu stehlen; behalte es, aber sage nie mit einem Wort, wie Du dazu gekommen bist; damit nicht ein Shoshone, mißtrauisch gemacht, der Stimme des Kummers und der Schmerzen sein Ohr verschließe. Fort, fort mit der Stute; laß mich sie nie wieder sehen, sonst könnte in einer schlimmen Stunde das Verlangen nach Rache einen bösen Mann aus mir machen."

Der Mexikaner war wild, unüberlegt und nicht sehr skrupulös, aber durchaus nicht gefühllos; er stieg von dem Pferde ab, gab dem Shoshone den Zaum in die Hand und sagte: „Bruder, ich habe schlecht gehandelt, vergieb mir! Von einem Indianer lerne ich Tugend, und sollte sich wieder einmal die Begierde in mir regen, eine schlechte Handlung zu begehen, so werde ich an Dich denken."

James A. Garfield.

Mit Porträt in Stahlstich.

In Orange, 15 Meilen von Cleveland im Staat Ohio, lebte ein armer Farmer, Abraham Garfield. Sein jüngstes Kind, James, wurde am 19. November 1831 geboren; von den übrigen war damals ein Knabe neun Jahr alt, während die beiden Schwestern sechs bis acht Jahre zählten. Diese bildeten mit Vater und Mutter eine kleine, zwar arme, aber in ihrer Genügsamkeit glück-

liche Familie, welche die weite Entfernung, welche sie von der übrigen Welt trennte, desto fester an einander band.

Noch ehe der kleine James zwei Jahre alt war, traf ein harter Schlag die Familie. Der starke und unermüdliche Mann, der sie ernährt hatte, starb. Mit lautem Wehklagen trugen sie den Vater aus dem niedrigen Blockhause und begruben ihn in einer Ecke des kleinen Weizenackers. Die schwachen Hände der Mutter waren nun die einzige Stütze der Familie. Mit Mut und Gottvertrauen sah sie der Zukunft entgegen und griff rüstig und unverzagt die Arbeit an, obgleich der Winter mit seinen Stürmen im Anzuge war. Es lag tiefer Schnee auf den Bergen, die Kinder hörten in ihren Betten die hungrigen Wölfe vor der Hütte heulen und Panther vor der Thüre winseln. Der lange, düstere Winter ging vorüber, aber der Frühling brachte der armen Familie nur geringe Erleichterung. Dieselbe war mehr als arm, sie war sogar verschuldet und von den achtzig Äckern der Farm mußten zur Abzahlung der Schulden fünfzig verkauft werden; den Rest bearbeitete nun die Mutter mit den Kindern. Thomas, der älteste, jetzt zehn Jahr alte Knabe, mietete ein Pferd, pflügte und besäete das ihnen gebliebene Stück urbaren Landes; die Mutter spaltete Riegel und umzäunte den kleinen Raum vor der Hütte. Kaum vermochte die Frau den schweren Hammer aufzuheben und sank beim Einschlagen der Hölzer zu Boden, aber sie und Thomas hielten unverzagt aus, der Platz wurde umzäunt und die kleine Farm ordentlich bestellt.

Das Korn in der Vorratskammer nahm aber in bedenklicher Weise ab und es war noch lange bis zur Ernte. Die Mutter berechnete, wie viel die Kinder essen würden und ging selbst mehrere Wochen lang ohne Abendbrot zu Bette. Die Kinder waren aber im Wachsen und die kleinen Portionen wollten nicht reichen; da verzichtete die treue Mutter auch teilweise auf das kleine Mittagsmahl bis die ersehnte Ernte herannahte, welche der Not ein Ende machte, die von jetzt an nie wieder so groß wurde.

Es war in der Nähe eine Schule eröffnet worden, und der wackere Thomas wollte, daß die übrigen Kinder dieselbe besuchen sollten, während er tüchtig darauf los arbeitete, die Familie den Winter über zu erhalten. Man nahm auch einen Schuhmacher ins Haus, der die Kost als einen Teil der Bezahlung berechnete. Mehetabel, das älteste Mädchen, trug den kleinen James auf dem Rücken, und so wanderten alle zur Schule bis auf Thomas selbst; er mußte ja zu Hause bleiben und arbeiten. Die Scheune war fertig zu machen, der Weizen zu dreschen, der Mais auszuhülsen und der Mutter zu helfen, der zu kleinen Farm den notdürftigen Unterhalt für Alle abzugewinnen. Da das Schuldorf anderthalb Meilen entfernt war, fand es die Schwester, als nun der Winter eintrat und tiefer Schnee die Wege deckte, zu schwer, den Bruder James in die Schule zu tragen; er blieb jetzt zu Hause und las auf den Knieen der Mutter. Als diese die ungewöhnliche Lernbegierde und Fassungskraft des Kleinen bemerkte, that sie Alles, was in ihren Kräften stand, seine Lust zum Lernen zu unterstützen. Da der kleine James den weiten Weg zur Schule nicht allein

zurücklegen konnte, suchte die Mutter die Nachbarn zu bestimmen, in Orange selbst eine Schule einzurichten, wozu sie auf ihrer kleinen Farm eine Ecke als Bauplatz anbot.

Noch vor Eintritt des Winters kam der Schulmeister an, ein rauher unbeholfener, junger Mensch, aber mit einem Kopfe voller Kenntnisse und einem Herzen voll Mitgefühl. Seine Beköstigung sollte er bei allen Nachbarn der Reihe nach finden, und einquartiert wurde er zunächst in der kleinen Hütte der Witwe Garfield, wo er mit Thomas und James auf dem Boden schlief. Der kleine James gefiel ihm sofort, und als sie am ersten Tage miteinander zur Schule kamen, legte er James die Hand aufs Haupt und sagte: „Wenn du fleißig lernst, mein Junge, so kannst du einmal, wenn du groß bist, General werden." Was nun ein General sei, wußte James eigentlich nicht, aber die Mutter hatte ihm von den Rotröcken und Blauröcken der Soldaten erzählt und von ihren glänzenden Knöpfen und vergoldeten Epauletten; er dachte also, das müsse jedenfalls etwas Großes sein. „O ja," antwortete er, „ich will lernen, ich will ein General werden."

In der Schule galt es als eine Hauptregel, stille zu sitzen und im Schulzimmer sich nicht umzusehen. Das brachten wohl die andern fertig, aber James nicht; die Rastlosigkeit seines Geistes machte ihm das Stillsitzen unmöglich. Er gab sich so viele Mühe, es zu thun, daß er darüber vergaß, seine Lektion zu lernen, so daß der Lehrer nach einiger Zeit der Mutter sagte: „Ich möchte Sie nicht betrüben, Frau Garfield, aber ich fürchte, ich kann mit James nichts anfangen: er will nicht still sitzen und lernt seine Lektion nicht." Die arme Frau betrübte sich sehr darüber, ja es hatte sie seit dem Tode ihres Mannes nichts so sehr geschmerzt. Sie sah den Kleinen an und sagte: „O James!" Das war Alles, was sie sagte, aber es ging dem Knaben durchs Herz. Er dachte, daß er sehr böse sei, und daß er sehr unrecht gehandelt habe. Er verbarg sein Gesicht im Schoße der Mutter und schluchzte, daß er ein guter Knabe sein, still sitzen und lernen wolle. Der Lehrer wurde hierüber gerührt; er versuchte es noch einmal mit ihm und auf geeignetere Weise. Nach einigen Wochen konnte er der Witwe sagen: „James ist in beständiger Bewegung; aber er lernt, und kein Schüler in der ganzen Schule lernt so schnell wie er." Dies war ein Trost für die betrübte Mutter, die nichts so sehr wünschte, als daß dieser Sohn eine gelehrte Bildung erhalten sollte.

Das hatte so mehrere Jahre in dem kleinen Hausstande der Witwe Garfield seinen geregelten Gang. Thomas bestellte die Farm und arbeitete für die Nachbarn, James ging zur Schule und half dem Bruder morgens und abends, bis der eine zwölf, der andere siebzehn Jahre alt war. Thomas ging nun nach Michigan, wo er mehr verdienen konnte als zu Hause. Dort verdingte er sich bei einem Farmer, dem er Land urbar machte. Nach einigen Monaten kehrte er nach Hause zurück und zählte der Mutter 75 Dollars in Gold auf den Tisch: „Jetzt, Mutter," sagte er, „wollen wir dir ein Haus bauen."

Die kleine Familie hatte bis jetzt in einer Blockhütte gelebt, Thomas aber



J. A. Garfield.

bereitete den Bau einer bessern Wohnung vor: er fällte Holz, sägte Bretter und brachte allmählich das übrige Material zusammen. Jetzt sollte das Haus gebaut werden, die Mutter sollte für den Rest ihrer Tage ein bequemes Heim haben. Man nahm einen Zimmermann zu Hilfe und machte sich sofort an die Arbeit. James zeigte sich so geschickt bei dieser Arbeit, daß ihn der Zimmermann nicht genug loben konnte und behauptete, der Junge sei zum Zimmermann geboren. James faßte auch wirklich den Entschluß, ein Zimmermann zu werden, um wie Bruder Thomas Geld für die Mutter verdienen zu können. Er arbeitete in den beiden folgenden Jahren an vier oder fünf Scheunen, besuchte aber selten die Schule. Indessen wußte er bereits Alles, was er aus seinen Schulbüchern über englische Grammatik, Arithmetik und Geographie hatte lernen können. Mit diesen Kenntnissen glaubte er sich nun schon in die Welt wagen zu können, sah sich aber nach einer andern Beschäftigung um, denn er zweifelte, ob er in der That zu einem Zimmermanne geboren sei, da er es noch nicht weiter als bis zur Arbeit an einer Scheune gebracht habe.

Bei einem Geschäftsmanne in einem zehn Meilen von Cleveland entfernten Orte fand James eine Anstellung, für vierzehn Dollars monatlich die Bücher zu führen. Eines Tages hörte er aber, daß ein der Familie angehöriges Frauenzimmer geringschätzig wie von einem Knechte von ihm sprach. Was? er, dessen Vorfahr die Unabhängigkeitserklärung unterschrieben hatte, sollte ein Knecht sein! Das war ihm unerträglich; eilig stieg er in seine Dachkammer hinauf, band seine wenigen Kleidungsstücke zusammen und erklärte seinem Arbeitgeber, daß er hier nicht bleiben könne. —

Er hatte sich nun vor Allem um eine andere lohnende Beschäftigung umzusehen, die er auch bald bei einem Farmer in Newburg fand, dem er für sieben Dollars 25 Cord Holz spaltete. Bei dieser Arbeit hatte er die Aussicht auf den Eriesee, der ihm, da er noch kein größeres Gewässer gesehen hatte, den Eindruck des endlosen Ozeans machte, von dem er in einigen Büchern gelesen hatte. Diese romantischen Schilderungen von dem Leben auf der See traten ihm wieder lebhaft vor das Auge, und er beschloß sofort, sich auf dem Meere eine Zukunft zu suchen und ein Seemann zu werden. Während James so von allerlei möglichen und unmöglichen Dingen träumte, vergaß er aber das Arbeiten nicht und da er mit sieben Dollars nicht in die weite Welt gehen konnte, so verdingte er sich über die Erntezeit bei einem Herrn Treat.

Als die Ernte vorüber war, träumte er immer noch vom Leben auf der See. Er begab sich deshalb in die Heimat, um der Mutter seinen Entschluß mitzuteilen, ein Seemann zu werden. Die gute Frau erschrak hierüber sehr, denn sie hatte die Hoffnung genährt, James werde ein ausgezeichneter Gelehrter werden. Als die Mutter jedoch sah, daß James von seinem einmal gefaßten Entschluß nicht abzubringen sei, hörte sie auf, ihm abzureden. So verließ der Knabe die Heimat, auf dem Rücken ein Päckchen Kleider, in der Tasche einige Dollars, und mit dem Segen seiner Mutter.

Schon dämmerte der Abend, als James, der den ganzen Weg von siebzehn

Meilen zu Fuße zurückgelegt hatte, mit wunden Füßen in Cleveland ankam. Er setzte sich auf das Ende eines Piers und sah hinab auf den schäumenden See. Endlich wagte er es, einen Schooner mit einer niedrigen Kajüte zu betreten. Als der Kapitän, ein halbtrunkener, schmutziger Mensch, heraufkam, trat der Knabe vor und fragte ihn bescheiden, ob er Arbeit für ihn hätte, erhielt aber als Antwort eine Flut von Flüchen. Einen Augenblick war James ganz erstarrt, dann drehte er sich um und begab sich auf den Pier zurück, sich von seinem Erstaunen zu erholen. Er bildete sich ein, seine ländliche Kleidung müsse ihm bei dem Kapitän geschadet haben, und sein nächster Versuch werde ein besseres Resultat haben, wenn er nicht mehr das Aussehen eines Landmannes habe.

Da fiel ihm ein, daß sein Vetter, Amos Letcher, ein Boot auf dem Ohio- und Pennsylvaniakanal hatte und einen Arbeiter gebrauchte. James begab sich also an Bord des „Evening Star" und stellte sich Kapitän Letcher vor: „Ich kam hierher, mich auf einem Schiff zu verdingen, aber sie jagen mich weg und nennen mich ein Grünhorn vom Lande und fragen mich, ob ich während eines Sturms auf einen Mast klettern könne."

„Und was hast du ihnen gesagt?" fragte der Kapitän.

„Ich sagte ihnen, ich würde es versuchen."

Dem Kapitän gefiel der Mut des Knaben; er übergab ihm ein paar Pferde und das Boot fuhr ab.

„An der Elfmeilen-Schleuse," so erzählt der Kapitän, „wechselten wir Pferde. Es kam ein anderer Treiber an die Reihe. James kam an Deck und ich dachte, ich wollte ihn ein wenig in den Anfangsgründen der Geographie, des Rechnens und der Grammatik visitieren."

„Jim," sagte ich, „ich höre, du hast etwas gelernt und wenn du nichts dagegen hast, möchte ich mich davon überzeugen. Ich möchte einige Fragen an dich stellen."

„‚Ich habe nichts dagegen,' sagte Jim, ‚aber geben Sie mir keine zu schweren Fragen.' Ich fragte ihn nun Mehreres und Jim wußte Alles zu beantworten, aber jetzt kehrte er den Stiel um, und gab mir einige Fragen auf, die ich aber nicht beantworten konnte. Dabei war mir genau wie einem Jungen zu Mute, der Streit angefangen hat und dann sagt: Wenn du mir nichts thust, thue ich dir auch nichts."

James machte auf dieser seiner ersten Fahrt und auch künftig Alles so gut, daß ihm eine etwas bessere Stelle übertragen wurde. Er hatte die beladenen Schleppboote mit Pferden den Kanal heraufzuschaffen. Vierzehnmal fiel er während dieser Zeit ins Wasser. Zuletzt wurde er durch ein Tau ins Wasser gerissen und wäre ohne einen glücklichen Zufall ertrunken. Dies veranlaßte ihn zum Nachdenken über sein gegenwärtiges Leben und seine Zukunft. Die Sehnsucht nach der heimatlichen Hütte, nach der Mutter und seinen Geschwistern beschlich ihn. Er beschloß, nach Hause zu wandern und dort Arbeit zu suchen, die ihm gestatte, in der Nähe der Seinigen zu leben. Umsonst suchte ihn der

Bootseigentümer, der ihn liebgewonnen hatte, festzuhalten. Er nahm Abschied und einige Tage später stand er vor der Hütte seiner Mutter.

Er war nun zu Hause, wußte aber lange nicht, was er jetzt anfangen sollte. Der Aufenthalt an dem Kanal hatte ihm das Fieber zugezogen und er lag nun, von der Mutter mit der größten Liebe gepflegt, krank zu Hause. Als er sich wieder kräftig fühlte und zu arbeiten wünschte, redete ihm die Mutter freundlich zu und sagte: „Du bist krank, mein Sohn, und ich fürchte, wenn du wieder an den Kanal gehst, wird sich dein Zustand verschlimmern. Es ist besser, daß du dieses Frühjahr und diesen Herbst in die Schule gehst, dann kannst du im Winter selbst eine Schule übernehmen. Ich und Thomas können dir zum Anfang einiges Geld geben und später kannst du dir schon selbst helfen."

Die Mutter hatte einen Bekannten in der Gegend, der in einer Distriktschule unterrichtete. Dieser hatte James während seiner Krankheit öfters besucht und redete mit ihm ganz im Sinne der Mutter. Die Unterhaltungen mit diesem Manne regten den Ehrgeiz des kranken Knaben so an, daß er sich entschloß, der Mutter zu folgen und sich eine gute Schulbildung zu erwerben. Daß er ein tüchtiger Handwerker oder Kaufmann werden könne, bezweifelte er nicht, ob er sich aber auch als Arzt, Advokat oder Prediger auszeichnen würde, schien ihm sehr ungewiß. Zuerst suchte er zu erfahren, zu welcher Laufbahn er sich am besten eigne und wie weit seine Kräfte reichen. Er wandte sich deshalb an Dr. Robinson, einen bedeutenden Arzt in Cleveland, der sich gerade auf Besuch bei dem Präsidenten vom Hiram Colleg befand. James war ärmlich gekleidet; seine Hosen, denen er längst entwachsen war, reichten nur zur Hälfte in die Schäfte seiner kuhledernen Stiefeln; seine Weste war gleichfalls zu kurz und die Ärmel seines fadenscheinigen Rockes reichten kaum über die Ellbogen. Als er zur Begrüßung des Doktors seinen alten Filzhut abnahm, kam ein Busch struppigen Haares zum Vorschein, das bis auf die Schultern reichte.

„Wer bist du?" fragte der Doktor den Eintretenden.

„Ich bin James Garfield von Solon," antwortete der Junge.

„Ach! ich kenne deine Mutter und kannte dich, als sie dich noch in ihren Armen trug. Es freut mich, dich zu sehen."

„Ich möchte Sie allein sprechen," sagte Garfield, worauf ihn der Doktor an einen abgelegenen Ort in der Nähe des Hauses führte und auf einen Baumstamm sitzen ließ.

„Sie sind Arzt," begann James jetzt mit einigem Zögern, „Sie können einen Menschen beurteilen. Bitte, untersuchen Sie mich, ob ich tauge, einen höheren Unterrichtskurs durchzumachen. Ich beabsichtige das zu thun, wenn ich aber wüßte, daß mir dies nicht gelingen würde, möchte ich lieber gar nicht anfangen. Wenn Sie dies glauben, werde ich Ihrem Rate folgen und nicht anfangen."

So unbeholfen auch James war, so wurde der Doktor doch durch das einnehmende, unabhängige Wesen des Jungen für ihn eingenommen. Der Arzt fühlte, daß dies eine Gewissensfrage für ihn sei, zumal James aussah, als ob

er vor Gericht sitze, dem Doktor aber, so viele Erfahrung er hatte, war doch ein solcher Fall noch nicht vorgekommen. Nach einer sorgfältigen, über fünfzehn Minuten dauernden Untersuchung that der Doktor folgenden Ausspruch: „Folge deinem Vorsatze getrost; von heute an bin ich dein Freund. Du hast das Gehirn eines Webster und eine Körperstärke, um den schwersten Anforderungen zu genügen. Arbeite tüchtig, ohne dich vor Überarbeitung zu fürchten und sei des Erfolges gewiß!“

James hatte jetzt ein festes Ziel, das er nun verfolgte, ohne rechts und links zu schauen. „Ein junger Mann hat viel gewonnen,“ sagte Garfield in späteren Jahren, „wenn er sich entschlossen hat, mehrere Jahre sich einer bestimmten Sache zu widmen.“ Von jetzt, seinem sechzehnten Jahre an, verfolgte er, trotz der größten Schwierigkeiten, sein Ziel bis er es erreicht hatte. —

Mit seinem Vetter und einem andern jungen Manne verließ jetzt Garfield die Heimat, wohlgemut schlugen sie den Weg nach Chester ein, wo die Akademie sich befand. Siebenzehn Dollar, welche ihm die Mutter mitgab, war die ganze Summe, die er auf seine Studien verwenden konnte, denn im Übrigen bestand seine Ausstattung nur aus einigen Schüsseln, Pfannen und Tellern, welche die Mutter ihm mitgab. Die drei jungen Leute mieteten sich in einem der Schule benachbarten Hause eine Stube und hielten mit ihrem Küchengeräte, einigen entlehnten alten Stühlen und etwas Stroh zum Schlafen, dort Haus, denn ihre Mittel erlaubten ihnen nicht, neben dem Schulgeld auch noch Kost zu bezahlen.

Garfield studierte mit eisernem Fleiße und war bald Allen voraus. In der freien Zeit arbeitete er in den Zimmermannswerkstätten des Dorfs, um sich so viel zu verdienen, sein Leben fristen zu können. Niemals hat er seine Mutter oder den Bruder um weitere Hilfe ersucht. Er arbeitete tüchtig und lernte leicht, und die fortwährende körperliche und geistige Arbeit, die andere junge Leute zu Grunde gerichtet hätte, schadete seiner ausgezeichneten Gesundheit nichts.

In den nächsten Sommerferien verdingte er sich, einhundert Cord Holz für 25 Dollar zu schlagen. Mit diesem Gelde wurde es ihm möglich, sich bei einer benachbarten Familie einzumieten, wo er die Woche einen Dollar und sechs Cents bezahlte. Seine Mietsfrau, Frau Stiles, erzählte später von Garfield folgende Anekdote: „Mein Mietsmann besaß weder Überrock noch Unterkleider; seine Hosen waren sehr abgetragen und als er sich einmal lebhaft bückte, zerrissen sie halb um das Knie herum, so daß sein bloßes Bein zu sehen war. Er steckte sie, so gut es ging, zusammen und klagte des Abends der Familie seine Armut und das Unglück, das seinen einzigen Hosen begegnet war.“

„Das läßt sich wieder gut machen,“ sagte Frau Stiles; „gehen Sie zu Bett und einer der Jungen kann Ihre Hosen herunterbringen; dann will ich das Loch wieder zustopfen, daß die Hosen so gut wie neu sind. Sie sollten solche Kleinigkeiten nicht beachten; wenn Sie erst Präsident sind, haben Sie diese Dinge längst vergessen.“ —

So oft Ferien eintraten, gab Garfield Unterricht an einer Distriktschule

und verrichtete Zimmermannsarbeit in den Nebenstunden. So war es ihm möglich, seine Ausgaben an der Akademie zu bestreiten und noch etwas für ein Colleg zurückzulegen. Nachdem Garfield drei Jahre abwechselnd studiert und gearbeitet hatte, verließ er die Akademie und begab sich in das Eklektic-Institut zu Hiram, Portage County, das in demselben Jahre 1851 erbaut und eröffnet wurde.

Der Vorstand der Anstalt hatte gerade eine Sitzung, als man einen jungen Mann meldete, der den Vorstand sofort sprechen wolle. Man ließ ihn eintreten.

„Meine Herren," sagte er, „ich suche mir eine bessere Bildung zu erwerben und möchte Sie ersuchen, mir zu erlauben, die Feuer anzumachen und die Stuben zu fegen als Teil der Bezahlung des von mir zu leistenden Honorars."

Herr Williams, der ihm einen ernsten und festen Willen ansah, sagte dem Vorstande: „Meine Herren, ich denke, wir versuchen es mit dem jungen Manne." Ein anderes Mitglied aber zweifelte, ob Garfields Arbeit auch zur Zufriedenheit ausfallen werde.

„Versuchen Sie es mit mir," antwortete dieser, „nur zwei Wochen und wenn ich die Arbeiten nicht zu Ihrer vollen Zufriedenheit verrichte, will ich ohne Weiteres wieder gehen."

Die Herren willigten nun ein, und so war Garfield im neunzehnten Lebensjahre Aufseher an der Anstalt, deren Präsident er später werden sollte. Hiram war ein kleines Dorf, in dem nichts die Schüler von ihrer Arbeit abzog. Zwei Kirchen, die Postoffice, eine Landung und eine Schmiede bildeten mit den Colleg-Gebäuden das ganze Dorf.

„Als ich ins Colleg kam," so erzählt ein Mitschüler Garfields, „bezahlte er seinen Unterricht durch Aufseherdienste. Ich sehe ihn noch jetzt vor mir, wie er des Morgens dastand, den Glockenstrick in der Hand, und wie er für Jeden, der bei ihm vorbeiging und ins Schulzimmer trat, ein freundliches Wort hatte."

Später wurde Garfield Hilfslehrer am Colleg und während er die alten Sprachen studierte, unterrichtete er selbst in einigen der übrigen Fächer. Er war ein trefflicher Lehrer und besaß in hohem Grade die Gabe, das Interesse der Schüler zu wecken und ihnen alle Dinge klar zu machen.

Während des Juni gingen sämtliche Schüler der Anstalt in Wagen auf ihren jährlichen Ausflug nach Randolph, ungefähr 25 Meilen weit. Garfield war die Seele der Gesellschaft und brach bald über einen Vogel oder eine Schlingpflanze oder einen Riesen des Waldes in Begeisterung aus. Er recitierte lange Gedichte und wußte Mancherlei zu erzählen.

Nachdem Garfield drei Jahre in Hiram zugebracht hatte, war er für das Examen und die Junior-Klasse eines Colleg reif. Da er in seiner freien Zeit Handarbeiten verrichtete, hatte er halb so viel erspart, als für einen zweijährigen Colleg-Kursus an Geld erforderlich war; woher aber sollte er den Rest nehmen, der noch mehrere hundert Dollars betrug? Garfield war für einen ehrlichen und fleißigen, jungen Mann von großer Ausdauer bekannt, und ein Herr, der ihn beobachtet hatte, erbot sich, ihm von Zeit zu Zeit das Nötige vorzustrecken. Um

diesen Herrn sicher zu stellen, trat Garfield in eine Lebensversicherungsgesellschaft ein und übergab ihm die Police mit den Worten: „Wenn ich am Leben bleibe, so werde ich Sie bezahlen, sterbe ich aber, so verlieren Sie nichts." Dieser Herr ist später einer der besten Freunde Garfields geworden.

Dieser entschloß sich, nach den Neuengland-Staaten zu gehen und in das Williams-Colleg einzutreten. Mit seinen ländlichen Gewohnheiten und Kleidern nahm sich der westliche Zimmermann und Dorfschulmeister sonderbar unter den feingekleideten Studenten aus, deren Sprache rein von dem Dialekt und dem linkischen Betragen der Landbewohner war. Sein Anzug sah äußerst schäbig aus. Dies alles wußte der junge Garfield sehr wohl, und es wurde ihm bisweilen höchst peinlich, aber er hielt standhaft aus. Er behauptete in der Junior-Klasse den ersten Platz und am Schlusse seines zweijährigen Kurses 1856 graduierte er mit den höchsten Ehren, die Williams Colleg erteilte.

Als Garfield nun das Colleg verließ, war das Resultat seiner fast zwanzigjährigen Arbeit seine wissenschaftliche Bildung, sein Diplom, einige abgetragene Kleider, ein paar dutzend Schulbücher und eine Schuld von 450 Dollars. Bei seiner vortrefflichen Gesundheit, seinen Kenntnissen und Fähigkeiten konnte er jedoch getrost ins Leben eintreten.

Garfield wurde sofort zum Lehrer des Lateinischen und Griechischen im Colleg Hiram ernannt. Er widmete sich mit seiner ganzen Energie seinem Amte; er wurde als Lehrer berühmt, und Schüler aus nah und fern kamen nach Hiram. —

Schon als armer Student auf der Akademie hatte Garfield das Mädchen gefunden, das seine Frau werden sollte. Sie war die Tochter eines benachbarten Farmers und hieß Lukretia Rudolf; ein stilles ernsthaftes Mädchen, lernbegierig, mit einem warmen, liebevollen Gemüte. Im Jahr 1858, als er Lehrer war, und sich genötigt sah, seinen Hausstand zu gründen, heiratete er Fräulein Lukretia Rudolf, seine frühere Schülerin in Hiram. Sie zeigte sich ihm als eine tüchtige Stütze in seinen Studien und seinen amtlichen Pflichten.

Garfield hielt in Hiram Vorlesungen über Geologie, nahm Teil an den Besprechungen über Dinge von allgemeinem Interesse und hielt Sonntags öffentliche Vorträge. Dabei unterrichtete er täglich fünf bis sechs Klassen, besorgte die Verwaltung der Anstalt und bereitete sich für den Advokatenstand vor. Überall unterstützte ihn seine vortreffliche Frau, welche sich ebenfalls an seinen Studien beteiligte. Die Fähigkeiten Garfields entwickelten sich ungemein und seine literarischen Arbeiten waren von großer Bedeutung. Er behielt und verarbeitete Alles leicht, was er gelesen; sein Lieblingsfach war jedoch die Geschichte. Mit jedem Jahre wurde er bekannter und beliebter, und am Ende des Jahres wurde er zum Präsidenten des Colleg gewählt, welche Stelle er bis zum Ausbruch des Krieges bekleidete.

Garfield war von hochherzigem, edlem Gemüte. Sein Privatleben war makellos und seine Rechtlichkeit über jedem Zweifel erhaben. Seine öffentlichen Reden hatten ihn im ganzen Distrikt bekannt gemacht, und als nun eine stürmische

Zeit über die Staaten hereinbrach, wurde er als Führer angesehen. Ganz von seiner Aufgabe als Erzieher in Anspruch genommen, hatte er sich bisher um öffentliche Angelegenheiten wenig bekümmert, als aber ein Kampf auf Tod und Leben zwischen den Nord- und Südstaaten, zwischen Freiheit und Sklaverei bevorstand, fühlte sich auch Garfield ins öffentliche Leben und in den Kampf hineingezogen. Im Jahr 1859 wurde er mit großer Mehrheit zum Staatssenator gewählt. Obgleich erst 28 Jahre alt, nahm er bereits eine hohe Stellung ein. Er war in Sachen der Gesetzgebung gut unterrichtet und ein begeisternder Redner. Als sich die Südstaaten von der Union trennten und im Senat der Aufruf des Präsidenten für 75,000 Freiwillige verlesen wurde, sprang Garfield auf und stellte unter donnerndem Beifall den Antrag, hiezu 20,000 Mann und 3 Million Dollars zu bewilligen. Als hierauf Offiziere für die Ohio-Truppen angestellt werden sollten, bot ihm der Gouverneur den Oberbefehl eines Regiments an. — Garfield nahm an. Er legte die Präsidentschaft vom Colleg in Hiram nieder und stellte sich der Nationalregierung zur Verfügung.

Es war für Garfield nicht nur die vorübergehende Ergreifung eines neuen Berufs, sondern das Aufgeben seines ganzen Lebensplanes; für seine Mutter war es die Vereitelung ihrer zuversichtlichen Hoffnung, welche sie in so langen Jahren der Armut und Entbehrung stets aufrecht erhalten hatte, daß James die Laufbahn eines Gelehrten einschlagen und sich ihren geachteten Vorfahren an die Seite stellen werde. Aber nachdem sie sich von ihrer Überraschung erholt und die Verhältnisse überdacht hatte, sagte sie ruhig: „Ziehe hin, mein Sohn, dein Leben gehört deinem Vaterlande." —

Am 20. November 1861 erhielt Garfield den Oberbefehl über die kleine Armee, welche den Staat Kentucky für die Vereinigten Staaten retten sollte. Im Feldlager ging nun Garfield mit gewohnter Energie daran, sich die theoretischen Kenntnisse der Kriegskunst zu erwerben. Bald jedoch erhielt er den Befehl, nach Kentucky abzumarschieren, wo der konföderierte General Marshall eingedrungen war, um den Staat zu besetzen. Garfield schickte durch Kundschafter dem Oberst Cranor den Befehl, zu ihm zu stoßen, griff aber die Konföderierten an, noch ehe er sich mit Cranor vereinigt hatte. Es war eine wunderbare Schlacht, wie die Geschichte dieses Krieges keine zweite aufzuweisen hat. 1100 Männer, müde und abgespannt, ohne Kanonen, erstürmen einen felsigen Berg über Stock und Stein, über hohe Befestigungen, und dies alles gegen 5000 frische Truppen mit zwölf Kanonen. Der feindliche Major läßt zum Rückzug blasen; sein letzter Befehl, denn von sechs Kugeln getroffen sinkt er nieder und unter Siegesrufen verfolgten die Unionstruppen den fliehenden Feind.

Als Lincoln, der Präsident der Vereinigten Staaten, die Siegesnachricht erhielt, sagte er zu einem anwesenden Offizier: „Wissen Sie, warum Garfield in zwei Wochen das vollbracht hat, wozu reguläre Soldaten zwei Monate gebraucht hätten? Weil er als Knabe auf sich selbst angewiesen war." —

Die Konföderierten hatten sich bei Pound Gap verschanzt und die Milizen sollten sich dort sammeln. Sie bauten Blockhütten für 1200 Soldaten und

errichteten eine starke Brustwehr, welche 500 Soldaten leicht gegen 5000 verteidigen konnten. Garfield beschloß, den Feind anzugreifen, noch ehe er neue Kräfte an sich gezogen hätte. Er beschäftigte die Konföderierten in der Front und suchte während eines furchtbaren Schneegestöbers die steilen, schwer zugänglichen Höhen unbemerkt zu gewinnen. Auf einem dreistündigen Marsche führte Garfield seine Leute durch das Dickicht, über eisbedeckte Stämme und jähe Abgründe an einen Punkt, wo sie die Verschanzungen der Feinde unter sich erblickten. Um die Schußweite zu erproben, ließ Garfield eine Salve auf die erstaunten Feinde hinüber schicken. Als der Rauch sich verzogen hatte, sah er dieselben sich in den gegenüberliegenden Wald zurückziehen. „Vorwärts," rief jetzt Garfield, „erklettert den Berg und erstürmt ihn mit dem Bajonett!" Ein donnerndes Hurrah war die Antwort. Als die Truppen den Berg erklommen hatten, lösten sich die Feinde auf und flohen in der größten Verwirrung. Sie wurden vollständig vernichtet. Ihr Lager mit 60 Blockhütten und allem Proviant fiel dem Sieger in die Hände. Garfield war in dem schlechten Winterwetter über 90 Meilen marschiert und hatte mit einer Hand voll Leute den überlegenen Feind aus einer unüberwindlichen Stellung vertrieben. Nur sieben seiner Leute waren verwundet. Das östliche Kentucky war von der Herrschaft der Konföderierten befreit und Garfield wurde zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt.

Bei der Reorganisation der Armee wurde Garfield zum Generalstabschef der Cumberlandarmee ernannt und war als solcher die Seele des ganzen Tullahoma-Feldzugs. Seine letzte und bedeutendste Waffenthat war seine Beteiligung an der ruhmvollen Schlacht Chickamauga, zu welcher er den Plan entworfen hatte und die er durch sein persönliches Eingreifen entscheiden half. Durch einen schlecht stilisierten Befehl, der nicht durch Garfields Hände ging, wäre die Schlacht beinahe verloren gegangen. Schon war eine feindliche Abteilung in die Linie der Unionstruppen eingedrungen, und man glaubte, daß auch der linke Flügel, wo General Thomas kommandierte, mit in die Flucht gerissen worden sei. Garfield bestritt dies und erbot sich, sich persönlich nach dem linken Flügel zu begeben. Es war ein langer und gefährlicher Ritt. Mehrere seiner Begleiter fielen, auch sein Pferd wurde verwundet. Im heftigsten Kugelregen traf er bei Thomas ein und unterrichtete ihn über die Sachlage auf dem rechten Flügel. Auf Garfields Ratschläge hin führte Thomas so vorteilhafte Bewegungen aus, daß die drohende Niederlage in einen entscheidenden Sieg der Union verwandelt wurde.

Bei den deutsch-amerikanischen Soldaten seiner Heeresabteilung erfreute sich Garfield einer ganz besondern Popularität und Beliebtheit, die er sich durch sein Wohlwollen, seine Freundlichkeit und aufrichtige Zuneigung erworben, und fast unmittelbar nach der Schlacht von Chickamauga wurde er von den Bürgern seines Distrikts in den Kongreß gewählt. Auf Zureden der Generale nahm er die Wahl an, um darüber zu wachen, daß nicht durch die Feder verdorben werde, was durch das Schwert errungen worden. Garfield nahm seit dem 7. Dezember 1863 ununterbrochen bis zum Jahre 1880 an den Sitzungen des Repräsen-

tantenhauses Teil, und die Staatsmänner desselben standen ihm weit nach an umfassendem Wissen und vielseitiger Bildung. Aus der arbeitenden Volksklasse hervorgegangen, vertrat er deren Interesse aufs kräftigste, indem er den Grundsatz aufstellte, daß der Staat nur dann gedeihen könne, wenn die Lage des Arbeiters befriedigend sei. Als bei den Wirren im Jahr 1866 die Staatsmänner beider Parteien den Ausbruch neuer Feindseligkeiten befürchteten, eilte Garfield nach dem Süden und legte die verhängnisvollen Streitfragen zu allgemeiner Zufriedenheit bei. Er war der anerkannte Führer der republikanischen Partei im Repräsentantenhause. Seine Beredsamkeit war eine gewaltige und er übte nicht nur im Kongreß, sondern auch auf die Volksmassen einen entscheidenden Einfluß aus.

Im Jahr 1880 wurde Garfield zur Präsidentenwahl als Delegat bei der National-Konvention in Chicago ernannt. John Shermann und Grant waren die beiden Kandidaten; mit fieberhafter Spannung harrte das Land, welcher von Beiden ernannt werde. Garfield arbeitete mit allen Kräften für die Ernennung Shermanns. Sechs Tage lang währten die Kämpfe. Als Garfield den Fuß in die Konventshalle setzte, wurde er mit lautem und anhaltendem Beifall und Jubel begrüßt. Jedem drängte sich die Überzeugung auf, daß dieser starke, breitschultrige Mann ein Mann des raschen und durchschlagenden Erfolgs sei, daß hinter diesen klugen Augen und der hochgewölbten Stirne ein feuriger und kühner Geist wohne. Als am sechsten Tag nicht Shermann, wohl aber Garfield selbst zum Kandidaten ernannt wurde, da erzitterte das breitürmige Gebäude unter dem nicht enden wollenden Beifallssturme der Menge. Als die heißen Tage des Wahlkampfes selbst erschienen, strengte jede Partei ihre Kräfte an, die Erwählung ihres Präsidentschaftskandidaten durchzusetzen. Das Volk entschied an der Wahlurne für Garfield. Mit Stolz blickte die Nation auf ihren Erwählten, auf den früheren, armen Bauernknaben Garfield, der sich durch seine geistige Überlegenheit und die unermüdliche Arbeit seines Lebens zu einem der ersten Staatsmänner, Parlamentsredner und Gelehrten des Landes, zum siegreichen Unionsgeneral und nun gar zum Präsidenten der Republik emporgeschwungen hatte. Als sich Garfield von seinem stillen Landsitz Mentor nach der Bundeshauptstadt begab, waren trotz des herrschenden Schneesturms gegen 100,000 Menschen herbeigeströmt, den neuen Präsidenten zu sehen und den Feierlichkeiten beizuwohnen.

Für die Arbeiten und Kämpfe des öffentlichen Lebens entschädigte Garfield sein reines, glückliches Familienleben. Hier fand er Erholung nach der schweren Arbeit des Tages, und wie ein freundlicher Genius geleitete ihn die Liebe zu seiner Gattin und seiner Mutter durchs Leben. Seine Mutter war eine derbe Bauersfrau von deutscher Abstammung, die sich ihrer Kinder wegen die schwersten Entbehrungen auferlegte und dieselben sorgfältig und streng sittlich erzog. Garfields vortreffliche Gemahlin stammt ebenfalls aus einer deutschen Farmersfamilie. Sie stand ihm während seines vielbewegten Lebens als eine treue und mutige Lebensgenossin zur Seite und zeigte sich wie ihr Gatte allen Lebenslagen

gewachsen. Für Mutter und Gattin hatte er bis ans Ende eine innige Liebe und Verehrung. Als er bei den Feierlichkeiten der Übertragung der Präsidentenwürde den Eid auf die Verfassung abgelegt hatte, wandte er sich zu seiner Mutter und seiner Gemahlin, den beiden ihm teuersten Wesen und küßte sie. Nachdem Garfield die Residenz des jeweiligen Präsidenten im Weißen Hause zu Washington bezogen hatte, blieb er seiner Mutter derselbe gute Sohn wie vor Jahren in der Bauernhütte zu Ohio und später in seinem Landhaus zu Mentor. Selbst bei der offiziellen Tafel des Präsidenten saß die alte Frau Garfield oben an und wurde zuerst bedient. Ihrem schlichten, einfachen Sinne widerstand jedoch das elegante Leben in der Präsidentenwohnung und der französischen Küche daselbst wußte sie keinen Geschmack abzugewinnen. Sie sehnte sich nach dem ländlichen Leben in Ohio und kehrte bald wieder nach Mentor zurück.

Bald nach dem Einzuge ins Weiße Haus sollte das glückliche Familienleben Garfields eine ernsthafte Störung erleiden. Die Gattin des Präsidenten erkrankte schwer und es schien sehr ungewiß, ob ihr Leben erhalten werden könne. Als sie so weit genesen war, eine Eisenbahnfahrt ertragen zu können, ordneten die Ärzte sofort ihre Übersiedelung aus der ungesunden Umgebung und der Fieberluft des Weißen Hauses nach der Seeküste von Long Branch an. Garfield brachte nun die Tage getrennt von ihr in der Bundeshauptstadt zu, aufs äußerste belästigt von politischen Gegnern und Ämterjägern.

Am 2. Juli 1881 begab sich Präsident Garfield in Begleitung des Staatssekretär Blaine auf den Bahnhof der Baltimore- und Potomak-Bahn, um nach Long Branch zu seiner immer noch nicht ganz genesenen Gemahlin zu fahren. Kaum war er in das Bahnhofgebäude eingetreten, als durch die gegenüberliegende Thür ein Mann hereinkam, schnell auf ihn zutrat und aus unmittelbarer Nähe zwei Schüsse aus einem sechsläufigen Revolver auf ihn abfeuerte. Während der Sekretär und andere Umstehende dem schwerverwundeten und zu Boden gestreckten Präsidenten zur Hilfe eilten, ging der Mörder ruhig aus dem Zimmer und ließ sich ohne Widerstand verhaften und ins Gefängnis führen. Hier gab er seinen Namen als Charles Guiteau an und erklärte, er habe den Mord begangen, weil er einen Regierungswechsel für notwendig halte.

Wie sich später zeigte, war das Geschoß, nachdem es die elfte Rippe zertrümmert hatte, seitwärts durch den ersten Hüftenwirbel eingedrungen und zwischen dem Fettgewebe und dem Bauchfell stecken geblieben.

Über den entmenschten Meuchelmörder nur wenige Worte. Er war ein arbeitsscheuer Tagedieb. Eine Zeitlang lebte er als Advokat in Chicago, mußte aber flüchten, weil er Gelder unterschlagen hatte. Er zog durch verschiedene Städte und betrog überall seine Kostwirtinnen. Vergebens hatte er Garfield um eine Anstellung bestürmt, die er nun von dessen Nachfolger, der ihm zum großen Danke verpflichtet sein müsse, erhalten werde. Das Interesse der Nation, behauptete er, habe Garfields Tod erfordert. Später gab er sogar vor, auf Gottes Befehl gehandelt zu haben. Er glaubte bei dem verwahrlosten Rechts-

wesen bald wieder frei zu werden, ist aber bekanntlich zum Tode verurteilt worden.

Der Verwundete, der durch die zweite Kugel darnieder gestreckt worden war, blieb beim Bewußtsein und schien zu Anfang keine bedeutenden Schmerzen zu leiden. Er wurde auf einer Matratze in ein Zimmer des Bahnhofsgebäudes gebracht, dann ließ er seine Gattin auf möglichst schonende Weise von seiner Verwundung in Kenntnis setzen und bitten, an sein Krankenlager zu kommen, wenn ihr es möglich wäre. Die Ärzte erklärten, daß die Verwundung wahrscheinlich nicht tödlich sei. Die Sondierung nach der Kugel war vergeblich, und es wurde für jetzt kein weiterer Versuch gemacht, sie aufzufinden und zu entfernen.

Nach einigen Stunden wurde der Verwundete in einer offenen Ambulanz ins Weiße Haus gebracht. Er war totenbleich, sprach kein Wort, begrüßte aber die Freunde durch ein leichtes Winken mit der Hand. In wenigen Minuten hatte sich die halbe Einwohnerzahl der Hauptstadt vor dem Weißen Hause versammelt. Der Präsident frug seine Ärzte, ob er Hoffnung habe, mit dem Leben davon zu kommen. „Unter hundert Chancen haben Sie kaum eine für sich," war die Antwort. „So lassen Sie uns an dieser einen Chance festhalten" (let us go on that one chance), sprach nach kurzem Schweigen der todwunde Mann, und bewies von diesem Augenblick an einen Heldenmut auf seinem Sterbelager, der Bewunderung und Staunen erregte. Der Zustand des Kranken wechselte, indem er sich bald verschlechterte, bald wieder Hoffnung erregte, und so schwebte der Verwundete lange Zeit zwischen Leben und Tod.

Ein Schrei des Entsetzens und der Entrüstung ging bei dem Bekanntwerden des Präsidentenmords durch das ganze Land und fand ein lautes Echo in den Ländern der alten Welt. Kein Mensch hätte sich die Möglichkeit eines so ruchlosen Verbrechens träumen lassen. In Newyork war die Aufregung eine fieberhafte, Niemand wollte daran glauben und an den Börsen herrschte die größte Bestürzung.

Auf die kaum genesene Frau Garfield in Long Branch wirkte die Schreckenskunde nahezu niederschmetternd. Man stellte ihr sofort einen Spezialzug zur Verfügung. Um 1 Uhr fuhr sie in Begleitung des Generals Swaine ab und mit einer Schnelligkeit von 80 Meilen die Stunde raste der Zug dahin. Rührend war das Wiedersehen der beiden Gatten. Frau Garfield bewahrte mit Mühe ihre Fassung, und mit Ruhe und zuversichtlicher Miene behauptete sie ihren Platz am Bette des tödlich getroffenen Mannes. Die für den Tag der Unabhängigkeitserklärung geplanten Festlichkeiten wurden in allen Städten der Union eingestellt. Im Norden wie im Süden war die Trauer gleich groß. Zum großen Teil galt das innige Mitgefühl des Volkes der alten Mutter des Präsidenten, der achtzigjährigen Greisin, sowie dessen Gattin, die, selber erst von einer tödlichen Krankheit erstanden, ihren Schmerz bekämpfend, still und unermüdlich als ein guter Genius waltete.

Der Zustand des Präsidenten war mehrere Male so, daß man seinen Tod

erwartete, aber seine kräftige Konstitution half ihm immer wieder durch. Die Ärzte erklärten, daß der Kranke in der ungesunden Luft von Washington nicht genesen könne. Es ward ein temporäres Geleise vom Weißen Hause und in Long Branch vom Bahnhof bis zum Hause des Präsidenten gelegt. Die Arbeiter, welche mit dem Legen der Geleise beauftragt waren, wollten dem Präsidenten in ihrer Weise ihre Zuneigung und Teilnahme zu erkennen geben, indem sie sich weigerten, hiefür die geringste Bezahlung anzunehmen. Längs des improvisierten Eisenbahngeleises hatten sich Zehntausende als stumme Zuschauer an allen Bahnhöfen eingefunden, die unbedeckten Hauptes dem Scheidenden nachblickten. Der Spezialzug war um 6½ Uhr abgegangen und schon um 1 Uhr 30 Minuten lag der Kranke auf seinem Bette in Long Branch, durch die frische Brise und den Anblick des Meeres, nach dem er sich gesehnt, sichtbar erquickt. Am 14. September konnte der Kranke sogar kurze Zeit am Fenster sitzen, und die Hoffnung Aller lebte wieder auf; aber es stellten sich allmählich Zeichen von Blutvergiftung ein, der Kranke litt furchtbare Schmerzen und trug sie geduldig. Noch am letzten Tage war er ruhig und bei voller Besinnung; er sprach mit Oberst Rockwell über sein nahes Ende: „Rockwell, ich weiß recht wohl, was mir baldigst bevorsteht. Glaubst du, daß mein Name in die Geschichte unseres Landes übergehen wird?“ Der Freund erwiderte: „Gewiß wird dein Name ein großer sein in der Geschichte, aber noch größer in den Herzen der Menschen.“

Am 9. Juli waren die drei ältesten Kinder des Präsidenten, Harry, Limmie und Mollie zum Erstenmale an das Krankenlager des Vaters geführt worden. Wir unterlassen für die Leser die Schilderung dieser ergreifenden und schmerzlichen Szenen. Mollie fiel bei einem solchen Besuche in Ohnmacht und mußte hinweg getragen werden.

Am Montag Morgen bereiteten die ärztlichen Bulletins die Bevölkerung auf das Schlimmste vor. Vor den Telegraphen-Offiees standen in allen Städten des weiten Landes Menschenmassen, die auf das Eintreffen von Nachrichten warteten. Der Präsident litt am letzten Tage furchtbare Schmerzen. »Oh, what a pain!« waren die letzten Worte vor seinem Tode, der ihn am Abend des 19. September nach zehnwöchigem Krankenlager im Kreise seiner Angehörigen erreichte. Es war eine innere Verblutung eingetreten, welche die Zerreißung des Bauchfells zur Folge hatte.

Fünf Minuten nach dem Hinscheiden des Präsidenten trug der Telegraph durch alle Kulturländer der Erde die Trauerkunde, daß die Vereinigten Staaten ihren Präsidenten verloren hatten. Das Land war in tiefe Trauer versetzt. Die Straßen der Städte gewannen ein düsteres Aussehen: die Häuser wurden schwarz drapiert und von den Gebäuden wehten die Flaggen auf Halbmast. Alle Bahnzüge trugen das Zeichen der Trauer und alle Tagesblätter erschienen mit Trauerrand. Den Meisten war zu Mute, als ob sie einen teuren Angehörigen verloren hätten. Als der Präsident nach den langen, schweren Leiden die Augen für immer geschlossen, wankte seine Gattin aus dem Sterbegemach hinweg und schloß sich auf mehrere Stunden in ihrem Zimmer ein. Als sie

wieder erschien, war sie gefaßt und äußerlich ruhig und bewahrte von da ab ihre feste Haltung. Auch die alte Mutter nahm die Todesnachricht mit Fassung entgegen. „Ich kann es nicht glauben," rief sie aus, „daß mein James tot sein soll! Für mich hat die Erde nun keine Freuden mehr. Ich werde bald wieder mit ihm vereinigt sein."

Die Leiche des ermordeten Präsidenten wurde nach Washington gebracht und dort im Kapitol aufgestellt. Tausende und aber Tausende zogen in endlos scheinenden Reihen an der Leiche vorüber. Unter den Blumenspenden machte sich ein großer, prachtvoller Kranz von Rosen bemerkbar, der auf Bestellung der Königin von England gesandt worden war. Frau Garfield trat, auf den Arm des Generals Swaim sich stützend, in die Rotunde, ihr folgte Harry Garfield, seine Schwester Mollie führend; sie knieten nieder an der Seite ihres verstorbenen Gatten und Vaters. Hierauf traten die verschiedenen Orden und Korporationen ein und es wurde der Trauergottesdienst abgehalten.

Das Begräbnis Garfields fand in Cleveland statt, wohin um 5 Uhr vom Bahnhof ein Trauerzug und ein zweiter mit den Senatoren und Repräsentanten abging. Zahllose Menschenmassen standen entblößten Hauptes längs des Geleises. Beim Vorüberfahren des Zuges wurden die Glocken geläutet, Salutschüsse abgefeuert und Blumen gestreut. Samstag Mittag kam der Zug in Cleveland an. Am Tage des Begräbnisses stand auf eine Strecke von sechs Meilen vom frühen Morgen an die Menge Kopf an Kopf. Die Leichenrede schloß mit folgenden Worten: „Es gibt kein Blatt in den Jahrbüchern der Geschichte, auf dem so viel Teilnahme und Liebe für einen Mann verzeichnet steht, nicht nur von seinem Vaterlande, sondern von der ganzen Welt. Habt Ihr je etwas derartiges gelesen? Ihr Brüder aus dem Süden, ich grüße euch heute, und ihr Brüder aus dem Norden, Osten und Westen, kommt her und laßt uns alle Zwietracht am Sarge unseres Toten niederlegen! Laßt uns einander und unser Vaterland mit herzlicher Liebe umfassen!"

Ein Brief Garfields.

Als Garfield Professor der alten Sprachen in Hiram war, richtete ein Freund, der in einer Distriktschule unterrichtete und später Garfields Nachfolger in Hiram wurde, ein Schreiben an denselben, in welchem er ihm seine Lage schilderte. Als Antwort sandte ihm Garfield einen Brief, der von jedem jungen Manne gelesen werden sollte.

„Hiram, den 15. Jan. 1857.

Mein lieber Bruder Burke!

Es freute mich sehr, Ihren Brief vor einigen Tagen zu erhalten. Er war mir ein willkommenes Neujahrsgeschenk, und es macht mir große Freude, ihn

zu beantworten. Sie haben mir ein lebendiges Bild einer Gemeinde vorgeführt, in der Intelligenz und Moralität vernachlässigt worden ist, und es freut mich, daß Sie Aufklärung verbreiten. Menschen müssen erst etwas Bildung haben, um recht zu thun. Gott sagte im Anfang: „Es werde Licht!" und Gott sah, daß es gut war. Es freut mich, von Ihrem Erfolg im Unterrichten zu hören; doch die Frage, die Sie mir vorgelegt haben, ist für mich von noch größerem Interesse. Mein Bruder, es ist dies keine Frage, die man wie eine Debatte diskutieren kann, aber die man wohl erwägen muß wie eine Lebensfrage. Sie werden mit mir übereinstimmen, daß ein Jeder seinen eigenen Lebenslauf bestimmen muß, und der einzige Dienst, den uns Freunde leisten können, ist, uns Thatsachen mitzuteilen, aus denen wir dann unsere eigenen Schlüsse ziehen müssen. Bemühen wir uns daher zusammen, um gemeinschaftlich das Lebensfeld zu übersehen. Ich bin nicht einer von denen, die Jedem anraten, sich eine höhere Bildung zu verschaffen, denn ich glaube, daß in Zweidrittel aller vorkommenden Fälle ein solcher Rat nicht weise sein wird. Bei weitem die Mehrzahl aller Menschen werden und sollten auch intelligente Farmer und Handwerker sein, und in vieler Beziehung führen diese das glücklichste und unabhängigste Leben. Aber manche Menschen sind mit Fähigkeiten für ein größeres und wichtigeres Arbeitsfeld ausgestattet, und deshalb sollte jedes Leben so eingerichtet werden, daß es den Fähigkeiten eines Menschen angepaßt ist. Was Sie anbelangt, so bin ich überzeugt, daß Sie befähigt sind, hohe und wichtige Stellungen im Leben auszufüllen, und ich weiß auch, daß es meinerseits keine Schmeichelei und Ihrerseits kein Egoismus ist, dies zu behaupten.

Sagen Sie mir, Burke, fühlen Sie nicht einen Geist in sich, der Sie mit Wissensdurst und Thatendrang erfüllt? Der Sie anspornt, sich mit der großen Welt der Gedanken in Verbindung zu setzen, und Ihnen ein großes Ziel vorhält, welchem Sie die Kräfte Ihres Geistes und Ihres Körpers widmen können? Haben Sie keine solchen Wünsche, die Sie Niemandem anvertrauen, und von denen Sie fühlen, daß dieselben erfüllt werden müssen, wenn Sie nicht unbefriedigt und voller Selbstvorwürfe durchs Leben wandeln wollen? Ich bin überzeugt, daß Sie solche Wünsche haben, und dieselben werden Ihnen am Herzen liegen, bis sie befriedigt sind. Sie sind eine Stimme der Natur, die Gott Ihnen gegeben, und die, wenn Sie ihr folgen, Ihnen und Ihren Mitmenschen Segen bringen wird. Wenn Ihre Pflicht gegen Ihre Eltern Ihnen einen anderen Weg vorzeichnet, würde ich mich freuen, Sie den anderen Weg einschlagen zu sehen. Der Pfad der Pflicht ist der, den wir Alle betreten sollten; ich hoffe aber, daß Sie, ohne einen ernstlichen Versuch gemacht zu haben, es nicht aufgeben werden, eine höhere Bildung zu erlangen. Gesetzt, Sie könnten Ihre Studien nicht wieder aufnehmen bis zu Ihrer Großjährigkeit, so würde es dann noch nicht zu spät sein, und würden Sie manches dadurch gewinnen. Ihr Geist wird gereifter sein und was Sie studieren, werden Sie besser verstehen. Sie werden vielleicht einwenden, daß Sie zu alt sein werden, um den Kursus zu beginnen, aber wie können Sie besser die Frühlings-

tage des Lebens verbringen? Wir sollten das Leben nicht bemessen nach den Tagen und Stunden, die wir auf der Erde zubringen. „Das Leben wird bemessen durch den Fortschritt der Seele, die Vermehrung ihrer Kräfte, ihren ausgedehnteren Wirkungskreis, bis sie mit himmlischer Freude glüht, mit einer hohen, himmlischen Hoffnung.“ Es braucht Ihnen keine Entmutigung zu sein, daß Sie sich Ihren eigenen Weg bahnen und Ihre eigenen Ausgaben bestreiten müssen. Sie können die Schule zwei Quartale im Jahre besuchen und sich selbst erhalten. Ich weiß es, denn ich habe es gethan, als die Lehrergehälter viel niedriger waren, als sie jetzt sind. Es ist eine alte Wahrheit, daß „Willenskraft Wege schafft“. Es könnte sein, daß nach einiger Zeit Ihr Vater Ihnen helfen könnte, und vielleicht könnte er Sie schon jetzt für sich selbst sorgen lassen, so daß Sie sogleich anfangen könnten. Hierüber sind Sie besser unterrichtet als ich. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie es mich freuen würde, Ihnen in Ihrer Arbeit zu helfen. Aber wenn Sie nicht nach Hiram kommen können, während ich hier bin, so hoffe ich doch noch zu hören, daß Sie entschlossen sind, Ihre Studien fortzusetzen, sobald Sie können. Wollen Sie mir nicht Ihre Gedanken über diesen Gegenstand schreiben und mir Ihre Aussichten mitteilen? Grüßen Sie Rolden und Louise, und erinnern Sie sich meiner als Ihres Freundes und Bruders

James A. Garfield.

Wie Kaiser Karl in Büchern las.

Als Kaiser Karl sein Heldenschwert, die Leuchte der Germanen,
Zur Ruh gehängt im Siegessaal samt seiner Feinde Fahnen,
Da saß der alte Held im Stuhl und hörte gern mit an,
Dieweil sein Tagewerk vollbracht, was Andere gethan.

Und Eginhard und Alkuin, die mußten oft ihm lesen,
Von Helden, die zuvor gelebt, von Zeiten, die gewesen,
Und sammeln ein und schreiben auf aus deutschem Volkes Mund,
Was von der Ahnen Thaten noch die Sage machte kund.

Am Mittagstisch bei Wild und Fisch, die Tafel ihm zu würzen,
Um Mitternacht, wenn er erwacht, die Stunden ihm zu kürzen,
Lag ihm zur Hand manch alter Band, manch köstlich Pergament,
Weil jugendlich der greise Held von Wißbegierde brennt.

Denn in des Volkes Kindermund, in Lied und Spruch der Alten,
Da rauscht manch frischer Weisheitsquell wie aus Granites Spalten,

Tief wurzelt unter Stein und Moos der Eiche mächtger Schaft:
So gründen in der Vorzeit Schoß die Wurzeln unsrer Kraft.

Die Lehrerin der Könige, das ist die Weltgeschichte,
Sie lehrt, wie ein gerechter Gott die Groß, und Kleinen richte,
Sie lehrt, wie in der Jahre Lauf das Nichtige vergeht,
Sie lehrt, wie in der Zeiten Sturm das Tüchtige besteht.

Und hört er so der Ahnen Lob, da schwant's dem alten Helden,
Daß einst auch seines Namens Ruhm die Sagenbücher melden. —
Und Alkuin und Eginhard sie schreiben heimlich auf
Des Kaisers schlichte Lebensart und großen Heldenlauf. —

Verwittert ist sein Heldenleib im Kaiserdom zu Aachen,
Doch lebt sein großer Name noch in aller Völker Sprachen,
Doch lebt der alte Kaiser Karl in deutschem Lied und Wort,
So lang die deutsche Zunge klingt, bei seinen Deutschen fort.

Charade.

Hast du das Erste nur gewonnen,
Bist du dem Zweiten auch entronnen;
Verleibst du dich aber dem Ganzen ein,
Kann wieder Gefahr dir im Zweiten dräun.

Das Erst' ist als Losung zu Wasser bekannt,
Das Zweit' ist die Losung im Kriege zu Land;
Erschallet als Losung das ganze Wort,
Was Waffen trägt, zieht dann zum Kampfe fort.

Betrübt sah Kolumbus aufs Meer dahin,
Da befreite das Erste vom Tode ihn.
Tell sollte büßen den männlichen Mut,
Da befreit ihn das Zweite aus Feindes Wut.

Auflösung des Logogryphs Seite 192:
Erle — Perle.

„'s Studentle!"

Ein Geschichtlein

zu Nutz und Frommen der Herren Söhne,

von

dem alten Freunde

Oskar Höcker.

(Schluß.)

6.

„Sie hängen sich an einander und erdenken böse Tücke."

(Ps. 10, 2.)

Es geht, so lang man noch jung ist und sich einer robusten Gesundheit erfreut, nichts über einen derben Wintertag. Fußhoher Schnee bedeckt schon die Erde, und noch immer wirft der blaugraue Himmel neue Massen herab, dazu pfeift der Wind und wirbelt die fallenden Schneeflocken dem Wanderer ins Angesicht, so daß derselbe zurückweichend die Augen schließen oder sich umdrehen muß. Der Verfasser dieser Erzählung glaubt in seinen Kinderjahren keine Ausnahme gewesen zu sein, wenn er nach Schluß der Schule bei derartigem Schneegestöber sein Lineal hervorzog und sich einbildete, mit diesem Schwerte gegen die anstürmenden weißen Husaren in wildem Kampf begriffen zu sein. Er wettet vielmehr, daß es viele seiner jungen Freunde genau so gemacht haben und sich, gleich ihm, freuten, nach beendetem Kampfe in die warme Wohnstube und an den glühenden Ofen zu treten, um daselbst die blaugefrorenen Finger zu erwärmen. Wie trippelte man da von einem Beine aufs andere und mit welcher Hast nahm man aus der Hand der liebenden Mutter die mit

dampfendem Kaffee gefüllte Tasse entgegen, um auch von Innen heraus den Frost zu bannen.

Nun und ein solches Wetter war auch heute. Die Nachmittagsschule war zu Ende und die aus dem Gebäude herausströmenden Abc-Schützen zogen mit ihren Linealen in den allbeliebten Kampf. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß einer der kleinen Kämpen an einen eiligst daher kommenden Mann unsanft anstieß und demselben, in der irrigen Meinung, daß er einer der wirbelnden weißen Husaren sei, einen kräftigen Schlag mit dem Lineal versetzte. Bei jedem anderen Menschen würde der Kleine seinen Irrtum hart gebüßt haben, bei dem jungen Mann aber mit der Studentenmütze auf dem Kopfe nicht, denn demselben mangelte es erstens an Zeit, sich aufzuhalten, und zweitens war seine Brust so voll dankbarer Gefühle erfüllt, daß er über den Schlag des kleinen Abc-Schützen herzlich auflachte.

Ja, Hellmuth Köllenberger befand sich in der besten Laune von der Welt; er kam eben vom Rathause, woselbst ihm das väterliche Erbe in Banknoten ausgezahlt worden war. Wohl mischte sich in diese Freude ein wehmütiges Gefühl, indem Hellmuth des verstorbenen Vaters gedachte; andererseits aber sagte er sich wieder, daß es sicherlich im Sinne des Seligen gehandelt sei, sich über das Vermögen, welches er mit Hilfe seines rastlosen Fleißes seinen Kindern hinterlassen, zu freuen. Hellmuth hatte sich denn auch vorgenommen, diesen Freudentag in würdigster Weise zu begehen, und dies geschah nach seiner Meinung am Besten dadurch, daß er den armen, aber rechtschaffenen Leuten im roten Hause einen vergnügten Abend bereitete. Obgleich er bereits der Wirtin die nötigen Anweisungen gegeben, galt es doch noch Dies und Jenes zu besorgen, und da die Dämmerung bereits anbrach, so galt es zu eilen. In seiner Herzensfreude hatte das gutmütige Studentle einem Jeden aus der Gesellschaft ein Geschenk zur Erinnerung an ihn zugedacht, und er befand sich jetzt auf dem Wege, diese Andenken zu besorgen. Wolf, als ein leidenschaftlicher Raucher, sollte eine kostbare Meerschaumpfeife erhalten, Eisenbrecher einen goldenen Ring, die kleine Zange eine silberne Uhr, nach deren Besitze sie sich schon lange gesehnt, der rothaarige Kilian einen stattlichen Spazierstock und der alten Marei endlich war ein behaglicher, reichgepolsterter Sorgenstuhl zugedacht. Das Bewußtsein, diese armen Leute zu erfreuen, rief einen wahren Jubel in Hellmuths Brust hervor, und er kam sich vor, als sei er der leibhaftige heilige Christ. Nachdem er mit seinen Einkäufen zu Ende, begab er sich in Begleitung eines Jungen, der den Armstuhl trug, nach dem roten Hause, und schon passierte er die letzten Häuser der Vorstadt, als ihm plötzlich ein-

fiel, daß er seinen Hausschlüssel vergessen. Voraussichtlich blieb die Gesellschaft im roten Hause heute lange beisammen, und somit war ihm der Schlüssel unentbehrlich. Hellmuths Wohnung befand sich aber im entgegengesetzten Stadtteile, und da er sich durch das viele Herumgehen ermüdet fühlte, verspürte er um so weniger Lust, den weiten Weg anzutreten; vergeblich sah er sich nach einer Droschke um, daher beschloß er, von zwei Übeln das kleinste zu wählen und begab sich in die nahegelegene Wohnung des Präsidenten und ersuchte Freund Edwin, ihn für die Nacht in seinem Zimmer schlafen zu lassen und ihm zu diesem Zwecke den Hausschlüssel zu leihen. Natürlich willigte der Sohn des Hauses herzlich gerne ein, worauf Hellmuth abermals seine Wanderung antrat.

In dem uns bekannten Wirtszimmer des roten Hauses sah es heute außerordentlich feierlich aus. Die Tische und Stühle waren nach langer Zeit endlich wieder einmal rein gewaschen und inmitten des Zimmers stand eine mit blendendweißem Linnen bedeckte Tafel, auf welcher sich Aufsätze befanden, die mit allerlei Backwerk angefüllt waren. Auf den Corridoren duftete es nach verschiedenen Braten, welcher Geruch von der Küche herkam, in der es heute besonders lebhaft zuging, Marei hatte eine Köchin und ein Spülmädchen für diesen Tag angenommen, die bereits seit Mittag daselbst ihr Wesen trieben. Auf dem Herde schmorte und brodelte es, während der Backofen allerlei Wohlgerüche entsendete. Der rothaarige Kilian eilte geschäftig hin und her, stellte in der Einschänke ganze Batterien von Weinflaschen auf, unter denen namentlich jene silberbezipfelten hervorstachen, von denen der Dichter singt:

„Ein echter deutscher Mann kann keinen Franzen leiden,
Doch den Champagner trinkt er gern.“

Auch die alte Marei war nicht müßig, indem sie über Küche und Keller die Oberaufsicht führte und bald hier bald dorthin humpelte.

Die achte Stunde, mit der das Abendessen beginnen sollte, hatte kaum geschlagen, als auch schon die Gäste anlangten. Hellmuth begrüßte einen Jeden derselben in der herzlichsten Weise und verteilte, ehe man sich an der Tafel niederließ, seine Geschenke. Eine eigentümliche Verlegenheit spiegelte sich auf den Gesichtern Aller ab, was Hellmuth insgeheim damit entschuldigte, daß die guten Menschen ob dieser seltenen Güte betroffen waren. Auch während der Tafel ging es nicht so lustig zu, als Hellmuth geträumt, ja, die Stirne Wolfs zeigte sogar tiefe Falten. Erst der Wein brachte Leben und Munterkeit in die Gesellschaft, indessen beobachteten Alle eine große Mäßigkeit und trotz alles Zuredens von Seiten Hellmuths trank ein

Jeder nur sparsam, so daß daraus auf's Deutlichste der Vorsatz zu erkennen war, nüchtern zu bleiben.

Das verdroß Hellmuth und er hielt auch damit durchaus nicht zurück, indem er sagte:

„Wie vergnügt sind wir nun schon zu wiederholten Malen hier gewesen, und gerade heute, wo ich ganz besonders lustig aufgelegt bin, sitzt Ihr da, als befändet Ihr Euch auf einem Leichenschmaus."

„Der Herr Schnorps hat ganz recht," bestätigte Marei; „wenn man, wie er es heute gethan, sein väterliches Erbe erhielt, wünscht man vergnügte Gesichter um sich zu haben."

„Wie?" fragte Wolf mit erheucheltem Erstaunen, „der Herr Schnorps hat sein Vermögen ausgezahlt bekommen?"

„Aber, lieber Freund," versetzte Hellmuth lachend, „besitzt Ihr ein so schwaches Gedächtnis? Versprach ich nicht, diesen Tag festlich zu begehen und lud ich Euch nicht zu diesem Zwecke heute ein?"

„Ja, ja, ganz recht," nickte jetzt Wolf mit dem Kopfe, „hm, daß mir dies entfallen konnte. Mag übrigens ein hübsches Sümmchen sein, das der Herr Schnorps geerbt."

„Jenun," antwortete Hellmuth, bei dem der Wein bereits zu wirken anfing, „hier in dieser Brieftasche liegen zwanzigtausend Thaler, in guten, schönen Banknoten!"

Ein allgemeines Erstaunen bildete die Antwort. Und hätte Hellmuth ein aufmerksameres Auge gehabt, so würde ihm das Erbleichen Wolfs aufgefallen sein.

„Was gedenken Sie mit dieser kolossalen Summe zu thun, Herr Schnorps?" ergriff Kilian das Wort.

„Jenun, ich lege sie in guten Staatspapieren an und genieße die Zinsen."

Das Vermögen des Studentle bildete eine geraume Zeit das Hauptthema des Gesprächs; das Abendessen war bereits vorüber und noch immer drehte es sich um die zwanzigtausend Thaler, bis Marei endlich das Zeichen gab, ein Spielchen zu beginnen. Während die Tafel abgeräumt wurde, verließ Wolf mit der Zange die Schenkstube. Am Ende des Corridors angelangt, blieben Beide stehen und Wolf begann:

„Du weißt, daß es mir nicht darauf ankommt, einen Menschen zu rupfen, namentlich, wenn er einer von den Reichen ist. Allein bei diesem Tropfe befinde ich mich geradezu in Verlegenheit."

„Bist Du närrisch?" höhnte der Andere.

„Die grenzenlose Gutmütigkeit dieses Menschen," fuhr Wolf, den Ein-

wurf des Spießgesellen nicht beachtend, fort, „ist mir peinlich. Ich bin gewiß, daß er, wenn wir es schlau anlegten, sofort eine größere Summe opfern würde, und aus diesem Grunde kommt es mir so schwer an, ihn zu berauben.“

„Ich glaube gar, Du wirst ehrlich!“ versetzte die Zange, einen Schritt erstaunt zurücktretend, „willst Du den Goldvogel entwischen lassen?“

„Weder das Eine, noch das Andere,“ gab der Anführer zurück, „es muß sein, hol mich der Teufel! Aber ansehen will ich ihn nicht, damit ich nicht wieder in meinem Entschluß wankend werde. Der Kerl hat so Etwas in seinem Auge, das mir vorkommt, wie eine Art von Bann. Hol's der Henker, ich wollte, ich hätte seine Bekanntschaft nie gemacht.“

„Laß die dummen Reden,“ rief der Andere grob. „Es bleibt also bei unserer Verabredung?“

Wolf nickte mit dem Kopfe.

„Mit welcher Summe wollen wir ihm zur Ader lassen?“ fragte die Zange weiter.

„Ich denke, daß viertausend Thaler genügen, jene Summe inbegriffen, welche wir ihm heute Abend im Spiel abluxen.“

„Wolf, Wolf!“ sagte die Zange drohend, „in Deinem Gehirn ist's nicht ganz richtig. Jahre können vergehen, ehe uns wieder einmal ein so köstlicher Fang unter die Hände läuft, und Du willst Dir ihn jetzt entwischen lassen?“

„Vier—tau—send Thaler!“ begehrte Wolf herrisch auf, „keinen Pfennig weniger noch mehr, damit basta!— kein Wort weiter, Du kennst mich.“

„Na, na,“ versetzte die Zange, vor der drohenden Geberde des Anführers scheu zurückweichend, „nur nicht gleich so bärbeißig. Und wie steht's denn mit dem anderen Anschlag? Soll er diese Nacht auch ausgeführt werden?“

Wolf nickte und entgegnete: „Eins nach dem Andern; erst der Student und dann die andere Sippschaft.“

„Ein Einbruch ist aber dort gefährlich,“ stellte die Zange vor, „und ohne diesen wird's wohl nicht abgehen; Eisenbrecher und ich haben das Haus von allen Seiten umschlichen, und auch Kilian sagt aus, daß ohne Nachschlüssel nichts zu machen sei.“

„Vom Hofe aus führt eine Treppe nach der Küche,“ widersprach Wolf, „von dort muß der Angriff geschehen.“

„Allein wie in den Hof gelangen?“ forschte die Zange weiter.

„Das laß meine Sorge sein; mein Plan ist fertig. Doch jetzt komm nach der Schenkstube, damit unsere Abwesenheit nicht auffällt.“

Es war hohe Zeit, daß das würdige Paar zurückkehrte, da das Spiel eben beginnen sollte. Hellmuth spielte selbständig, da Marei ihm alle Kunstgriffe und Kniffe beigebracht. So glaubte unser Studentle wenigstens. Die Karten wurden gegeben; Hellmuth spielte ohne besondere Überlegung und so kam es denn, daß er verlor. Dies dauerte eine Weile fort, bis er schließlich anfing, über sein vermeintliches „Pech" ungehalten zu werden: er spielte nunmehr mit Berechnung, allein das Glück floh ihn beharrlich und ein Thaler nach dem andern wanderte in fremden Besitz. Hellmuth schlürfte seinen Ärger mit Wein herunter. Er war gewöhnt, größere Quantitäten zu genießen, dennoch fühlte er sich heute berauscht. Hätte er freilich gesehen, wie von Seiten Mareis in jede Flasche, die man ihm vorsetzte, ein Pülverchen gerührt wurde, so hätte er den wahren Grund von der fabelhaften Wirkung des Weins herausgefunden. Noch war Mitternacht nicht erschienen, als unser Studentle bereits häufig auf Augenblicke ermüdet die Augen schloß, und da die Abspannung stetig zunahm, so gab er endlich das Verlangen kund, den Heimweg anzutreten.

„Ei," rief Marei, „'s ist ja noch früh an der Zeit, glauben Sie mir, Herr Schnorps, so jung kommen wir nie wieder zusammen."

„Ja, ja," lächelte Hellmuth mit halbgeschlossenen Augen, „das glaube ich wohl, — allein — — ich will — nach Hause."

„Wir wollen nur noch einmal herumspielen," begann Kilian, „und dann bringen wir Sie nach Hause, Herr Schnorps."

„Gut," versetzte Hellmuth schlaftrunken, „aber — nicht nach — Hause, denn ich — schlafe heute bei — bei — meinem Freunde — Edwin, dem Sohne des — — des — Polizeipräsidenten von — Merle."

„Ja, du liebe Zeit," entgegnete Marei, „wie wollen Sie so spät noch in das Haus gelangen?"

„Hm, — ich habe ja — den — Hausschlüssel — Edwins bei mir."

Die Anwesenden starrten sich verwundert an und einige Augenblicke wagte Keiner zu atmen, bis Eisenbrecher plötzlich in ein lautes Lachen ausbrach, welches Hellmuth so erschreckte, daß er zitternd vom Stuhle auffsprang.

„Beruhigen Sie sich, Herr Schnorps," ergriff jetzt Wolf das Wort, gleichzeitig dem Genossen einen zornigen Blick zuwerfend, „der Eisenbrecher ist betrunken und weiß nicht, was er thut. Verweilen Sie noch ein kleines Weilchen bei uns und dann bringen wir Sie nach Hause."

Willenlos sank Hellmuth auf den Stuhl wieder zurück, und nachdem er abermals von dem ihm gebotenen Wein getrunken, schlief er binnen wenigen Minuten fest ein.

„So, so, jetzt ist's an der Zeit," flüsterte Wolf, nachdem er sich von

dem Zustande Hellmuths überzeugt. „Ein Jeder an seinen Platz. Der Zufall ist uns günstig, wie nie zuvor, und der Hausschlüssel Goldes wert." Mit großer Vorsicht nahm der Anführer der Bande den Schlüssel aus des Studenten Brusttasche, warf dann seinen alten Mantel um, stülpte den Hut auf und sagte zu Marei und einem anderen Spießgesellen im befehlenden Tone, auf Hellmuth zeigend: „Ihr verfahrt mit ihm nach Verabredung, und ich denke, daß Ihr Zwei mit ihm fertig werdet, — Kilian und die Anderen dagegen folgen mir."

Der Rothaarige fing an zu zittern, worauf ihn Wolf am Kragen packte und heftig schüttelte.

„Memme!" rief er ihm in gedämpfter Stimme zu, „fürchtest Du Dich wieder einmal? Sei getrost, es wird Dir kein Leid geschehen. Du sollst uns nur als Spion dienen, denn das ist das einzige Amt, zu dem Du taugst . . . Vorwärts!"

Die Bande setzte sich in Bewegung und Kilian schlich, gleich einem begossenen Pudel, ihr nach.

* * *

Es war zwei Uhr in der Nacht, als der Polizeipräsident von Merle durch ein seltsames Geräusch aus dem Schlafe geweckt wurde. Da er sich noch in schlaftrunkenem Zustande befand, glaubte er, dasselbe komme von der Straße her; schon wollte er sich wieder zur Ruhe niederlegen, als ein Schrei ertönte, der unbedingt aus dem Salon herkam. Herr von Merle weckte seine Gemahlin, worauf Beide sich rasch ankleideten. Von dem Geräusch war jetzt nichts mehr zu vernehmen, trotz Alledem versah sich der Präsident mit einem Terzerol, da er annehmen mußte, daß Diebe in seine Wohnung gedrungen seien. Behutsam und leise öffnete er die zum Salon führende Thüre, das Terzerol schußbereit in der Hand haltend. Wer beschreibt aber seinen, sowie der Präsidentin Schrecken, als sie Anna bewußtlos auf dem Boden liegen und die Thüre des Silberschrankes offen sahen! Ein einziger Blick genügte, um Herrn von Merle die Überzeugung aufzuzwingen, daß ein Einbruch stattgefunden und die Räuber das Silbergerät mitgenommen hatten. Nur die Frage vermochte er sich nicht zu beantworten, wie Anna in den Salon gekommen. Hatte sie die Diebe bemerkt, warum war sie dann nicht zu ihm geeilt? Mit Hilfe des Gesindes hätte man sich jedenfalls leicht der Bande bemächtigen können, die nunmehr entflohen war. Während der Präsident seine Untergebenen weckte, bemühte sich Frau von Merle, Anna zum Bewußtsein zu bringen. Allein alle angewandten Mittel erwiesen sich als nutzlos und bald zeigte sich, daß das

arme Mädchen von einem hitzigen Fieber befallen war und im Delirium befangen lag.

Der Präsident entsandte Edwin nach der Polizeiwache, damit diese sofort der Diebesbande nachspüre, der Diener dagegen mußte sich in die Wohnung des Doktor Stähle begeben, welchen Herr von Merle als Hausarzt angenommen, und denselben ersuchen, ihn sofort zu begleiten.

„Sei so gut und leihe mir Deinen Hausschlüssel," äußerte Edwin, nachdem er sich zum Ausgehen bereit gemacht, zu seinem Vater.

„Warum nimmst Du nicht den Deinigen?" entgegnete der Präsident. „Du hast ihn doch nicht etwa verloren?"

„O nein," versetzte Edwin, „ich habe meinen Hausschlüssel Hellmuth geliehen."

„Hellmuth?" entgegnete der Präsident kopfschüttelnd. „Was soll das heißen? Ich verstehe Dich nicht."

Edwin teilte jetzt mit, was wir bereits wissen.

Der Präsident, in tiefes Nachdenken versunken, reichte seinem Sohne den verlangten Schlüssel und trieb ihn wiederholt zur Eile an.

Der Schrecken, welcher sich Frau von Merle bemächtigt, war jetzt zwar gewichen, hatte aber der Verzweiflung Platz gemacht, denn der Wert der entwendeten Gegenstände war ein außerordentlich großer. Zudem befanden sich unter dem Silbergerät teure Andenken der verstorbenen Eltern der Präsidentin, und somit hatte Herr von Merle viel zu trösten.

„Sei ganz ruhig," äußerte er zu seiner Gemahlin, „Du wirst Alles wieder bekommen, denn Du kannst Dir wohl denken, daß ich meine ganze Macht und Kraft aufbieten werde, diese Diebesbande zu entdecken, welche jedenfalls die nämliche ist, die im Laufe des letzten Jahres eine Menge der frechsten Einbrüche gewagt."

„Und doch hat man ihrer nicht habhaft werden können," gab Frau von Merle weinend zur Antwort.

„Weil es der Polizei stets zu spät gemeldet wurde," entgegnete der Präsident, „ich dagegen lasse noch heute Nacht Nachforschungen anstellen, welche jedenfalls von einem glücklichen Resultate begleitet sein werden. Mich bekümmert jetzt nur das Schicksal unserer Anna. Das arme Mädchen muß ganz entsetzlich erschrocken sein, um in ein solches Fieber zu verfallen. Ich denke, das Beste ist, sie in's Bett zu bringen, denn im Salon ist es zu kalt, und der Divan für ein Krankes auch nicht bequem genug."

Frau von Merle pflichtete bei und Anna befand sich bereits im Bette, als Doktor Stähle anlangte. Nachdem ihm der Präsident Alles erzählt,

ließ er sich an der Lagerstätte der Kranken nieder, um seine Beobachtungen anzustellen. Das arme Mädchen lag wie tot da, plötzlich aber richtete es sich im Bett empor, stierte mit gläsernen Augen vor sich hin und rief mit jener Hast, welche Fieberkranken eigen: „Rühre nichts an, Kilian ... Ihr seid Alle Räuber, Du, der Wolf und die alte Großmutter dazu!“

Doktor Stähle legte seine Hand beruhigend auf den Kopf des Mädchens; Anna aber schleuderte sie gewaltsam zurück und schrie verzweifelnd:

„Ich gehe nicht mit, — nein, nein, und wenn meine alte Mutter verhungern müßte, ... hu, 's ist eine Räuberhöhle, das rote Haus!“

Franz und der Präsident blickten einander betroffen an, und der Letztere wollte eben etwas äußern, als Franz ihm zuwinkte, vor der Hand zu schweigen. Ersterer wandte sich wieder zu Anna und, aus Erfahrung wissend, daß Fieberkranke Antwort geben, wenn man auf ihre Delirien eingeht, fragte er: „So wollen Sie also nicht in's rote Haus?“

„Nein, nein!“ schrie Anna abermals schmerzlich auf und fügte dann bittend hinzu: „Schleppt mich nicht dorthin, seid barmherzig! Ach, wenn doch nur der Herr Schnorps hier wäre!“

„Schnorps?“ sagte Franz zum Präsidenten, „das ist ja der Kneipname Hellmuths? Was will sie mit diesem und woher kennt sie seinen Spitznamen?“

Herr von Merle schüttelte verwundert den Kopf.

„Wo ist denn Herr Schnorps?“ wandte sich Franz abermals an das phantasierende Mädchen.

„Oh,“ rief dasselbe, „sie haben nichts Gutes mit ihm vor, — sie werden ihn berauben. Warum hörte er nicht auf mich, nun sitzt er gewiß wieder im roten Haus. Nein, nein,“ kreischte sie auf, „bringt mich nicht in die Diebeshöhle!“

Franz verordnete für Anna dies und das, und schrieb auch eine Medizin auf, um das Fieber zu brechen. Nachdem dies geschehen, begab er sich mit dem Präsidenten in dessen Studierzimmer.

„Was halten Sie von der Aussage des Mädchens?“ fragte Herr von Merle.

„Ich lege ihr großes Gewicht bei, ja mir scheint sogar, daß wir einem Geheimnisse auf der Spur sind.“

„Und welchem?“ entgegnete gespannt der Präsident.

„Noch sind es meinerseits nur Vermutungen,“ versetzte Franz, „binnen jetzt und zwei Stunden hoffe ich Ihnen Bestimmteres mitteilen zu können.“

„Was wollen Sie thun?“ fragte der Präsident.

„Ich beabsichtige, mich nach dem roten Hause zu begeben und daselbst eine kleine Rekognoszierung anzustellen."

„Wäre es nicht geraten, wenn Polizei Sie begleitete?"

Franz verneinte. „Ich werde mich nicht in die Höhle des Drachen begeben," äußerte er lächelnd, „es liegt mir nur daran, zu sehen, ob die Sippschaft heute Nacht munter ist oder schläft."

„Verstehe ich Sie recht?" rief der Präsident betroffen aus, „Sie glauben, daß —"

„Wie gesagt, bloße Vermutungen, daher ersuche ich Sie, nicht weiter in mich zu dringen und eine kleine Weile Geduld zu haben." Mit diesen Worten griff er nach Hut und Stock und empfahl sich.

Die Nacht war sternenklar, denn der Himmel hatte sich aufgehellt, außerdem leuchtete der den Boden bedeckende Schnee, und so fiel es Franz nicht schwer, sich auf seinem Wege zurecht zu finden. Bald langte er vor dem roten Hause an. Hinter den Fenstern herrschte tiefe Finsternis und eine Totenstille ringsum. Franz ging aber in seiner Rekognoszierung weiter und begab sich nach der Rückseite des Hauses. Aus einem der Fenster drang daselbst ein heller Lichtschein und Franz vernahm sogar gedämpfte Stimmen. „So habe ich mich also doch nicht geirrt," sagte er mit Genugthuung zu sich, „die Bande ist eben beschäftigt, ihren Raub zu besichtigen und zu taxieren, da thut allerdings Eile not, denn die Spitzbuben werden jedenfalls noch in dieser Nacht ihren Raub in Sicherheit zu bringen suchen und morgen dürfte es dann schwer sein, der entwendeten Gegenstände habhaft zu werden."

Während Franz dies bei sich dachte, vernahm er in nicht allzu weiter Entfernung ein leises Wimmern. Ohne sich weiter zu besinnen, ging er sofort in der Richtung vor und sah alsbald eine männliche Gestalt am Boden liegen, deren in Unordnung geratene Kleidung auf eine Ausplünderung schließen ließ. Franz beugte sich zu dem Fremden herab, der in einem Halbschlaf zu liegen schien. Kaum hatte er jedoch einen Blick auf die Gesichtszüge des Mannes geworfen, als er einen nicht zu unterdrückenden Ruf der Überraschung ausstieß. „So wahr ich lebe, es ist Hellmuth! Anna hat somit, trotz ihrer Fieberphantasien, wahr gesprochen, und ihre Befürchtungen sind gegründet gewesen." Franz überzeugte sich flüchtig von dem Zustande Hellmuths und fand, daß der Letztere in keiner Weise beschädigt war, dagegen ließen andere Zeichen auf's Deutlichste erkennen, daß man ihn beraubt hatte. In der Brusttasche seines Rockes lagen zusammengeknitterte Banknoten, die sich höchstwahrscheinlich in der daneben steckenden Brieftasche befunden hatten, welche von den Räubern geöffnet worden war.

Um den Verdacht der Ausplünderung abzuwenden, war von ihnen nur ein Teil des Geldes zurückbehalten worden, und da, nach allen Anzeichen, sich Hellmuth im betrunkenen Zustand befand, so lag die Möglichkeit nahe, daß er das Geld irgendwo verloren hätte.

„Die Bande hat ganz richtig spekuliert," sagte Franz zu sich, „und wer weiß, ob nicht selbst Hellmuth, nachdem er wieder nüchtern geworden, es für möglich halten könnte, das Geld verloren zu haben. Wenn mich nicht Alles trügt, so enthielt die Brieftasche sein väterliches Erbteil. Mein Gott, wer hätte denken können, daß er mit dieser Sippschaft hier Umgang pflegt! Was aber jetzt beginnen? Jede Minute, die er hier liegt, kann todbringend für ihn sein, — ich allein aber vermag ihn nicht zu tragen. Hollah, was war das? Kam es mir doch vor, als ob auf der Chaussee Schritte ertönten?" Sofort eilte Franz nach der Vorderseite des Hauses zurück und sah zu seiner großen Freude mehrere Polizeidiener, die sich ebenfalls auf der Suche nach den Räubern befanden. Franz ging direkt auf sie zu und teilte ihnen das Nötigste mit.

„Na ja, siehst Du wohl, Meier," äußerte einer der Polizisten, „ich sagte es gleich, daß es mit dem roten Hause nicht richtig sei, da wir aber hinter den Fenstern kein Licht bemerkt, so wolltest Du schon wieder nach der Stadt zurück."

„Wenn die Herren die kleine Mühe nicht gescheut hätten, sich hinter das Haus zu begeben," entgegnete Franz, „so würden sie gefunden haben, daß die Bande wach und in eifriger Beratung begriffen ist. Zwei von Ihnen werden meinen bedauernswerten Freund nach dem Spital verbringen, die Übrigen aber solange hier Wache halten, bis der nötige Succurs anlangt, um die Diebesbande aufzuheben."

Da Franz betonte, daß er im Einverständnis des Präsidenten handle, so fanden seine Anordnungen williges Gehör, und nachdem er sich überzeugt, daß Hellmuth möglichst sanft transportiert wurde, eilte er in die Wohnung des Präsidenten zurück.

„An Ihnen ist, bei Gott, ein Polizeimann verloren gegangen," äußerte Herr von Merle, als Franz mit seinem Bericht zu Ende war. „Wer weiß, ob wir ohne Ihre Mithilfe die Bande auf frischer That ertappt hätten."

„Was sagen Sie aber zu Hellmuth?" fragte Franz.

Der Präsident zuckte die Achseln und entgegnete: „Sein Leichtsinn ist eben grenzenlos und ich fürchte, daß er sein väterliches Erbe bald durchgebracht haben wird, zumal alle Ermahnungen an ihm abprallen."

„Sollte er durch diese Lection nicht zur Einsicht kommen?" fragte Franz weiter.

„Möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich!“ versetzte der Präsident. „Was mich anlangt, so werde ich Alles thun, ihn zur Vernunft zu bringen. Jetzt aber, mein lieber Freund, lassen Sie uns keine Zeit verlieren. Nur noch Eins: Sie haben die Taschen Hellmuths durchsucht; fand sich kein Hausschlüssel darin vor?“

Franz verneinte.

„Ah,“ rief Herr von Merle, „so weiß ich jetzt, auf welche Weise die Diebe in das Haus gelangt sind. Bequemer konnten sie es allerdings nicht haben.“

In kurzen Worten teilte der Präsident dem jungen Arzte die Geschichte des Hausschlüssels mit, worauf dieser sich wiederum an das Bett Annas verfügte, während Herr von Merle sich nach der Polizeiwache begab. Von fünfzehn Polizeidienern und einem Piquet Soldaten begleitet, trat er den Weg nach dem roten Hause an, ließ dasselbe umstellen und eines der Parterrefenster einschlagen, worauf er mit einem Teile der Mannschaft durch dasselbe einstieg. Leise und vorsichtig begab man sich nach dem oberen Stocke und vor die Thüre des Zimmers, welches erleuchtet war. Die heftigen Reden, welche aus demselben an das Ohr der Lauschenden schlugen, zeigten, daß die Bande in Streit geraten war.

„Ich verlange ein Drittel des Plunders,“ ließ sich eine rohe Baßstimme vernehmen, „denn ich bin es gewesen, der seine Haut zu Markte getragen.“

„Ich aber habe den Schrank mit seinem Inhalt ausgekundschaftet,“ widersprach eine andere Stimme.

„Was sagt der Knirps?“ fuhr die Baßstimme weiter fort, „ich glaube gar, er will sich mausig machen. Nichts da, zwei Drittel gehören Euch und ein Drittel mir.“

„Nein!“ donnerte jetzt, die Thüre aufreißend, der Präsident dazwischen, während gleichzeitig die Mannschaften ins Zimmer traten.

Einen Augenblick standen die Räuber erstarrt da, nur Marei hatte die Besinnung, mit einem Tuche schleunigst das auf dem Tisch ausgebreitete Silberzeug zu bedecken; dann aber raffte sich Wolf auf und zog ein Terzerol hervor, das er ohne Weiteres auf den Präsidenten abfeuerte. Glücklicher Weise verfehlte die Kugel ihr Ziel und im nächsten Augenblicke bereits sah sich Wolf entwaffnet und gefesselt. Die übrigen Spießgesellen machten zwar Miene, sich zur Wehr zu setzen, wurden aber Alle leicht überwältigt. Als der Präsident sich dem Tische näherte, wandte Marei alle ihre Kräfte auf, ihn zurückzudrängen; mit einem kräftigen Ruck schob sie indessen der Präsident bei Seite, schlug das Tuch empor und sah die ihm entwendeten Sachen. Gleichzeitig aber ertönte ein markdurchdringender Schrei. Herr von

Merle wandte sich erschrocken um und sah die Wirtin des roten Hanses zu Boden stürzen. Er gab Befehl, sie aufzuheben; es geschah, allein ohne Nutzen für Marei, da ein Schlaganfall ihrem Leben plötzlich ein Ende gemacht.

„Gut für sie," sagte der Präsident, sich mit Abscheu von den verzerrten Gesichtszügen der Alten abwendend, „so ist ihr wenigstens das Zuchthaus erspart geblieben."

Nach diesen Worten wandte er sich an die gefesselten Verbrecher: „Ihr wißt, welche Strafe Euer wartet, besonders da die Menge der Einbrüche, welche in letzter Zeit stattgefunden, von Euch ausgegangen sind. Dennoch soll das Maß Eurer Strafe gelindert werden, wenn Ihr freiwillig das Geld herausgebt, was Ihr dem Studenten Köllenberger, Schnorps genannt, entwendet."

„Wir haben es nicht gethan," murmelten Einige „das war die Sache der Marei und des Dietrich."

Der zuletzt Genannte mußte jetzt vortreten, und der Präsident wiederholte seine Rede.

„Wir haben ihm nur viertausend Thaler von den zwanzigtausend genommen," berichtete der Gauner mit sichtlichem Widerstreben.

„Und wo ist das Geld?" examinierte der Präsident.

„Die Marei hat's an sich genommen; ich glaube, sie hat's in ihrer Rocktasche stecken."

Sofort wurde die tote Wirtin durchsucht und das Geld in der That bei ihr vorgefunden. Nunmehr wurden die Silbergerätschaften in einen Korb gepackt und hierauf die Gefangenen von den Polizisten in die Mitte genommen. Schon hatte man den Ausgang des Zimmers erreicht, als einer der Diener der Gerechtigkeit ausrief: „Da hinter jenem Stuhl steckt ja noch ein Spitzbube." Ziemlich unsanft wurde derselbe hervorgezogen; es war niemand anders, als der feige Kilian, der sich beim Eintritt des Präsidenten sofort in jenen Schlupfwinkel begeben. Heulend und am ganzen Körper zitternd, bat er den Präsidenten, ihn doch frei zu geben, da er bei keinem der Einbrüche zugegen gewesen sei.

„Lüge nicht, Memme!" rief Wolf. „Warst Du es nicht, der die Gelegenheit im Hause des Herrn Präsidenten auskundschaftete und uns das Maul wässrig machte, indem Du immer von dem vielen Silber erzähltest, das Du im Schranke daselbst gesehen?"

„Wie wäre das möglich?" fragte Herr von Merle hoch erstaunt; „der Geselle ist ja nie in meinem Hause gewesen."

„Doch, doch," versetzte Wolf höhnisch, „und zwar an einem Abende,

wo sich keine Menschenseele, außer Anna, in Ihrer Wohnung befand. Da stattete der Rothaarige seinem Bäschen einen Besuch ab."

Das Erstaunen des Präsidenten stieg immer höher, besonders als er erfuhr, daß Anna mit Marei verwandt gewesen. Da er die höhnische Schadenfreude bemerkte, mit welcher ihn Wolf betrachtete, dämpfte er seinen Unwillen wieder und erteilte Befehl zum Aufbruch. Kilian wurde gleichfalls den Gefangenen eingereiht und bald befand sich der ganze Trupp auf der Straße.

Doppelt öde und einsam lag jetzt das rote Haus da. Kein lebendes Wesen befand sich in den weiten Räumen, denn der starre Blick der im Zimmer liegenden Marei gehörte dem Wesenlosen an, wie jene verzerrten Gesichtszüge der einstmaligen gräflichen Besitzer des Hauses, deren Porträts den unheimlichen Corridor zierten.

7.

„Gott wird einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken."

(Matth. 16, 27.)

Geschmolzen waren Eis und Schnee unter dem belebenden Hauche der Sonne, welche den Frühling erweckte. Nun atmete Alles wieder auf und ging mit neuen Hoffnungen und Träumen der wonnigen Jahreszeit entgegen. Auch des Herzens Annas hatte sich diese glückliche Stimmung bemächtigt. Sie war, wenn auch langsam, von dem hitzigen Fieber wieder genesen, mußte aber noch Manches überstehen, ehe jener Frühlingsbote sie umwehte. Zunächst galt es, ihren guten Ruf bei der Präsidentenfamilie wieder herzustellen, welcher dadurch getrübt worden war, daß Anna im roten Hause längere Zeit verkehrt und mit den verbrecherischen Insassen Umgang gepflegt. Und nachdem sie sich von jedwedem Verdachte gereinigt, galt es noch eine zweite Unannehmlichkeit zu überstehen; Anna mußte nämlich als Zeuge vor dem Gericht erscheinen, bei welcher Gelegenheit sie der Diebesbande gegenübergestellt wurde. Kilian blinzelte ihr heimlich zu, sich seiner zu erbarmen und nur Günstiges über ihn auszusagen, allein der Eid, den Anna hatte schwören müssen, galt ihr viel zu heilig, und so sagte sie denn auch über Kilians Wirken und Walten, was sie wußte. Die Ver-

brecher wanderten samt und sonders in das Zuchthaus, und zwar Wolf und die Zange auf zwanzig Jahre, Kilian dagegen auf sieben.

In dem roten Hause wurden alle Winkel und Ecken durchsucht, da man annehmen mußte, daß das Gebäude zum Schlupfwinkel entwendeter Gegenstände gedient. Indessen fand man wider alles Erwarten nichts darin vor, den alten Lehnstuhl Mareis ausgenommen, in dessen Polstern sich eine Menge Goldstücke und Banknoten eingenäht befanden. Obgleich Kilian und Annas Mutter die rechtmäßigen Erben der Alten waren, so fiel dennoch das vorgefundene Geld, als unehrlich erworbenes Eigentum, dem Syndikus anheim, und nur das Haus verblieb den Erben. Annas ehrliches Gemüt gab es jedoch nicht zu, daß ihre Mutter sich durch ein Gut bereicherte, welches Marei ohne Zweifel dereinst ebenfalls auf unrechtmäßigem Wege erworben hatte. Demnach fiel der gesamte Betrag des Hauses, das subhastiert wurde, Kilian zu. Da sich während seiner sieben Jahre Strafzeit Zins auf Zins häufte, so bekam er nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause eine sehr anständige Summe ausgezahlt, und da er zur Einsicht gekommen, benützte er das Vermögen zu rechtlichen Zwecken und gründete einen Gasthof, der ihn anständig ernährte.

Hellmuth war mit dem Herannahen des Frühjahrs gleichfalls von einem schweren Krankenlager erstanden, denn das stundenlange Liegen im Schnee hatte ihm einen Typhus zugezogen. Als er nach seiner Wiedergenesung erfuhr, daß Anna den ihr und ihrer Mutter zukommenden Vermögensanteil ausgeschlagen, ruhte er nicht eher, bis sie jene viertausend Thaler angenommen, welche die Räuber ihm entwendet und die ohnehin verloren gewesen wären, hätten nicht Annas Fieberphantasien den Doktor Stähle auf die Spur der Verbrecher geführt.

Mit thränendem Auge dankte das junge Mädchen dem gutherzigen Studentle, das durch seinen Edelmut alle Sorgen von Mutter und Tochter verbannt und ihre Zukunft sonnenklar aufgehellt hatte.

Was Hellmuth selbst betraf, so hatten die herben Erfahrungen, welche er gemacht, in sofern günstig auf ihn eingewirkt, als sein Entschluß, von nun an nur seinen Studien obzuliegen, noch mehr befestigt wurde. Leider bemerkte er aber alsbald, daß der überstandene Typhus eine außerordentliche Gedächtnisschwäche bei ihm zurückgelassen; das Studium fiel ihm jetzt doppelt schwer, und trotz aller Anstrengung vergaß er immer wieder, was er mühsam erlernte. Trotz Alledem würde er schließlich den Sieg davon getragen haben, wäre nicht wieder der Leichtsinn über ihn hereingebrochen. So warf er denn die Flinte ins Korn und log sich vor, daß er eigentlich sich gar nicht geistig anzustrengen brauche, da er Vermögen genug besitze, um for-

genfrei und anständig leben zu können. Bei derartigen Ansprüchen aber, wie sie Hellmuth gewöhnt war, ans Leben zu stellen, reichte sein väterliches Erbteil bei Weitem nicht aus, und so geriet er alsbald in Schulden. Dieselben mußten schließlich aber denn doch bezahlt werden, und so sah er sich genötigt, das Grundkapital anzugreifen. Reißend schnell nahm es ab und würde sich wahrscheinlich in ein Nichts aufgelöst haben, hätte nicht die Schwester Resi des leichtsinnigen Bruders sich angenommen. Sie sah ein, daß die Universitätsstadt ihm in hohem Grade verderblich war, und so überredete sie ihn, mit ihr nach der Heimat zurückzukehren und in ihrem Häuschen seine bleibende Wohnstätte aufzuschlagen.

Wehmütigen Herzens sagte Hellmuth zu und nicht ohne Scham nahm er von den ihm befreundeten Familien Abschied; besonders schwer fiel es ihm, sich von jener des Präsidenten trennen zu müssen. Und als er endlich von einem Dienstmann begleitet, der seine wenigen Habseligkeiten trug, nach dem Bahnhofe wanderte, rollte ein eleganter Zweispänner an ihm vorüber und eine Hand grüßte freundlich aus demselben heraus. O Ironie des Schicksals! Es war Franz, der arme Schulmeisterssohn, der Besitzer der eleganten Equipage, der ihm den Gruß darbrachte und sich auf der Fahrt — zu seinen Patienten befand, während Hellmuth, der geträumte Minister, per pedes apostolorum nach dem Bahnhof wanderte, um in einem armseligen Dorfe sein Dasein zu verbringen.

Wie paßte doch hierher das Bibelwort:

„Mancher ist arm bei großem Gut und Mancher reich bei seiner Armut!"

Mit Ausnahme der verbrecherischen Gesellschaft, welche ihre wohlverdiente Strafe im Zuchthause absaß, befanden sich alle Personen, die in unserer Erzählung aufgetaucht, glücklich. Edwin war, dem Rate seines Vaters folgend, fleißig in seinen Studien gewesen und hatte sein Staatsexamen glücklich bestanden. — Anna bewirtschaftete mit ihrer Mutter gemeinsam ein kleines Gütchen und verheiratete sich alsbald, — nun, und Franz war ein vielgesuchter Arzt, dessen Ruf immer höher und höher stieg. Nur Hellmuth ging einer finstern Zukunft entgegen, denn Gott straft den Leichtsinn oft härter, als wir Menschen das größte Verbrechen. Ein Räuber, ein Mörder hat im höchsten Falle zwanzig Jahre im Zuchthause zu büßen; er muß während dieser Zeit thätig sein und erhält den Erlös seiner Arbeit nach überstandener Strafzeit ausbezahlt, mit dessen Hilfe er dann ein neues Leben anfangen kann. Der Leichtsinnige jedoch muß seinen Fehler nur allzuhäufig für die ganze Dauer seines Lebens büßen und mit Not, Kummer und Sorgen kämpfen, bis der mildthätige Tod seinem verpfuschten Dasein

ein Ende macht. Zu diesen von Gott hart Gestraften gehörte auch Hellmuth. Die Mittel der Schwester, welche sich einer zahlreichen Familie erfreute, reichten nur in soweit hin, um ihm freie Wohnung zu geben, — für Nahrung und Kleidung mußte er dagegen selbst Sorge tragen. Der einzige Rest seines Vermögens reichte jedoch dazu nicht aus, er sah sich daher nach einer kleinen Hilfsquelle um, die darin bestand, daß er den Bauern schriftliche Aufsätze anfertigte, sei es nun in Form einer Klage, eines Bittgesuches oder dergleichen mehr. Wahrlich ein elendes Dasein! . . .

Jahre sind vergangen. Vor dem Hause des Schulmeisters zu Wirringen sitzt eine ältliche Frau und um dieselbe herum gruppieren sich anmutige Mädchen im Lenze ihrer Jugendzeit, so wie ein paar junge Männer, von denen der eine studiert, während der andere sich für die Oekonomie entschieden hat.

Durch das Dorf aber geht ein Mann, sehr gebückt und in höchst einfacher Kleidung. Spärliches, weißes Haar rahmt das welke Gesicht ein, aus dem zwei sanfte, gutmütige Augen blicken. Und wenn Ihr fragt, wer der alte Mann ist, so antwortet Euch Jung und Alt:

„'s **Studentle**!"

Aus dem deutschen Kriege 1870—71.

(Schluß)

Am linken Flügel kämpften die Sachsen und die Garde, namentlich um den steilen Hang des hoch oben liegenden Dorfes St. Privat, in dessen steinernen Häusern sich der Feind unangreifbar wähnte; weiter südlich, um Verneville, die Schleswig-Holsteiner; auf dem rechten Flügel, bei Gravelotte, die Rheinländer und die Westfalen, doch griff vom jenseitigen Moselufer her auch eine Abteilung der Ostpreußen in den Kampf ein. Alle Truppen, Preußen, Sachsen und Hessen, gingen mit unvergleichlicher Tapferkeit gegen die verschanzten Höhen vor, Unzählige fielen, aber das feuerte nur die heilige Wut der Überlebenden an. Gegen 7 Uhr Abends war auf dem linken Flügel und im Centrum der Sieg errungen; nur bei Gravelotte, wo die von den Märschen ermüdeten preußischen Truppen bei einem Vorstoß gegen den kunstreich verschanzten Feind furchtbar gelitten hatten, schwankte noch der Kampf, und doch hing unendlich viel, vielleicht das Schicksal des ganzen Krieges davon ab, daß auch hier der Sieg errungen würde.

General von Moltke wußte, daß von Südosten her das pommersche Armeekorps, das schon um 3 Uhr Morgens aufgebrochen war, kommen müsse.

Mit schmerzlicher Ungeduld schaute er ihm entgegen, nur ein rechtzeitiges Eintreffen konnte zu einem völligen Siege auch am rechten Flügel helfen. Endlich erschienen die Pommern, Moltke sofort ihnen entgegen. Wie er bei ihnen anlangt und die Vordersten ihn erkennen, zieht er rasch den Degen, ruft einige Worte in die Reihen hinein und sprengt dann voraus auf die Höhen zu, dem Feind entgegen. Eine unbeschreibliche Begeisterung erfüllt die braven Truppen. Durch die tiefen Kolonnen hindurch zieht sich ein tausendstimmiges Hurrah. „Moltke mitten im Handgemenge?" rufen die Offiziere. Man eilt ihm nach, der Sturmschritt der Pommern wird trotz der Strapazen des Tages zum Wettlauf, und so bringt Alles in unbegreiflich kurzer Zeit stürmend von einer Höhe zur andern: der Tag ist entschieden. Als es den Adjutanten gelang, Moltke aus dem Feuer herauszubringen, war der Sturm der Pommern unter persönlicher Führung ihres Generals von Fransecky im Wesentlichen vollbracht, und gemessenen Schrittes ritt Moltke der Stelle zu, wo er seinen königlichen Feldherrn vermuten mußte: „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind ist an allen Punkten geschlagen."

Und so war es. Die drei Schlachten um Metz, eine zwar immer blutiger, aber auch immer siegreicher als die andere, hatten den ungeheuren Erfolg, daß Bazaine sich mit dem ganzen Rest seines Heeres, etwa 160,000 Mann, in die Festung Metz hineinwerfen und sich hier von allen Verbindungen abschneiden lassen mußte. Wohl standen unserem Heere und ihrem königlichen Führer noch größere Triumphe bevor, aber die Hauptentscheidung des ganzen Krieges lag doch in diesen drei Schlachten um Metz. Das belagerte Metz ergab sich jedoch erst im Oktober.

Am 27. Oktober telegraphierte König Wilhelm an seine Gemahlin:

„Diesen Morgen hat die Armee Bazaines und die Festung Metz kapituliert. 150,000 Gefangene mit Einschluß von 20,000 Blessierten und Kranken. Heute Nachmittag wird die Armee und die Garnison die Gewehre strecken. Dank der Vorsehung! Wilhelm."

Während Prinz Friedrich Karl die schwere und an Opfern reiche Wacht um Metz hielt, zogen die beiden andern Heere in Eilmärschen gegen das befestigte Lager von Chalons, wo unter Mac Mahon die Reste der französischen Truppen sich sammelten und ordneten. Aber nicht hier, auf den katalaunischen Feldern, wo einst die Hunnenschlacht Attilas getobt hatte, sollte es zur Entscheidung kommen; denn Mac Mahon gab das ganze Lager preis und zog sich nach Norden hinauf, wo er an der langen Reihe von starken Festungen, die sich längs der luxemburgischen und belgischen Grenze hinziehen, die sichersten und festesten Stützpunkte zu haben wähnte. Die Hauptabsicht dabei war wohl die, dem in Metz eingeschlossenen Marschall Bazaine zum Durchbruch durch die Armee Friedrich Karls behülflich zu sein. Aber sofort änderte auch König Wilhelm seinen Plan: statt weiter nach Westen auf Paris zu marschieren, schwenkten Kronprinz Albert und Kronprinz Friedrich Wilhelm plötzlich nach Norden, um dort Mac Mahon entgegenzutreten. Dieser Marsch wurde in be-

wunderungswürdiger Schnelligkeit und Genauigkeit ausgeführt, aber besonders die Dritte Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welche einen bedeutend weiteren Weg zurückzulegen hatte, leistete durch ihre Ausdauer und Feldtüchtigkeit Unglaubliches. Am 27. August stießen zuerst die Spitzen der sächsischen Truppen auf die Franzosen, am 30. drängten die beiden Kronprinzen in der glorreichen Schlacht von Beaumont die Franzosen nach Westen hin über die Maas und am 31. rückten sie in beständig siegreichen Kämpfen in solche Stellungen ein, daß Mac Mahon nicht mehr ausweichen konnte, sondern entweder bei der Festung Sedan die Entscheidungsschlacht annehmen, oder sich nach Belgien flüchten mußte. Gleichzeitig versuchte Bazaine, mit seiner ganzen Armee aus Metz nach Nordosten durchzubrechen, aber General von Manteuffel, an der Spitze seiner Ostpreußen, unterstützt von einer Landwehrdivision unter dem Befehl des Generals von Senden, schlug ihn in der 36stündigen, die ganze Nacht hindurch sich fortsetzenden, blutigen Schlacht bei Noisseville derartig, daß er jeden Gedanken an einen Durchbruch aufgeben mußte.

So brach der 1. September an und mit ihm erfolgte der entscheidende Angriff auf Mac Mahon. Die Bewegungen der beiden kronprinzlichen Armeen wurden unter dem persönlichen Oberbefehl des Königs Wilhelm so geschickt geleitet, daß den Franzosen auch der Rückzug nach Belgien abgeschnitten wurde; rings um Sedan tobte die Schlacht. Das Resultat des Tages war, daß 25,000 Franzosen gefangen genommen, 2 Adler und 25 Geschütze erobert wurden. Die geschlagene Armee ward mit dem Kaiser Napoleon in Sedan eingeschlossen; nachdem die Stadt eine kurze Zeit bombardiert war, erbot sie sich zur Kapitulation. Ein französischer General, von einem Trompeter begleitet, stieg auf die Mauer und hielt eine weiße Fahne empor; allein das Gebrüll und Getöse der Schlacht übertönte den Schall der Trompete, der General blieb unbemerkt, und erst als die Stadtthore geöffnet wurden, gewahrten die Deutschen das erste Anzeichen ihres gewaltigen Sieges. Das Feuer verstummte plötzlich, und als dann über die blutgetränkten Höhen und Thäler, über denen schwer und dick der Pulverdampf lag, sich die Nachricht verbreitete, was die Ursache sei, da erhob sich allenthalben ein Jubelgeschrei, wie es nur ein großes Heer in der Stunde des Triumphes erschallen läßt. Tausende von Helmen und Feldmützen, Tausende von Bajonetten und Säbeln wurden zum Himmel erhoben, und selbst die Verwundeten und Verstümmelten mischten ihre schwache Stimme in den Jubelruf. Ein großer, preußischer Soldat, der, die Rechte in die Seite gepreßt, im Todeskampf lag, fuhr plötzlich, wie ein Offizier erzählt, kerzengerade in die Höhe mit einem lauten Hurrah. Dann stürzte das Blut wie ein Strom aus seiner Wunde, und er fiel lautlos und tot zu Boden.

Die Kapitulation von Sedan war ein welterschütterndes Ereignis, aus der ganzen Geschichte ist kein ähnlicher Vorgang diesem an die Seite zu stellen. Der freche Friedensbrecher Napoleon, der dem König die schmählichste Demütigung angesonnen hatte, war nun mit seinem ganzen Heere auf Gnade und Ungnade in die Hand des Siegers gegeben. Aber wie fern von aller Überhebung König

Wilhelm war, mögen seine eigenen Worte zeigen. Nachdem er der Königin schon am 2. September den beispiellosen Triumph in einem Telegramm angezeigt hatte, das mit den christlich-demütigen Worten schloß: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" sandte er ihr am folgenden Tage von Vendresse aus einen umständlichen brieflichen Bericht, aus welchem die nachstehenden, bezeichnenden Sätze hervorzuheben sind:

„Wenn ich mir denke, daß nach einem großen, glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten auserſehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen.

„Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurückzubleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen; ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurrahs der heranziehenden Truppen begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisierten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereignis erkämpfte. — Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchery stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfeld um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegenkam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulationsurkunde; um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavalleriestabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegenkam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.

„Nach dieser Begegnung beritt ich von 2½—7½ Uhr die ganze Armee vor Sedan. Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen der stark mitgenommenen Garden — das Alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.

Nun lebe wohl mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes.

Wilhelm."

Washington und das Capitol.

Mit einer Ansicht in Stahlstich.

Im Jahre 1791 traten die Staaten Maryland und Virginien den Distrikt Columbia, 2½ Quadrat-Meilen, zum Sitze der Bundesregierung der Vereinigten Staaten Nordamerikas ab, wozu dieses Gebiet wegen seiner Lage zwischen den nördlichen und südlichen Staaten der Union vorzüglich geeignet schien. George Washington, der Begründer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, legte am 18. September 1793 den Grundstein zum Capitol der neuen Bundesstadt, die noch zu seinen Lebzeiten den Namen des Präsidenten erhielt.

Der Plan der Bundesstadt Washington, die von dem Potomac und dem hier in denselben mündenden Anacossia, dem östlichen Arm des Potomac, umgeben ist, wurde auf das großartigste angelegt. Sie sollte einen Raum von fast zwei Quadrat-Meilen einnehmen, zwei Hügel waren für das Capitol und die Präsidentenwohnung bestimmt. Man setzte voraus, daß die neue Stadt bald zu einer Weltstadt, der größten und glänzendsten der neuen Welt, emporblühen werde. Von einem Reiterstandbilde Washingtons aus sollten alle räumlichen Entfernungen der Union gemessen werden und die Stadt sollte 15 große Plätze, nach der damaligen Staatenzahl, enthalten. Dies ist jedoch bis jetzt noch nicht geschehen, wozu die Plünderung und teilweise Zerstörung durch die Engländer im Jahre 1814 Vieles beitrug, aber es fehlt auch an den Anziehungsmitteln, eine große, amerikanische Bevölkerung zur Niederlassung zu bewegen. Washington ist die Stadt der Alleen, in welcher es mehr Straßen als Häuser giebt; sie trägt den Charakter des Unfertigen, denn Könige, die Residenzen schaffen, giebt es in Amerika nicht.

Im Jahre 1875 betrug die Bevölkerung der Stadt 150,000 Seelen, wovon der dritte Teil Schwarze und 12,000 Deutsche sind. Der Handel und die Industrie ist unbedeutend, die meisten Bewohner sind Krämer und Gastwirte, und nur zur Zeit der Kongreßsitzungen zeigt sich einiges Leben.

Das aus Sandsteinquadern und weißem Marmor aufgeführte Capitolium bildet den Mittelpunkt der projektierten Stadt. Es ist ein imposanter, massenhafter Prachtbau im korinthischen Stil und besteht aus einem von einer 40 Meter hohen Kuppel überragten Mittelgebäude und einer Verlängerung nach der Westseite. Unter der Kuppel ist eine Rotunde mit Reliefskulpturen aus der amerikanischen Geschichte. Die Ostfront prangt mit korinthischem Säulenportikus. Auf den großen Treppen stehen die Statuen des Kolumbus, der eine Kugel in der Hand hält, welche die gefundene, zweite Erdhälfte vorstellen soll, die des Friedens und die Statue der Religion.

Um das Capitol zieht sich ein 22 Morgen messender Park; im Ostpark wurde Washington eine sitzende, aus Marmor gehauene kolossale Statue errichtet. Eine erzene, in München gegossene Thür führt in die vom Dom überwölbte Rotunde, eine andere, dem Haupteingang gegenüber, in die Bibliothek

des Kongresses, welche 250,000 Bände enthält. Südlich von der Rotunde befindet sich die frühere Halle der Repräsentanten mit Statuen berühmter Amerikaner. Dieselbe ist 42 m lang, 28 m breit, aber nur 11 m hoch. Der neu, behaglich eingerichtete Senatssaal, der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten, liegt im nördlichen Flügel. Jedes Mitglied hat sein eigenes Schreibpult mit Kasten und Schloß vor sich. Unter diesem Saale ist die Rechtsbibliothek von 30,000 Bänden aufgestellt.

Als 1814 die Stadt von den Engländern genommen wurde, zerstörten sie das Capitol. Auf den Trümmern desselben wurde das gegenwärtige, auf einer Grundfläche von 15,060 m erbaut. Dasselbe ist 229 m lang und 42 m tief und die ganze Front 175 m lang. Mit den 1851 bis 1862 aufgeführten Neubauten belaufen sich die Kosten auf 52 Millionen Mark.

Die Halle des Senats ist ein zierliches, halbrundes Zimmer, am meisten zieht aber die Halle der Repräsentanten, der Abgeordneten der einzelnen Staaten, an. Der Stuhl des Sprechers, ein mit Vorhängen bekleideter Thron, steht auf der Vorderseite zwischen hohen Fenstern mit hochroter Tuchbekleidung; die Sitze und Pulte der Kongreßmitglieder stehen in halbrunden aufsteigenden Reihen. Dem Sprecher gegenüber zieht sich ein von Geländern umgebener Gang hin.

Bei Eröffnung des Kongresses herrscht eine tiefe Stille im Saale. Statt eines feierlichen Aufzugs tritt eine Person, in einen langen Mantel gehüllt, mit einem Bündel Papiere, das mit einem roten Bande gebunden ist, herein und überreicht dieses dem Sprecher, der es öffnet und das Aktenstück laut vorliest. Bekanntlich regiert sich jeder der Freistaaten selbst nach eigenen Gesetzen, und nur in gemeinsamen Angelegenheiten, als Krieg, Postverwaltung, Steuern, Straßen- und Kanalbau entscheidet der Generalkongreß, zu dem viele Abgeordnete hundert, ja bis zweitausend Meilen weit herkommen. Die höchste Gewalt und die Vollziehung der Beschlüsse liegt in der Hand des auf vier Jahre gewählten Präsidenten.

Von der Kuppel des Capitols übersieht man die ganze Gegend und die einem unvollendeten Stickmuster zu vergleichende Hauptstadt. Die langen Straßen oder Avenuen, die nach den Staaten der Union benannt sind, laufen nach fünf Seiten aus. Da und dort ragen großartige, öffentliche Gebäude auf, aber dazwischen schweift das Auge zwischen kleinen Häusern und unbebauten Straßen umher. Fünf andere Avenuen laufen von dem Weißen Hause, White-House, der zweistöckigen, einfach würdigen Amtswohnung des Präsidenten aus. Während die Straßen in gerader Richtung von Norden nach Süden und von Osten nach Westen laufen, werden sie in der Richtung der Diagonale von den Avenuen durchschnitten. An den Enden der Straßen, wo spitze Winkel entstehen würden, sind große kreisrunde oder rechtwinkelige Plätze. Die Avenuen sind von ungeheurer Breite und bringen in den rechtwinkeligen Stadtplan einige Abwechslung. Innerhalb der Stadt stehen die Häuser in Gruppen, die Paläste stehen isoliert. Einer Stadt ähnlich und einigermaßen fertig ist nur der im Westen und Rücken des Capitols gelegene Stadtteil.

Die Hauptstraße Washingtons ist die Pennsylvania-Avenue. Sie ist so breit und von so vielen Alleen durchschnitten, daß nur das schärfste Auge von der einen Seite einen Menschen auf der andern erkennen kann. Diese Avenue gleicht deshalb weniger einer Straße als einer unermeßlichen Anhäufung von Landhäusern oder einem großen, europäischen Kurorte. Die Straßen werden nach dem Alphabet oder nach Nummern gezählt. Die siebente Straße ist der Hauptwohnort der Deutschen.

Von den öffentlichen Gebäuden Washingtons ist das Weiße Haus zu nennen, die einfache weißbemalte Wohnung des Präsidenten, mit einem jonischen Portikus. Dasselbe liegt zwar inmitten eines Parks, gilt aber für eine der Gesundheit nicht sehr zuträgliche Wohnung, und man glaubt, daß durch die ungesunden Ausdünstungen der nahegelegenen Marschen des Potomac die Leiden des kranken Präsidenten Garfield wesentlich vergrößert worden sind. In der Nähe befinden sich das Schatzkammergebäude mit stolzen Säulenhallen und die Ministerien des Auswärtigen, des Kriegs. Das Generalpostamt ist ein weißer Marmorbau. Auf der andern Seite der Pennsylvania-Avenue steht das Ackerbauministerium mit Museum, Herbarium und Pflanzschule. Zwei Kilometer unterhalb des Capitols, an der Mündung des Eastern Branch in den Potomac, liegt das Arsenal, etwas oberhalb die Schiffswerfte. Die Kirchen der Stadt sind nicht von monumentaler Bedeutung. Das Ford's Theater, wo Präsident Lincoln ermordet wurde, ist jetzt ein medizinisches Museum.

Der Locomotivführer.

Ich bin fünfundzwanzig Jahre Locomotivführer, und während dieser ganzen Zeit sind in meinem Zuge nur sieben Männer und Knaben verunglückt. Es giebt nicht viele meiner Kameraden, die das von sich sagen können. Standhaftigkeit und offene Augen, das ist's, was nötig ist. Wenn ich sage: sieben Männer und Knaben, so meine ich damit meine Genossen: Heizer, Träger und dergleichen, die Reisenden zähle ich nicht mit..... —

Wenn ein Mann Neigung zu einer Sache hat, so ist das gerade so gut, als wenn er Begabung dafür besitzt. In kurzer Zeit wurde ich der beste Führer auf dieser Linie. Eine Locomotive abgehen lassen gleicht dem Herausfließenlassen einiger Tropfen Branntwein. Ihr dreht einen Griff und sie geht ab, dann dreht ihr den Griff nach einer anderen Richtung, bremset und still steht sie. Aber eine Locomotive abgehen lassen und sie führen ist nicht dasselbe. Jedermann, ja sogar ein Kind, kann den Dampf wirken lassen und ihn wieder abschließen, aber nicht Jeder kann eine Locomotive gut führen, wie auch nicht Jeder ein Pferd geschickt reiten kann. Wenn ihr auf einem Pferde gleich von vornherein ein oder zwei Meilen galoppiert, so nehmt ihr ihm den Atem und

für die Folge werdet ihr es traben oder im Schritt gehen lassen müssen. Ebenso ist es mit der Locomotive. Wenn ihr zuviel Dampf verbraucht, so erschöpft ihr den Kessel und dann werdet ihr euch langsam fortbewegen müssen, bis wieder frisches Wasser im Kessel kocht. Die Hauptsache bei der Führung ist: gleichmäßig zu fahren, niemals das Wasser noch das Feuer zu gering werden zu lassen. Es ist ganz dasselbe wie bei einem Wasserbehälter. Wenn ihr ihn füllt, sobald er zur Hälfte leer ist, so wird das Wasser bald wieder kochen; sobald ihr ihn aber erst füllt, wenn er fast leer ist, so wird lange Zeit erforderlich sein, um das Wasser zum Kochen zu bringen. Noch etwas Anderes ist zu beachten: ihr dürft nie mit ungleicher Geschwindigkeit fahren, es sei denn, daß ihr aufgehalten wurdet und Zeit verloren habt. Eine geneigte Ebene sollt ihr aufwärts und abwärts in gleichem Schritt fahren. Mitunter, wenn ein Führer seinen Dampf verschwendet hat und er an einen Hügel kommt, hat er nicht Dampf genug, um auf die Höhe zu gelangen. Wenn ihr in einem Zuge seid, der ruck- und stoßweise vorwärts geht, so könnt ihr sicher sein, daß ein schlechter Führer sich auf der Locomotive befindet. Diese Art der Führung erschreckt die Reisenden fürchterlich. Wenn der Zug, nachdem er eine Zeit lang fortgerasselt ist, plötzlich in seiner Eile nachläßt, ohne der Station nahe zu sein, vielleicht in der Mitte eines Tunnels, so denken die Reisenden, es sei Gefahr vorhanden. Gewöhnlich aber hat der Führer nur seinen Dampf erschöpft.

Ehe ich hierher kam, habe ich während vier oder fünf Jahren den Brightoner Expreßzug geführt, und die Jahres-Abonnenten sagten immer, daß sie, wenn sie nicht gestoßen wurden, wüßten, ich sei auf der Locomotive. Die Herren pflegten, sobald sie auf den Perron kamen, zu fragen: „Wer fährt heute — Jim Martin?" und wenn der Schaffner ihnen antwortete: „Ja!" dann meinten sie, „Alles in Ordnung" und sie nahmen darauf mit Behagen ihre Plätze ein. Der Führer hat jedoch keinen Schilling Vorteil davon, nur der Schaffner, obschon er nicht viel dabei thut. Nur Wenige denken jemals an den Locomotivführer. Ich kann wohl sagen, sie meinen, der Zug gehe von selbst; doch, wenn wir nicht mit scharfem Blick Acht gäben, unsere Pflicht kennten und sie ausübten, so könnten Alle in jedem beliebigen Augenblicke zerschmettert werden. Ich pflegte die Fahrt nach Brighton in 52 Minuten zurückzulegen; die Zeitungen sagten: in 49 Minuten, doch dies wäre denn doch etwas zu schnell. Während des ganzen Weges auf Signale zu achten, alle zwei Minuten auf eins, so daß mein Heizer und ich auf der Strecke während der ganzen Zeit zwei Dinge auf einmal zu thun hatten, die Locomotive zu besorgen und auf die Signale Acht zu geben. Auf dieser Linie bin ich 81¾ Meilen in 86 Minuten gefahren. In der Geschwindigkeit liegt keine Gefahr, wenn ihr einen guten Weg, eine gute Locomotive und nicht zu viel Kutschen hinter euch habt; nein, wir nennen sie nicht Wagen, wir nennen sie Kutschen.

Ja, Schwingungen bedeuten Gefahr. Wenn ihr in einer Kutsche seid, die stark schwingt, so sagt es auf der nächsten Station und laßt sie fester koppeln. Wenn die Kutschen zu lose an einander gekoppelt sind, so können sie leicht ge-



13

Capitol in Washington.

hoben werden und aus dem Geleise kommen; ebenso gefährlich ist es, wenn sie zu nahe an einander gekoppelt sind. Es muß gerade Raum genug vorhanden sein, damit die Puffer unbehindert wirken können. Die Reisenden sind in den Tunneln ängstlich, aber es ist jetzt in den Tunneln weniger Gefahr als anderswo. Wir fahren niemals in einen Tunnel hinein, bevor nicht „rein!" signalisiert ist.

Ein Zug kann außerordentlich schnell angehalten werden, sogar ein Expreßzug, wenn die Schaffner mit dem Locomotivführer gemeinsam handeln und rechtzeitig bremsen. Von den Schaffnern hängt viel ab. Eine Bremse hinter der Locomotive ist so gut als zwei vor derselben. Die Locomotive verliert, wie ihr wißt, in dem Maße an Gewicht, als sie Kohlen verbrennt und Wasser verbraucht, aber die Kutschen hinter ihr ändern ihr Gewicht nicht. Wir haben ziemlich viel Schwierigkeiten mit den jungen Schaffnern. In der Besorgnis, ihre Pflicht nicht zu erfüllen, bremsen sie öfters zu früh, so daß wir manchmal den Zug kaum in die Station einbringen; wenn sie älter werden, sind sie nicht mehr so ängstlich und bremsen nicht zeitig genug. Es ist unnütz, zu sagen, wenn ein Unglück geschieht, daß sie nicht rechtzeitig bremsten; sie schwören, daß sie es thaten und ihr könnt ihnen nicht beweisen, daß sie es zu thun versäumten....

Manche Unglücksfälle kommen vor, die niemals durch die Zeitungen bekannt werden; manche mit Reisenden gefüllte Eisenbahnzüge entschlüpfen dem Geschick, in Stücke zerschmettert zu werden, nur durch ein Wunder. Niemand weiß etwas davon als der Locomotivführer und der Heizer. Ich entsinne mich eines Falles, als ich Führer in den östlichen Gegenden war. Eben eine Curve passierend, sah ich plötzlich auf demselben Schienenstrange einen Zug uns entgegenkommen. Ich bremste, aber wie es mir schien, zu spät. Den Zug uns ganz nahe sehend, rufe ich dem Heizer zu, hinunter zu springen. Noch ehe ich die Worte ausgesprochen, springt er von der Locomotive hinab. Ich war eben im Begriff, die Hand auf den Hebelarm zu legen und ihm zu folgen, als der entgegenkommende Zug an der Weiche abbog, und im nächsten Augenblicke ging die hinterste Kutsche an meiner Locomotive um eine Messerschneide vorbei. Es war die dichteste Berührung, welche ich je gesehen habe. Mein Heizer war getötet. In der nächsten Secunde wäre auch ich von der Locomotive gesprungen und getötet worden. Was aus dem Zuge ohne uns geworden wäre, ist mehr, als ich euch erzählen kann.

Viele Leute werden übergefahren, von denen nie Jemand etwas hört. In der Black Country fühlten wir, mein Heizer und ich, in einer dunkeln Nacht unsere Gesichter von etwas Warmem und Nassem bespritzt. „Das kam nicht von der Maschine, Bill," sagte ich. „Nein," erwiderte er, „das ist etwas Dickes, Jim." Es war Blut. Wir hörten später, daß ein Kohlenhändler übergefahren war. Wenn wir einen unserer Genossen töten, so sprechen wir darüber so wenig als möglich. Im Allgemeinen — ja fast immer — ist es seine eigene Schuld. Wir selbst denken niemals an Gefahr. Wie ihr seht, sind wir daran gewöhnt. Aber wir sind deshalb nicht sorglos. Ich glaube nicht, daß es eine Körperschaft giebt, die stolzer auf ihre Arbeit ist, als die Locomotivführer

es sind. Wir sind ebenso stolz auf unsere Locomotiven und lieben sie so, als wenn es lebendige Geschöpfe wären; wir sind so stolz auf sie, als ein Jäger oder ein Jockey auf sein Pferd ist. Eine Locomotive ist auch in vieler Beziehung wie ein Pferd; sie schlägt aus, springt, wiehert rc. in ihrer Weise. Man stelle einen Fremden an meine Locomotive, und er wird nicht wissen, was er mit ihr anfangen soll. O ja, es sind seit der letzten großen Ausstellung wunderbare Verbesserungen an den Locomotiven gemacht worden. Einige derselben nehmen ihr Wasser ein, ohne anzuhalten. Dies ist eine wundervolle Erfindung und dabei doch so einfach wie das ABC. Es sind nämlich an bestimmten Stellen Wassergefäße zwischen den Geleisen vorhanden. Wenn man einen Hebel in Bewegung setzt, läßt man die Mündung eines Schöpfgefässes in das Wasser und wenn man entlang daran fährt, wird das Wasser in den Kessel gehoben und zwar in der Menge von 3000 Gallonen in einer Minute.

Die Hauptsorge eines Locomotivführers ist, die Zeit einzuhalten; daran denkt er am meisten. Als ich den Brightoner Expreßzug fuhr, hatte ich immer das Gefühl, als wenn ich mit der Zeit ein Wettrennen eingegangen wäre. Ich hatte bezüglich der Gangart keine Furcht; was ich fürchtete, war, den Weg zu verlieren und nicht die Minute einzuhalten. Wir müssen, sobald wir angekommen sind, über die verwendete Zeit berichten. Die Gesellschaft versieht uns mit Uhren, und wir müssen uns nach diesen richten. Bevor wir unsere Reise antreten, müssen wir behufs der Beaufsichtigung durch einen Raum gehen, wo man zusieht, ob wir nüchtern sind. Man sagt aber nichts zu uns, und ein Mann, der nur wenig angetrunken ist, kann leicht passieren. Ich habe einen Heizer gekannt, der nach seiner Prüfung auf die Locomotive betrunken wie eine Fliege kam, auf die Kohlen niederfiel und dort während der ganzen Fahrt wie ein Klotz schlief. Ich mußte damals mein eigener Heizer sein. Wenn ihr mich fragt, ob die Locomotivführer Trinker sind, so muß ich euch antworten, daß sie ganz gern trinken. Es ist eine Beschäftigung, die leicht dazu verführt; auf der einen Seite ist man kalt wie Eis und auf der anderen heiß wie Feuer; in der einen Minute naß, in der anderen trocken. Wenn je ein Mann Entschuldigung für's Trinken hat, so ist es der Locomotivführer. Und doch weiß ich nicht, ob jemals ein Führer betrunken auf seine Locomotive gegangen ist. Wenn er es auch wäre, der Wind würde ihn bald nüchtern machen.

Ich glaube, daß die Locomotivführer als Körperschaft die gesundesten Leute sind; sie leben nur nicht lange. Die Ursache davon ist, wie ich glaube: die kalte Nahrung und die Erschütterung. Wenn ich von kalter Nahrung spreche, so meine ich damit, daß der Locomotivführer seine Mahlzeiten niemals mit Behagen einnehmen kann. Zu Mittag ist er niemals zu Hause. Wenn er Morgens früh fortgeht, so nimmt er einen Bissen kaltes Fleisch und ein Stück Brod zu seinem Mittagessen mit sich und gewöhnlich muß er dasselbe unter seinem Wetterdach verspeisen, denn er darf ja seine Locomotive nicht verlassen. Ihr könnt euch vorstellen, wie dies Schütteln und Rütteln nach jedem Bissen den Mann erschöpft. Die Versicherungs-Gesellschaften wollen uns unter den

gewöhnlichen Bedingungen nicht annehmen. Wir sind genötigt, „Foresters" oder „Old Friends" oder etwas Aehnliches zu werden, bei welchen Verbindungen man nicht so peinlich ist. Das Einkommen eines Locomotivführers beläuft sich durchschnittlich auf acht Schillinge täglich, aber wenn er ein guter Wirtschafter bezüglich seiner Kohlen ist — nun, ich meine, wenn er die Kohlen zu sparen versteht — so nimmt er um so viel mehr ein.

Unser häusliches Leben — unser Leben zu Hause, — meint ihr? Nun, was das anbetrifft, so sehen wir nicht viel von unseren Familien. Ich verlasse das Haus um 7½ Uhr Morgens und kehre vor 9½ Uhr Abends oder später nicht zurück. Die Kinder sind noch nicht aufgestanden, wenn ich gehe und sind schon wieder zu Bett gegangen, wenn ich heimkehre. Mein Tageslauf ist dieser: ich verlasse London 8 Uhr 45 Minuten, fahre vier und eine halbe Stunde, esse kalt auf dem Tritt der Lokomotive, beaufsichtige diese, fahre zurück, reinige die Locomotive, melde mich und gehe heim. Also zwölf Stunden harte Arbeit und keine behagliche Mahlzeit. Ja, unsere Frauen sind um uns besorgt, denn sie wissen, wenn wir ausgehen, niemals, ob wir auch wieder heimkommen. Wir sollten nach Hause gehen, sobald wir die Station verlassen und über uns selbst denjenigen Bericht erstatten, welche an uns denken und von uns abhängen, aber ich fürchte, wir thun das nicht immer. Vielleicht gehen wir zuerst in das Wirtshaus, und wahrscheinlich würdet ihr dies auch thun, wenn ihr den ganzen Tag auf einer Locomotive beschäftigt gewesen wäret. Aber die Frauen haben ihre eigene Art, ausfindig zu machen, ob hinsichtlich Unserer Alles in Ordnung ist. Sie fragen sich unter einander aus: „Habt Ihr meinen Jim gesehen?" sagt die eine. „Nein!" sagt die andere, „aber Jack sah ihn vor einer halben Stunde von der Station kommen." Nun weiß sie, daß mit ihrem Jim Alles in Ordnung ist und wo sie ihn zu finden hat, wenn sie nach ihm verlangt. Es ist eine gar traurige Sache, wenn Einer von uns schlechte Nachrichten der Frau eines Genossen zu überbringen hat. Keiner von uns liebt solch ein Geschäft. Ich erinnere mich, daß, als Jack Davidge ums Leben gekommen war, Niemand von uns den Mut hatte, seiner armen Ehefrau mit dieser Nachricht vor die Augen zu treten. Das arme Geschöpf hatte sieben Kinder, und zwei von diesen, die jüngsten, lagen am Fieber darnieder. Wir baten die alte Frau Berridge, die Mutter des Thomas Berridge, es ihr beizubringen. Indessen sie ahnte, was geschehen war; in demselben Augenblick, als die alte Frau in's Zimmer trat, und noch ehe diese ein Wort gesprochen hatte, fiel sie wie tot nieder. Sie lag so die ganze Nacht hindurch und von keiner sterblichen Lippe hörte sie bis zum Morgen von dem Tode ihres Georg. Aber sie wußte es in ihrem Herzen. Das Leben der Unsrigen ist trüber und beunruhigender Art.

Trotzdem bin ich nur einmal auf meiner Locomotive aufgeregt gewesen. Niemals denke ich an mein eigenes Leben. Man geht auf die Locomotive, um es auf's Spiel zu setzen und man gewöhnt sich an die Gefahr. Auch an die Reisenden denke ich nie. Die Gedanken des Locomotivführers weilen niemals hinter seiner Locomotive. Wenn er Alles in Ordnung hält, werden die Kutschen

hinter ihm auch in Ordnung sein, soweit es vom Führer abhängt. Aber einmal dachte ich an die Reisenden. Mein kleiner Sohn Bill war nämlich unter ihnen an jenem Morgen. Es war ein armer, kleiner, krüppliger Bursche, den wir Alle mehr liebten als die anderen, weil er eben ein Krüppel war und dabei so sanft und altklug. Er reiste zu seiner Tante auf's Land, weil diese ihn eine Zeit hindurch in ihre Obhut nehmen wollte. Wir glaubten, daß die Landluft ihm gut thun würde. An jenem Morgen dachte ich daran, daß Leben sich hinter mir befand, wenigstens dachte ich innig an ein kleines Leben, das ich in meiner Hand hatte. Es waren zwanzig Kutschen hinter mir; mein kleiner Bill schien mir in jeder derselben sich zu befinden. Meine Hand zitterte, als ich den Dampf ausströmen ließ. Als wir dicht an dem Häuschen des Weichenstellers vorüber kamen, fühlte ich mein Herz schlagen; als wir uns der Kreuzstation näherten, war ich über und über in kaltem Schweiße. Am Ende der ersten fünfzig Meilen hatte ich mich um fast elf Minuten verspätet. „Was ist mit Euch heute Morgen?" fragte mein Heizer, „habt Ihr gestern Abend einen Tropfen zu viel getrunken?" „Sprecht nicht mit mir, Fred," sagte ich, „bevor wir Peterborough erreicht haben und gebt scharf Acht, wir haben einen guten Burschen mit uns." Nie in meinem Leben war ich so dankbar, als da ich den Dampf abgeschlossen hatte, um in die Station Peterborough einzulaufen. Die Tante des kleinen Bill wartete auf ihn, und ich sah, wie sie ihn aus dem Wagen hob. Ich rief ihr zu, ihn mir zu bringen, nahm ihn auf die Locomotive und küßte ihn — ob zwanzig Mal, wie ich meine — und versah ihn dabei mit einem solchen Mischmasch von Maschinenschmiere und Kohlenstaub, wie ihr Aehnliches wohl nie gesehen habt.

Während des übrigen Teils der Reise war ich wieder ganz wie ich sein sollte und ich glaube, mein Herr! die Reisenden waren sicherer, als der kleine Bill ausgestiegen war. Für Locomotivführer würde es, wie Sie sehen, niemals gut thun, zu viel zu wissen oder zu viel zu fühlen.

Einheimische Schmetterlinge.

Mit Abbildung.

Die bekanntesten und bei der Jugend beliebtesten Insekten sind die Schmetterlinge. Die schönsten und häufigsten Arten derselben sind jedem Knaben bekannt, zumal die Tagfalter, die im Frühling und Sommer wie geflügelte Blumen von den reizendsten Farben über Gärten und Wiesen, um Kräuter und Sträucher flattern. Sie lieben das Licht, vornämlich die sonnigen Vormittagsstunden, während die Schwärmer im Zwielichte fliegen, die Nachtfalter aber die Dunkelheit vorziehen. Ihres eigentümlichen Fluges wegen werden sie auch schlechthin Falter genannt. Ihr Körper ist im Verhältnis zu den Flügeln klein und schlank und es ist erstaunlich, mit welcher Kraft und Behendigkeit derselbe die Flügel zu regieren vermag. Die Fühler sind lang, faden- oder kolbenförmig. Die

Raupen, welche sich von den Blättern der Laubhölzer, Garten= oder Ackerpflanzen nähren, sind selten nackt, meist leicht behaart oder dornig und sehr gefräßig. Sie haben sechzehn Füße und verpuppen sich im Freien. Die kantigen oder eckigen Puppen hängen frei an einem oder an zwei Fäden.

Obgleich kein Falter irgend einen Nutzen gewährt, sind sie doch mit einigen Ausnahmen gern gesehene Gäste. Der Zitronenfalter, der Fuchs sind willkommene Frühlingsboten, der über die blumige Wiese flatternde Aurorafalter gewährt einen lieblichen Anblick. Wie schön ists, wenn nach einem warmen Regen die Schillerfalter auf den nassen Waldwegen sitzen, und der große rotbraune Perlmutter oder Kaisermantel uns umflattert oder gar einer unserer beiden geschwänzten Ritter, der Schwalbenschwanz oder der Segelspanner sich sehen läßt.

Von den beiden Tagfaltern, deren Abbildung diesen Blättern beiliegt, ist der eine so bekannt, wie seine hauptsächlichste Nahrungspflanze, die Distel, von welcher er den Namen führt, während in dem andern nur der aufmerksamere Naturfreund oder der Sammler einen Bekannten begrüßen wird.

Die Gattung der Eckflügler, Vanessa, ist eine der bedeutendsten in der Familie der Tagfalter. Die hieher gehörigen Schmetterlinge sind an ihren ausgeschweiften, eckigen, oben buntgefleckten Flügeln zu erkennen. Ihre Raupen sind mit steifen Dornen besetzt und ihre Puppen glänzend. Zu den Eckflüglern gehören unter andern Arten der große und der kleine Fuchs, Vanessa polychtoros und urticae, das Tagpfauenauge, V. Jo, der herrliche Trauermantel, V. Antiopo, der prachtvoll gefärbte Admiral, V. Atalanto, und die beiden hier abgebildeten Falter.

Der Distelfalter, Vanessa cardui, hat etwas gezackte, schwarzgelbrote und weißfleckige Flügel. Die Vorderflügel sind auf beiden Seiten braunrot, mit schwarzen, eckigen und einem runden, am Vorderrande stehenden Flecken. Der sich gegen die Spitze hinziehende Teil ist schwarz mit fünf weißen Flecken von verschiedener Größe. Die Hinterflügel sind blasser angelegt; sie zeigen hinter drei schwarzen Fleckenreihen am Außenrande vier bis fünf größere, runde Flecken. Auf der Unterseite zeigen die Hinterflügel auf gelbgrauem Grunde viele braune und gelbliche Schattierungen, vor dem Außenrande eine Reihe bläulicher oder violetter, weißer Querstreifen, vor welchen fünf augenförmige, blaugrüne, zum Teil mit gelben und schwarzen Ringen umgebene Flecken stehen. Die Breite beträgt 74 Millimeter.

Dieser schöne Falter ist in manchen Jahren so häufig, daß man die Blätter der Distel, Klette, Schafgarbe überall vom Fraße seiner Raupe zerfressen sieht. Er ist in ganz Europa, in Asien, Nord= und Südamerika, am Vorgebirge der guten Hoffnung, sowie in Neuholland zu Hause. Prevorst beobachtete einen Wanderzug des Distelvogels. Dieser Zug war drei bis vier Meter breit und dauerte mehrere Stunden. Eine ähnliche Wanderung des Distelfalters konnte vor einigen Jahren in Deutschland beobachtet werden, und alle Zeitungen berichteten von der auffallenden Erscheinung.

Die Raupe dieses Falters ist schwarzgrau, heller oder dunkler, mit gelben Streifen oder Punkten und kurzen, ästigen Dornen. Sie zieht die Blattspitzen zusammen und durchlöchert sie; nach acht bis zehn Tagen verpuppt sie sich. Die aschgraue, oder braune Puppe hat einen stumpfhöckerigen Kopf und mehrere vergoldete Spitzen und Knötchen. Der Falter kommt schon nach einigen Wochen zum Vorschein.

Der andere, ungleich kleinere Schmetterling, das weiße C, C. album, hat gezackte, stark ausgeschnittene, braungelbe Flügel. Dieselben sind am Außenrande dunkelbraun, mit helleren, fast eine Binde bildenden Flecken, der Saum gelb, die Spitzen braun. Auf den Vorder- und Hinterflügeln sind rostbraune Flecken zerstreut. Die Unterseite ist braungrau, die Hinterflügel zeigen ein weißes, deutliches C, an welchem der Falter sofort zu erkennen ist.

Die kurzdornige Raupe ist auf der vorderen Hälfte rotgelb, auf der hintern weißlich, die Seiten braun. Man findet sie im Mai und Juni einzeln auf Ulmen, Hopfen, Nesseln, Stachel- und Johannisbeeren. Die Puppe ist hinter dem Bruchstück stark eingezogen, rötlich mit Gold- und Silberpunkten. Viele wollen an derselben die Umrisse eines Menschengesichts oder eines Satyrs sehen. Der Falter erscheint in zwei bis drei Wochen, überwinterte Exemplare schon im ersten Frühling. Die gewöhnliche Flugzeit ist der Mai und Juni, in welcher sie häufig an Hecken und schattigen Wegen sitzen. Da nun dieser Schmetterling, wie fast sämtliche Tagfalter, in der Ruhe die Flügel senkrecht trägt, die Unterseite derselben aber ziemlich die Farbe eines Baumstammes oder einer Mauer hat, so ist er, wenn er nicht fliegt, schwer zu bemerken. Gar viele Schmetterlinge, vornämlich die Eckflügler, zeigen ihre schönen oder lebhaften Farben auf der Oberseite der vier Flügel, während mit geringen Ausnahmen die Unterseite eine graue, unscheinbare Färbung hat. Diese Anordnung erweist sich in hohem Grade als schützend, denn im Sitzen, wenn die Falter die Flügel zusammenschlagen, verbergen sie auf diese Weise ihre glänzenden Farben.

Ein Naturforscher in Guyana.

Mit meinem Umzug nach Tarinang, erzählt Appun, begann die Regenzeit, die sich durch heftiges Wetterleuchten, starke Stürme aus West oder Nordwest und graue, dunkle Wolkenmassen, die den größten Teil des Tages über die Sonne verdunkelten, ankündigte.

Zugleich mit ihr erschienen zur Abendzeit, anfangs vereinzelt, nach einigen Tagen jedoch große Schwärme geflügelter Termiten, die in dieser Periode für wenige Stunden mit Flügeln begabt sind. Die vier gleich langen Flügel, von mehr als doppelter Körperlänge, sitzen übrigens so wenig fest am Körper, daß sie bei der geringsten Berührung abfallen, ja, die Tierchen verlieren sie, indem

sie gleich dichten Regenwolken über der Erde schweben, oft schon im Fluge und fallen alsdann in Unmassen nieder, um die Beute der Menschen, mehrerer Vögel und Eidechsen zu werden.

Mit ihnen zugleich erscheinen auch die geflügelten Männchen und Weibchen der großen Ameise Atta cephalotes Fab., die, so wie jene, und zwar nur auf eben so kurze Zeit und zu gleichem Zweck, Flügel erhalten.

Das Erscheinen beider Gattungen wird von den Macuschis-Indianern mit gewaltiger Freude begrüßt; die ganze Bevölkerung der Niederlassung begibt sich unter vielem Jubel nach den in der Savane und an den Oasenrändern befindlichen, hügelähnlichen Nestern derselben und zündet hier große Feuer an, die von den Ameisen in immer engeren Kreisen umschwärmt werden, bis sie mit versengten Flügeln zur Erde fallen und in Calabassen oder kleinen Körben von der lärmenden Menge gesammelt werden. Außerdem schlagen Weiber und Kinder mit brennenden Palmenwedeln in die dichten Schwärme der Atta cephalotes und lesen die zahllos Herabgefallenen mit den Fingern auf, oder ergreifen jede geflügelte Ameise, sobald sie aus ihrer Höhlung hervorkriecht, wobei allerdings die Finger durch die scharfen, zangenartigen Mandibeln, womit die Ameisen bewaffnet sind, arg genug verletzt werden. Den Ergriffenen wird sofort der Kopf abgerissen, ihr fettes, dickes Abdomen geröstet oder in Capsicumsauce gekocht und als größte Delikatesse von den Indianern verzehrt.

Das Schwärmen der Ameisen und Termiten findet nur in den ersten Tagen der Regenzeit statt, worauf die wiederum ihrer Flügel beraubten Weibchen sich unter die Erde begeben und neue Kolonien gründen, während die Männchen sterben.

Unter den Coleopteren, Käfern, sind es ganz besonders einige Scarabäiden, die beim Beginn der Regenzeit in großer Unzahl sich einstellen, von denen der schöne Phanaeus Mimas Fab., von den Macuschis „Bombocu" genannt, der allerhäufigste ist.

Ich hätte wahrlich viele hundert Pakete Stecknadeln mit mir führen müssen, hätte ich alle die, mir in dieser Zeit von meinen Naturalien-Agenten, den indianischen Knaben und Mädchen, gebrachten Bombocus, für deren jeden, wie überhaupt für jedes mir zum Verkauf offerierte Insekt, ich ihnen eine oder mehrere Stecknadeln gab, annehmen wollen; ich wurde damit dermaßen überhäuft, daß ich mich zuletzt genötigt sah, jedem den Eintritt in meine Hütte zu verbieten, der einen solchen Käfer bei sich führte.

Possierlich war die Manier, in welcher meine kleinen, braunen Agenten die gefangenen Käfer aufbewahrten, indem sie oft mehrere Dutzend derselben an einen Faden in langer Reihe geknüpft, oder in hohle Bambusrohre gesteckt, auch wohl jeden einzelnen in ein mit Schlingpflanzen umschnürtes Blatt gewickelt hatten; am spaßhaftesten aber war es, wenn alle gefangenen Käfer von ihnen zusammen in einen großen Flaschenkürbis gesteckt waren und nun, beim Herausschütteln große, lebende Klumpen oder lange Ketten, mit Füßen und Mandibeln aneinanderhängender Käfer, teilweise in einer seltsamen, durchaus nicht wohl-

riechenden Sauce schwimmend, sich präsentierten und keines der Kinder das Entwirren derselben unternehmen wollte, bis plötzlich einer meiner gezähmten Trompetenvögel herbeirannte, den ganzen Käferrummel mit dem Schnabel aufpickte und damit im Trabe davonlief. —

Die Tagfalter und Nachtschmetterlinge waren besonders häufig, und ich sammelte mehrere neue Arten der letzteren, die sich durch Größe und Farbenpracht von den gewöhnlicheren, bekannteren ungemein auszeichneten.

Zu dem Zwecke, nur möglichst unlädierte Exemplare und seltene Arten von Schmetterlingen zu erhalten, legte ich mich auf die Zucht derselben aus Raupen, die ich teils selbst sammelte, teils in großer Menge von den Indianerkindern erhielt, die mir nach Vorschrift stets einen Zweig der Pflanze, auf dem sie sie gefunden, mitbringen mußten. In dieser Weise erhielt ich die seltensten Schmetterlinge, die, besonders Nachtfalter, auf andere Art nur äußerst selten zu erlangen sind. Von den glatten Raupen der tropischen Sphingides (Schwärmer) und den mit langen, verästelten, heftig brennenden Haaren besetzten der Bombyces (Nachtschmetterlinge) leben die meisten, gleich den des deutschen Prozessionsspinners (Gastropacha processionea), gesellschaftlich und sitzen oft in einer Anzahl von Tausenden in langen Reihen, 2—4 Stück über einander, an den Stämmen der Bäume, um Morgens und Abends, eng zusammen gedrängt, unter dem Kommando von einem oder zweien marschierend, ihre Nahrung zu suchen. Einige Arten der Sphinx-Raupen werden geröstet von den Indianern gegessen, andere derselben, wie die haarigen Gastropacha-Raupen, werden, ebenfalls geröstet, den Jagdhunden vor Antritt der Jagd in die Nase gerieben, wodurch sie nach der Meinung der Indianer einen feinen Geruch bekommen sollen.

Meine Raupenzucht machte mir, sowohl wegen des täglich nötigen, verschiedenartigen, frischen Futters, als auch wegen der vielen, für die strengste Separierung der verschiedenen Gattungen, unumgänglich nötigen Behälter für Raupen und Puppen, große Mühe, besonders in einem, von der Zivilisation Hunderte von Meilen entfernten Erdenwinkel, wo ich, in allen professionellen Arbeiten à la Robinson Crusoe auf mich selbst angewiesen war; jedoch wurde ich durch eine ungemein reiche und seltene Kollection von Schmetterlingen hinlänglich belohnt.

Unter den Coleopteren waren die Familien der Buprestiden, Scarabäiden, Cerambiciden, Curculioniden und Chrysomeliden am meisten vertreten und in den neu angelegten Provisionsfeldern, auf den gefällten Baumstämmen, ganz besonders häufig. Aus den Käferlarven, von denen ich jedoch nur die ausgewachsenen, im Verpuppen begriffenen Exemplare sammelte, zog ich ebenfalls schöne und seltene Käfer, unter anderen einen riesenhaften, sechs Zoll langen Enoplocerus armillatus und mehrere gewaltig große Macrodontia cervicornis Serv., die hier ziemlich häufig waren und mit ihren gezähnten Mandibeln ziemlich starke Zweige, rund um dieselben lange Zeit sich schwingend, durchsägten. Der gesuchte Acrocinus longimanus kommt ebenfalls hier, jedoch lange nicht so häufig als in Venezuela, vor; der schön gezeichnete, große Käfer stützt beim



1882. 14.

Deutsche Schmetterlinge.

C album (2 a-d) und Distelfalter (1a-d.)

Laufen seinen Körper nie auf die außerordentlich langen Vorderbeine, sondern hält diese stets zur Seite ausgestreckt und hebt sie nur wenig in die Höhe.

Auch die Reptilienwelt der Savane begann bald nach den ersten, täglich eintretenden Regenschauern sich öffentlich zu zeigen und mir in einzelnen ihrer Mitglieder Besuche in meiner Hütte abzustatten. Besondere Anhänglichkeit erwiesen mir die großen Kröten, die mir ihre Aufwartung in der Nacht machten, während sie bei Tage in den dunkeln Winkeln oder unter den Kisten, die ich wegen der Feuchtigkeit des Bodens stets auf untergelegten Holzstücken stehen hatte, sich verborgen hielten. So oft ich auch jedes aufgespürte Krötenmonstrum zur Thür hinaus transportierte und eine Strecke von der Hütte wegjagte, konnte ich doch sicher sein, dasselbe Tier innerhalb kurzer Zeit wieder bei mir zu sehen.

Noch ekliger waren die häßlichen Geckonen (Eidechsenarten), die seit Beginn der Regenzeit unter widrigen, lauten Tönen an den Wänden und am Dache der Hütte in großer Anzahl umherliefen und sich es, besonders in der Nacht, zum Privatvergnügen zu machen schienen, auf mich, sobald ich in der Hängematte lag, herabzufallen und mit ihrem klebrigen, kalten Körper über mein Gesicht zu kriechen. Sobald ich nur am Abend Licht angezündet hatte, erschienen sie in dessen Nähe, um, unter dem Ausstoßen ihrer unangenehmen Töne, Jagd auf die zahlreich versammelten Mosquitos, beflügelten Ameisen, Ichneumoniden, Motten u. s. w. zu machen, wobei sie gegenseitig sich fortwährend bissen.

Die unangenehmsten Besucher meiner Hütte jedoch waren einige ziemlich große Giftschlangen, die in den ersten Tagen der Regenzeit bei mir sich einfanden, indem sie unter der nicht dicht an der Erde schließenden Wand aus Palmblättern hindurch gekrochen waren. Die eine war der in ganz Guyana gewöhnliche, aber sehr giftige Bothrops atrox, die andere die noch schlimmere Klapperschlange (Crotalus horridus), von 1,50 Meter Länge und mit elf Ringen an ihrer Klapper. Letztere habe ich weder in Venezuela noch in Guyana an der Küste oder in dichten Waldungen, sondern stets nur auf der Savane in Oasen oder deren niederem Gebüsch angetroffen. Sie ist jedenfalls die gefährlichste Giftschlange Südamerikas und von lebhafterem Temperament als die trägeren Bothrops- und Lachesis-Arten, so daß jede Annäherung sie augenblicklich in solche Wut versetzt, daß sie, mit eigentümlichem Zischen und weit geöffnetem Rachen ihre langen Giftzähne so weit als möglich vorstreckend, zum sofortigen Sprunge bereit ist, wobei sie ihr Ziel selten verfehlt. Die dabei heftig zitternde Bewegung des Schwanzes läßt die daran befindliche, zart hornartige Klapper, ähnlich dem Knittern eines Stückchen Rauschgoldes ertönen, aber viel zu schwach, als daß ein Mensch durch dies Geräusch gewarnt würde. —

Einige Wochen nach dem Besuche dieser Schlangen, als ich zur Siesta rauchend in der Hängematte lag und nach dem Dache emporblickte, gewahrte ich eine lange, grüne Schlange, zwischen den Palmblättern hindurch sich windend und in dieser Weise eine lange Strecke unter dem Dache hingleitend. Ich sprang natürlich sogleich auf, ergriff eine nahebei stehende, lange Lanze und stocherte damit so lange nach dem nunmehr die Flucht ergreifenden Reptil, daß

ich es glücklich erreichte und zur Erde schleuderte, wo ich es sofort tötete und in Spiritus warf. Kaum hatte ich mich wieder niedergelegt und zufälliger Weise nach dem Dache geblickt, als ich eine zweite Schlange derselben Art in der Nähe des Ortes, wo ich die erste gesehen, gewahrte, die ich bald so glücklich war, in eben derselben Weise, als die erstere, zu erlegen. Das Schlangenpaar gehörte zu einer der giftigsten Arten Guyanas, dem Bothrops bilineatus, die eine Länge von 75 Centimeter erreicht und von schön hellgrüner Färbung, mit zwei gelben Längsstreifen auf dem Rücken geziert ist. Ihre Giftfänge sind im Verhältnis zur Länge des Körpers von bedeutender Größe. Sie lebt in den Wäldern sowohl der Küste als auch des Inneren Guyanas und kommt nur selten auf den Savanen vor; das hier getötete Pärchen mochte sich aus einem in der Nähe von Tarinang liegenden Gebüsch nach meiner Hütte gezogen haben, in deren dichtem, trockenen Palmendach es wahrscheinlich seinen Aufenthalt hatte; übrigens schwimmt diese Art sehr gut, und ich traf sie mehrmals in breiten Flüssen, unter anderen in der eine viertel deutsche Meile breiten Mündung des Massaruni an, wo sie auf einer Wanderung von einem Ufer nach dem anderen begriffen war. Sie scheint sich überhaupt gern auf Dächern verborgen zu halten, denn während meines Aufenthaltes in Massaruni-Settlement fiel einst eine eben solche Schlange aus dem mit Schindeln gedeckten Dache meiner Cottage herab in meine Hängematte, in der ich mich lesend befand, aus welcher ich aber sofort mit einem gewaltigen Sprunge setzte und das in der Hängematte zurückgebliebene Tier tötete; wahrscheinlich stellen diese Schlangen den in Dächern reichlich sich aufhaltenden Mäusen nach.

Zu den erwähnten Hüttengästen, die in der Regenzeit sich einstellen, gesellen sich noch eine zahlreiche Menge kleinerer, jedoch nicht minder lästiger Besucher, als lange Scolopender, Scorpione, Blattas, Ameisen und besonders Mosquitos, über deren äußerst fühlbare Zudringlichkeiten sich leicht ein voluminöses Buch schreiben ließe.

Tschegguuhn der Karawanenführer.

Die Karawanen, welche die Wüsten Nordafrikas und Arabiens durchziehen, um den Austausch der Erzeugnisse der diesseits und jenseits derselben liegenden Länder zu vermitteln, sind einigermaßen unsern Handelsflotten zu vergleichen, welche uns die Produkte ferner Länder und Erdteile zuführen, und diesen die Erzeugnisse unseres Kunst- und Gewerbefleißes oder teilweise auch unseres Bodens überbringen. Daß diese Flotten sich nicht ohne eine umsichtige Führung in das pfadlose Sandmeer hinauswagen, ist sehr begreiflich, und den Mann, welcher den Pfadfinder, Wegweiser, Lootsen und Admiral einer solchen Flotte von „Schiffen der Wüste“, d. h. von Kamelen macht, nennt man im Arabischen El Khebir, den Weiser.

Wie der Ozean, so hat auch das ‚Meer ohne Wasser‘, Saharâ bela mâ, wie der Araber poetisch die große Sandwüste nennt, seine Stürme, Klippen und Gefahren. Daher bedarf jede Karawane eines Wegweisers, dem jedes Mitglied unbedingten Gehorsam schuldig ist. Seine Herrschaft ist unbeschränkt, wie die des Kapitäns an Bord eines Kriegsschiffes. Er hat verschiedene Unteroffiziere zur Ausführung seiner Befehle, z. B. voranziehende Quartiermacher, um das Land zu erforschen, einen Khadcha oder Schreiber, um Kontrakte und geschäftliche Urkunden aufzusetzen, die Geschäfte in eine geregelte Form zu bringen, das Testament eines Reisenden zu machen, der etwa unterwegs sterben sollte, und dessen Verfügungen bezüglich seiner Hinterlassenschaft auszuführen, einen Mubden oder Muezzin, um zum Gebete zu rufen, und einen Oman, um für die gläubigen Moslem zu beten. Der Khebir muß immer ein Mann von Intelligenz, Rechtschaffenheit, Tapferkeit und gewandten Umgangsformen sein; er muß Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung, Beredtsamkeit, Leutseligkeit und doch wieder Festigkeit haben; er muß seinen Weg nach den Sternen finden können, und ebenso nach den Erfahrungen, die er auf seinen Reisen mit früheren Karawanen gemacht hat, auf dem ganzen Wege die Weidegründe und die Brunnen zu finden wissen. Er muß mit den Gefahren gewisser Pässe und mit den Mitteln, um dieselben zu vermeiden, wohl vertraut und mit allen Häuptlingen der Gebiete wohl bekannt sein, welche zu durchwandern sind. Er muß wissen, was für eine Kost und Lebensweise die passendste und für gewisse Teile des Landes die zuträglichste ist; er muß die Heilmittel gegen Knochenbrüche wie gegen die Wunden vom Biß der Schlangen und Skorpione kennen. Der Khebir kennt in den unabsehbaren, einsamen Ebenen ohne alle Wegspur, wo der Sand von den Winden oft so sehr umhergeweht wird, daß auch nicht die mindeste Spur von dem Durchzug einer Karawane übrig bleibt, eine Menge Punkte als Landmarken, nach denen er seinen Weg nimmt. In einer dunklen Nacht, wo kein Stern am Himmel zu sehen ist, wird er wissen, wo er ist, wenn er nur eine Hand voll Gras oder Kräuter oder Erde zwischen seinen Fingern zerreibt, die er dann beriecht oder mit seiner Zunge kostet; und er ist sicher, daß er niemals seinen Weg verfehlt. Wenn eine Karawane einen Khebir angenommen hat, ergibt sie sich seinen Weisungen rückhaltslos, aber er ist vor dem Gesetze verantwortlich und verpflichtet, sie vor Gefahr und Schaden zu schützen. Er muß das Dia (d. i. das Blutgeld oder die Strafe für einen Mord oder Totschlag) für jeden Reisenden bezahlen, welcher durch seine Schuld sterben oder sich verirren sollte. Er unterliegt einer Geldbuße, so oft die Karawane unter Wassermangel leidet oder nicht genügend vor Räubern geschützt worden ist. Weil aber die Umkehr einer Karawane unmöglich ist, und die einmal angetretene Reise auf jede Gefahr hin und unter allen Umständen vollendet werden muß, so wird eine Karawane sicherlich ihren Führer nicht eher anklagen oder bedrohen, als bis sie an einem sichern Orte angekommen ist, wo sie vor einem unabhängigen, ordentlichen Richter klagend gegen ihn auftreten kann. Ein treuloser Khebir könnte, wie dies schon in einzelnen Fällen wirklich vorgekommen ist, die Karawane an

die Tuaregs (räuberische Araberstämme) verraten und in einen Hinterhalt führen, die Beute der Räuber teilen und unter diesen bleiben. „Unser Führer Tschegguuhn," erzählt ein arabischer Reisender, „hatte alle die Eigenschaften eines guten Khebir; er war jung, groß, schlank, kräftig, ein gewandter Fechter, hatte ein Auge, das Respekt heischte, und eine Rede, die das Herz gewann. Während er im Zelte angenehm plauderte, sprach er aber, einmal auf dem Marsch, kein anderes Wort mehr, als was unerläßlich notwendig war und lachte niemals. Er widmete sich ganz dem Reisen, sowohl aus natürlicher Anlage und Vorliebe wie aus Beruf. Um Zutrauen einzuflößen, hatte er ein Weib zu Fusalah, am äußersten Punkte der Sahara, genommen, wo die westlichen Karawanen sich zum Aufbruch versammeln, und ein anderes Weib in den Dschebbel-Hoggar (dem Wohnorte seiner Landsleute, der Tuaregs), durch welche man ziehen mußte, um Sudan zu erreichen. Hiedurch besaß er Freunde und Verwandte in den beiden Hauptorten der Reise, trat auf diese Weise in Verbindung mit den Kaufleuten der algierischen Sahara, mit denen des Tuât und denen von Marokko, während er sich zur gleichen Zeit den unentbehrlichen Schutz der Tuaregs sicherte. Auf seinen früheren Reisen hatte er die Bekanntschaft einiger Marabuts gemacht und war daher bei Jedermann willkommen, wo er einkehrte. Er erzählte oft von seinen Reiseabenteuern und immer mit solcher Beredtsamkeit, daß er auf unsere jungen Leute einen tiefen Eindruck machte. ‚Der Sudan,' sagte er, ‚ist das reichste Land der Welt; man kann dort einen Sklaven um einen Burnus (arabischen Umwurfmantel) kaufen, man wägt das Silber mit Gold auf; die Büffel- und Antilopenhäute und Elfenbein sind spottbillig zu kaufen; die Waren einer Karawane können dort auf ihren hundertfachen Wert gebracht werden. Ihr seid Narren, meine Kinder, daß ihr hier in Timimim (einer Stadt im Tuât, dreißig geographische Meilen von Metlili) bleibt! Welch eine schöne Reise! Wollt ihr euch Reichtümer erwerben, so geht nur mit mir ins Mohrenland. Erinnert euch, was der Prophet sagt: Der Kamele Krätze wird mit Teer geheilt, die Arznei gegen Armut ist der Sudan.' — Während wir ihm so zuhörten, wurden wir bald auch lüstern nach Abenteuern; die Aussicht auf Reichtümer verlockte uns mächtig, während seine Stellung uns verbürgte, daß er uns zu keinem tollkühnen Unternehmen verlocke. Er war in unserem Stamme wohlbekannt, und wir betrachteten ihn daher als unsern Landsmann. Wir beschlossen, etwa vierzehn an der Zahl, lauter Verwandte und Freunde, Marabuts der Familie Uled Sidi Zigrom, unter seiner Leitung das Wagnis einer Reise nach dem Mohrenland zu unternehmen, und am andern Morgen brachen wir nach den Städten der Beni Mezab, im Osten von Metlili, nämlich Garbaia, Beni Figem und Mellika, auf, um solche Waren anzukaufen, wie sie im Sudan am höchsten geschätzt, und welche nicht zu schwerfällig waren, um ein Hindernis auf unserer Reise zu sein. Wir kauften Näh- und Stecknadeln, Korallen, Glasperlen, Papier, Schwefel, Zimmet, Benzoe, Drin (eine Art Parfüm), schwarzen Pfeffer, Zeuge, Schnupftücher, Wachs, baumwollene Stoffe, wollene Gewänder, Eisen und Stahl u. s. w. ein, um sie im Tuât

gegen Tabak und Kochsalz zu vertauschen. Jeder von uns belud drei Kamele mit seinen Waren, und wir kehrten nach Metlili zurück, um unsere Vorbereitungen zu vollenden, denn wir wollten am nächsten Donnerstag aufbrechen — Donnerstag ist ja bekanntlich ein glücklicher Tag, um eine Reise anzutreten, und der Prophet hat gesagt: ‚Reise nie an einem andern Tag ab, als am Donnerstag, und stets in Gesellschaft. Bist du allein, so wird dir ein böser Geist folgen; seid ihr zu Zweien, so werden euch zwei böse Geister versuchen; seid ihr zu Dreien, so werdet ihr vor bösen Geistern sicher sein, und sobald ihr drei seid, so nehmt einen Häuptling an.' — Die Jahreszeit war günstig; wir standen damals in den letzten Tagen des August; die heißesten Tage waren vorüber, und wir waren sicher, frische Datteln im Tuât zu finden, die einen Teil unserer Mundvorräte bilden sollten. Als die Häuptlinge und Marabuts der Dschambas unsere Absicht erfahren hatten, hielten sie eine Versammlung, schickten nach Tschegguuhn und sagten zu ihm: ‚Tschegguuhn, du hast unsere Söhne beredet, nach dem Mohrenlande zu ziehen, wo sie nach deinen Versprechungen großen Gewinn ernten sollen. Möge Gott deinen Körper beschützen und dein Dasein verlängern. Du kennst die Wege, du bist ein geschickter Mann; unsere Kinder sind in deiner Hand. Leite sie, führe sie an, berate sie, lehre sie das, was sie noch nicht wissen, und bringe sie bereichert wieder zurück. Gott segne dich.' — Tschegguuhn erwiderte: ‚Wenn es Gott gefällig ist, o Dschambas, so werde ich eure Kinder wohlbehalten hinwegführen und in guter Gesundheit wieder zurückbringen. Sie werden große Vorteile einernten; ich werde sie gegen die Tuaregs schützen; die Wege sind mir wohl bekannt. Was das Wasser anbelangt, so sollen sie keinen Durst leiden. Ich werde für Alles einstehen, außer für Unglücksfälle, welche Gott senden wird.' Hierauf erkannten die Marabuts Tschegguuhn als unsern Khebir an und lasen über ihn das erste Kapitel des Koran: ‚Ehre sei Gott dem Herrn der Welt, dem milden und barmherzigen, dem Herrn am Tage der Wiedervergeltung! Wir beten dich an, wir bitten um deinen Beistand; führe uns auf dem rechten Wege, auf dem Pfad derjenigen, welche du mit deinen Wohlthaten überhäuft hast, derjenigen, welche niemals deinen Zorn auf sich geladen haben und welche dir nicht verloren gehen; Amen.' — ‚O Tschegguuhn!' sprachen sie dann; ‚möge dir Gott seinen Segen geben; möge er deine Schritte in dieser Welt leiten; möge er dir großen Gewinn geben. Möge er euch alle wohlbehalten an das Ziel eurer Reise führen und in Sicherheit wieder zurückbringen! O Tschegguuhn, wir ernennen dich zum Khebir unserer Kinder, die nun deine Kinder geworden sind.' Eine zahlreiche Schar von Verwandten, Freunden und Nachbarn umgab uns, viele von ihnen weinten, und in unseren Augen standen ebenfalls Thränen, denn wir dachten an die Gefahren und Wagnisse, die wir zu bestehen hatten, und obschon wir fest entschlossen waren zur Reise, mußten wir doch unwillkürlich bedauern, daß wir diejenigen, welche uns liebten und denen wir gut waren, auf so lange Zeit und vielleicht auf immer verließen. Da aber unser Entschluß einmal gefaßt war, wären wir lieber sogleich aufgebrochen und davon gezogen, wär's auch nur, um das Abschiednehmen

zu vermeiden, welches das Herz weich macht. Am Abend desselben Tages, nachdem wir gemeinsam mit einander gespeist hatten, schossen wir das Geld zusammen, um unserm Khebir einen neuen Anzug zu kaufen und ihm dem Herkommen gemäß ein Geschenk von dreißig Silberthalern zu machen und kamen gleicherweise überein, ihn auf der ganzen Reise kostenfrei zu halten, wie es gleichfalls der Brauch ist.“ —

Eine Kaffeepflanzung in Venezuela.

Eine Kaffeeplantage in Venezuela bietet bei gehöriger Pflege einen ungemein lieblichen Anblick dar.

Die Kaffeebäumchen stehen in langen Reihen 1,50 m von einander, und zwischen ihnen ragen die ebenfalls in Reihen gepflanzten Buscares empor, die ersteren den nötigen Schatten geben und sie vor den scharfen Winden schützen müssen, die auf die Blüte des Kaffee von nachteiligster Wirkung sind.

Die Spitzen der Kaffeebäumchen werden in der Höhe von 2 bis 3 m gekappt, damit die Pflanze reichlicher Seitenäste treibt und das Pflücken der Frucht bequemer geschehen kann. Das aus Samen gezogene Bäumchen trägt nach drei bis vier Jahren bereits Früchte, liefert aber erst in sechs bis acht Jahren eine gute Ernte von 1 Pfund, höchst selten 1½ Pfund reinen Kaffee.

Die Blütezeit des Strauches für die im Februar stattfindende Haupternte ist im November und Dezember, die für die zweite, geringere, im Juni und Juli, Ende März und im April, und der Baum gewährt alsdann einen wahrhaft reizenden Anblick durch die in jeder Blattachsel in Büscheln stehenden reinweißen Blüten, die wie Schnee auf den glänzend saftgrünen Blättern zu liegen scheinen und einen ungemein feinen Wohlgeruch ausströmen.

Ist die kirschenähnliche Kaffeefrucht vollkommen rot gefärbt, dann ist sie reif zum Pflücken. Die täglich gesammelten Früchte werden vermittelst einer Maschine von ihrer fleischigen Hülle befreit, woburch die Bohnen in einen Wasserbehälter gelangen, in welchem sie von dem ihnen anhängenden Schleime gereinigt werden. Nach dieser Prozedur werden sie zum Trocknen auf dem Patio ausgebreitet, einem nach der Mitte zu ein wenig erhabenen, mit Backsteinen gepflasterten, großen, freien Platz, oft auch nur einer bloßen Tenne. Vollkommen getrocknet kommt er in die Stampfe, in größeren Haciendas (Pflanzungen) aus gewaltigen Baumstämmen bestehend mit einer Menge runder tiefer Löcher, in welche er in kleinen Quantitäten geschüttet und mit hölzernen Keulen gestoßen wird, um das die Bohnen noch umschließende feine Häutchen zu entfernen. Dies muß mit großer Vorsicht geschehen, damit die Bohnen nicht zerquetscht werden.

Da, wo es an Arbeitskräften mangelt, den Kaffee zu behandeln, ebenso in kleinern Pflanzungen wird die ganze Frucht aufs beste getrocknet und läßt sich in dieser Art lange aufbewahren, ohne an Öl und Aroma zu verlieren. Die

fleischige Hülle schrumpft völlig zusammen, ähnelt in Farbe und Gestalt einer getrockneten Kirsche und kann dann nach Belieben gestampft werden. Dieser Kaffee heißt in Venezuela „Parapara".

Aus der fleischigen Hülle der Kaffeefrucht kann, sagt Appun, sehr wohl durch Destillation ein Alkohol gewonnen werden. Die Ernte einer Kaffeepflanzung, die ich besaß, wurde stets in einem sehr großen Wasserbehälter gereinigt, und dies Wasser mit der darin liegenden fleischigen Schale der Bohnen geriet bereits nach einem Tage in volle Gährung und nahm nach zwei Tagen einen scharfen, alkoholartigen Geruch und pikanten Geschmack an. Meine Versuche, einiges von diesem Wasser gut verkorkt in Flaschen zu füllen, wurden insofern belohnt, als das Getränk nach acht Tagen einen bierartigen, prickelnden Geschmack und einen solchen Grad von Kohlensäure entwickelt hatte, daß die Korke beim Öffnen der Flaschen wie beim Champagner knallten, jedoch wurde es bei der mangelhaften Zubereitung bald sauer.

Ein Aufguß der getrockneten Kaffeeblätter schmeckt dem von der Bohne zubereiteten Getränk sehr ähnlich und wird in britisch Guyana hier und da in dieser Art benutzt.

Die Vermehrung der Kaffeepflanzen geschieht aus Samen, kann jedoch nach meinen mehrfach angestellten Versuchen noch besser durch Stecklinge bewerkstelligt werden. Ich habe lange Seitenzweige ausgewachsener Kaffeebäumchen zu Anfang der Regenzeit in die Erde gesteckt, die bei der erhöhten Lebensthätigkeit der tropischen Vegetation lustig fortwuchsen und im nächsten Jahre bereits eine kleine Ernte gaben; so große Vorteile diese Methode, die ich mehreren Haciendados (Plantagenbesitzern) mitteilte, bietet, so wird doch von der langsamern Manier der Vermehrung durch Samen nicht abgewichen.

Venezuela ist leider das Land, das mit großem Eifer am alten Schlendrian festhält und von Neuerungen keine Notiz nimmt; es klebt an seinen Institutionen, seinen Indianersitten, seiner Verachtung gegen alles Neue, was von Europa herkommt, und würde sicher recht unglücklich sich fühlen, wenn die stereotype, jährliche Revolution plötzlich einmal ein Jahr pausierte, weil dies eben eine althergebrachte Sitte ist.

Viele Tiere, besonders Vögel, stellen den reifen Kaffeefrüchten nach; vorzüglich einige Pteroglossus- oder Tukanarten, die dieselben verzehrten und dadurch den Kaffeestrauch in den Urwald verpflanzten. Der unverdauliche Same, durch den, ihn gleich dem Samen der Mistel umhüllenden Schleim, der von der Säure des Magens nicht angegriffen wird, im keimfähigen Zustande mit den Excrementen der Vögel wieder ans Tageslicht gebracht, ging üppig im Walde auf.

Dergleichen wilde, durch Vögel verpflanzte Kaffeebäume habe ich in den Urwäldern am oberen Essequibo, in der Nähe des verfallenen, holländischen Forts Ariuda, welches zum Schutz gegen die Indianer vor hundert Jahren errichtet war, in Menge angetroffen und große, volle Bohnen von ihnen gesammelt. —

Der Bernstein.

Wie in anderen Gegenden nahe bei hohen Gebirgen Diamanten, Rubine, Saphire und auch das edle Gold vorzugsweise in Sand und Lehm gefunden und aus denselben gewaschen werden, so findet sich auch in ganz Norddeutschland, so weit der Boden aus diesen losen Massen besteht, vom Meere bis an die Gebirge von Mitteldeutschland, ein schönes, goldfarbiges, durchsichtiges oder durchscheiniges, leichtes, aber doch ziemlich hartes und daher einer schönen Politur fähiges Mineral, das man Bernstein genannt hat, weil es von allen umherliegenden Steinen der einzige brennbare ist.

Die Halbinsel Jütland und die dänischen Inseln, welche deutlich nur eine Fortsetzung des norddeutschen Bodens bilden, enthalten dasselbe Mineral auf völlig gleiche Weise.

Da nun an allen Meeresküsten die lockeren Erdmassen, Sand, Lehm und Mergel, von den aufbrandenden Wellen benagt, zum Absturze gebracht und dann von der steten Bewegung des Wassers geschlämmt werden, so ziehen sich die leichten Lehmteilchen als eine Trübung des Wassers nach allen Seiten und fallen schließlich langsam als Schlamm zu Boden, der Sand bildet den Strand und wird auf dessen Abhang durch den Rückzug der Wellen geebnet, die Steine bleiben am oberen Rande des Sandes liegen. Von den Steinen bleiben die leichtesten zu oberst, und der Bernstein, welcher fast schwimmt, wird daher von den Besuchern des Strandes sehr leicht gefunden, auch wenn das gesamte Erdreich nur wenige Stücke enthält.

In den ältesten Zeiten der Besiedelung des norddeutschen Bodens war aber vorzugsweise die Küste bewohnt, weil Fische und besonders Muscheln und Krabben leichter zu fangen und zuzubereiten sind, als die flüchtigen Tiere des Waldes. Daher kannten auch schon die allerältesten Bewohner Norddeutschlands den Bernstein mit seinen Eigentümlichkeiten.

Während nun der Diamant und die anderen Edelsteine äußerlich unscheinbar aussehen und ihrer Härte wegen nur durch sehr gesteigerte Kunstfertigkeit poliert werden können, auch durch ihre Kleinheit, selbst wenn sie lose im Sande liegen, sich der Aufmerksamkeit entziehen, bot sich der Bernstein den wildesten Ureinwohnern gleichsam von selbst zum Schmucke dar und wurde so der älteste unter den zum Schmuck verwendeten Edelsteinen.

Die gebildeten Völker, welche mit den alten Bewohnern unserer Küsten in Berührung kamen, namentlich die Griechen und Römer und das seefahrende Volk der Phönizier, hatten in diesem Produkt, durch welches ihnen die deutschen Küsten am frühesten bekannt wurden, einen willkommenen Handelsartikel zum Tausch, hier mit den wilden Deutschen, dort mit den üppigen Völkern des Orients.

Ebenso wie die spanischen Seefahrer des Mittelalters durch Jagd und Goldstaub von einer Küste zur andern getrieben wurden, ebenso wie die Diamanten Wohnplätze im Innern Brasiliens geschaffen haben, ebenso wie die Entdeckung von Goldwäschen in Californien und Australien große Landstriche dem

Handel und der Kultur geöffnet hat, ebenso ist es auch der edle Bernstein gewesen, welcher zuerst den Verkehr mit gebildeten Völkern den Handel und dadurch die höhere Kultur nach Deutschlands sumpfigen oder waldigen Küsten getragen hat. Der Bernstein hat durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen noch eine andere, höhere Bedeutung für die Kultur der Menschen. Er ist es, welcher den ersten Anstoß zu einer Reihe von Entdeckungen gegeben hat, deren Blüte jetzt die Einrichtung des elektrischen Telegraphen ist, denn an ihm erkannte man zuerst die Eigentümlichkeit, daß er im geriebenen Zustande leichte Späne anziehe, und nach ihm nannte man diese Eigenschaft Elektrizität; denn Elektron, das heißt mit Silber legiertes Gold, nannten die Griechen den Bernstein wegen seiner lichtgoldenen Farbe.

Bis auf den heutigen Tag hat der Bernstein seine Vorzüglichkeit als Handelsartikel für den Orient bewahrt, aber die älteste Hauptfundstätte an der deutsch-dänischen Nordseeküste hat schon lange den Vorrang gegen die preußische Ostseeküste aufgeben müssen.

Der Teil des alten Preußenlandes und der jetzigen Provinz Ostpreußen, welcher auf der Karte im Norden von Königsberg als ein in das Meer hinausragendes Rechteck erscheint, das Samland genannt, führt an seiner Nordküste Schichten, welche abweichend sind von allen anderen Umgebungen der Ostsee. Hier findet sich unter Lehm- und Sandlagern zunächst eine Braunkohlenbildung, begleitet von solchen Sandschichten, zwischen denen in der Regel die Braunkohle eingeschaltet zu sein pflegt, und unter diesen, also älter als die Braunkohlen, liegt ein grünlicher Sand, gefärbt durch zahllose Körner von Grünerde. In dieser grünen Erde liegt der Bernstein in größerer Menge als in irgend einer anderen Erdlage, und da bereits große Massen dieser Schicht zerstört sein mußten, als der gewöhnliche Sand und Lehm sich bildete, so ist es wahrscheinlich genug, daß alle in dem Boden der großen norddeutschen Ebene verstreuten Stücke Bernstein aus dieser preußischen Bernsteinküste herstammen.

Nicht zufrieden mit dem, was jetzt das Meer langsam aus dem grünen Sande herauswäscht, sucht man den Schatz auch durch Graben zu gewinnen. In jeder der neun Gräbereien gewinnt man täglich im Durchschnitt für 300 Thaler Bernstein, ja, an einzelnen Tagen für 1000 Thaler.

Da nun die Arbeit, welche der Mensch hier an der Küste vornimmt, seit Jahrtausenden bereits durch das Meer geübt ist, so hat dasselbe nicht bloß vor Zeiten alle vereinzelten Stücke über das damals noch im Meeresgrund ruhende Norddeutschland ausgebreitet, sondern auch den jetzigen Meeresboden an der samländischen Küste, und so weit die Strömungen gehen, mit Bernstein angefüllt. Dadurch erhält die Bernsteinfischerei, welche mehr große Stücke ausgiebt, eine noch höhere Bedeutung, als die Gräberei.

Wenn nämlich das Meer im Sturme größere, also tiefer reichende Wellen schlägt, wühlt es seinen Boden auf und reißt den Blasentang daraus los, der sich mit seiner Saugwurzel auf Steinen festgesogen hat und die kleineren und leichteren derselben mit sich nimmt. Von allen Steinen am Meeresgrunde ist

nun seiner geringen Eigenschwere wegen der Bernstein am leichtesten beweglich, daher der Tang vorzugsweise Bernstein an den Strand schleppt und in dortiger Gegend das Bernsteinkraut genannt wird.

In den kalten Herbststürmen müssen die abgehärteten Bewohner dieser Küste, oft bis an die Brust im Wasser stehend und von den höheren Wellen überflutet, mit kleinen Netzen den Bernstein fangen und nach dem Sturm mit ihren Booten hinausfahren, um die größeren Stücke, die sich zwischen Steinblöcken des Meeresgrundes festgeklemmt haben, heraufzustechen. Die Gräberei gibt jährlich höchstens 30,000 Pfund, die Fischerei dagegen über 100,000 Pfund, und gegenwärtig wird von einem Handelshaus in Memel der flache Grund des kurischen Haffs mit Hülse von zwölf Dampf- und drei Handbaggern durchsucht, was noch etwa 70,000 Pfund liefert.

Die meisten großen Stücke wandern für edle Schmucksachen nach dem Orient und werden dort oder in Danzig und Paris verarbeitet, die kleinsten und alle unreinen Stücke werden zu Räucherpulver oder zu einem köstlichen Malerlack verbraucht, aber mehr als die Hälfte des Ganzen wird zu sogenannten Korallen, das heißt rohen Perlen, verwendet, welche bei allen wilden Völkern Afrikas, Ostasiens und der Südseeinseln stets willige Käufer finden.

Oft ist der Bernstein mit Stücken Rinde und braunkohlenähnlichem Holze verwachsen, so daß man erkennt, wie er wie ein Harz aus den Bäumen geflossen ist. Wie noch heute an flüssigen Harzen sind Blätter und Moose, ja, selbst kleine Tiere, namentlich Insekten, auf ihm haften geblieben und überlaufen, so daß sie jetzt wie in einem klaren Glase mit ihren feinsten Teilen aufbewahrt sind. Alle diese Tiere und Pflanzen leben nicht mehr auf der Erde, und da der Reichtum im Bernstein so groß ist, daß man z. B. schon mehr als 200 verschiedene Arten Spinnen, die sämtlich seitdem von der Erde verschwanden, darin erkannt hat, so hat man fast eine ganze Naturgeschichte des Waldes herstellen können, welcher den Bernstein lieferte und ersichtlich den Rand des benachbarten finnischen Meerbusens nicht bloß als ein Küstenwald, sondern auch als ein höher aufsteigender Gebirgswald umsäumte. Es gibt keinen Stein, der in alle Gebiete des menschlichen Wissens, in die Naturlehre und die Chemie, die Naturgeschichte der Jetztwelt und der Vorwelt, ja, in die Geschichte und Geographie so bedeutsam hineinragt, als der Bernstein, den man in jeder Beziehung mit Fug den preußischen Edelstein nennen kann.

Alexander und die Bäuerin.

Als sich Kaiser Alexander im Jahr 1824 auf der Reise nach einer der entfernteren Provinzen seines Reichs befand, brach ihm unterwegs der Wagen und er sah sich genötigt, auf der Heerstraße anzuhalten. Er überließ seiner Begleitung das Geschäft, für die Wiederherstellung seines Wagens zu sorgen und ging langsam zu Fuße voran. Bald erreichte ihn der General D., welcher

ebenfalls zu seinem Gefolge gehörte; dieser sprang beim Anblick des Kaisers aus seinem Wagen und bot ihm denselben an. Alexander hieß ihn aber wieder einsitzen, seinen Weg verfolgen, bei dem nächsten Postamte die Vorbereitungen für seine fernere Reise beschleunigen und dort seine Ankunft erwarten. Der General gehorchte, und war noch nicht weit entfernt, als ein ältliches Weib aus der Bauernklasse zum Kaiser kam und sich in ungezwungener Art also an denselben wendete:

„Kommen Sie von Petersburg?"

Kaiser. „Ja."

Alte Frau. „Gehören Sie vielleicht zum Gefolge des Kaisers?"

Kaiser. „So ist es."

Alte Frau. „Haben Sie mir vielleicht einen Brief mit Geld von meinem Sohne mitgebracht?"

Kaiser. „Nein; wer ist denn Euer Sohn?"

Alte Frau. „Mein Gott! kennen Sie meinen Sohn nicht, und Sie sagen doch, Sie gehören zum Gefolge des Kaisers? Er ist ja der Ofenheizer im Winterpalast."

Dem Kaiser gefiel der Freimut und die Lebhaftigkeit der alten Frau, und er sagte ihr, sie möchte ihm nähere Auskunft über ihren Sohn geben. Sie erzählte, daß derselbe ihr gewöhnlich von seiner Jahrsbesoldung siebzig Rubel zu schicken pflege, weil sie als eine alte Frau für sich nichts mehr verdienen könne. In diesem Jahre aber habe ihr Sohn, welcher vernommen, daß der Kaiser durch ihren Aufenthaltsort reisen werde, ihr geschrieben, daß er die Summe durch Jemand von dem Gefolge des Kaisers auf dieser Reise übermachen werde.

Kaiser. „Ihr habt ganz recht, Mutter! ich erinnere mich nun der Sache; doch Euer Sohn gab das Geld nicht mir, sondern einem andern von des Kaisers Dienern. Wegen der Summe seid Ihr ebenso im Irrtum, denn es sind nicht siebzig, sondern fünfhundert Rubel, welche derselbe Euch zu überreichen beauftragt ist."

Alte Frau. „Reden Sie im Ernste so?"

Kaiser. „In vollem Ernste. Wenn Ihr nur bis zu der nächsten Poststelle gehen wollt, so werdet Ihr dort den Offizier finden." — Alexander machte hierauf der alten Frau eine genaue Beschreibung des Generals D., damit sie ihn erkennen möchte, und setzte hinzu: „Seid versichert, daß er Euch die fünfhundert Rubel auszahlen wird."

Die alte Frau drückte dem Kaiser herzlich die Hand und ging so schnell weiter, als es ihr Alter erlaubte. Auf dem Postamte traf sie bald den General D. an, und wendete sich auf folgende Weise an ihn: „Ich komme, um die fünfhundert Rubel in Empfang zu nehmen, welche Sie mir von meinem Sohne in Petersburg mitbringen." Der General sah sie verwundert an und glaubte, sie sei wahnsinnig. „Meine gute Frau," sagte er mild, mit Rücksicht auf ihren wirren Geisteszustand, „Ihr irrt Euch gewiß in der Person, denn ich kenne Euch

und Euren Sohn nicht, noch weniger habe ich Geld für irgend Jemand in diesem Orte erhalten."

Die Frau. „Aber ein Herr, welcher von der Sache unterrichtet sein muß, hat es mir doch gesagt. Er beschrieb mir Sie auf ein Haar und versicherte, ich werde zuverlässig das Geld von Ihnen erhalten."

Der Gen. „Es hat Euch zuverlässig Jemand zum Besten gehabt, liebe Frau! Es ist in der That ärgerlich, Jemandem einen solchen Streich zu spielen."

Die Frau. „Nein, nein; er sah nicht aus, wie Jemand, der eine arme Person anführen will; geben Sie mir daher nur mein Geld, und halten Sie mich nicht länger auf."

Der Gen. „Wollt Ihr nun gleich weiter gehen! ich habe von Niemand Geld erhalten, und so habt Ihr von mir keins zu fordern."

Die Frau. „So, Ihr leugnet es also; pfui! das hätte ich von einem so vornehmen Manne, wie Sie sind, nicht erwartet."

In diesem Augenblicke trat der Kaiser in das Zimmer herein. Sobald die Frau ihn erblickte, deutete sie triumphierend auf ihn und rief aus: „Nun wollen wir sehen, ob Sie es noch ferner wagen, zu leugnen. Dieser ist der Edelmann, welcher mir sagte, daß Sie das Geld erhalten hätten." Der General wollte dem Kaiser den seltsamen Fall erzählen, doch dieser gab ihm ein Zeichen und sagte: „Denken Sie doch nach; erhielten Sie nicht fünfhundert Rubel vom Heizer der kaiserlichen Öfen, um sie seiner Mutter zu übergeben?" Der General, welcher den Wink des Kaisers verstanden hatte, schwieg einen Augenblick, strich sich dann mit der flachen Hand über die Stirn, als suchte er sich zu bedenken und sagte: „Ei wohl, jetzt erinnere ich mich; ich weiß in der That nicht, was aus meinem Gedächtnis geworden ist." Dann wendete er sich zu der alten Frau und sagte: „Die schnelle Reise hat mich ganz verwirrt, aber ich will Euch auf der Stelle Euer Geld auszahlen, und Ihr sollt es in meiner Gegenwart zählen." — Er öffnete dann sein Reisegeldkästchen und zählte ihr fünfhundert Rubel dar. Die Frau stand erschrocken und bewegungslos auf; sie starrte den vor ihr liegenden Schatz an, aber sie rührte sich nicht, um ihn an sich zu nehmen.

„Warum nehmt Ihr Euer Geld nicht an Euch?" sagte der General. — „Wie gerne wollt' ich es, wäre ich nur gewiß, daß mein Sohn es auf rechtmäßigem Wege erworben hat." — „Wie könnt Ihr daran zweifeln?" sagte der Kaiser. „Wie oder an welchem anderen Orte hätte er so viel erhalten können? Ich will Euch die Weise erklären, wie er zu dem Gelde gekommen ist: der Kaiser hat letzhin all seinen Dienern, vom Höchsten bis zum Geringsten, ein freiwilliges Geschenk gemacht, und dabei hat Euer Sohn fünfhundert Rubel wegen seiner guten Aufführung erhalten."

„Ach!" rief die Matrone, ihre Hände faltend, während ihre Augen sich mit Thränen füllten, „Gott segne den Kaiser! Wäre mir doch noch das Glück beschieden, ihn zu sehen, bevor ich sterbe."

Der Kaiser war gerührt, und der General konnte seine Bewegung nicht länger verbergen. Der letztere vergaß den Wunsch seines Herrschers, unerkannt

zu bleiben, und rief aus: „Gott hat Euer Sehnen erhört, Mütterchen! der Kaiser steht vor Euch." Kaum hatte das Weib den Sinn der Worte verstanden, als sie vor dem Kaiser auf die Kniee niederfiel, innigst entzückt über die Erfüllung ihres Wunsches, doch nicht minder erschrocken über ihre frühere Kühnheit. Alexander befahl ihr liebreich, von der Erde aufzustehen, und sagte ihr: „Es freut mich, daß Ihr einen so rechtschaffenen und dankbaren Sohn habt. Eure Besorgnis wegen seiner Ehrlichkeit ist das beste Zeugnis für Euch, und das liebevolle Betragen Eures Sohnes ist die beste Belohnung für die guten Grundsätze, welche ihr ihm während seiner Jugend eingeflößt habt. Ihr sollt in der Zukunft von mir einen Jahrgehalt bekommen, welcher für Eure Bedürfnisse zureicht, damit Euer Sohn sich nicht einschränken muß, um seine Kindespflicht zu erfüllen. Wenn er sich auch sonst brav zeigt, so werde ich ferner für ihn sorgen."

Schreiben eines Edelmanns an seinen studierenden Sohn.

Wörtlich vom Jahr 1695.

Gottes gnädigen Beistand

Verwünthge ich Dir, mein lieber Sohn, aus Grund des Hertzens getreulich. Der wolle alle Dein Thun und Vorhaben zuförderst zu seinen göttlichen Ehren, des lieben Vaterlandes Nutzen und Frommen, und zu Deinem selbsteigenen dermahleinst von Dir zu hoffenstehenden Aufnehmen gesegnet seyn lassen, und führe Dich durch seinen heiligen Geist auf dem Wege aller christlichen, unserm Geschlecht und einem jeden adelichen Gemüthe wohl anständigen Tugenden. Dein Schreiben vom 14. Dec. verwichenen Jahres ist mir über Hirschberg (nachdem es gleichwohl in die 10 Tage unter Weges gewesen) allhier wohl überantwortet worden; habe aus selbigem ersehen, daß Du Deinen Fleiß im Studiren, Fechten, Tantzen ꝛc. wohl zu leben weißt. Ich wünsche aber, daß Dir derlei Encomium von Andern, und zwar solchen, die auch von der Sache Verstand haben, beigelegt werden möchte, nach dem von Dir selbst gantz wohl und bequem allegirten dicto: Laus propria etc. Item: Narrent de se alii etc. Du berufest dich dießfalls auf den Herrn Conrectorem; allein in beiden seiner Schreiben ist von Deinem gerühmten großen Fleiß nur das mindeste nicht zu befinden. Noch mehr willst Du in Deinem letzteren Briefe, welchen Du mit dem von hieraus zu Dir geschickten Bothen geschrieben, mich bereden, daß Du die mitgesendete Oration selbst vor Dich, und aus eigenem Deinem Conceptu elaborirt gehabt. Die mitgeschickte Abschrifft, worinnen nicht wenig derbe Vita orthographica zu befinden, verrathen nur allzusehr die bei deren Composition von Dir aufgebergte frembde Federn. Doch lasse Ich mir hierbey Deinen Conatus, und rühmlichen Fleiß in der Redekunst gantz wohl gefallen, wirst auch darob seyn, daß Du diesem guten Anfange beharrlich nachsetzest, und das Lob,

wornach Du gantz billig ringst, auch durch acquiriren; de Erudition in der That meritiren mögest. Sonst ist wohl ein fast kindisches und ungereimtes Begehren, daß Du eine Peruque und Degen von hierin zu Dir hinausgeschickt haben willst. Denn wenn es ja endlich der Brauch also mitbringen solte, daß eine Peruque und längerer Degen das Studium und den Fleiß facilitiren mußte, so ist ja nicht allein draußen solches alles viel wohlfeiler, als hierinnen, sondern auch die Entlegenheit und Weite des Weges, und Ungewißheit der Größe und Weite der Sachen selbst könnte ja anders nicht, als lauter Unstalten und Irrungen dißfalls hervorbringen. Derowegen wird der Herr Conrector Dir schon zu beyden so viel Geld geben, als Du von nöthen haben wirst; magst dich also nur deßhalben bey ihm mit geziemender Submission anmelden, wo dann die bedürffende Sachen etwan über Görlitz, oder wo es sonsten der am füglichsten zu bekommen seyn möchte, verschreiben lassen. Zweifelsohne würde Herr Paulitz zu bemeldeten Görlitz hierinnen gutten Rath und Mittel an die Hand geben können. Deinen Herrn Contubernalen grüßen wir allesammt getreulich, und wundert sowohl uns, als auch seine Herren Vormünder nicht wenig, daß er keinmahl schreibet, auch so gar nicht, da gleich ein eigener Bothe von hier draußen gewesen, und verschiedene Tage alldort verwartet, daß endlich in solcher Zeit ein Briefel zu schreiben gewesen wäre.

Eines muß ich Dir auch noch in treu-väterlicher Vermahnung, und mit Ernste hiermit injungiren, daß Du doch in Deinen Schreiben die nöthige Bedachtsamkeit, und Einrichtung des Styli besser als bishero beobachten solst. Es sind Deine bisherige Briefe so gar schlecht und recht leyerhaftig stylisirt, daß ich mich ihrer fast schämen muß, und wie gern ich sie auch einem und dem andern von unserer Familie (als welche öfters bey mir umb dich und Dein Thun sich zu erkundigen pflegen) zeigen wollte, sie bennoch Niemanden weisen darf. Du bist doch bereits die Jahre, worinnen sich das Nachdenken finden solte. Ingleichen sehe ich auch, daß Dein Caracter oder Hand im Schreiben annoch alleweil so gar schlecht und lüberlich ist. Dein jüngster Bruder, der seelige George Ludwig (dessen Schrift Ich zum Gedächtniß aufbehalte) würde Dich gewiß dißfalls beschämen können. Deswegen befleißige Dich doch einer besseren Schrift, und lege Dir zu solchem Ende eine gutte, saubere wohlleserliche Vorschrift zu, und gewöhne Dich nach selbiger vermittelst alltäglicher Uebung. Ich kann Dich aus eigener Erfahrung versichern, daß diesem methodo ich mein Schreiben zu danken habe. Ich werde Dir ins künftige genauest auf Dein Schreiben Acht haben, wie weit Du dieses mein Geheiß wirst observiren. Bisher hätte man wohl von Deiner Schrift mit jenem Comico sagen können: Habentne gallinae manus? Ich will das Beste von Dir hoffen, der große Gott secundire Deinen Fleiß, um welches Du denn herzlich bethen wirst, nebst mir, der ich bin, Dein treuer Vater C. v. Zedlitz.

Kauffung, den 10. Jan. Ao. 1695.

An meinen lieben Sohn: Conradt Sigißmunden von Zedlitz anitzo Studirenden in Sora.

Chinesische Drachen.

Jungen Leuten, die mit den Ihrigen in chinesische Ortschaften kommen, fallen besonders die vielen Papierdrachen auf, die man dort fliegen sieht. In der Kunst der Verfertigung derselben sind die Chinesen allen Völkern überlegen. Auch ältere Personen, zumal aus den höheren Ständen, sind ernsthaft beschäftigt, solche Spielwerke steigen zu lassen. Viele Drachen haben die Gestalt von Raubvögeln und der Besitzer weiß durch geschicktes Führen der Schnüre dem Drachen das Ansehen einer schwebenden Weihe, oder eines niederstürzenden Sperbers zu geben. Der britische Resident Scarth erzählt, daß er nach ihm schießen wollte, als er in Shanghai den ersten Drachen sah. Als man ihm erwiderte, es sei nur ein Kite, was im Englischen einen Sperber und einen Papierdrachen bedeutet, verstand er anfangs nicht, daß es kein wirklicher Vogel sei. Mit diesem Drachen sind die sogenannten „Boten" verbunden, welche an der Schnur des Drachen sich hinauf „spinnen". Gewöhnlich sind es hübschgemalte Riesenschmetterlinge mit ausgebreiteten Schwingen, auf deren Rücken eine Vorrichtung angebracht ist, daß sie zusammenfallen, wenn der Schmetterling den Drachen berührt. Sobald sie zusammenschlagen, senkt sich der Schmetterling, um sogleich für eine neue Luftfahrt hergerichtet zu werden. Die Technik der chinesischen Papierdrachen steht also hoch über derjenigen unserer Knaben, und es ist zu verwundern, daß nicht schon längst Exemplare dieses Spielwerks für die europäischen erwachsenen und unerwachsenen Kinder zu uns gekommen sind.

Ein schwerer Zug.

„Ihr kennt mich!" sprach er, strich den Vollbart sich
Und leert' sein Glas mit einem Zuge:
„Wo's gilt, da stell' ja meinen Mann auch ich,
Den stärksten Zug ich fuhr ihn sicherlich —
Und manchen schon fast wie im Fluge."

„Doch einmal, — laßt es offen mich gesteh'n,
Da fühlt' das Herz ich stärker klopfen, —
Die Heere standen auf den Spichern Höh'n,
Hatt' hundert Axen, da ist's mir gescheh'n,
Daß ich den Schweiß fühlt' niedertropfen."

„Mein ganzer Zug in Munition bestand,
Wo die Zigarre darf nicht glühen;
Der Blick oft prüfend wird hinausgesandt,
Am Regulator fester liegt die Hand,
Nicht die Maschin' darf Funken sprühen."

„Die Nacht war prächtig! Durch den grünen Wald
Die Bahn sich zog am Abhang nieder;
Die Sterne glühten hellauf, mannigfalt,

Und weiter, weiter ging's ohn' Aufenthalt,
Ich dacht' des Kampf's, der Waffenbrüder."

„Da hob der Wind sich durch die Wipfel sacht,
Im Wald begann ein Sausen — Wogen.
Der Telegraphendraht erklang zur Nacht;
Ein Sturm begann! Der Himmel, eh' man's dacht',
Gewitterschwer war rings umzogen."

„Die Blitze zuckten. — Die Maschine ging,
Laut donnernd, wo die Felsen ragen;
Wo sich das Echo hundertfach verfing,
Wo jeder Blitz, der zuckend niederging,
Schien zündend in den Zug zu schlagen."

„Und ist's — Ihr wißt's — bei Nacht und Sturm schon schwer,
Den Zug sicher dahin zu lenken,
So denkt — ringsum ein Flammenmeer —
Dann Pulver, an die hundert Axen schwer —
Das Andre mögt Ihr selbst Euch denken!"

„Kämpft der Soldat siegreich für's Vaterland,
Ich werd' den Mut gering nicht halten —
Doch, als ich einlief, die Maschine stand,
Ich hab' nach Oben doch den Blick gesandt, —
Mußt', wie ein Kind, die Hände falten."

Er sprach's — dann er zum Regulator griff —
Noch einen Blick entlang dem Zuge,
Ein stummer Gruß, dann der Maschine Pfiff —
Und rascher drauf der Steueraxe Griff —
Der Zug verschwindet wie im Fluge!

Fr. Brunold.

Rätsel.

An deinen Schritt gebunden, folg ich dir für und für;
Bei sonnenhellen Stunden bin ich am treusten dir.
Bald hüpf ich über Wiesen mit dir im Morgenlicht,
Bald dehn' ich mich zum Riesen, doch fürchtest du mich nicht.
Du sprichst zu dem Begleiter, er kann es nicht verstehn;
Du winkst ihm drohend weiter, er bleibt gelassen stehn.
Und wolltest du ihn schlagen, er hält's geduldig aus;
Du kannst ihn nicht verjagen, er folgt dir bis ins Haus.
Und wollt'st du ihm entrinnen, und könnt es je geschehn,
So würde sicher Jeder bei dir ein Wunder sehn.

Auflösung der Charade Seite 240:

Landsturm.

Der Ritter von Mainthal.

Eine Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge

von

J. Siegfried.

I.

Die Heerstraße hin ging langsam, singend und laute Gebete sprechend, ein Zug von Kindern. Sie trugen lange, dunkle Röcke, mit Kreuzen bezeichnet, darüber zur Seite die Pilgertasche, gar dürftig gefüllt, in den Händen den langen Stab, der sie stützen sollte am Abgrund des Alpenpfades, auf dem Sumpfe des Tieflandes und im Sande der Wüste.

Manch kleiner Fuß war schon müde geworden in den groben Pilgerschuhen, manch kleine Hand stützte sich schwer auf den Stab, aber wie sollten sie nicht? Trug doch ihr Führer, ein Mönch in rauhaariger Kutte, die Zeichen noch größerer Erschöpfung.

Er war ein kräftiger Mann, noch in guten Jahren, groß und stattlich; seine Hand, die sich jetzt zitternd um den Stab schloß, war braun und hart, als sei sie des Schwertes so wohl gewöhnt, als des Gebetes. Doch die Mittagsglut des Hochsommertages hatte sein Gesicht dunkel gerötet, sein Atem ging schwer, sein Fuß unsicher, kaum vermochte er die Augen mehr offen zu halten, und doch betete und sang er der Schar noch vor, und unverdrossen sangen auch die müden, jungen Pilger ihm nach:

„O Herr Gott, erhöhe die Christenheit,
O Herr Gott, gieb uns das wahre Kreuz wieder!“

Wohin wollten sie, die kleinen Kreuzträger?

In eine unbekannte Ferne zogen sie; das festgezimmerte väterliche Dach hatten sie verlassen, die hohe Schwelle überschritten.

Von den altbekannten Bergen der Heimat, vom engen Thal, das ihre Welt gewesen, vom heimischen Wald, dessen Rauschen ihnen schon als Wiegenlied geklungen, strebten sie einem Lande zu, auf dessen schattenlosen Ebenen die Sonne Blühen und Gedeihen versengt. Aus dem sicher umfriedeten Vaterhause zog es sie nach einer Stadt, deren Mauern seit mehr denn hundert Jahren Kampf und Streit umtobten, aus ihrem Kreise fröhlich treibenden Lebens einem fernen Grabe zu. Das Land war Palästina, die Stadt Jerusalem, das Grab die Ruhestätte des Erlösers.

Seit Jesus Christus in jenes Felsengrab des Joseph von Arimathia war gelegt worden, seitdem waren immer fromme Christen gekommen, an dem heiligen Grabe zu beten.

Da eroberten die seldschukkischen Türken oder Sarazenen Jerusalem. Von ihnen wurden die frommen Pilger verspottet, später bedrückt, endlich mißhandelt, selbst getötet.

Da machten die christlichen Könige und Fürsten mit ihren Heeren sich auf, Jerusalem den Sarazenen zu entreißen. Es gelang ihnen. Ein christlicher König ward über die Stadt gesetzt. So lange die Heeresfürsten mit ihren Scharen die Mauern Jerusalems schützten, herrschte der neue König unangefochten. Nachdem sie aber in die Heimat zurückgekehrt waren, drangen die Ungläubigen vor und hatten gar bald wieder das Land unterjocht. Wieder hefteten zahllose Krieger das rote Kreuz sich auf's Gewand und zogen aus wider die Sarazenen. Viele tausend streitbare Ritter waren gestorben, andere tausend verdorben. Da war auch der mächtige, deutsche Kaiser Friedrich I., den sie seines rötlichen Bartes wegen im Welschland Barbarossa, im Norden den Rotbart nannten, in's gelobte Land gezogen. Aber nicht rot mehr wallte ihm der Bart zur Brust hernieder, sondern weiß. Heiße Kämpfe und schier siebenzig Jahre hatten ihn gebleicht.

Der Rotbart mit seinem Heere kam an den Fluß Saleph; auf schmaler Brücke konnten die Krieger nur langsam übersetzen. Da spornt der Kaiser ungeduldig sein Roß, durch die Fluten will er und das andere Ufer schwimmend erreichen. Doch, den alle Feinde nicht bezwungen, den bezwingen die Wasser; Roß und Reiter sinken, — und die tapferen Krieger ziehen nur die Leiche ihres Kaisers an's Land.

Solches geschah 1190. Auf des Vaters Thron saß nun Heinrich der Hohenstaufe; doch schon nach sechs Jahren starb auch er. Wohl hinterließ er einen Sohn, Friedrich, doch der war ein zweijährig Büblein, wuchs in

Italia heran, und der Papst war sein Vormund. Wie hätte das Kind ein weites Reich beherrschen sollen?

So stritten sich in Deutschland Zwei um die Kaiserkrone: Philipp, der Bruder Kaiser Heinrichs, ein sehr frommer und milder Herr, und Otto IV., der Welfe, der Sohn von des Rotbarts grimmem Feinde, von Heinrich dem Löwen. Das deutsche Reich war in Zwietracht geteilt zwischen Philipps Anhängern und den Freunden Ottos, und wieder schallte der alte Streitruf: Hie Waibling! Hie Welf! zwischen den feindlichen Parteien.

Da ward Philipp, der Hohenstaufe, ermordet auf der Babenburg, (jetzt die „Altenburg" bei Bamberg) und Otto hatte nun gewonnen Spiel.

Wohl lauschten die, so gut staufisch gesinnt waren, hinaus gen Italien, ob der junge Staufenaar, der dort heranwuchs, noch nicht die Schwingen rege, aber sie lauschten vergebens.

Die Völker, die Gaue lagen schwer gedrückt unter der Fehde der Gewaltigen, der Krieg im eigenen Hause hielt sie fest, das heilige Grab ward nicht befreit.

Da standen plötzlich die Kinder auf und sprachen: „Wir vollbringen es!"

Weil der Heiland einst gesagt: „Lasset die Kinder zu mir kommen," dachten sie, nun müßten sie alle die Pilgersohlen unter die Füße binden und seinem Rufe folgen, und so weinte jetzt wohl manche Mutter dem Sohne oder der Tochter nach. Die Kinder aber zogen auf verschiedenen Straßen dahin über die Alpen, und in Südfrankreich und Italien wollten sie sich vereinigen. —

Unser Zug bestand aus etwa fünfzig Kindern, Knaben und Mädchen, von acht bis fünfzehn Jahren. Im Thale des Mainstroms hatten sie sich gesammelt, schwache waren unterwegs zurückgeblieben, neue hatten sich ihnen zugesellt, immer thalauf war's gegangen den hohen Bergzügen entgegen. Jetzt waren sie am Ufer der blauen Aare, an ihr wollten sie aufwärts bis zum Oberland.

Ein grau Gemäuer begrenzte die Straße, dahinter ragte ein dunkles Dach; in die Mauer war ein enges Pförtchen eingelassen.

Dorthin wankte der kranke Mönch; seine letzten Kräfte hatten ihn bis hierher getragen, wo er für sich und die Kinder Aufnahme zu finden hoffte, jetzt schienen sie ihn zu verlassen. Da that sich das Pförtchen auf, und heraus trat eine Frau im schwarzen Gewand mit der Witwenschneppe auf der Stirne. Sie schob ein kleines, kaum sechsjähriges Mädchen vor sich her, das sich schluchzend an das faltenreiche Gewand der Frau angeklammert hatte, und schritt auf den Mönch zu. Doch erschreckt hielt sie inne,

da dieser plötzlich wankte und mit schwerem Stöhnen sich gegen die Mauer lehnte. Schon wollte die Frau sich ratlos wieder der Thüre zuwenden, da trat aus dieser ein großer, hagerer Mann, in schwarzer Ritterkleidung, mit bleichem Gesicht und finsteren Augen: „Tretet ein, ehrwürdiger Mann," sprach er zu dem Kranken, „und ruhet Euch mit den frommen Kindern unter unserem Dache aus."

Unwillig fuhr die Frau den Sprechenden an: „Wo soll ich die große Schar beherbergen?"

„In der Halle," gab er kurz zurück, und ohne auf die weiteren Einwände der Frau zu achten, winkte er die zwei kräftigsten Knaben des Zuges herbei, die ihren Führer stützen und in das Haus bringen mußten; die andern Kinder drängten hinter ihnen her. —

Der Sommerabend war hereingebrochen. In der kahlen Halle des düsteren Hauses lagen, auf Stroh gebettet, die Kinder in tiefem Schlaf. Allzuwohl gesättigt waren sie nicht, die armen, kleinen Pilger; die Abendsuppe hatte mehr Wasser als Mehl und Schmalz enthalten, aber nach langer, langer Wanderung ruhten sie wieder einmal unter einem Dach und streckten ihre Glieder auf einem zubereiteten Lager; ach, wie that der Schlaf so wohl!

Zunächst der Thüre aber erhob sich jetzt leise ein Knabe und drückte dieselbe sachte auf. Draußen erspähte er die enge, winklige Treppe, stieg hinauf und glitt suchend an mehreren geschlossenen Thüren vorbei, bis er hinter einer derselben schwere Atemzüge vernahm. Durch diese schlüpfte er; in der Kammer lag der kranke Mönch mit geschlossenen Augen und dunkelrot glühendem Gesicht. Da der Knabe sich über ihn beugte, öffnete der Kranke die Augen.

„Wernher?" fragte er matt.

„Ich bin's," sprach der Knabe; „was kann ich für Euch thun?"

„Wasser," gab jener zurück und schloß wieder die Augen.

Der Knabe sah sich in der Kammer um; sie war unwirtlich wie die Halle; ein Holzkrug stand in einer Ecke, aber er war leer. Diesen erfaßte er und eilte hinaus. Vor der Schwelle sprang ein großer, löwengelber Hund empor und begrüßte den Knaben mit fröhlichem Wedeln.

„Hast du mich aufgefunden, mein Wölflein?" sprach dieser und legte die freie Hand auf den glatten Kopf des Hundes. „So zeige mir nun auch, wo wir Wasser finden."

Als hätte der Hund seinen jungen Herrn verstanden, sprang er dem Knaben voraus mit lustigen Sätzen über enge Gänge, schmale, steile Treppen, einen unsaubern Hof, auf dem Stallthür und Scheunenthor schief

in den Angeln hingen, durch die Lücke einer zerfallenden Einzäunung hinaus ins Freie.

Wieder lag der Mönch allein in seiner Kammer, da that sich noch einmal die Thüre auf, und jener finstere Mann, der ihm und den Kindern Herberge angeboten hatte, schritt an das Krankenlager.

Lange schaute er auf den Leidenden, der fest zu schlafen schien. Nun rauschte auch ein schleppendes Frauengewand durch die Kammer, und die Frau mit der Witwenschneppe stand hinter dem Ritter.

Er wandte sich zu ihr zurück und deutete auf den Schlafenden.

„Der kann morgen nicht weiter ziehen."

„Und ich soll die hungrige Schar im Hause behalten?" eiferte die Frau. „Meinen größten Kessel haben sie mir heute leer gegessen."

„So sende sie weiter," sprach er ruhig.

„Wenn der Herr Bruder sie führen will," meinte sie spöttisch.

„Thörin," rief er rauh, „sind Deine Augen blöde, daß sie den Vorteil nicht sehen, den dieser Unfall uns gewährt!"

Sie sah ihn fragend an, er aber fuhr fort: „Sebaldus, der Schreiber, muß sie führen! ihm übergeben wir das Mägdlein, und das ist gewiß, Frau Schwester, er führt es, so weit ich ihm gebiete!" — ein böses Lächeln ging über das düstere Gesicht — „selbst bis in den Tod!"

Die Frau sann nach, dann fragte sie: „Wo weilt er?"

„In der Zähringerstadt stromauf, ich sende Deinen schnellsten Buben heute Nacht noch ab, ihn zu holen."

„Und bis er kommt, soll ich ein halbes hundert Kinder durchfüttern? Nichts da, Herr Bruder, morgen müssen sie zu guter Zeit ihres Weges ziehn!"

„So mag ihnen der rote Jörg das Geleite geben, bis Sebaldus zu ihnen stößt."

„Der will der Dirne wohl," warf sie ein.

„Um so williger wird sie mit ihm ziehen," schnitt er jeden weitern Einwand ab.

Hatte sich der Kranke geregt? Nein, er lag wie vorhin noch schlafend da. Vor der Thüre aber klangen rasche Tritte, und der Knabe kam fröhlich herein, den gefüllten Wasserkrug in der Hand.

„Was soll's, Bube," herrschte der Ritter ihn an.

Doch trotzig hob der Knabe das Haupt. „Ihr seht es, ich bringe Wasser, der fromme Vater verlangte darnach."

„Zurück auf Dein Lager, Bube! Du siehst, der Kranke hat gute Pflege."

Der Mönch hatte während des Wortwechsels die Augen geöffnet und winkte den Knaben herbei. Dieser eilte trotz des Ritters Gebot an das

Lager; der Kranke schien etwas sagen zu wollen, doch seine Blicke streiften die zwei andern fremden Gestalten und stöhnend schloß er wieder die Augen.

„Schlaft wohl, Pater Ambrosius," sprach der Knabe freundlich, „möget morgen wieder wohl auf sein." Und mit kurzem Gruß verließ er das Gemach.

Draußen hatte wieder der Hund gewartet. „Wollen froh sein, mein Wölflein," sprach der Bube, „wenn wir morgen das alte Eulennest verlassen." — — —

Der nächste Morgen stieg goldig klar über der Welt auf. Das unfreundliche Haus vermochte er doch nicht hell und licht zu machen. Die kleinen Pilger hatten sich im Hofe geschart, der schwarze Ritter war bei ihnen.

„Der ehrwürdige Vater vermag noch nicht weiter zu ziehen," sprach er, „doch seid unbesorgt, eine Strecke giebt euch ein sichrer Mann das Geleit, bis euer neuer Führer, der weise Sebaldus, sich zu euch gesellt; der wird euch dann treulich weiter führen auf eurer frommen Fahrt."

Ein Knecht mit gutmütigem Gesicht und kurzgeschornem, roten Bart war an die Spitze des Zuges getreten. Da brachte die Hausfrau wieder das kleine Mädchen, mit dem sie gestern dem Zuge entgegen getreten war, ans dem Hause. Die Kleine weinte bitterlich und wollte zurück ins Haus flüchten, doch ein großer Bube wehrte mit rohem Lachen ihren Eintritt.

„Zieh hin, Du ungute Dirne!" schalt die Frau. „Was greinst Du? Sollst zu Gott gehn und das heilige Grab erlösen!"

Der Ritter aber faßte das Kind bei der Hand und führte es dem roten Jörg zu.

„Du bürgst uns für das Mägdlein, daß ihm kein Unfall geschieht, bis Du es Sebald, dem Schreiber, überantwortest. Der soll es mit den Kindern gen Welschland geleiten, wo des Dirnleins Vater weilt." Er zog eine Pergamentrolle mit herabhängendem, großen Siegel aus dem Gewand. „Dies übergiebst Du dem Schreiber, es ist des Mägdleins wegen geschrieben."

Die Kleine hatte Zutrauen gefaßt, da sie sah, daß ihr Freund, der rote Jörg, sie geleiten und sie zum Vater bringen sollte. Tapfer schluckte sie ihr Weinen hinunter und getröstet schritt sie an der Hand des Führers dem Kinderkreuzzug voran.

Es war ein lustig Wandern mit dem roten Jörg. Er führte die Kinder durch schattige Wälder oder über grüne, frisch geschnittene Matten. Unter jedem Dach schien ihm gute Gevatterschaft zu wohnen, die den Kindern Rast und Erquickung bot oder Wegzehrung mitgab an Obst und schwarzem

Hausbrot. Da das Kind an seiner Seite bald ermüdete, nahm er es auf den Arm, und da er sah, wie mühsam sich viele Kinder im Zuge noch weiter schleppten, bezog er frühes Nachtquartier in einer Scheune, als die Sonne noch lange nicht ans Niedergehn dachte.

Als die Kinder des andern Morgens die Weiterwanderung antreten wollten, war ihr neuer Führer, der Schreiber Sebaldus, angekommen. Er war nur ein kleines, geringes Männlein im langen Pilgerkleide, sein Gesicht faltig und bleich, der Blick scharf und lauernd. Den Kindern hatte der rote Jörg besser gefallen, und die erfahreneren unter ihnen schüttelten wohl auch still das Haupt. Wird der schwächliche Mann die weite Wanderschaft wohl ertragen, nachdem ihr erster Führer, der kräftige Pater Ambrosius, vom Fieber ergriffen und krank zusammen gebrochen war? Und nun mußte auch der freundliche Knecht scheiden, der dem Schreiber Sebaldus die Pergamentrolle übergab, die dieser schnell entfaltete, las und mit einem bösen Blick, der über das zarte Kind glitt, in die Falten des Pilgerrockes schob. Jörg empfahl ihm die Kinder im Allgemeinen, das Dirnlein im Besondern, tappte wohlwollend schwerfällig ein paar Flachsköpfen auf die blonden Scheitel, steckte einem kleinen Kraushaar eine eigenhändig geschnittene Rohrpfeife zu und wandte sich dann zur Heimkehr.

Weinend wollte die Kleine ihm nachlaufen, aber Sebaldus faßte mit knöchernen Fingern ihr Handgelenk und zog sie voran. Erst als der rote Jörg längst entschwunden war und dichter, tiefer Wald zu beiden Seiten der Heerstraße stand, ließ der neue Führer das weinende Kind los und es unbekümmert im Troß der übrigen ziehen. Hier entsprang es sicher nicht. Wenige achteten des Mägdleins, nur der Knabe, der dem kranken Mönch den Wasserkrug gefüllt hatte, warf von Zeit zu Zeit einen Blick nach der Kleinen, in dem aber eben so viel Geringschätzung wie Mitleiden zu erkennen war.

Er ging in den letzten Reihen, nach seiner Größe und Stärke aber hätte er einer der ersten sein können. Auf seinem Gesicht stand nicht schwärmerische Begeisterung. Zwar trug auch er den langen Pilgerrock, doch statt des leichten Stabes führte die nervig braune Hand einen wehrhaften Stock, im Ledergürtel steckte ein schneidig Handmesser, und trotzig und kampfbereit, wie sein Gewaffen, blitzten auch die braunen Augen des Buben drein.

Hinter dem Knaben schritt gemächlich der riesige, löwengelbe Hund. Unversehens schob dieser seine feuchtkalte Schnauze an die schlaffherabhängende Hand des kleinen Mägdleins, die in Folge dessen, von neuem schreiend, erschreckt zur Seite sprang.

Der Hund tauschte mit seinem Herrn einen verständnisvollen Blick aus: „Mit solch dummer, kleiner Dirne ist nichts anzufangen.“

Aber die dumme, kleine Dirne war nun einmal im Zuge, und die Beiden schienen die Verpflichtung zu fühlen, deren Vorwärtskommen zu überwachen. Sie gingen lautlos hinter dem Kinde her; das fühlte die Nähe des zottigen Ungeheuers und wagte kein Entspringen, auch als der Wald sich gelichtet hatte.

Es war fast Mittag geworden. Jetzt lag ein Hofgut an der Straße; das hohe Strohdach war durch Obstbäume fast verborgen. Zwei Frauen trugen einen Korb voll Frühbirnen.

„Trine,“ rief die Bauerfrau, „lauf, daß Du mir die Buben nicht auf die Straße lässest, sonst möchten die auch mit ziehen!“ Damit sandte sie die derbe Magd in den Hof; sie selber aber stellte ihre Last zur Erde und begann, die Birnen an die jungen Wanderer auszuteilen.

Fröhlich lachte die behäbige Frau, da so viele Hände eifrig nach den Früchten griffen, und bald war der Korb geleert. Nur der große Knabe hatte von ferne gestanden und spöttisch die Hast seiner Reisegefährten mit angesehen.

Sein gestählter Körper bedurfte der Labung noch nicht.

Doch die Bäurin hatte ihn und seine leeren Hände bemerkt und reichte ihm die letzten Birnen hinüber.

Schon wollte er den trotzigen Kopf schütteln, da streifte sein Auge die Kleine, die aus Schüchternheit nicht gewagt hatte, sich an den Korb zu drängen, und mit kurzem Nicken nahm er die gebotenen Früchte.

„Da nimm!“ rief er dem furchtsamen Kinde zu und warf eine schöne Birne zu ihr hinüber.

Das aber, durch den Wurf erschreckt, duckte sich; so traf es die Frucht an die Stirne, die an der getroffenen Stelle zur Beule anschwoll. Natürlich war das Anlaß zu neuem Geschrei.

„Dummes Dirnlein!“ brummte der Bube. „Und solch zimpfere Docken will zum heiligen Grab wandern! — Wolf!“ Der Hund hob aufmerksam den Kopf. „Geh, heil sie!“

Wolf ging auf das Kind los mit soviel Biederkeit, als ein riesiger Hund mit aufgesperrtem Rachen und herabhängender, blutroter Zunge nur zu Wege bringen kann. Mit letzterer wollte er sein Liebeswerk an der geschwollenen Stirne thun. Aber wieder wollte das dumme Dirnlein weder des Herrn noch des Hundes wohlmeinende Absicht verstehen und schrie so mörderlich, daß der Führer Sebaldus sich zu seiner Pflegebefohlenen umwandte:

„Schweig, unnütze Dirne, und dank dem heiligen Schutzpatron, der dich zu Gott führen will." Zum Knaben aber sprach er: „Schau auf das Ding und halt es fein in Zucht; ist ein gottlos Dirnlein, von gottlosem Vater."

Finstern Blickes maß der Knabe den herben Mann im Pilgergewande, dann ging er auf das Kind zu und erfaßte dessen Hand.

„Brauchst Dich nicht zu ängsten, Mägdlein," sprach er freundlich, „vor mir nicht und auch nicht vor meinem Wölflein. Das richtet mehr aus als die weise Kräuterfrau. Drum laß Du mein Wölflein nur machen, wirst sehen, die Beule thut gleich nimmer weh."

War der Vorschlag nicht gut gemeint? Allein die kleine Dirne wollte ihn nicht verstehen. Wieder zogen sich die Mundwinkel herab und Augen und Stirne zusammen, als sollte das Weinen von vorne beginnen, aber sie raffte sich auf und sagte weinerlich: „Bleib' Du lieber bei mir."

Der Knabe sah auf sie herab und fragte: „Ist selbe schwarze Frau Deine Mutter?"

„O behüt' Gott! Nein, habe keine Mutter mehr."

„Wer war sie dann?"

„Die Frau Base ist's; o die ist bös!"

„Hast denn auch keinen Vater mehr, daß Du bei der Base sein mußt."

„Der Vater ist fort," — sie näherte sich geheimnisvoll dem Knaben, — „weit, weit fort, — will den Kaiser Philipp wieder lebendig machen. Du darfst's aber keiner Menschenseele vertrauen," schloß sie wichtig.

„O Mägdelein, der ist tot und bleibt tot. Wohl weiß ich's noch, wie selbig Mal die Ritter von der Babenburg heruntergejagt sind. Hilf Gott! Unser guter Kaiser ist erstochen. — War just draußen bei den Schafen. — Heilige Mutter! Wie habe ich gegreint und bin doch dazumal noch ein dumm Büblein gewesen, das hell nichts verstanden hat von den Geschichten. Hernach ist das Volk aufgestanden, hat nach den Mördern gesucht im Steigerwald und im Mainthal. Und wenn sich ein Blättlein gerührt hat im Wald, habe ich dummer Bube gemeint, jetzt brechen sie vor, habe den Stecken gefaßt und gedacht: Ich fange sie gewiß. Und wenn sie auf dem Main geflößt haben, gen Würzburg zu, da habe ich gemeint, die Mörder müßten auf dem Floß sitzen und habe gerufen, durchs ganze Gau: Haltet, haltet!"

Die Kleine hatte still zugehört, da aber Würzburg genannt wurde, ging ein Freudestrahl durch ihr verschüchtert Auge.

„O Würzburg! Gelt, da ist's schön!"

„Ja, bist denn Du von Würzburg, kleines Dirnlein? Wie bist hernach zu selber bösen Frau gekommen?"

„Freilich bin ich von dort; auf der Burg habe ich gewohnt, beim Vater und habe Hühner gefüttert und Tauben. Mein Vater hat Knechte gehabt und Rosse und hat mich einmal auf eines gesetzt und hat gelacht, weil ich dann geschrieen habe."

„Bist ein recht Häslein Du, immer gleich zu greinen. Und hernach?"

„Hernach ist der Vater fort, und jetzt macht er den Kaiser Philipp wieder lebendig."

„Höre!" sagte der Knabe sehr entschieden, „so dumm rede nimmer, der Kaiser ist tot und bleibt tot."

„Ich hab's aber doch gehört, wie's der Vater gesagt hat zum Truchseß," beharrte das Kind eifrig, „‚ich mach euch den Kaiser wieder lebendig,' sagte er, ‚in Italien lebt er wieder auf!' Schau, sogar den schweren Namen habe ich behalten, da muß es doch richtig sein."

Der Knabe blickte zu Boden. „Und dann ist der Vater mit Dir fortgeritten und hat Dich zur Base gebracht?"

„Ja," sprach das Kind kleinlaut, „und nachher bin ich allein bei der Base geblieben."

Der Knabe schwieg. Jetzt, da sein trotzig Gesicht in tiefem Nachsinnen zu Boden gerichtet war, schien er älter und gereifter denn vorher. Er nickte ein paar Mal und sein düsterer Blick suchte den voranschreitenden Sebaldus.

„Wie heißest Du, Mägdelein?"

„Gertrud —; ist's nicht ein schöner Name? Und wie ist Deiner?"

„Wernher," gab er kurz zurück. „Wie aber heißt Dein Vater?"

Die Kleine schlug ihr verwundert Blauauge zu ihm auf. „Vater!" sagte sie, als ob sich das von selbst verstände.

„So sagst Du, Trudlein, doch wie nennen ihn die Andern?"

„Herr, sagen sie."

„Aber wie noch?"

Die Kleine sann nach. „Ritter Konrad nennt ihn der Truchseß."

Auch der Knabe schien nachzusinnen, aber er schüttelte den dunkeln Kopf.

„Er muß doch noch einen Namen haben; sinne nach, Trudlein, besinne Dich!"

Sie erklärte bestimmt: „Nein, wahrlich nein."

„So sag' an, wie ist's weiter gegangen?"

Es war doch ein jämmerlich Ding, denn schon zog es wieder ein weinerlich Gesichtchen.

„Fange nur gar nicht an," wehrte gutmütig der Bube; „kann mir schon denken, wie's gegangen ist. Böse hast Du's gehabt und viel Schläge gekriegt."

„Ja, und der Bube, der Fridolin, ist noch viel ärger gewesen als seine Frau Mutter. Aber am meisten habe ich den Wingertsbühler gefürchtet."

„Ist das der Ritter?"

„Ja, der Frau Base ihr Bruder. Ein paar Tage bin ich dort gewesen, da ist er gekommen."

„Und dann?" fragte Wernher eifrig.

„Ich hab's wohl vernommen, vom Vater haben sie geredet und von mir."

„Was sagten sie?"

„Weiß just nicht recht. Das schwere Wort Italien haben sie auch gesagt."

„Und weißt Du sonst nichts mehr von ihren Reden? Trudlein, besinne Dich!"

„Wohl, wohl. Das hat der böse Ritter gesagt: ‚Verlaß Dich darauf, Frau Schwester, die Kinder kommen aus dem Unterland hier durch.'"

„Und das hat er vor Deinen Ohren geredet, Trudlein?"

„Er wußte nicht, daß ich dabei war. Und da er mich erschaut, faßte er meinen Arm, schau so" — sie suchte des Knaben muskelstarken Arm mit ihren dünnen Fingerchen zu umklammern — „und warf mich über die Schwelle. Und jetzt soll ich das heilige Grab erobern," schloß das Kind mit einer Jammermiene, ob der selbst ein wilder Türke mit krummem Säbel sich erbarmt haben würde.

Der Bube aber mußte laut auflachen und wandte sich zurück zu seinem Hund: „O Wölflein, hast's gehört? Selb verzagt Dirnlein, das deine Schnauze fürchtet und vor deiner roten Zunge schreit, will den Sarazenen Jerusalem abjagen!"

Die Freundschaft war geschlossen. Das Kind, das erbarmungslos von hartherzigen Verwandten auf die Landstraße gestoßen war, hatte einen Schützer gefunden, und wie schnell sollte es diesen brauchen!

Die Nacht brach an. Im tiefen Wald auf feuchtem Moos wurde gerastet. War auch die Sommernacht warm, der unheimliche Ruf des Käuzleins, das gespenstische Huschen des Nachtgetiers unterbrachen die Stille, und das ermüdete Kind konnte vor Grauen keinen Schlaf finden. Bei dämmerndem Morgen ging es weiter. Wie mancher Fuß schleppte sich müde und schwer trotz der Nachtruhe, wie manches Haupt senkte sich in brennender Glut trotz des innern Frostes. Den Kräftigsten der Schar war dieser Anblick ein gewohnter. Neue Pilger schlossen sich fast in jedem Dorfe an, andere blieben am Wege liegen, vom Fieberfrost geschüttelt. Wer dürfte sich verweilen, um sich für ihr weiteres Geschick zu sorgen? Vorwärts, immer vorwärts ging der Zug, und die jungen Stimmen sangen:

„O Herr Gott, erhöhe die Christenheit,
O Herr Gott, gieb uns das wahre Kreuz wieder.“

Auch das Trudlein erhob sich mit krankhaft glänzenden Augen; forschend betrachtete es Sebaldus.

„Habe fein Acht,“ sprach er zum Knaben, „daß die Dirne nicht zurückbleibt.“

„Werde schon Sorge tragen,“ gab dieser zurück, und da der Schreiber sich zum Vorangehen wandte, sprach er ihm düster nach: „Versteh' ihn gar wohl, den Wicht samt der Frau Base und dem gestrengen Herrn Ritter.“ Er faßte des Kindes Hand. „Komm, wir wollen weiter, brauchst aber nicht zu hasten, ist kein Schade, wenn wir den Zug verlieren.“

Sie sah ihn erstaunt an. „Willst denn Du nicht das heilige Grab befreien?“

Er lachte kurz auf. „Freilich wohl, aber mit den Strohdocken komme ich nicht hin; die liegen am Weg, bevor wir gen Italien kommen.“

Sie traten aus dem Wald, vor ihnen glänzte ausgebreitet die Alpenkette. Wie ein schimmernd Wunderreich stand sie da, in Morgenduft getaucht, der die scharfen Kanten der einzelnen Spitzen zu dämpfen schien. Wernher streckte den braunen Arm aus: „Schau, Mägdlein, da hinüber müssen wir. Doch Du habe keine Sorge, Du darfst nicht mit, Dir finde ich schon was, wo Du bleiben magst, sei fein getrost, Trudlein.“

Das versprach der angehende Kreuzritter so zuversichtlich, als kenne er schon Leute und Gelegenheit in dem fremden Lande.

„Willst Du nicht auch zurückbleiben?“ fragte das Kind und umschloß fester die Hand seines Begleiters.

„Nein, Trudlein,“ wehrte er entschieden und wies noch einmal nach den Alpen. „Da hinüber will ich ins gelobte Land und ein Reitersmann werden; ja, das will ich!“

Gertrud war wenig erbaut von seinem Unternehmen.

„Dann bleibe ich aber ganz allein,“ sagte sie weinerlich.

„O Trudlein, meinst, Du könntest mir's ausreden, wenn schon mein Mütterlein nichts anders hat thun können, als mich ziehen lassen?“

„So nimm mich mit, Wernher,“ schluchzte das Kind, „bis ich den Vater finde.“

Doch Wernher blieb dabei: „Du kommst nicht hinüber über die Schneeberge, und Deinen Vater können wir in Welschland nicht finden, weil Du seinen Namen nicht weißt. Doch sei getrost, ich versorge Dich.“

Er ballte die Faust hinter dem Führer. „Blos weil ich dem Männlein was anthun will. Jetzt greine nicht, Du,“ sagte er barsch zu der

Kleinen, um sich von ihrem Jammer nicht erweichen zu lassen, „hilft Dir doch all nichts."

Vornen gab's jetzt eine Störung, denn mitten auf der Heerstraße stand ein alter Bauer. Eisengraues Haar hing ihm um das gebräunte Gesicht bis auf die Schultern; um den Linnenrock gegürtet trug er das Schwert; über dem Rücken lag der kostbare Tuchrock, mit allerhand Knöpfen beladen. Zwar war Sommerszeit, und heiß brannte die Sonne herab, doch gehörte das Tuchgewand zum Feierkleide des freien Bauern so gut wie die Lederhaube, die mit Schildchen und bunter Seide gar kunstvoll geschmückt war. Drum mochte die Sonne zur Erde brennen, daß selbst dem Fischlein im Bache warm wurde, der Bauer trug das schwere Ehrengewand wie ein Kriegsheld sein Erzhemd als ein Zeichen seiner Würde. Neben ihm hielt ein Bube ein stolzes Roß. Der Bauer neigte das Haupt, da die Kreuzfahrer heranschritten, doch er wich mit keinem Schritt von der Mitte des Weges, und auch sein Knabe mit dem Tiere blieb wie angewurzelt stehen. Der Zug mußte sich teilen, um an den Dreien vorüber zu kommen.

Als Letzte kamen Wernher, Gertrud und Wolf.

„Schaut, Vater," sprach der Bube, der das Roß hielt, „das Mägdlein ist nicht halb so groß als ich und zieht doch mit."

„Dem Dirnlein wäre wohler daheim," sprach der Alte kurz, „Du aber Bube gehst jetzt zurück."

Der Knabe wagte keinen Widerspruch. Aus allmählich ansteigenden Matten hob sich ein gekreuzter Zaun und dahinter ein hohes Strohdach; dorthin wandte sich der Bube.

Der Vater aber bestieg sein Roß und ritt gemach nach der Richtung, aus welcher die Kinder gekommen waren. Wernher schaute ihm nach. Der graue Eisenkopf gefiel ihm. Der gab gewiß nicht preis, was er einmal ergriffen hatte! Ja, wenn das Trudlein unter jenem Dache geborgen wäre!

„Der alte Mann trug ein Schwert; ist er ein Ritter?" fragte Gertrud.

„Das trägt der freie Bauer so gut wie der Ritter. Der sitzt frei auf seiner Hufe."

„Wohin will er?"

„Wohl fort, den Grenzstein zu setzen oder zur Versammlung unter den Baum. Doch komm, Trudlein, dorthin geht jetzt unser Weg."

Dabei faßte Wernher ihre Hand und wollte entschlossen dem fremden Buben auf den Hof nacheilen. Doch er ward aufgehalten.

Sebaldus hatte die Bewegung der Beiden gesehen und blitzschnell war er an ihrer Seite.

„Voran, Du fauler Knecht, voran!" rief er. „Schreite zu, Du unnütze

Dirne. Möchtest dahinten bleiben, Dich dem frommen Werke entziehen! Schreite zu, gottlose Dirne, und singe!"

Und mit unangenehmer, scharfer Stimme fiel er ein in die fromme Weise der Kinder:

„O Herr Gott, erhöhe die Christenheit,
O Herr Gott, gieb uns das wahre Kreuz wieder."

Der Bube knirschte mit den Zähnen. Einen Augenblick zuckte die Hand nach dem Messer im Gürtel, und ein Wink rief den Hund dicht an seine Seite, aber er bezwang sich. Den, der das Trudlein vor Gewalt schützen sollte, hatte das Roß waldein getragen, und wenn der Knabe auch mit dem Kinde in den Hof flüchtete, was konnten die hörigen Leute unternehmen, während der Herr fern war. Wortlos, aber mit drohendem Gesicht, schritt Wernher mit dem Kinde dem Zuge voran. Sebaldus ließ die Beiden nicht mehr aus dem Auge.

Jetzt tauchten braune Dächer auf. In geordneten Reihen standen die Häuser, und unter ihnen schaute ein Jagdschloß stattlich in den Strom, der mächtig daher rauschte zwischen steilen, bewaldeten Ufern.

Sie wollten in der Stadt Mittagsrast halten, aber das Brücklein fehlte, das sie hinüber leiten sollte.

Sebaldus führte die Schar stromauf, immer dem Fluß entlang, der in scharfer Biegung eine Landzunge umschloß. Wernher hatte die klugen Augen aufmerksam umhergeschickt. Dort, fern —, lag der einsame Bauernhof, aber das mißtrauische Auge des Führers machte ein heimliches Entweichen unmöglich.

Gertrud hielt sich kaum mehr aufrecht. Endlich sah man gegenüber die Hütte des Fährmanns liegen, und Sebaldus rief mit kreischendem Halloh ihn und sein breites Boot herbei.

In der Stadt war der Zug bemerkt worden, und eine große Menschenmenge sammelte sich am andern Ufer.

Sebaldus trat auf Gertrud zu, seine Finger umschlossen hart die schmale Schulter der Kleinen, während das Kind unter seiner Hand vor Fieber und Angst zitterte. Wernher sah mit dräuendem Blick auf den Schreiber.

Dem freien Sinne des Knaben deuchte die Stadt jenseits ein Gefängnis, aus dem er nimmer das schwache Mägdlein würde erretten können. Er wußte es gar wohl: ward das kranke Kind noch weiter geschleppt durch den Sonnenbrand des Mittags auf wunden Füßen und mit fiebrigem Froste, dann blieb es liegen, wie all die vor ihm, und starb am Wege, noch ehe der Abend kam.

Jetzt war das Fährboot bei den Kindern angelangt. Mehr als zwanzig Kinder drängten hinein. Sebaldus hielt mit der einen Hand immer noch

das Trudlein fest, mit der andern wies er herrisch den Knaben in die Fähre. Aber mit spöttischem Lachen stellte sich Wernher an Gertruds Seite, und auch Wolf schob sich als weidlicher Kämpe zwischen das Kind und den argen Mann.

Dieser bebte vor Zorn, aber er war zu feige, einen Kampf mit dem Knaben und dem Hund aufzunehmen, und begnügte sich, das arme Kind um so härter zu fassen. Wimmernd wand dasselbe sich unter seiner Hand.

Diese Mißhandlung reifte in dem Knaben den Entschluß. Noch hier, vor dem Betreten der Stadt sollte er zur That werden. Sein blitzendes Auge maß die Breite des schnell dahin schießenden Stromes, es prüfte des Mägdleins federleichte Gestalt, die Entfernung bis zum Bauernhof. Seinem geraden Sinn erschien es ebenso zweifellos, daß er das Trudlein retten werde, wie, daß die wildfremden Menschen im Hofe das kranke Dirnlein barmherzig aufnehmen und verbergen würden. Sollte er jetzt, in diesem Augenblick das Kind auf die Arme nehmen und mit ihm in den Wald entweichen?

Es war zu spät.

Die Kinder waren am jenseitigen Ufer angekommen. Hundert freundliche Hände hatten sich den jungen Kreuzfahrern zum Willkommen entgegengestreckt. Die Fähre kreuzte wieder den Strom, um auch die Zurückgebliebenen herüber zu tragen, und der Müller unten am Fluß hatte sein Boot gelöst, wohl, weil ihm ihre Zahl zu viel dünkte für die Belastung der Fähre. Ehe Wernher dem Manne das Kind abgerungen haben konnte, mußte der Fährmann am Ufer angelangt und mit ihm ein kräftiger Gegner mehr auf dem Kampfplatz erschienen sein. Schon knirschte der Kiel über die flachen Kiesel.

Sebaldus, die dürren Finger immer noch in Gertruds Achsel grabend, stieg zuerst ein und stieß das Kind in die Spitze des Fahrzeuges. Erst als er es sicher im Fährboot wußte, wandte er sich, um das Einsteigen seiner übrigen Pflegebefohlenen zu überwachen.

Wernher hatte sich gleichmütig in das Boot geschwungen und Wolf war natürlich hinter seinem Herrn her. Der Bube war schnell an Gertruds Seite, kehrte ihr aber den Rücken und that, als gäb's nichts Besseres zu schauen, als das Spiel der Wellen.

Jetzt war der Letzte im Fährboot, und Sebaldus atmete auf. Bisher hätte er, wenn es zu offenem Streit kam, im besten Fall nur die schwachen Kinder auf seiner Seite gehabt, und diese scheuten den trotzigen Gesellen und seinen großen Hund. In der Stadt aber wußte er für sich mächtige Gönner; hatte er doch vor zwei Tagen erst auf des Ritters Gebot diese

Stadt eiligst verlassen. Hier konnte er sich des Knaben entledigen, und dann wurde das Mägdlein schutzlos weiter geschleppt, bis — nun bis es am Wege starb wie hundert andere arme Kinder, die voll schwärmerischer Begeisterung das heilige Grab hatten befreien wollen. So wollte es der mächtige Freund seines Herrn, der Ritter vom Wingertsbühl, und des Schreibers grausame Seele fand sich bereit, um verheißenen, goldnen Lohn das böse Werk zu vollbringen.

Aber auch der Knabe kannte die Gefahr, die dort seiner und des Kindes wartete.

Sie waren jetzt mitten auf dem Fluß. Gertrud schaute stumpf vor sich hin; sie war zu matt, selbst zum Weinen, das sie bisher doch so fleißig geübt hatte.

Plötzlich fühlte sie sich erfaßt, empor gehoben, — dann umfing sie eine eiskalte Flut und sie verlor das Bewußtsein. —

Wernher hatte das Kind ergriffen und den Sprung in den Strom gewagt, noch ehe Jemand auf dem Schiffe auch nur seine rasche Bewegung beachtet. Als er mit dem scheinbar leblosen Kinde wieder auftauchte, hörte er hinter sich vielstimmiges Geschrei und zu seiner Beruhigung dicht an seiner Seite das Schnaufen des schwimmenden Hundes, und jetzt arbeitete er mit aller Macht, das Ufer zu erreichen, das sie soeben verlassen hatten. Aber er hatte seine Kräfte überschätzt, der Strom riß ihn dahin. Sein rechter Arm umklammerte das Kind, sein linker war nicht im Stande, allein die Gewalt der Strömung zu brechen. Wohl hatte der treue Wolf mit festen Zähnen des Knaben Gewand erfaßt, aber die Fluten hatten auch ihn fortgerissen und so trieben sie willenlos auf den Wellen stromab.

Schon ging der Atem schwer keuchend aus des Knaben Brust, schon mußte er seine letzte Kraft aufbieten, sich und das Mägdlein über den Wellen zu halten, da zog es ihn hinab wie mit übermenschlichen Armen, die Bewegung der Glieder war machtlos in dem kreisenden Trichter der Wellen; er war in einen Wirbel geraten und ward von diesem in die Tiefe gezogen.

Auch ihm schwanden die Sinne. Wie im Traum fühlte er eine krampfhafte Bewegung des Kindes, noch einmal wollte er die kräftigen Glieder rühren, da zuckte ihm jäher Schmerz in der Seite, als würde das Fleisch ihm aufgerissen — dann fühlte und wußte er nichts mehr.

In des Müllers Kahn erwachte er zum Bewußtsein. Der Müller, der sich stromauf gearbeitet, hatte die dahintreibenden Kinder erblickt und mit seinem Stechruder noch glücklich den Knaben mit dem Mädchen erhascht, als die wiederkehrenden Wasser sie im Strudel an die Oberfläche



1882. Zur Erzählung: Der Ritter von Mainthal. 15.

gehoben hatten. Nachdem die Kinder im Kahn geborgen, war auch ein triefender Hund herübergesprungen und hatte sich winselnd neben seinen leblosen Herrn gelegt.

Sebaldus hatte dem Schicksal der Kinder ohne einen Versuch der Rettung zugesehen. Als der Strudel sie erfaßt und, wie es schien, in den Tod hinabgezogen hatte, war durch sein faltiges Gesicht ein Zug teuflischer Freude gegangen. Mit lauten Verwünschungen empfing er die Geretteten am Ufer.

„Fluch Dir, gottloser Bube! Hätte Dich doch der Strom hinweg geschwemmt und ersäuft, wo er am tiefsten ist!“

Die Menge umher ward erst durch diese Worte gewahr, daß der Bube nicht verunglückt, sondern entsprungen war. Ein Gemurmel des Unwillens ging durch die Reihen, denn hier lebte noch frommer Sinn in den Herzen, und wer sich dem Herrn zu gottgefälligem Werke gelobt, der mußte es auch ausführen, wollte er nicht Verachtung und Entrüstung auf sich laden.

Sebaldus benützte die Stimmung des Volkes. „Wer bin ich?“ rief er, schlug sich vor die Brust und hob seine dünne, hohe Stimme zu noch schärferen Tönen. „Gar Mancher unter Euch kennt mich! nur ein geringes Schreiberlein! Aber habt Ihr von dem mächtigen, deutschen Kaiser gehört, von Otto, dem Welfen? Ihr habt es. Er ist auch Euer Kaiser. Und habt Ihr von dem großen Rheingrafen gehört, dem Bruder des Kaisers? Ihr habt es nicht minder. Und habt Ihr gehört von dem gewaltigen Freunde des Pfalzgrafen, dem stolzen Ritter vom Wingertsbühl? — Ja, ich bin nur ein geringes Schreiberlein, aber doch haben der Kaiser und mein Herr, der Pfalzgraf, mich wert gehalten der Botschaft an den Zähringer Herzog, und doch hat der mächtige Wingertsbühler mir das Mägdlein anvertraut, das in seine Sippe gehört und sich dem Erlöser versprochen hat, zur Kreuzfahrt nach dem heiligen Grabe. Und der heillose Bube will es abwenden von dem frommen Gelübde und redet ihm ein: ‚Sag Dich los und entfliehe.‘ Und da es spricht: ‚Hebe Dich weg von mir,‘ erfaßt er's und springt mit ihm in den Strom. So helfet mir denn, den Übelthäter ergreifen, auf daß er nicht noch mehr Ärgernis gebe“ — viele Hände streckten sich nach dem Knaben aus — „Du aber, armes Mägdlein, bist gestorben, treu Deinem Erlöser, und er wird zu Dir sprechen: ‚Mägdlein, ich sage Dir, stehe auf.‘“ — Da schlug das Kind die Augen auf. Entsetzt fuhr der Schreiber zurück, aber er faßte sich schnell, schlug sich vor die Brust und schrie: „Ein Wunder, ein Wunder! Das Mägdlein war tot, und der Herr hat mich wert gehalten, daß mein Wort sie erweckte von den Toten!“

Unendlicher Jubel ging brausend und anschwellend durch die Menge. Wernher war vergessen. Die Kreuzkinder, die Männer und Frauen sanken am Ufer nieder und priesen Gott und die Jungfrau, die solches gethan hatten. Dann erhoben sie sich; das wiedererweckte, noch ganz betäubte Kind ward auf die Schulter eines kräftigen Mannes gehoben, und unter lauten Lobgesängen ging jetzt der Zug die steile Halde hinan, der Stadt zu.

Der Turm, der schroff und trutzig den Stadtgraben bewachte zur Wehr gegen den Feind, ließ freundlich eine Zugbrücke hernieder, und die friedlichen Krieger zogen darüber mit ihrem kindlichen Gesang:

„O Herr Gott, erhöhe die Christenheit,
O Herr Gott, gieb uns das wahre Kreuz wieder.“

Niemand hatte mehr des Knaben geachtet. Er ruhte still auf dem Grasrain, auf den man ihn gelegt hatte. Die Wunde, die das Stechruder ihm gerissen, blutete, der Hund lag an seiner Seite, leckte das rinnende Blut und seines Herrn Hände. So blieben sie allein zurück, während der Zug den Rain hinaufstieg und singend unter der Thorwölbung verschwand.

Stumm hatte der Bube ihnen nachgeschaut. Einmal schien das Mägdlein sich zu wenden und nach Jemand zu suchen, aber der Knabe regte sich nicht.

Als aber der Letzte unter dem Turmthor verschwunden war, richtete sich Wernher mühsam und doch trotzig auf. Der Hund sprang empor und blickte seinem Herrn erwartungsvoll ins Gesicht, als wollte er fragen: „Was nun?“ aber der Herr achtete wenig des treuen Begleiters.

Grimmig hatte Wernher die Zähne zusammen gebissen, sein dunkles Auge sprühte, er hob die Hand nach der Richtung, in welcher der Schreiber davon gezogen, er hob sie empor, als ob er einen Schwur thäte.

Er legte auch einen solchen ab, doch nicht den heiligen, sich dem Herrn zu weihen.

Was er unternommen hatte aus Mitleid mit dem Kinde, das wollte er ausführen aus Haß gegen den Schreiber. Das war sein Schwur.

Er preßte die Hand auf die blutende Seite, lockerte das Messer im Gürtel, faßte seinen Stock, der in der Fähre lag, nickte seinem Wölflein zu und wandte sich zum Gehen.

Langsam schritt er den Fluß entlang, auf den Stecken gestützt, den Hund zur Seite.

Und was war es für eine Stadt, in die das arme Trudlein im Triumph und unter Lobgesängen war getragen worden?

Das Land gehörte dem Herzog Berchtold von Zähringen, einem ge-

waltigen Herrn. Den Rittern aber auf den Schlössern ringsum war diese Macht lästig, und deshalb neckten und befehdeten sie ohne Ende des Herzogs Städte Freiburg im Üchtland und Burgdorf an der Emme. So beschloß der Herzog, zwischen diesen beiden Städten einen festen Ort zu bauen, der sollte sie schützen helfen und in Zeiten der Not dem Bürger und Bauer eine Zuflucht werden.

Er sandte seine Jäger aus, einen Platz für diesen Ort zu wählen.

Sie kamen in einen Eichwald, der von drei Seiten umgürtet war von der blauen Aare, und ein lustig Hausen dünkte ihnen das Wohnen im wellenumflossenen Eichwald.

Ein Jagdschloß des Herzogs, Nieďeck genannt, stand an der Ostspitze der Landzunge. Gen Mittag klapperte eine Mühle, die dem Herrn von Bubenberg, des Herzogs treuem Verbündeten, gehörte.

Eine hölzerne Brücke mit Türmlein führte über den Fluß.

Der Platz ward erwählt, und der Herr gebot, daß noch eine letzte Jagd gehalten werden sollte, ehe die Axt den Eichwald fälle. Das erste Tier, das man erlegen würde, sollte der Stadt den Namen geben.

Hell klangen die Hörner.

Was trottet schwerfällig heran?

Es ist ein Bär. Hallo! wie fällt die Meute über ihn her. Wohl wehrt er sich wacker mit gewaltigen Tatzen, doch die Jäger dringen herbei, vom spitzen Eisen durchbohrt, fällt er schwer zu Boden und — Bern ist der Name der Stadt.

Der Herzog übertrug seinem getreuen Kuno von Bubenberg, den Bau der Stadt zu leiten.

Schloß Nideck ward erweitert, die Häuser, nur acht Fuß breit, trugen auf steinernen Arkaden den vorgebauten Oberstock und waren mit Schindeln gedeckt. Die Seite gen Abend, die allein festen Zusammenhang mit dem äußern Lande hatte, ward durchstochen, der Graben mit Aarewasser gespeist und mit steinernen Türmen geschützt. Alles dies ward vollführt unter unaufhörlichen Kämpfen mit den mächtigen Freiherren der Umgegend.

Nach Begründung der Stadt waren Jahre hingegangen, aber noch immer dauerten die Streitigkeiten mit dem Adel fort, und in einem solchen Kampf war auch das Brücklein bei Schloß Nideck abgebrochen worden.

Bern aber war zu kräftigem Leben erwachsen, gefürchtet von seinen Feinden, schützend für Bürger und Bauernstand.

Das junge Kreuzfahrerheer pflegte, in gastliche Häuser verteilt, der Ruhe, die ihm nach der heißen Wanderung so nötig war.

Im schmalen, holzgetäfelten Gemach schritt Sebaldus auf und ab, innere Unruhe ließ ihm keine Rast.

„Verwünscht," murmelte er, „daß ich des Buben einen Augenblick vergessen konnte. — Nirgends soll er zu finden sein. — Was ließ ich ihn nicht greifen und fangen, als er wund am Boden lag. — Doch an mich wagt er sich nicht mehr, er kennt jetzt meine Macht."

Einen Augenblick hielt er an der Thüre der Kammer, die hinter dem Gemache lag. Dort ruhte Trudlein, mehr in Betäubung als in Schlaf. Es sollte Herrliches vollbracht haben und wußte doch nicht, was; aber da Alle es sagten, mußte es wohl wahr sein. Und in dem stolzen, aber unklaren Bewußtsein, eine Heldin geworden zu sein, hatte es das Köpfchen auf die Seite gelegt, und die Sinne waren ihm geschwunden.

Ein Bote trat eilig in das vordere Gemach und übergab Sebaldus eine Rolle mit großem Siegel. Erst als er sich wieder entfernt hatte, prüfte der Schreiber das letztere. „Aus kaiserlicher Schreibestube," murmelte er und entrollte langsam das Schriftstück.

„Ohne Aufsehen gen Italien ziehen — den Wegen Ritter Konrads nachspüren" — er blickte wieder nach der Kammerthür. — „Hm, wird mir die Vormundschaft über Vater und Kind" — wieder schritt er auf und ab. — „Ja, so geht es. Ich führe die Kinder weiter, auch wenn — auch wenn das kranke Kind da drinnen der Hitze erlegen ist. — Wer wird in Welschland in dem Pilger, der den Kreuzzug leitet, den geheimen Boten suchen? — Niemand."

Er blickte noch einmal in den Sendebrief. „Vernichten — wohl," — er hob den Arm mit dem Pergament. Von der niedrigen, vertäfelten Holzdecke hing an drei feinen Ketten ein doppelt geschnäbeltes Gefäß mit Öl gefüllt, ein Docht glimmte mit rotglühender Flamme darin. Sebaldus hielt das Schriftstück an die Flamme, langsam nur fing es Feuer, langsam erlag es dem Zerstörungswerk. Ruhig schaute der Schreiber in die vorrückende Glut, bis sie seiner Hand nahe kam. Da erst ließ er den Arm sinken, seine Hand streifte dabei jene andere Rolle, die der rote Jörg ihm unterwegs vom Wingertsbühler Ritter übergeben hatte. Er zog sie hervor und blickte lange hinein.

„Dich sollen die Flammen nicht fressen! — Du giebst den allmächtigen Wingertsbühler in meine Hand! — Der Tag wird kommen, wo der stolze Ritter vor dem geringen Schreiberlein zittern soll." Und schmeichelnd strich er mit der Hand über das Pergament, ehe er es zurückschob in die Falten seines Gewandes. — — —

Wieder schritt Sebaldus der Kinderschar voran durch die Straßen der

Stadt. Aber heute führte er das kranke Trudlein an der Hand und sprach vor den Augen der Leute freundliche Worte zu ihm. Ein stattliches Geleite ging mit den Kindern.

Es waren die freundlichen Gastgeber, die erst im Walde den kleinen Gästen Lebewohl sagen wollten. Auch hatten sich wieder neue Teilnehmer zum Kreuzzug gemeldet, Knaben und Mädchen, von weinenden Eltern geführt.

— Jetzt waren Männer und Frauen umgekehrt, und singend zog die Kinderschar durch den dichten Wald. Plötzlich klang ein Knacken und Rauschen, als breche ein Wild durchs Dickicht, und vor ihnen stand ein strammer Bube, breitschulterig und wangenrot, hinter ihm kam ein kleinerer Knabe daher, mit starkem Schnaufen von der schnellen Jagd.

„Ich bin der Heiri," sprach der erste, „und das ist der Hannes, und wir wollen selband gen Jerusalem, das heilig Grab zu lösen."

Kurzen Bericht nur ließ der Schreiber sich geben. Wohl hörte er, daß die Buben heimlich entwichen waren, doch er zog bereitwillig zwei Kreuze hervor und heftete sie den beiden an.

Ein frischer Geist schien mit den zwei Bernerbuben in den Zug eingekehrt zu sein. Munter ging es vorwärts, nur Gertrud nahm nicht teil an der frohen Stimmung.

Schwer und schwerer schleppten die Füßchen sich weiter, endlich brach das Kind mit einem leisen Klagelaut zusammen. Die Augen waren geschlossen, Wangen und Lippen schneebleich.

Sebaldus fuhr mit harten Worten das Kind an, und da es sich nicht erhob, ballte sich seine Hand, um schwer auf des Kindes Scheitel zu treffen.

Doch sie traf ihn nicht. —

Wie aus dem Moosboden hervor gewachsen, stand plötzlich Wernher zwischen dem grausamen Manne und dem wehrlosen Kinde.

Die geballte Hand sank herab.

Aber doch wollte er sich das Mägdlein nicht aus den Händen winden lassen, und er faßte nach Gertruds Arm.

Da rief Wernhers Wink Wolf herbei. Mit gesträubtem Haar und fletschenden Zähnen stand das wackere Tier dem bösen Manne gegenüber. Dieser sah sich nach Hülfe um, aber die Kinder wichen zurück vor den beiden gefürchteten Reisegefährten, und Heiri und Hannes, die gestern des Knaben verwegenen Sprung in die Aare, gestern des Mägdleins Verherrlichung und soeben dessen Mißhandlung mit angesehen, zeigten sogar Lust, dem entschlossenen Buben beizustehen.

Da nun gar Wernher sein Messer zog, wich Sebaldus zurück. Er rief seine Schar zusammen, hob seinen Arm gen Himmel, als wollte er ein Strafgericht über den Frevler herabbeschwören, zog unter lauten Verwünschungen weiter — und Trudlein war frei.

Ja, es war frei! Aber es spürte gar wenig von seiner Freiheit. Mit geschlossenen Augen und bleichem Gesicht lag es, so daß Wernher schier nicht wußte, lebte es noch oder nicht.

Er war dem Kreuzzug von früh an heimlich gefolgt, und als dieser im tiefen Walde war, wo weit und breit keine Menschenseele dem Schreiber zu Hülfe kommen konnte, hatte er Trudleins Befreiung unternommen und ausgeführt. Jetzt aber wußte er sich und dem Kinde nicht ferner zu helfen.

In die Stadt wagte er sich nicht zurück. Dort kannte man ihn nur als den gottlosen Buben, der das Dirnlein dem Wassertode ausgesetzt hatte. Dem Kreuzzuge folgen wollte er noch weniger, sonst brachte Sebaldus im ersten Dorf die Leute auf seine Seite und Trudlein wieder in seine Hand.

Aber mit dem todkranken Kinde im Walde bleiben konnte er am wenigsten.

Er nahm es in seine Arme und schritt waldein. Wolf trabte voran, als müßte er die Beiden vor jeder Gefahr schützen.

Den Knaben verließen endlich die Kräfte. Die Wunde in seiner Seite brannte. Er legte das Kind von neuem nieder. Dadurch erwachte es, blickte ihn groß an, lächelte matt und schloß wieder die Augen.

Während der Bube ausruhte, blickte er eifrig umher. Wald, Wald, überall Wald! Er mußte auf halber Höhe eines Berges sein, aber soweit sein Auge schweifte, er sah nur Stämme und moosbewachsene Felsblöcke.

Mittag war wohl längst vorbei. Die Bäume ragten zu dicht, um den Stand der Sonne zu erkennen, aber sein hungriger Magen sagte es ihm. Doch er und sein Wölflein konnten Hunger ertragen, und dem kranken Kinde that Ruhe mehr not als Essen.

So lagen sie lange. Da ward der Hund unruhig. Wernher horchte in den Wald hinein, vernahm aber nur das Summen der Käferwelt, selbst die Vogelstimmen schwiegen.

Wolf spürte unverwandt in die Ferne. Blauschillernde Fliegen umgaukelten ihn. Wie grimmig hatte er immer nach ihnen geschnappt, jetzt wendete er den Kopf nicht. Eine Eidechse huschte dicht vor seiner Schnauze über den Moosgrund, aber er beachtete sie nicht, und schnuppernd flogen seine Nüstern. Jetzt schlug er an. Nun fing auch Wernhers lauschendes

Ohr den fernen Laut von Schritten auf, Wolf aber sandte dem noch nicht sichtbaren Ankömmling ein lautes Gebell entgegen.

Endlich tauchte eine dunkle Gestalt zwischen den weißgrünen Buchenstämmen auf; da sie näher kam, erkannte Wernher einen großen Mann im langen Talar. Zu seinem Gewande wollte nicht recht das graue Zwilchsäcklein stimmen, das er über die Brust gehängt trug.

Er ging mit raschen Schritten auf die beiden Kinder zu.

Wortlos maß er den Buben, das schlummernde, todblasse Mägdlein, wortlos hob er das Kind in seinen Arm.

Aber mißtrauisch legte Wernher die Hand auf Trudlein.

„Wohin bringt Ihr's?" fragte er.

„In meine Klause," gab Jener zurück.

Doch trotzig beharrte der Knabe:

„Wie soll ich Euch vertrauen? Der, vor dem wir geflohen sind bis in diese Wildnis, trug auch ein fromm Gewand."

Aufmerksam blickte der Fremde in das trotzig-gute Gesicht des Knaben, legte die freie Hand auf dessen Schulter und sprach mit mildem Lächeln: „Und trugen nicht der Jünger, der den Herrn verriet, und der, der den Herrn lieb hatte, einerlei Gewand? Folge mir, Bube, Dein Schwesterlein bedarf der Pflege."

Wolf hatte indes den Fremden von allen Seiten beschnuppert; jetzt kehrte er zu seinem Herrn zurück, schaute ihn wedelnd an und schien mit kurzem Bellen sagen zu wollen: Der Mann ist zuverlässig.

Der Klausner war, das Kind auf dem Arme, mit weiten Schritten vorausgeeilt, so daß Wernher nichts übrig blieb, als zu folgen.

Sie wanderten quer durch den Wald. Zu anderer Zeit wär es ein fröhlich Dahinschreiten gewesen für den Buben. Eichhörnchen hüpften behende über das Gestein, liefen in Schneckenwindungen den schlanken Buchenstamm hinan und lugten klugen Auges aus dem Geblätter herab. Weiße Schmetterlinge schwebten auf vereinzelten Sonnenstrahlen, die schräg durch das Unterholz fielen. Von ferne klang das Girren der Holztaube und aus blauer Höhe der kurze Schrei des Stoßvogels. Nun ward es dunkel und bald ganz finster. Sie mußten an die Bergseite gekommen sein, die schon im Schatten der Nacht lag. Dichte Tannen machten den Wald beinahe schwarz. Das Kind war erwacht und blickte fiebernden Auges vom Arm des Mannes zu dem nachschreitenden Knaben. Es ging steil bergab; Wernher meinte, einen Fußpfad unter den Sohlen zu fühlen, denn zum Sehen war's zu dunkel auf dem Waldboden. Mit einem Male lichteten sich die Bäume, und ein lieblich Thal lag zu ihren Füßen.

Da breiteten sich grüne Matten aus, und ein Bächlein blitzte hindurch. Die Spitze des gegenüberliegenden Berges glänzte goldig, und an seinem Hang sonnte sich eine stattliche Burg im letzten Abendstrahl. Im äußersten Rahmen des friedlichen Bildes ragte ein Kirchturm empor, dahinter ein paar graue Dächer, dem Kirchlein gegenüber aber lag stolz für sich ein weiter Bauernhof.

„Dort ist Könitz," sprach der Fremde und wies auf die Dächer. „Die mächtige Stadt Bern hört hier im Dorf die Messe. Die Burg ist des Bubenbergers Schloß."

Sie bogen um einen vorspringenden Felsen und waren endlich an des Klausners Hütte angelangt.

Klein und dürftig, wie von außen, sah sie auch im Innern aus. Von dürrem Laub war in der Ecke eine Lagerstatt geschichtet, darauf legte der Einsiedler das Kind. Dem Knaben rückte er einen roh gezimmerten Holzschemel herzu.

An eiserner Kette hing ein Kessel über ein paar geschwärzten Steinen. Der Klausner holte Reisig, das vor dem Hause aufgeschichtet lag und sandte den Knaben an die Quelle, Wasser zu holen. Ein Feuer war schnell entzündet. Dann leerte der fromme Mann den Zwilchsack; allerlei Kräuter fielen heraus.

Er sonderte die verschiedenen Arten, streute von der einen eine Hand voll in einen Holzbecher und goß dann siedend Wasser aus dem Kessel darüber.

Mit dem Tranke ging er zum kranken Kinde, stützte ihm sorglich das müde Köpflein und flößte ihm den Heiltrank ein.

Erst nachdem all dies geschehen, wandte er sich an den Knaben:

„Und nun sag' an, wie bist Du mit Deinem Schwesterlein in selbe Einöde gekommen?"

In Wernher aber war ein rechtes Vertrauen gekommen zu dem Manne, der so still und wortlos das Werk der Liebe übte. Er hub an:

„'s is nicht mein Schwesterlein," und erzählte dem Klausner Alles, was er mit dem Mägdlein erlebt.

Der Einsiedler blieb still; nachdem der Knabe geendet hatte, stand er auf, holte ein Schwarzbrot und ein Messer herbei und legte beides vor den Knaben. Dann ging er hinaus, und mit einem Holzbecher voll Gaisenmilch kehrte er zurück.

„Erst iß, hernach sprechen wir davon," gebot er kurz.

Wernher war von neuem erregt worden von all der Unbill, die er berichten mußte; aber einen gesunden Bubenmagen hatte er doch, und der

hungerte erschrecklich. So schnitt er ein mächtig Stück Brot ab, teilte es in zwei gleiche Hälften und reichte, nach einem fragenden Blicke auf den Klausner, Wolf den einen Teil. In erstaunlich kurzer Zeit waren die Beiden fertig damit. Dann sahen sie sich eine Weile das übrige Brot und dann den Hauswirt an, und wieder schnitt der Bube ein Stück herunter, teilte es, und Wolf leckte sich mit aller Gewalt die Schnauze.

Der Einsiedler hatte lächelnd zugesehen. Er wandte sich nun nach dem schlafenden Kinde und erkannte beim Flackern des Reisigs, daß die Wangen dunkel gerötet waren; doch die Haut fühlte sich feucht an, und er sprach zum Knaben: „Das Trudlein wird mit Gottes Hülfe wieder gesund werden."

Auch das zweite Stück Brot war verzehrt. Wolf legte sich zu Füßen seines Herrn nieder, und Wernher leerte hastig den Becher.

Lange saß der Einsiedler still beim flackernden Feuerschein, endlich begann er:

„Also weiß denn das Mägdlein keinen Namen außer dem des Wingertsbühler; nicht den von seinem Vater, oder von des Vaters Base?"

Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Besinne Du Dich, Bube; Du bist in selber Gegend daheim gewesen. Kannst Dir's nicht zusammensetzen, wer der Vater vom Dirnlein sein könnte? Gut staufisch ist er, denn der Kaiser Philipp, den er wieder will lebendig machen, ist kein anderer, als der junge König Friedrich, der in Neapel aufwächst, — und ein angesehener Herr dazu, wenn der Truchseß zu seiner Freundschaft gehört. Kannst Dir's nicht ausdenken, wer jener Ritter Konrad ist?"

Wernher schüttelte wieder den Kopf. „Habe gesonnen und find's doch nicht aus. Die Babenburg ist gar weit stromauf von Würzburg."

„Und wie bist Du zu den Kreuzkindern gekommen, Bube? Schaust doch nicht aus, als ob Du gar so viel Gesäng' und Gebet' üben thätest."

Der Knabe faßte treuherzig des Einsiedlers Hand. „Schaut, Ehrwürden, dem Pater Ambrosius bin ich gerne gefolgt, und wenn Ihr dahin zöget, ich folgte Euch auch; aber dem Andern nicht, nein, dem nimmer. Schaut, da er vor dem armen Mägdlein niederfiel, das noch an den Schultern die roten Male seiner Nägel hatte, und wie er das gequälte Kind anbetete, damit das Volk an Wunder glauben sollt', da hab ich mir geschworen, ich bet' nimmer zu Gott und den Heiligen, wenn sie auf solch einen Übelthäter hören. Und ich thu's nicht, nein, Ehrwürden, ich thu's nicht," beteuerte er mit trotzig blitzenden Augen.

Der Einsiedler hatte während des Buben Rede dessen Pilgerrock zurück-

geschlagen, die wunde Seite geprüft, war aufgestanden und hatte ein kühlend Pflaster darauf gelegt. Dann sprach er:

„Und wer hat's dem Müller eingegeben, daß er auf den Strom hinaushaltet, gerad in dem Augenblick, wo Du untergehst mit dem Mägdlein? Und was meinst Du, wer hat Dir in Dein trotzig Herz das Mitleid gelegt für das arme, verstoßene Kind? Bet' Du zu dem Herrn, Bube, wie Du ihn in Dir erfahren hast, und den Andern laß auf seine Weis' den Himmel anrufen. Und nun gieb Bericht, wie bist zu den Kreuzkindern gekommen?"

Und Wernher erzählte:

„Seht Herr, mein Vater war ein Reitersmann und ist mit seinem Ritter ins Morgenland gezogen, dazumal da der Rotbart sie führte. Viele Jahre war der Vater fort, meinem Mutterle haben sie derweil das Haus verkauft und die ältern Kinder starben. Ich bin dazumal noch nicht geboren gewesen. Hernach ist der Vater heimgekehrt, aber das weiße Rößlein hat er nicht wieder gebracht, und das Häusel am Main auch nicht wieder gekauft. Dann ist er gestorben; ich war nur ein klein Büblein dazumal, und mein Mutterle hat sich als Magd verdingt beim Ritter von meinem Vater. Da ich größer ward, hat man mich über die Schaf gethan. Da bin ich den ganzen Tag einsam gesessen in den Bergen, hab' zu Thal geschaut und gar viel gesonnen. Und immer ist das Eine fest vor mir gestanden, daß ich ein Reitersmann werden wollt', wie der Vater, und ins heilige Land ziehen und das weiße Rößlein wieder holen und dann hernach das Häusle wieder kaufen. Da sollt' dann mein Mutterle spinnen am eignen Herdfeuer und eine Schauben haben von feinem Tuch. Und wenn ein Wolf meine Schaf' angefallen hat oder eine wilde Katz', da hab' ich mich gefreut, daß ich jetzt schon kämpfen lernte, und bei jedem Streich meint' ich, ich treff' einen Sarazenen. Seit einem Jahr aber hab' ich mein Wölflein. Da braucht ich nimmer mit den wilden Tieren zu kämpfen, das that der Hund. Aber gesonnen hab ich nicht minder, und da es durchs Land gegangen ist: die Kinder sind berufen zum Kreuzzug, da stand es fest bei mir: jetzt ziehst du mit. O, wie hat mein Mutterle gegreint! Aber ich hab' ihr's gelobt und mir, am heiligen Grab zu beten, ein braver Reitersmann zu werden und Rößlein und Häusel wieder einzubringen. So bin ich denn mitgezogen, und mein Wolf auch."

„Doch wie willst Du jetzt weiter?" warf der Klausner ein. „Allein kannst Du nicht ins gelobte Land."

„Ich hole die Kinder noch ein," sprach Wernher zuversichtlich, „ich schreite schneller, als sie. Den Schreiber fürcht' ich nicht, gelt Wolf? Mit

ihnen zieh' ich über's Gebirge, in Italia aber such ich andere Kameradschaft, denn die schwachen Kinder übersteh'n die Reise nicht."

Der Einsiedler nickte. „Bist ein kluges Bürschlein; so sag' denn, was denkst Du, warum das Kind ist auf die Straße gestoßen worden?"

Wernher sah verständig auf.

„Ich meine," sprach er, „die Base und ihr Bruder und der elende Schreiber haben Vorteil davon, wenn das Mägdlein stirbt."

„So ist's," nickte der Einsiedler, „das Mägdlein ist eines reichen Vaters einzig Kind. Wenn es stirbt, so erbt des Ritters Sippe Gut und Habe, und ist der Vater ein guter Hohenstaufe, so haßt ihn der welfische Ritter und verschreibt das feine Dirnlein dem Verderben."

Er nickte mehrmals mit dem Haupte, und zum erstenmal sah Wernher einen bittern Ausdruck in diesem Gesicht. Der Alte erhob sich, sah noch einmal nach dem Kinde, das fest schlief, und nahm des Knaben Hand.

„Du mußt im Stall bei meinen Gaisen schlafen, wird Dir nicht ungewohnt sein von daheim her bei Deinen Schafen."

Und auch wenn es ihm ungewohnt gewesen wäre, nach solcher Tagesermüdung fällt man gar rasch in Schlaf.

Als er am andern Morgen vom Strohlager sich erhob und vor die Hütte trat, sah er den Klausner schon draußen stehen mit Trudlein auf den Armen.

Das Kind sah blaß und schwach aus, aber es klatschte fröhlich in die Hände und winkte Wernher herbei.

Das Thal lag in tiefem, grünen Frieden, ein leiser Nebelduft hob sich darüber, wie der Atem eines schlafenden Kindes. Um die Hütte aber war es schon des fröhlichen Lebens voll. Ein Finkenpaar hatte sich hinabgeschwungen vom Buchenast und kam zutraulich auf den Einsiedler zugehüpft. Eine Bachstelze tänzelte mit wippendem Schwänzchen am Waldsaum. Die Quelle murmelte und sprang über Moossteine zum Bache hinunter, hohes Schilfgras und Lichtnelken nickten in dem unruhigen Spiegel und eine blaue Libelle schwebte darüber.

Trudlein klatschte in die Hände und rief: „Ich will hier bleiben!"

Freundlich aber sprach der alte Mann: „Hier bleiben kannst Du nicht, Trudlein, aber alle Tage wiederkommen." Er wandte sich zu Wernher: „Drinnen steht ein Becher Milch und Brot für Dich und Dein Wölflein. Hernach säume nicht, daß wir das kranke Dirnlein versorgen."

Wernher und Wolf wußten gar schnell leeren Tisch zu machen.

Dann führte der Klausner seine Schützlinge den Berg hinab.

Sie schritten den Bach entlang, der Einsiedler wieder wie Tags zuvor

mit Trudlein auf den Armen voran. Im Dorfe ging das Glöcklein. Der Einsiedler wollte, sich fromm bekreuzend, an der Kirche vorüber eilen, da stutzte er plötzlich.

Auf dem kleinen Kirchhofe stand an einem aufgerichteten Sandstein eine einsame Frauengestalt. Mit rascher Wendung hatte der Klausner den Kirchhof betreten, die Frau aber merkte sein Kommen nicht; sie blickte starr nieder zur Erde, auf den aus Schollen aufgeworfenen Hügel und auf den Rosmarinkranz, der darauf lag und fuhr erst auf, als des Mannes frommer Gruß: „Gelobt sei Jesus Christ," hinter ihr erklang.

„In Ewigkeit, Amen!" sprach sie mit erstickter Stimme und wischte mit dem Rücken der Hand eine Thräne fort, welche die Wangen hinablief. Da die betrübte Frau aber das feine Kind auf den Armen des frommen Mannes sah, begannen die Thränen von neuem zu fließen. Freundlich sprach ihr der Alte zu:

„Schaut auf, Bäuerin, ich trag Euch ein versprengt Küchlein zu und mein', es könnt' ein warm Nestlein finden bei Euch."

Mit geröteten Augen blickte die Frau das Kind an; das aber ließ schon wieder das bleiche Köpfchen hängen. „O Jesus Maria," schluchzte sie, „so schaute mein Vroneli drein, da ich's zum letzten Mal in sein Bettlein legte."

„Wollt Ihr das Kind im Arm halten, wie Euer eigenes, es ins Bettlein legen, wie Eure Vroni, daß es Euer sei, wie Euer gestorbenes Euer gewesen ist?"

Unschlüssig blickte die Frau zur Erde. Noch war der Schmerz zu herb und frisch. Ach, das Herz, dem das Liebste entrissen worden, will die Lücke nicht so schnell ausgefüllt wissen und vermag an keinen Ersatz zu glauben. Unschlüssig blickte sie wieder auf das kranke Kind. Da erhellte sich ihr Gesicht.

Wurde ihr hier am Grabe ihrer kleinen Vroni von der Schutzheiligen der Toten, von der heiligen Veronika selber, ein lieb' Mägdlein zugeführt? Und wenn sie es nun zu sich nahm und es hegte und pflegte, würden da nicht die Engel im Himmel dafür ihr liebes Kind in besondere Hut nehmen? Sie hob die Arme, das kranke Kind an sich zu ziehen, das aber legte sein bleiches Gesicht nur fester auf die Schulter des alten Mannes.

„Ich trag' es auf Euren Hof," sprach der Einsiedler zur Frau; „dort mögt Ihr auch hören, wie das mutterlose Küchlein in unser Thal ist verschlagen worden." Und er drückte Trudleins lichtes Köpflein schmeichelnd mit seiner braunen Hand an die Schulter.

Wernher hatte schweigend den Beiden zugehört, und auch Wolf hatte

seine Beobachtungen mit der Ruhe eines Weltweisen gemacht. Er hatte die fremde Frau genau gemustert, hatte dem kranken Trudlein ermunternd zugewedelt und blickte jetzt verständnisvoll zu seinem Herrn empor, als wollte er sagen: „Wir geben unser Urteil erst später ab!"

Die Bäuerin aber neigte sich andächtig noch einmal über das Grab ihres Kindes, schlug fromm ein Kreuz und ging festen Schrittes dem Einsiedler nach. Von nun an hing ihr Auge unverwandt an dem hülflosen Mägdlein auf seinen Armen. Das hatte ihr das tote Vroneli und die Schutzheilige gesandt, daß ihr Haus, ihr Hof und ihr Herz nicht mehr so grausam einsam sollten sein.

So ging sie den Voranschreitenden nach, und zurück blieb das Grab mit dem grauen Sandstein und dem Rosmarinkränzlein darauf.

Zwei Stunden später aber auf dem stattlichen Hofgut, das am Abend zuvor so freundlich hinüber geglänzt zur niedern Hütte des Klausners, legte dieser seine Hände segnend auf Wernhers dunkles Kraushaar:

„So zieh' mit Gott, mein Sohn," sprach der alte Mann, „und der Himmel mit seinen Schutzheiligen geleite Dich. Hier zurückhalten kann und will ich Dich nicht. Du begehrst hinaus in die weite Welt, so zieh'. Mit gutem, braven Herzen bist Du ausgezogen von Deinem Mutterle, hab acht, daß Du's ihr wieder mitbringst, das gute, brave Herz, wenn Du dann auch das weiße Rößlein nicht hinter Dir herführst. Ein gutes Werk hast Du gethan am Anfang Deines Kreuzzuges mit jachem Mut und schneller Hand; hab' acht, daß die beiden Dich immer zu gutem Werke führen. So zieh', mein Sohn, und Gott mit Dir."

In die mutigen Augen des Knaben waren ein paar helle Thränen gestiegen, aber sie blieben drinnen stehen und flossen nicht über. Demütig beugte er das trotzige Haupt auf die Hand des Klausners nieder, die fromm das Zeichen des Kreuzes über ihn geschlagen hatte.

Dann aber trat er mit schnellem Schritt noch einmal an das hochgetürmte Federbett, in dem Trudlein wohlgeborgen schlummerte. Da schlug es die Augen auf: „Wart', Wernher, ich geb Dir was mit," sprach es und nestelte vom Halse ein feingegliedertes Kettlein los. Daran hing eine Münze mit eingegrabenem Wappenbild.

„Leg' es an," sprach die Kleine, „und wenn Du heimziehst, dann nimm mich wieder mit, und wenn Du dem Vater begegnest, so sag' ihm, wie bös die Base ist."

Der Einsiedler griff hastig nach der kleinen Goldplatte. „Ein Wappen," sprach er vor sich hin, „eine Hand mit dem Schwert und darüber der zweiköpfige Aar der Staufen. Ja, ja," murmelte der Alte weiter, „wird

schon so sein. Ist ein guter Waibling, der Vater vom Trudlein und ein Freiherr auf seinem Allod (Gut), da er solch Wappen führen darf. Schau, schau, auf der andern Seite dasselbe Wappen noch einmal. Ei, ei, es ist ein zwiefach Goldstück, durch zwei Stiftlein genietet."

Er drückte an dem einen kleinen Goldriegel, und wie zwei Schalen klappte das Schaustück auseinander. Neugierig trat Wernher näher. Auf jeder der zwei innern Flächen war ein Namenszug in das glänzende Metall gegraben.

Ein K. trug die erste, eine G. die zweite Schale.

Der Alte drückte die Doppelmünze wieder zusammen.

„Gelt, Trudlein; Deine Mutter hat auch Gertrud geheißen?"

„Ja," sagte das Kind stolz, „gerade wie ich. „Ist's nicht ein schöner Name?"

„Das Wappen darf Gertrud nicht von sich thun," sprach der Klausner zum Knaben. „Die Hand mit dem Schwert und der Staufenaar darüber ist das Wahrzeichen ihres Vaters, und innen stehen die Namenszüge von Vater und Mutter. Schau K. ist Konrad, und G. ist Gertrud. Das Schmuckstück kann dem Kinde einst helfen, den Vater und die Heimat wiederzufinden." Und freundlich wollte er der Kleinen die Kette wieder um den Hals legen.

Weinerlich richtete sich Gertrud auf.

„Aber das Kettlein ist mein, es hat meiner Mutter gehört, und der Vater hat mir's gegeben. Ich darf damit machen, was ich will und es geben, wem ich will," schloß sie mit dem Eigensinn eines verwöhnten und kranken Kindes.

Die Bäuerin hatte ihren Platz an Trudleins Bett vorhin aufgegeben, um Wernhers Pilgertasche mit allerlei Wegzehrung zu füllen. Bei Trudleins lautem und weinerlichen Sprechen kam sie gar schnell über den breiten Flur gelaufen, der Küche, Eß- und Arbeitsraum zugleich war.

„Ja, ja," sprach sie vor sich hin und warf die gefüllte Tasche zur Seite, „die Mannen wissen einmal nicht, mit solchem kranken Kindlein umzugehen. Gemach, Trudlein," sprach sie beschwichtigend zu der aufgeregten Kleinen, „der Wernher wird's schon nehmen."

Dann redete sie leise dem Einsiedler zu: „So seid ihm doch zu Willen, dem kranken Dirnlein."

Ihr Ton war viel weniger ehrerbietig, als bisher. Der Alte hatte das Kind aufgebracht, und das brachte die gute Frau selber auf.

„Der Bub' mag in Gottes Namen das Kettlein mit dem einen Siegel dran nehmen. Den andern Teil, der ihrer Mutter Namen trägt, könnt

Ihr ja dem Kindlein aufbewahren, daß er ein Erkennungszeichen werde, wie Ihr sagt. Und jetzt wein' nicht, meine kleine Dirne; schau, da häng' ich dem Wernher das güldene Kettlein um und seine Tasche drüber."

Wolf hatte diese gefüllte Tasche schon einer genauen Untersuchung unterworfen. Wedelnd schaute er zu seinem Herrn auf.

„Das Haus ist gut," sagte dies Wedeln; „im Rauchfang hängen Schinken und Würste genug, um einen Winter lang einen ehrlichen Hundemagen zu erfreuen. Und die Frau ist gut; sie wirft nicht nur Knochen vor, sondern auch Fleisch daran. Im Stall scharrten Rosse, wie auf des Ritters Burg daheim, und auf der Halde gehen Schafe wollig wie die, die wir gehütet selband auf den Bergen am Main; aber hier tragen sie Glöcklein am Halse. Glocken tragen auch im Walde die Kühe, sogar aus dem Laubwald, wo die Schweine lagern, klangen Glöcklein hervor. Auch Tauben flattern im Hof, und Hühner kreischen umher, die zu nichts nütze sind, als daß man einmal weidlich unter sie fährt. Für ein zimpfer Dirnlein ist das Alles gut genug, da ist hier just der rechte Ort, aber uns geziemt Besseres. Die Tasche ist gefüllt, wohlauf, wir wollen weiter."

Und sie gingen, der wackere Bube mit seinem wackeren Hunde. Rüstig schritten sie fürbaß, das enge Thal aufwärts, aufwärts dem hellen Bächlein entlang.

Der Specht pochte an die Baumstämme des Bergwaldes, das Girren der Holztaube, das Lachen des Hähers klang dazwischen. Im Wiesenthal nickten die Blumen. Eine Fischotter huschte hindurch und verschwand blitzschnell unter dem Ufer des Baches. Die Libelle schwebte immer noch glänzend und gaukelnd in der Luft. Überall Friede, Stille, heilige Einsamkeit — und der Knabe faßte kräftiger den Stecken, warf den Kopf zurück und schritt vorwärts — vorwärts in das weite, unbekannte Leben hinein.

Und das Trudlein? Um das sorg' Dich nicht. Das wird sich gesund schlafen im hochgetürmten Federbett. Und wenn es dann eines Sommermorgens aufstehen wird mit gesunden, roten Wangen, wenn es hinaustreten wird über die hohe Schwelle, dann werden die Tauben flattern und die Hühner lustig durcheinander hasten im Sonnenschein, und das Trudlein wird wieder in die Hände klatschen und rufen: „Ich will hier bleiben!"

Ja, es bleibt hier. Die gute Frau läßt das neugeschenkte Kind nicht mehr von sich, und unser verschüchtert und verstoßen Vöglein hat ein warmes Nest gefunden. An der Hand der neuen Mutter geht das Kind zum Dorf, zur Kirche, zum Friedhof, wo der Sandstein ragt. Bald lernt es allein den Weg finden, bald bedarf es des Weges nicht mehr und springt mit flinkem Fuß über den Bach, wenn es den alten Freund, den Einsiedler

besuchen will. Und je kräftiger die muntern Füßchen werden, um so weiter locken Wald, Berg und Thal in ihr grünes Reich hinein. Dann darf das Trudlein den Alten begleiten auf seinen Streifereien durchs Land. Schon weiß es den roten Feldkümmel am würzigen Geruch zu erkennen, sammelt sorgsam die weißen Dolden der Schafgarbe, forscht emsig der Pimpernelle nach und schreitet sogar dem Klausner zur Seite im weitgestreckten Moos, wohin die Alpenströme die blaue Wunderblume der Berge, die „Enziane", getragen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Observatorium auf dem Vesuv.

Mit einer Ansicht.

Der Vesuv, der einzige bedeutende Vulkan auf dem Festlande von Europa, liegt 10 Kilometer südöstlich von Neapel. Der sich kegelförmig 1200 Meter hoch erhebende Gipfel ist mantelartig von einem schmalen Bergrücken, dem Monte di Somma, umschlossen. Zur Zeit des Augustus war die Somma der alleinige Gipfel. Der eigentliche Vesuv ist ein aufgeschütteter Kegel, der mit dem innern Hohlraum in Verbindung steht. Die bei einem Ausbruche zu Tage tretende, glühende, flüssige Masse ist die Lava. Trotz der sich wiederholenden Ausbrüche ist der Fuß des Vesuvs von mehr als 80,000 Menschen bewohnt und mit Weingärten und Fruchtbäumen bedeckt. Die mittlere Region des Berges ist kahl bis auf einige von Lavaströmungen verschont gebliebene Stellen. Den Alten war der Vesuv als feuerspeiender Berg unbekannt; er galt jedoch, der vulkanischen Gesteine auf seinem Gipfel wegen, für einen ausgebrannten Vulkan. Der älteste bekannte Ausbruch ist der vom Jahr 79, welcher die Städte Pompeji, Herkulanum und Stabiä begrub und welchem später eine große Zahl von Ausbrüchen folgte.

Der Vesuv wird gewöhnlich von Resina oder von Pompeji aus in vier bis fünf Stunden erstiegen; gegenwärtig jedoch mit Benützung der Drahtseilbahn in weit kürzerer Zeit. Dieselbe wurde im Jahr 1880 in Betrieb gesetzt und die früher am Observatorium endigende Straße bis zum Fuße des Aschenkegels verlängert. Hier befindet sich 8000 Meter über dem Meere das Stationsgebäude dieser Bahn. Dieselbe ist 900 Meter lang; das obere Ende derselben liegt 400 Meter über dem untern, so daß die Steigung im Mittel 56 : 100, an der steilsten Stelle 63 : 100 beträgt.

Die Waggons sind auf zwölf Personen berechnet und werden an einem Drahtseil von 26 Millimeter Durchmesser emporgezogen, das einer Last von 25,000 Kilogramm gewachsen wäre, während das emporzuziehende Gewicht gewöhnlich nur 5000 Kg. beträgt. Es ist ein gleichstarkes Reserveseil vorhanden und



OBSERVATORIUM AUF DEM VESUV.

eine Bremsvorrichtung, die den Zug bald zu stellen vermag. Das Befestigen der Schienen und der Bahnunterlage in dem lockern Boden hatte viele Schwierigkeiten, und Palmieri, der Director des Observatoriums, versichert, daß für die Sicherheit der Reisenden das Mögliche geschehen sei. Was jedoch Palmieri nicht sagte und wofür auch er keinen Schutz anzugeben wüßte, ist die Möglichkeit, daß sich plötzlich einmal die Bergwand öffne und Bahn und Reisende verschlinge. Beinahe allen Ausbrüchen des Vesuvs pflegen solche Erscheinungen vorherzugehen, und es ist nicht unmöglich, daß eines schönen Tages die Einwohner von Torre del Greco die drei weißen Punkte an der Bergbahn nicht mehr erblicken, die jetzt das Gebäude der Drahtseilbahn bezeichnen, und der ganze Bau in das Innere des Berges versunken ist, ein Schicksal, das ebensogut auch den Einzelnreisenden treffen kann, und leider auch schon wiederholt getroffen hat.

Am 26. April 1872 verunglückte Dr. Antonio Giannone aus Neapel mit vielen Personen auf dem Vesuv. Vergeblich hatte Palmieri die Unvorsichtigen gewarnt, in deren nächsten Nähe sich nun plötzlich eine klaffende Spalte aufthat, aus welchem ein mächtiger Lavastrom hervorbrach, der die meisten der Besteiger unter seinen glühenden Fluten begrub.

Durch diese Bergbahn ist allerdings die Besteigung des Vulkans sehr erleichtert, denn gerade die beschwerlichste Strecke des ganzen Wegs, den Anstieg des Aschenkegels, legt man jetzt mühelos in sieben Minuten zurück. Vom Endpunkte der Bahn bis zum Gipfel des Kraters hat man dann noch ungefähr 100 Meter zu steigen, die jedoch in Folge des heißen Bodens und des unebenen Terrains gerade nicht zu den angenehmsten Partien gehören.

Das Observatorium ist ein wissenschaftliches Institut, in welchem die unterirdische Thätigkeit des Vulkans ununterbrochen beobachtet wird. Eine breite Kunststraße führt durch Weingärten, Ölpflanzungen, an freundlichen Meiereien vorüber, hoch hinauf über den lachenden Golf von Neapel und windet sich dann durch Felsgeröll und glasige Trümmer bis zur Höhe von etwa 860 Meter über dem Meere hinauf, wo auf einem sichern Bergvorsprung, in die finstere Einsattlung zwischen der alten Somma und dem Vesuv hineinschauend, das berühmte Observatorio Meteorologico Vesuviano liegt. Es ist ein ernstes, zweistöckiges Steinhaus mit Seitenflügeln und einem viereckigen Turme. Dasselbe wurde von Ferdinand II. 1845 gebaut und erhebt sich über einer sorgfältig eingefriedigten Gartenterrasse.

Schon im Jahr 1847 war der Bau vollendet, während der Ereignisse des Jahres 1848 dachte jedoch Niemand mehr an die vesuvianische Warte, und erst im Jahr 1851 wurde Luigi Palmieri beauftragt, ein Gutachten über das Observatorium abzugeben. Er schlug verschiedene Änderungen und Anbaue vor und übernahm nach dem Tode Mallonis, des ersten Direktors, selbst die Leitung dieses Instituts, in welchem er bis 1861 ganz allein arbeitete. Das wissenschaftliche Personal besteht gegenwärtig aus dem Direktor, einem Assistenten und zwei Adjunkten. Das graue, fast immer von Rauchwolken umhüllte Haupt des Vulkans schaut aus nächster Nähe, von wo man gerade in den tobenden

Krater hinabsieht, in die Amtsstube Palmieri's hinein. Im Jahr 1856 stellte er den von ihm selbst erfundenen elektromagnetischen Seismographen auf, ein Instrument, das mit Hilfe eines elektrischen Stromes die leisesten Bewegungen der Erdoberfläche und jede erhöhte vulkanische Thätigkeit angiebt. Auch fehlt es nicht an Einrichtungen zur Bewegung von meteorologischen Licht und Wärmeerscheinungen. Interessant ist eine Sammlung vulkanischer Produkte, sowie die Eremitage. Unter dem Instrumentenschatze des Observatoriums ist ferner der Elektrometer zu erwähnen, der zur Beobachtung der elektrischen Erscheinungen dient. Palmieri gelang es auch, die reiche Büchersammlung Professor Scacchi's über den Vesuv zu erwerben und hiedurch den Grund zu einer vesuvianischen Bibliothek zu legen.

Den ankommenden Fremden wird der Eintritt in das Observatorium in der zuvorkommendsten Weise gestattet und jedem wird auch der berühmte Seismograph gezeigt, der in aller Italiener Munde lebt. Die sehr empfindlichen Metallnadeln dieses einfachen, aber merkwürdigen Instrumentes sind über Quecksilbersäulen gezogen und wirken auf verschiedene Uhrwerke und Punktiermaschinen ein. An einem Pfeiler der Terrasse zählt eine weiße Marmortafel die Namen der fünfzehn Unglücklichen auf, die, wie schon erwähnt, im Jahr 1872 am Fuße des Aschenkegels ihre Neugier so furchtbar büßten, indem ein unversehens aufklaffender Spalt sie mit siedendem Wasser überschüttete. Zwölf der Verunglückten wurden nach dem Observatorium gebracht und starben dort, die drei übrigen blieben unerreichbar und verkohlten unter der nachrinnenden Lava.

Leider hat sich das weltberühmte Observatorium nicht mehr der völligen Sicherheit zu erfreuen, die es zur Zeit seiner Erbauung zu bieten schien. Dasselbe liegt auf einem sich vom Monte di Somma abzweigenden Gebirgsaste; die zu beiden Seiten befindlichen ziemlich tiefen Thalfurchen sind durch Lavaströme nicht unwesentlich erhöht worden und es ist zu fürchten, daß wenn diese Thalmulden im Lauf der Jahre auch nicht völlig ausgefüllt werden, doch das Verbleiben im Observatorium unmöglich werden könnte. Schon beim Ausbruch vom Jahre 1872 floß die Lava rechts und links am Observatorium vorbei und die Mauern desselben wurden so erhitzt, daß der Aufenthalt im Innern derselben keineswegs angenehm war. Auf der Terrasse zeigte damals das Thermometer + 74° C. —

Luigi Palmieri wurde am 21. April 1807 zu Faicchia in der Terra di Lavoro geboren. Zur Vollendung seiner Studien schickte ihn sein Vater nach Neapel. Dort zeichnete er sich auf physikalischem Gebiete so aus, daß er als Professor der Physik am Lyceum daselbst, hierauf am Marine-Collegium und später an der Universität angestellt wurde. Im Jahr 1860 vereinigte er den Lehrstuhl der Physik an der Universität mit der Leitung des Observatoriums auf dem Vesuv. Palmieri ist Mitglied des meteorologischen Centralbureaus und durch Viktor Emanuel wurde er in den Senat des Reichs berufen, dem er als eine Zierde des Landes angehört.

Mehr jedoch wie allen Würden und Auszeichnungen verdankt Palmieri die Weltbekanntheit seines Namens seiner Stellung als Vorstand des Observatoriums

auf dem Vesuv. Auf diesem Posten, den er nun über ein Vierteljahrhundert mit der ganzen Liebe eines Fachgelehrten bekleidet, entfaltet er fort und fort ein ebenso gründliches als vielseitiges Wissen. Bei der nicht nur schwierigen, sondern häufig mit Gefahr verbundenen Erfüllung seines wissenschaftlichen Berufes zeigte er den regsten Eifer und große Ausdauer, vor allem aber persönlichen Mut. Mehr als einmal sah sich Palmieri von jeder menschlichen Hülfe abgeschnitten und auf allen Seiten von einem Feuermeer eingeschlossen. Bei dem Ausbruch im Jahr 1850 entging er wie durch ein Wunder dem Schicksale des Empedokles und Plinius des Ältern. Auch bei der fürchterlichen Katastrophe vom Jahre 1872 trotzte er im Dienst der Wissenschaft allen Gefahren und seine ergreifende Schilderung jenes großartigen Naturphänomens rief allgemeine Bewunderung hervor.

Der Ausbruch des Vesuvs im Jahre 1872.

Man schrieb den 24. April. Es war ein Mittwoch-Nachmittag. Erfrischende Luftzüge fächelten durch die stark mit Frühlingswärme gesättigte Atmosphäre. Wie ein umgestürzter Becher voller Lust und Kraft umwölbte der blauste Himmel die paradiesische Landschaft. Die wunderbarste Flammenkrone wiegte sich in den schönsten Linien auf dem sonst so düsterstolzen Haupte des Vesuvs. Und welche Lichtfülle, gemischt aus blutigem Lavafeuerschein, mildem Vollmondslicht und erblassendem Gold der Abendröte — umfloß die ragende Berggestalt!

Eine Stunde der Nacht verrann um die andere und das Schauspiel gewann an Macht und Erhabenheit. Auf dem Meere in leichthinsegelnden Booten, am Strande, an den Plätzen und Straßen Neapels, die eine Aussicht gestatteten, überall eine Menschenmenge im froheſten Gefühle der Bewunderung dieses wundervollen Bildes, das die Welt vielleicht nicht mehr zum zweiten Male bietet. In majestätischer Gelassenheit wälzte sich der riesige Feuerstrom der Lava in drei machtvollen Armen auf der Nord- und Westseite den Berg herab, ungefähr in Bergesmitte sich stauend, erkältend und immerwährend erneuend. Kein Geräusch, kein Donner — nur Feuersgluten und deren Wiederschein am dunkelblauen Nachthimmel. „Schließ' diesen Anblick tief in deine Seele" — sagte ein junger Deutscher zu seinem Gefährten — „ein solcher wird dir nie wieder werden."

Dann kam der Donnerstag, und mit ihm ein anderes Bild. Der Vesuv hatte sich in einen weiten, bauschigen, glanzlosen Rauchmantel gehüllt. Keine Spur von Feuer, kein Fünkchen. Doch mit dem Einbruche der Nacht bemerkt man unsicher schwankende Lichtpunkte sich bergan bewegen, da, dort, an verschiedenen Seiten — — das sind neugierige Neapolitaner und Fremde, die in ihrem Bädeker oder Murray gelesen haben, daß man den Vesuv bei Nacht und wenn er „arbeitet",

besteigen müsse .... Die Bergsteiger sind allein mit ihren Führern, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen. Tiefe Nacht. Neapel, die rauschende Stadt, schläft. Der Rauchmantel zerschlitzt, die Erde unter den Füßen der Bergsteiger bricht ein, Feuer — Dämpfe — Rauch — herzzerreißende Hülferufe! — das war der gräßliche Anfang des Dramas. In der Frühe des Freitags brachte man die ersten Opfer des erneuten Ausbruchs, Tote und tödlich Getroffene, Männer und Frauen, Einheimische und Fremde, schon zwölf an der Zahl, nach Neapel. Drei Tote ließ man am Fuße des Berges, in einer kleinen Kapelle in Resina, zurück.

An der Spitze des Berges, in der Nähe der alten Krater, sowie in der Mitte des Berges, links vom Observatorium gegen die Somma zu, hatten sich neue Feuerschlünde im Nu gebildet. Mit der entsetzlichsten Lebhaftigkeit begannen dieselben ihre zerstörenden Operationen. Gleichzeitig erhob sich im Innern des Kegels ein Rollen und Donnern und Krachen, das von Stunde zu Stunde an Heftigkeit gewann und wahrhaft betäubend wirkte. Freitag Nachmittag zitterten die Häuser in Neapel, die Fensterscheiben klirrten, so schrecklich vermehrten die Detonationen ihre Stärke. Ganz Neapel war auf den Beinen, Angst las man auf allen Gesichtern. Eines solchen unaufhörlichen Donnergebrülls hatte sich Niemand versehen, und es mußte fast dreimal vierundzwanzig Stunden in beinahe ununterbrochener Stärke ertragen werden.

Panischer Schrecken ergriff die Bewohner der umliegenden Städte und Ortschaften. Schon Freitag gegen Mittag begann die Flucht Einzelner, dann ganzer Massen. Die Habseligkeiten wurden je nach Umständen auf Karren, Wagen, Eseln verpackt. Es entwickelten sich dabei oft die rührendsten Szenen. Eine halberblindete Großmutter saß auf einem Wagen, neben ihr ihre Enkel und eine Ziege, während sich ein rüstiger Mann an die Deichsel spannte. Auf der Straße von Portici nach Neapel bewegten sich die Flüchtenden in so massenhaften Zügen und in so ängstlicher Eile, daß die Sicherheit des Verkehrs ernstlich bedroht war. Zwischendurch schoben sich lange Prozessionen, an denen sich besonders das weibliche Geschlecht in aufgelösten, herabwallenden Haaren, unter Vortragung eines Kreuzes und unter Absingung von Litaneien beteiligte. Es war ein erschütternder Anblick. Rechts das Meer in teilnahmloser Ruhe, fernher grüßend die Inseln und die Küste von Sorrent, links das fabelhafte, entsetzliche Ungetüm des Vesuvs, ringsum flüchtende, geängstete, lamentierende Menschenkinder, dazwischen die blauen Uniformen des Militärs, das auszog zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit, das Beben des Erdbodens, das Rollen des Donners, kurz ein Bild, das aufregender, interessanter nicht gedacht werden kann.

In Portici und Resina wurden die Verkaufsläden geschlossen; jede andere Arbeit, als die auf Vorbereitung zur Flucht abzielende, ruhte; die Munizipalgarde trat unter Waffen. Was werden die nächsten Stunden bringen? Als zunächst bedroht wurden erkannt die Städte Torre del Greco, Resina, Portici, die Ortschaften San Sebastiano, San Jerio und Massa di Somma, welche

Ortschaften zusammen mindestens vierzig- bis fünfzigtausend Bewohner aufweisen mochten.

Am Freitag Abend fuhr ich mit einigen Freunden nach Resina, an den Fuß des tobenden Unholds. Zunächst stattete ich den drei Leichen einen Besuch ab. Sie lagen in demselben Zustande, wie man sie am Morgen gefunden, auf drei Sargdeckeln ausgestreckt. Ein Fremder, ein Bauer und sein etwa zehnjähriger Sohn, das waren die drei Unglücklichen. Der Fremde war sehr elegant gekleidet und mochte höchstens fünfundzwanzig Jahre zählen. Gesicht und Brust zeigten Brandwunden, das rechte Knie war zerschunden, die Hände blutig gerissen, die Schuhe an den Spitzen verbrannt.

Ich verließ die Kapelle und wandte mich der Straße zu, die zwischen Weinbergen und Gärten bergan führt. Merkwürdigerweise drängten sich immer noch Führer heran, die waghalsig genug waren, eine Bergpartie bis zur Lava des neuen Kraters anzubieten. Mit einer Erinnerung an jenen Führer, der die Nacht zuvor vierzehn Personen auf den Berg geleitet und nur eine einzige zurückgebracht haben soll, fertigte ich den Zudringling ab.

Der obere Krater warf kolossale Steinmassen in die Höhe, während riesige Rauchwolken in den phantastischsten Gebilden die Lavaausströmungen maskierten. Die Photographen eilten, die mächtigen Dampfbildungen, die sich in ungeheurer Höhe im lichtesten, denkbar reinsten Weiß in den blauen Himmel hinein bauten, die Phantasie des Beschauers unablässig reizend, — festzuhalten. Es ist dies vielfach gelungen, und die Photographen sollen damit glänzende Geschäfte gemacht haben. —

Endlich senkte die Nacht ihre schwarzen Fittige über die Gefilde. Nun erst gewann die Eruption ihren erschütternden, erschrecklichen Charakter. Die Lavaströme, welche die Verheerung und die Zerstörung in die reich angebaute, gesegnete Landschaft mit unerbittlicher Gründlichkeit trugen, flammten auf im grellsten Rot. Ein Flammenmeer, ein Riesenbrand — jeder Beschreibung spottend. Die Feuerlinie rückte mit furchtbarem Nachdruck gegen Nordnordost vor .... Weinberge, Öl- und Feigengärten mit ihrem überreichen Pflanzenwuchs loderten prasselnd auf .... Villen, Wirtschaftsgebäude, Klöster, Kirchen, ärmliche Hütten — sie alle wurden vom verheerenden Feuerstrome unterschiedslos zusammengedrückt und von der gierigen Lava für immer verschlungen. In einer üppig bebauten Einsenkung hinter Resina staute sich der nach Westen gerichtete Lavastrom — die Städte am Meere sind außer Gefahr.

Am Samstag lag ein undurchdringlicher Rauch über dem Schauplatze des entsetzlichen Dramas. Brandgeruch durchzog die heiße Luft. Die Umrisse des unheimlichen Berges waren nicht zu erkennen. Die schauerliche Musik dauerte fort, doch in merkbarer Abnahme. Die Behörden hatten einen heißen Arbeitstag. Es galt die Versorgung der Geflüchteten, der Abgebrannten; es galt nicht minder die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit.

Gegen Samstag Abend langten die Nachrichten vom allmählichen Verlöschen des Feuers und vom Nachlassen des Lavaausflusses hier an. Die Aufregung ließ

sich durch diese Nachrichten mehr und mehr beschwichtigen. Geflüchtete Strandbewohner kehrten mit ihren Barken wieder in ihre Wohnplätze zurück. Die Nacht verlief verhälnismäßig ruhig.

Am Sonntag erwartete uns eine neue Überraschung. In der Frühe gegen drei Uhr begann ein dichter Aschenregen, der je nach der Richtung des Windes mehr oder minder reichlich die ganze Landschaft mit dem melancholischen Grau bedeckte. Die Aschenwolke war so dicht, daß wir hier in Neapel uns nur des allerspärlichsten Sonnenlichtes bis gegen Mittag zu erfreuen hatten. Der Eindruck, den dieses Phänomen — welches übrigens jeden starken vulkanischen Ausbruch meist als Nachspiel zu begleiten pflegt und ein altbekanntes Leiden für die Neapolitaner bildet — der Eindruck, den es auf den Fremden macht, ist der trostloseste, den man sich denken kann. Als daher der Aschenregen fort und fort niederrieselte, die Atmosphäre in ein unheimliches Zwielicht hüllend, da entvölkerten sich rasch die Gasthöfe, und zu Wasser und zu Land flohen die Fremden in ängstlicher Hast die beklemmende Nähe des vesuvianischen Schlundes.

In den dem Vesuv zunächst gelegenen Bezirken fiel mit der Asche auch zeitweise heißes Wasser. An einigen Orten regnete es gröberes vulkanisches Gestein. Obschon gegen die Abendstunden eine neue, etwas grobkörnigere, dunkler gefärbte Auflage des Aschenregens überraschte, so konnte doch die gewaltige Eruption als beendigt angesehen werden. Professor Palmieri zeigte dies der Bewohnerschaft durch ein Extra-Bulletin an.

Hirten aus der Campagna.

Mit einem Trachtenbilde.

Die gesamte Umgegend von Rom, welche der Tiber und Anio durchfließt, das alte Latium, führt seit Konstantin d. Gr. den Namen ‚Campagna'. Es sind weite Ebenen, welche ein gewaltiger Kranz getrennter Bergketten umgiebt, die sich amphitheatralisch bis zum Apennin aufbauen. Die ganze umschlossene Ebene ist vulkanisch und ein paar Stunden vor Rom ragt südlich der Monte Cavo, ein schon vor aller Geschichte erloschener Vulkan empor. An seinen Kratern liegen jetzt das liebliche Castel Gandolfo und Nemi und schauen auf ruhige, wundervolle Seespiegel herab.

Etwa der zehnte Teil des Bodens der Campagna ist bepflanzt und bringt für etwa fünf Millionen Franken Getreide hervor. Hiezu kommen ausgebreitete Weinpflanzungen und Felder, welche zahlreiche Herden ernähren. Zur Weide hat die Natur den römischen Boden so gesegnet, daß er hiezu keiner besonderen Pflege bedarf. Nach den ersten Regengüssen des Oktobers bringen diese ungeheuren Felder den Herden ein dichtes, reiches Futter dar, und Herbst und Winter schmücken den Boden mit einem Frühlingsgewande. Und gleichwohl, wie ver-

lassen ist diese Ebene! welch ein düsteres, totes, einförmiges Bild bietet der erste Anblick dieser endlosen Weiden und baumlosen Flächen; wie traurig stimmt diese Öde, die im Sommer der Malaria verfallen ist, in Folge der tötliche Fieber erzeugenden Luft, die mit der Entvölkerung zunimmt.

In den vier ersten Jahrhunderten der römischen Republik kam der Ackerbau fast einer Bürgerpflicht gleich, und die Römer wußten das einfache Leben des Landbauers und Kriegers mit den Einsichten des Staatsmannes zu verbinden. Selbst der Feldherr bearbeitete seinen Acker mit eigener Hand. Ohne seinen ländlichen Reichtum hätte Rom seine Kriege nicht führen können. Aber im Jahrhundert der Triumvirn verschwand mit den Sitten und mit der Zahl der Bauern auch der freie Landbau. Die Campagna, ihrer freien Bearbeiter beraubt, erhielt nun durch die Schätze Asiens Villen, Paläste und Gärten, und Sklaven bearbeiteten die Äcker. Wo einst zahlreiche Städte, voll Leben und Blüte lagen, war nur noch das Herrengut und Weidewirtschaft zu finden. Plinius, die Kaiser Hadrian und Commodus hatten noch Landgüter in der Campagna und nur einige Gegenden derselben wurden für fieberbringend gehalten. Aber die späteren unaufhörlichen Verwüstungen durch Goten, Vandalen, Longobarden, Normannen &c. brachten die Campagna ins tiefste Elend. Jetzt dehnt sich die unabsehbare Wüste rings um Rom wie ein verlassenes Theater der Geschichte aus, bedeckt mit den Ruinen der alten Welt und des Mittelalters. Es ist ein einsames Trümmer- und Gräberfeld vor den Thoren der Weltstadt. Von dem prächtigen St. Paolo bis zu dem einst blühenden Ostia trifft man nur wenige Gehöfte, von Castel Fusano bis Antium nur einzelne Hirten ohne Familie und als Hauptbewohner die Büffel.

In der Erntezeit ziehen die Arbeiter zu Hunderten aus den Sabinergebirgen und den Abruzzen herab und vollziehen in kurzer Zeit das Erntegeschäft. Hager und ausgehungert sind sie alle, mit harten, abgearbeiteten Fäusten, in dürftige Lumpen, die Jahrtausende alte Uniform der Armut, gehüllt. Da für die Menge kein Obdach vorhanden ist, so sind die Schnitter gezwungen, in freiem Felde zu übernachten. Durch Einwickeln in Schafspelze und durch mächtige Feuer suchen sie sich vor den unheilbringenden Dünsten zu schützen. Unter dem Fattore (Verwalter) steht der Großhirt, welcher Hirten, Herden und Arbeiter beaufsichtigt. Die Arbeiter tragen die schweren Karste auf den Schultern und greifen unter der Aufsicht eines rohen, unbarmherzigen Caporale das Land an, wenden eine dünne Schicht um und besäen die Scholle in Eile. Während des Wachsens der Saat verdingen sie sich in die Weinberge, und kehren zur Zeit, wo die Malaria dumpf und bleiern über der Ebene liegt, zurück, um die dürftige Ernte einzuheimsen, deren Ertrag einem reichen, römischen Edelmanne die Taschen füllt.

Wie bei den alten Römern besteht der Pflug in der Campagna noch aus einer einfachen Deichsel, die statt der Pflugschar einen Haken hat, an dessen Ende ein nach unten flaches Eisen angebracht ist, welches die Erde aufwirft. Hinter der Deichsel erhebt sich ein gerader Stock, der zur Lenkung des Pfluges

dient. Der Lenker hält ihn mit einer Hand, und wenn der Pflug nicht tief genug einbringt, setzt er den linken Fuß auf den Pflug und läßt sich mit fortziehen. Vier bis sechs Ochsen sind mit der Stirne an ein dickes Joch gespannt, welches quer durch die Deichsel geht und ziehen auf diese mühsame Weise den Pflug.

Der größte Teil der Pachtungen besteht aus Viehweiden. Das an Gestalt wuchtige Rindvieh ist geschickt zur Arbeit, giebt treffliches Fleisch, aber spärliche Milch. Die Büffel, welche den alten Römern noch unbekannt waren, kamen erst im siebenten Jahrhundert aus Afrika nach Italien; man begegnet ihnen oft in großer Anzahl, namentlich am Meeresstrande. Sie gehören für den Fremden zu den unliebsamsten Gästen der Campagna, da sie sich wild und unfreundlich gegen den Wanderer zeigen, doch scheuen sie die Pferde und folgen der Stimme ihres Führers. In sumpfigen und von Kanälen durchschnittenen Gegenden sieht man diese Untiere oft nur ihre grausigen Köpfe über das Wasser emporhalten, um Atem zu schöpfen. Besonders während der Tageshitze lieben sie es, sich tief in den schilfbedeckten Schlamm einzutauchen. Will der Hirt sie verwenden, so schlägt er mit der Lanze ins Wasser und jagt sie mit Geschrei auf. Die kleinen Büffelkäse, die man frisch ißt, liebt man in Rom sehr. Die Pferdezucht in der Campagna liefert nur kleine, buschige, aber sehr ausdauernde Tiere.

Die malerischen Rohrhütten der Campagna sind pyramidenförmig aus großem Pfahlrohr und Holzgerüste zusammengesetzt, ohne innere Bekleidung. Auf der Spitze sind sie meist mit Kreuzen geschmückt. Sie sind klein und bieten dem Vieh keinen Lagerplatz. In kleinen, viereckigen Nebengebäuden befindet sich die Milchhütte und die Käserei.

Die Höfe und kleinen Dörfer, welche man passiert, könnte man für unbewohnt halten. Die Wohnungen sind geschlossen; Niemand ist an den Fenstern, Thüren oder Gassen. Sobald es aber dunkel wird, kehrt die ganze Bevölkerung von den Feldarbeiten zurück. Es sind halbgekleidete Männer mit der Hacke auf dem Rücken. Sie sind zwei Stunden vor Sonnenaufgang aufgestanden, um ein kleines Feld umzugraben oder die Erde unter den Olivenbäumen aufzulockern. Mit ihnen kehren die Kinder zurück, häufig mit Blumen bekränzt und einige Schweinchen treibend, die man mit auf die Äcker nimmt. Gewöhnlich bieten um diese Zeit in den Dörfern einige Krämer oder Krämerinnen ihre Waren aus, meist nur Obst, Gemüse oder Salate. Der Vater kauft um einen Maiskuchen Salat zum Abendessen für die Familie. Tritt ein Fremder ein, so wird er freundlich aufgenommen und zur Teilnahme an ihrer Mahlzeit eingeladen. Ihre Unterhaltung ist indessen so schlicht und einfach, wie ihr Hausgeräte.

Wenn die Frau nicht hilft den Acker bestellen, erwartet sie ihren Herrn in der Behausung, deren Thüre sie ihm öffnet. Sie bereitet das Brod, den Maiskuchen, den Mörtel, wenn sie nicht mit Spinnen, Nähen oder Weben beschäftigt ist; täglich holt sie Holz und Wasser, oft aus weiter Entfernung. Das alles thut sie vom Morgen bis zum Abend und ohne sich zu beklagen. Für ein wertvolles Besitztum gelten die Kinder, da man sie schon vom vierten



1882. Hirten aus der Campagna. 17.

Jahre an zur Bewachung der Tiere verwenden kann. Viele Hirten der Campagna wohnen in den niedrigen, feuchten Höhlen des braunroten Tuffsteins, deren Wände vom Rauche des beständigen Feuers geschwärzt sind. Hier stehen die rauhgezimmerten Betten mit Fellen bedeckt, noch ganz so bereitet, wie das Lager, das Eumäos dem heimkehrenden Odysses bot. Der Säugling aber liegt in einem auf Walzen ruhenden Spankorb. Von sonstigem Hausgeräte enthalten diese Höhlen nichts als Flinte, Ackerzeug und Milchgeschirr. Andere kampieren in leichten Hütten, aus Schilfrohr und Hanfseilen errichtet, die meisten aber übernachten unter dem ruhigen Himmel der Campagna, und nur ein Feuerort bezeichnet die Stelle ihres Zusammenlebens.

An den Hügeln weiden schöne, langhaarige Ziegen, meist weiß. Sie scheinen oft nur an der Felswand zu kleben, und man begreift nicht, wie sie sich halten können, und doch stehen sie fest genug, um den herabnickenden Strauch mit den Zähnen zu erreichen und zerrend und reißend seines Blätterschmucks zu berauben. Sie tragen Glocken am Halse und stehen oft aufrecht auf den Hinterfüßen, um sich höher zu heben.

Die Hirten der Campagna, die man als Staffage auf so vielen Ansichten abgebildet sieht, tragen den flockigen Schafspelz und den langen Stab mit dem knorrigen Ende unter die Achsel gestemmt, ebenso der Butero auf seinem halbwilden, zottigen, kleinen Renner. Der berittene Fattore und der Oberhirt, mit Spitzhut und Ledergamaschen, den Mantel aufgeschnallt oder frei an der Schulter, tragen die Stachellanze über dem Sattelknopf, die Flinte auf dem Rücken.

Es gewährt einen herrlichen Anblick, wie sie, aufgewachsen von frühester Kindheit mit dem Pferde, sattellos, oft nur auf einem schwarzen Bocksfelle sitzend, in Felle gewickelt, ohne Steigbügel und die Beine bis an die Schenkel mit harten Lederschienen geschützt, die Flinte auf dem Rücken, die Lanze in der Hand, das gefügige Tier nur an den Halfter lenkend, über die Heide streifen, in eine wildweidende Pferdeherde hineinsprengen, oder die weißen, störrischen Ochsen zusammentreiben.

Einen wundersamen Kontrast bildet der pfeifende Bahnzug, der längs der uralten Aquädukte durch die einsame Campagna rauchend an den verlassenen Stätten vorübersaust. Aber rasch, wie Vogelflug, verschwindet dieser Anblick, die Ebene ist wieder einsam und überläßt den sinnigen Wanderer den Träumen der Vorzeit.

Lieblichere Bilder, Bilder der Ruhe und des Friedens gewähren die Schafhirten, die im stillen Nomadenzuge über die sonnige Fläche schweifen. An der Via Appia sitzt der braune Knabe hoch auf einem trümmerreichen Totenhügel, schneidet sich eine Rindenpfeife zurecht und stimmt sie in einfachen Tönen, die er in melancholischem Einerlei den ganzen Tag erschallen läßt. Während dem weiden die Schafe zwischen den Gräbern herum, oder lagern in friedlichen Gruppen zwischen den Marmorsteinen.

Der Hirtenknabe.

Abbas, mit dem Zunamen der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Herde Schafe weidete. Der Knabe saß unter einem Baum und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und Neugierde lockten den König näher hinzu; das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes, das ohne Unterricht bei seiner Herde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezir dazu kam. „Komm, Vezir," rief er ihm entgegen, „und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt." Der Vezir kam herbei; der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urteil und seine offene Freimütigkeit nahmen den König und den Vezir so sehr ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sehe, was aus dieser schönen Anlage unter der Hand guter Erzieher werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzt, in kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere Farben annimmt, so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber, er gab ihm den Namen Ali Beg und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten, Treue und Klugheit in seinem Amt, Freigebigkeit und Großmut gegen die Fremden, Gefälligkeit gegen alle, die ihn um etwas baten, und, ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demut. Was ihn aber am meisten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen, seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Bei allen diesen Tugenden entging er jedoch den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahen. Diese legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schah Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmütiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schah Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, daß nämlich gute Fürsten wie andere Menschen sterben müssen. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquicken wie den Durstigen ein Trunk Wassers. Einen solchen Oberherrn hatten Alis Feinde erwartet, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine jenen erwünschte Begebenheit diese Anklagen zu rechtfertigen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schah Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute gedachten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des großen Abbas eingetragen war, und so fiel Schah Sefis Verdacht auf den Schatzmeister, daß dieser ihn veruntreut habe. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und schilderten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viel Häuser zur Bewirtung der Fremden gebaut," sagten sie, „und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichtümer. Wo könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, herhaben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestähle?" Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund geworden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen." Ali Beg erschrak nicht, denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es sein würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr," sprach er, „mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sklaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst."

Diese Bitte war dem Könige höchst willkommen; er genehmigte sie und besichtigte gleich des anderen Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Ordnung, und Ali Beg überführte ihn, daß Schah Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne es jedoch in seinem Verzeichnisse zu bemerken. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich in seinen selbst falschen Mutmaßungen betrogen sieht. Er ersann daher einen Vorwand und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten; zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände, die Zimmer waren mit nicht mehr als notdürftigem Hausrat versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Galerie zeigte, die mit zwei starken, eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre. Ali Beg schien erschrocken; er errötete heftig, erholte sich aber wieder und sprach: „Herr, in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigentum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn. Was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimnis, ich bitte dich, verlange es nicht zu sehen!"

Dies ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Ausdruck der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da, vier weiße Wände, mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt, das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesenden erstaunten, und Schah Sefi schämte sich zum dritten Mal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Herde hütete, waren diese Armseligkeiten mein ganzer Reichtum. Ich bewahrte seitdem dieselben als mein einziges Eigentum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmütige Fürst war zu gütig, als daß er mir es hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher als im Überflusse deines Hofes war."

Ali schwieg, und alle Umstehenden waren bis zu Thränen erweicht. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an; der Neid und die Verleumdung waren mit Scham geschlagen, und sie durften sich gegen diesen Edeln nie wieder erheben. Ali lebte lange und genoß die Belohnung seiner Tugend, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

Deutsche Redensarten.

Seine Siebensachen zusammen nehmen.

Siebensachen ist ein jüngeres neuhochdeutsches Wort, dessen Entstehung darin seinen Grund hat, daß mehrfach sieben Sachen als zusammengehörig genannt werden. Zeugen vor Gericht werden oft in der Siebenzahl gefordert, und ein altdeutsches Rechtssprichwort sagt: „Wo sieben die Hand recken, da ist ein Insiegel", das gilt soviel wie eine Urkunde. Wenn es galt, geschworene Sachverständige in Bau, Flur, Grenz u. dgl. Angelegenheiten aufzustellen, so geschah auch dies meist in der Siebenzahl. „Die Gemeinds-Siebner eines Ortes versteinen und marken die Güter ab", heißt es in einer Würzburger Verordnung vom Jahre 1753, und die jährliche Besichtigung sämtlicher Marken einer Flur durch die Siebner nannte man den „Siebnergang". Es gab beim altdeutschen Gericht meist sieben Schöffen; vor Gericht darf jeder Freie erscheinen, der an Grund und Boden „sieben Schuh hinter sich und vor sich" besitzt; am Gerichtsplatz stehen oft sieben Eichen. Es gab sieben Heerschilde, sieben Frieden (für

Haus, Weg, Ding, Kirche, Wagen, Pflug und Teich), sieben freie Künste, sieben Todsünden, die Siebenschläfer, das Siebengestirn u. s. w. Namentlich in der Volksdichtung kommen sieben gleichartige Dinge oft vor. Die Märchen erzählen von sieben Raben, von Siebenmeilenstiefeln; das Kinderlied singt:

Wer will gute Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen.

Unter „Siebensachen" versteht man zunächst alles Zusammengehörige, Alles, was man besitzt, doch hat sich mit dem Worte vielfach der Nebensinn verbunden, als ob es sich dabei vorzugsweise um das Zusammengehören geringfügiger Sachen handelte.

Ein X für ein U machen.

Ihre glaubhafteste Deutung findet diese Redensart in dem Zahlenwert, den die betreffenden Buchstaben X und V als römische Zahlenbuchstaben haben. Der eigentliche Sinn wäre also: einem 10 für 5 berechnen, ihn übervorteilen, betrügen, oder überhaupt: etwas anders machen als es ist, — fälschen. Im besonderen Sinne würde also die Redensart in ihrer Bedeutung mit einer andern: „mit doppelter Kreide anschreiben" zusammentreffen. Und in der That hat die Redensart diesen engeren Sinn in derjenigen Stelle, die bis jetzt sich als der älteste Nachweis ihres Vorkommens anführen läßt. Sie ist enthalten in einem Lügenmärchen des Anhangs zum Lalenbuche (Ausgabe von 1597) und lautet:

Der wirt war ein geschwinder man
die Kreid in seine Hand bald nam;
dieselb, wie es dann pflegt zu gen,
für einen strich recht kreidet zwen.
er macht ein x wohl für ein v
damit kam er der rechnung zu.

Es ist neben dieser einleuchtendsten Erklärung noch eine andere versucht worden. Unter den verschiedenen Geheimschriften, deren sich unsere Vorfahren bedienten, war eine der gewöhnlichsten die, daß man die Konsonanten unverändert ließ, statt des Vokales aber den im Alphabet zunächst folgenden Konsonanten setzte, also b statt a, f statt e, k statt i, p statt o und endlich x statt v (das alte u). Man bediente sich dieser Geheimschrift, die noch im 15. Jahrhundert angewendet wurde, namentlich in der althochdeutschen Zeit, wenn man in lateinischen Schulbüchern, deren sich damals bei dem Mangel an Büchern oft Lehrer und Schüler zugleich bedienen mußten, die deutsche Bedeutung der lateinischen Worte in sogenannten Glossen über die Worte schrieb. So finden sich z. B. in Mainzer Glossen des 9. Jahrhunderts: xbklp für ubilo (übel), xfpr für fuor (fuhr), sxlkh für sulih (solch) u. s. w. In einem Codex des 15. Jahr-

hunderts findet sich für »hunc librum« geschrieben: hxnc lkbrxm. Hier ward also wirklich ein x für ein u gesetzt, und da die Absicht dieser Schreibweise, namentlich wenn sie nicht als Spielerei, sondern von Lehrern ihren Schülern gegenüber angewendet wurde, nicht sowohl auf ein Betrügen und Fälschen, als vielmehr auf ein Verbergen hinauslief, so könnte in diesem Gebrauche recht wohl die erste Veranlassung zu unserer Redensart gesucht werden. Freilich hätte man mit gleichem Rechte sagen können: ein b für ein a oder ein f für ein e machen; und so müßte denn also immer die Zahlbedeutung der Buchstaben x und v eingewirkt haben, daß gerade „ein x für ein u machen" in seiner heutigen Bedeutung entstand und fortbestand. Daß man bei der Redensart wenigstens immer an den Zahlenwert der betreffenden Buchstaben dachte, beweist unwiderleglich eine Stelle aus Hans Wilmsen Lauremberg's († 1659) plattdeutschen Scherzgedichten:

Doch so veel weet (weiß) ick noch, dat ick kann unterscheiden
Een Bockstaff (Buchstaben) vör dat ander, un lat mi nich verleiden,
Vör L to schriven (zu schreiben) C, vör V to schriven X,
Kan ick denn nich veel mehr, so bin ick darup fix.

Die Königin Viktoria und die Arbeiter.

Die englischen Journale berichten folgenden schönen Zug von der Königin Viktoria: Dieselbe pflegte während ihres Aufenthaltes in Schloß Osborne häufig Spaziergänge zu Fuß in die Umgegend zu unternehmen. Eines Tages kehrte Ihre Majestät, nur von einer Hofdame begleitet, von einem solchen kleinen Ausfluge zurück, als sie eine auf einem Felde arbeitende arme Frau bemerkte. Neben derselben lagen noch mehrere landwirtschaftliche Werkzeuge umher, als Zeugnis, daß die Frau noch andere Arbeitsgefährten haben mußte. Die Königin, die erst seit einigen Tagen in Osborne weilte, blieb stehen.

„Sie arbeiten allein, meine gute Frau?" redete sie die fleißige Garbenbinderin an.

„Ich muß wohl, da die Anderen hinweggelaufen sind. Man sagt, die Königin sei angekommen, und die wollen sie gern sehen."

„Und möchten Sie nicht auch die Königin sehen?" frug Ihre Majestät.

Die arme Frau zuckte die Achseln.

„Wozu?" sagte sie. „Diejenigen, welche zum Schlosse gelaufen sind, verlieren einen halben Arbeitstag, das ist Alles. Ich bin eine arme Frau, habe meine vier Kinder zu erhalten und meinen Mann zu versorgen, der seit Wochen krank darnieder liegt . . . ."

Die Königin hatte bei den letzten Worten ihrer Begleiterin die Börse aus der Hand genommen und schüttete jetzt deren Inhalt in die Schürze der wie versteinert dastehenden Frau.

„Liebe Frau," sagte sie mit einem freundlichen Kopfnicken, „sagen Sie Ihren Freunden, die gegangen sind, um die Königin zu sehen, daß die Königin gekommen sei und Sie besucht habe."

Vom Wasser und vom Wein.

Ich weiß ein Liedlein, hübsch und fein,
Wohl von dem Wasser, wohl von dem Wein:
Der Wein kann's Wasser nicht leiden,
Sie wollen wohl alleweg streiten.

Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Man führt mich in alle die Länder hinein,
Man führt mich vor Wirtes Keller
Und trinkt mich für Muskateller."

Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Ich laufe in alle die Länder hinein,
Ich laufe dem Müller um's Haus
Und treibe das Rädlein mit Braus."

Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Man schenkt mich in Gläser und Becherlein,
Und trinkt mich für süß und für sauer,
Der Herr gleich wie der Bauer."

Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Man trägt mich in die Schlacht hinein
Zu Königen und Fürsten,
Daß sie nicht mögen verdürsten."

Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Bürgermeister und Rat insgemein
Den Hut vor mir abnehmen
Im Ratskeller zu Bremen."

Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Man gießt mich in die Flammen hinein,
Mit Spritz' und Eimer man rennet,
Daß Schloß und Haus nicht verbrennet."

Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Ich spring' aus Marmorbrünnelein,
Wenn sie den Kaiser krönen
Zu Frankfurt auf dem Römer."

Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Es gehn die Schiffe groß und klein,
Sonn', Mond auf meiner Straßen,
Die Erd' thu' ich umfassen."

Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Man pflanzt mich in die Gärten hinein,
Da lass' ich mich hacken und hauen
Von Burschen und schönen Jungfrauen."

Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Ich laufe dir über die Wurzel hinein,
Wär' ich nicht an dich geronnen,
Du hättest nicht können kommen."

Da sprach der Wein: „Und du hast Recht,
Du bist der Meister, ich bin der Knecht;
Das Recht will ich dir lassen,
Geh du nur deiner Straßen."

Das Wasser sprach: „Hätt'st du mich nicht erkannt,
Du wärest sogleich an der Sonne verbrannt;" —
Sie wollten noch länger da streiten,
Da mischte der Gastwirt die beiden. Wunderhorn.

Rätsel.

Du ringst um mich mit vollem Streben,
Du flehest um mich im Gebet,
Gesichert ist durch mich dein Leben,
Dein Sterben wird durch mich erhöht;
Doch kannst du weniger nicht geben,
Der Bettler hat mich oft verschmäht;
Ich folg' dir in des Kerkers Nacht,
Und fehle nicht bei Festes Pracht.

Auflösung des Rätsels Seite 288:

Der Schatten.

Der Ritter von Mainthal.

Eine Erzählung

aus der Zeit der Kreuzzüge

von

J. Siegfried.

(Fortsetzung.)

II.

Ein kleiner Heilkünstler wird das Trudlein. Schon wissen Knechte und Mägde, daß sie beim feinen Herrenkind ein heilend Tränklein sich holen können in allerlei Gebrechen, wenn die Bäuerin, die als Witwe fleißig hinaus muß in die Felder, ihnen nicht selber helfen kann. Schon kommt Zuspruch vom Dorf, um Hülfe zu holen bei Krankheit und Unfall, wenn der Klausner, zu dem sie immer zuerst eilen, in seiner Hütte nicht zu finden ist.

Aber geht denn das Trudlein nicht in die Schule? Nein, in die Schule geht es nicht, denn die giebt es zur Zeit im Dorf noch nicht. Aber im Winter, wenn Wald und Thal tief eingeschneit sind, wenn selbst das flinke Eichkätzchen verschlafen in seinem Verstecke träumt, dann wird in der weiten Flur des Bauernhofes ein emsig Leben wach.

Auf dem Feuerplatz von Stein knistert lustig die Flamme; ein großer Kessel hängt darüber an schweren Ketten, drin brodelt das Nachtmahl. Im Hintergrund aber erhebt sich die Bühne über dem gestampften Lehmflur, und zwei Holzstufen führen hinauf. Hier schaffen Spindel und Webstuhl; hier sitzt im Kreise der Mägde die Bäuerin und das Trudlein ihr zur Seite. Da lernt es, aus dem flockigen Werg an der Kunkel den glänzenden Faden drehen, es lernt, den Faden mit kräftigem Einschlag zu Linnen ver-

wandeln, das Linnen mit blauem Waid zu färben. Und weil es das einzige Töchterlein der reichen Wittib und eigentlich ein Herrenkind dazu ist, wird das Linnengewand mit kostbarem Rauchwerk gebrämt. Heute läßt die Mutter sogar die Rosse schirren und sie fahren der Stadt zu.

Tiefe Geleise zeigen ihnen den Weg, da ächzt das Rad schwer unter der Last der Sandsteinblöcke, die am Berge gebrochen und in die junge Stadt geführt wurden.

Kehrt dem Trudlein eine Erinnerung zurück an sein einstiges Elend, als es zum ersten Mal wieder über die hallende Brücke durch das Turmthor in die Stadt einfährt? Ja, aber sie währt nicht lang. Die gute Pflegemutter führt das feine Kind zum Goldschmied, dort wird ein gülden Kettlein erhandelt, an dem Gertrud die Hälfte ihres Familienwappens tragen soll. Sogar ein runder Handspiegel wird gekauft, den die Händler aus Venetia gebracht und den das Mägdlein als besonderen Zierat sich an die Seite hängt.

Ei, will das Trudlein eine Putzdocken werden? Nein, nein. Wie froh hüpft es über den Bach, mag er unter der Eisdecke schlafen, oder nickende Lichtnelken widerspiegeln. Wie fliegt Gertrud den Berghang hinan in die ärmliche Hütte des Klausners! Wie andächtig lauscht sie, wenn er das schwere Buch mit den Metallklammern vom Gesims langt, ihr Fingerlein auf die Seiten legt und ihr die krausverschlungnen Zeichen deutet. Wie stolz erzählt sie zu Hause der staunenden Mutter: „Heute habe ich eine Seite gelesen, ohne zu irren!"

Und wie viel lernt es von seinen andern Freunden: dem Wald mit seinen Vogelstimmen, dem Thal mit seinen nickenden Gräsern, dem Bach mit seinen murmelnden Wellen!

Singen lehren's die Vöglein, spielen jedwedes Mücklein in der Luft, jeder Grashalm im Thal, und tanzen, tanzen lehren's die blitzenden Wellen, die Libelle drüber, die Blätter im rauschenden Wald und die Sonnenstrahlen, die durch das Buchengeäst auf die Moosdecke fallen.

Mehr aber brauchte das reichste Ritterfräulein nicht zu können.

Hier hatte Gertrud ihre Tauben wieder gefunden, die sie droben auf des Vaters Burg so gern gefüttert. Und war sie auch dort oben eines reichen, mächtigen Vaters einziges Kind gewesen, so hatte sie doch hier unterm Dach des Bauernhauses etwas gefunden, das jedem, jedem Kinde das wärmste, das weichste, das trauteste Heim bereitet, im Schloß wie in der Hütte, das Herz einer Mutter.

Wir müssen gewaltig ausschreiten, wollen wir den Wernher und seinen Wolf einholen, denn gewaltig sind auch die Beiden ausgeschritten, dem Kreuzzuge folgend. Am Thunersee fand der Knabe das Städtlein noch in Aufruhr ob des wunderbaren Durchzugs. Sein Pilgerrock verschaffte ihm freundliches Nachtquartier. Der Schiffer, der ihn um ein ‚Vergelts Gott' mit über den See nahm, hatte die Kinder Tags zuvor bis an den oberen See gebracht.

Rüstig schritt Wernher mit seinem Hunde weiter. Ein Fährmann, der ihn auch über den zweiten Bergsee gerudert hätte, fand sich nicht, so umschritt er denn das felsige Ufer.

Ein Gewittersturm hatte am Tag zuvor im Gebirge gehaust. Schnee lag auf den Kämmen und in den Schluchten der Berge, und merklich kälter und herber umfing die Luft den wandernden Knaben.

In den See sprang der brausende Bergstrom; seinem Ufer aufwärts folgte Wernher.

Die Nacht kam und er legte sich auf bloßer Erde zum Schlafen nieder. Am andern Morgen grüßte ihn ein lieblich grünend Gelände. Die Berge hatten sich auseinander geschoben, grüne Matten lagen ausgebreitet und der Strom jagte hindurch. Weiße, lustige Bäche stürzten von den Felswänden, an geschützter Halde standen Nußbäume, und über ihren Wipfeln kräuselte sich lichter Rauch.

Dorthin wandte sich Wernher mit dem Hunde. Ein Dachfirst, mit schweren Steinblöcken beladen, schützte ein niedriges, braunes Balkenhaus. Über der Thüre war ein Geier mit ausgebreiteten Fittigen angenagelt.

Ein Mann stand draußen und schaute still in die Berge. Er schüttelte das Haupt auf des Knaben Anrede und seine Antwort klang in tiefen Kehltönen unverständlich an dessen Ohr. Der Fremde bot gastfreundlich Milch und Käse, und da der junge Wanderer sich und sein Tier gelabt, ging der Gastfreund noch ein Stück Wegs mit bis zum Bergdorf. Bald umringten den Knaben Männer und Frauen. Sie redeten unverständliche Worte auf ihn ein, doch so viel entnahm Wernher, daß einige ihm zuredeten, den gefahrvollen Weg nicht weiter zu verfolgen, sondern hier zu bleiben, während andere ihn zur Eile mahnten. Er sollte die Vorangezogenen einholen, um die Schrecken der Eiswelt möglichst zu überwinden, denn ein einzelner, ein unkundiger Knabe, sei da oben, wo Gefahren von allen Seiten drohen, so gut wie verloren. Ein paar stämmige Bergbuben aber stellten sich unternehmungslustig ihm zur Seite, musterten seine Ausrüstung und legten scheu die Hand auf Wolfs glatten Kopf.

Gerne wären sie mit gezogen, aber die Eltern faßten die Wander-

lustigen mit fester Hand. Selbst das Geleite durften sie dem Fremdling nicht geben, da er sich den Bergen zuwandte.

Freundliches Geleite aber gaben ihm die Matten. Sie zogen sich grünend die Berghänge hinauf, zwischen denen der Saumpfad hindurch führte. Ziegenherden hingen kletternd auf und zwischen den geklüfteten Felsen, und als mehr und mehr das lachende Grün von Wiese und Baum hinter dem Wanderer zurückblieb, klang ihm noch als Abschiedsgruß der Anschlag der Herdenglöcklein nach.

Oben aber in der lautlosen, starren Felsenwüste wand sich der Zug der frommen Kinder hinan durch Schutt und Steingeröll.

Keuchend ging der Atem aus mancher jungen Brust, doch unbekümmert schritt Sebaldus voran. Ihn trieb es nach Welschland und deshalb gewährte er den Kindern nur dann kurze Rast, wenn er selber ermüdet mit dem Ärmel des groben Pilgerkleides über die Stirne wischte und sich nach den Zurückbleibenden umsah.

„Wer hätte gemeint, daß das dürre Männlein so laufen könnte!“ hatte der Berner-Heiri zu Hannes gesagt, als sie Beide noch mit der Spitze des Zuges vorangeschritten, und laut genug, daß der Schreiber es hören konnte. Jetzt gehörten die zwei Berner Buben zu den Letzten. Der kleinere, Hannes, schleppte sich nur noch mühsam weiter. Ach, der Weg ins gelobte Land streckte sich doch länger hin als er gedacht, und hatte er auch die Höhen der Heimat fröhlich erklettert, hier gab's andere Riesen zu nehmen im tagelangen, anstrengenden Berganschreiten, und der Magen war so leer und die Augen so schwer, der Körper schüttelte sich im Frost und der Kopf schwindelte.

Heiri, der stärkere, ging ihm getreulich zur Seite, führte und stützte ihn so gut er konnte, aber er war ja auch nur ein Bube von zwölf Jahren.

Finstern Blickes maß der Schreiber die beiden Knaben.

„Vorwärts, Buben, euretwegen kann nicht der ganze Zug warten.“

„Ich komme nicht weiter,“ klagte Hannes.

„So bleibe zurück,“ gebot Sebaldus.

Die Kinder ringsum schauerten zusammen. Hier oben, einsam und krank zurückbleiben hieß dem langsamen Tod durch Hunger und Frost oder dem schnellen durch Bären und Wölfe übergeben werden.

„Laß ihn liegen,“ befahl Sebaldus dem treuen Heiri, „und folge uns.“

Aber so hatte es Heiri nicht gemeint. Sorgsam stützte er den zusammenbrechenden Knaben.

„Wir sind Nachbarskinder, Herr, vom Hannes laß ich nicht. Laßt

ihm nur ein halb Stündlein, daß er wieder zu sich kommt, hernach kann er Schritt halten."

Doch unerbittlich schritt Sebaldus weiter. „Wir müssen vor Abend am toten See sein. Seht selbst zu, wie die Freiheit thut; ihr seid nun eure eigenen Herren, wie der Wernher mit seinem Teufelsvieh und wie die unnütze Dirne, die ihr gerne mit befreit hättet."

So rief er noch mit scharfer Stimme zurück. Und höher zog die Schar die Zickzackwindungen des Gebirgspfades empor.

Die beiden Knaben waren zurückgeblieben, einsam, schutzlos in der grausigen Wildnis.

Der kranke Hannes war auf einer Felsplatte zusammen gesunken, die sich weit über einen gähnenden Abgrund streckte. Ihm zu Häupten ragte wieder solch eine breite Felsendecke herüber, und drüber stieg himmelan, fast senkrecht, die graue Felswand; oben aber in schwindelnder Höhe schoben sich nochmals, wie Stufen einer Riesentreppe, schwere Felsplatten vor.

Hannes hatte eine Zeitlang ruhig gelegen; plötzlich schlug er entsetzt die schweren Lider auf und umklammerte mit fiebernder Hand den Arm des Gefährten. „O die Augen, die schrecklichen," flüsterte er halb bewußtlos. Dann riß es ihn gewaltsam in die Höhe, mit gellendem Schrei wies er zur Seite, und mit den Worten: „die Augen, die schrecklichen Augen!" brach er in die Kniee. Als Heiri sich nach der gedeuteten Richtung wandte, sah er vor sich einen riesigen Wolf, der mit glühenden Augen nach den beiden wehrlosen Kindern stierte.

Wernher stieg in tiefer, lautloser Bergeinsamkeit hinan. Fichten und Legföhren standen auf seinem Pfad, kahle, schwarze Felsen drängten sich an den Weg. Die Schneefelder zogen sich von den Bergspitzen immer näher heran. Der Knabe schritt über wüstes Geröll, hier hatte einst eine Grundlawine verheerend gehaust. Jetzt klang ein Brausen und Donnern dem jungen Wanderer entgegen. Immer betäubender hallte es durch die Einsamkeit, immer wilder und schrecklicher umgaben ihn Felsen und Geröll. Jetzt erklomm Wernher einen Felsenvorsprung und, so mutig und kraftvoll der Bube war, er prallte doch zurück. Dicht vor ihm brach aus enger Felsenklause der Bergstrom hervor und stürzte sich jäh die turmhohe Felswand hinab. Unten nahm ihn ein schwarzer Schlund auf, über dem der Strom mit wildem Gischt sich noch einmal aufbäumte.

Habt ihr schon einmal in solch ein stürzendes Wasser geblickt? Habt ihr's schon mit angesehen, wie die tosende Masse sich auflöst in tausend und abertausend Tropfen, von denen jeder sein eigenes Leben und Streben,

sein eigenes Jagen und Wagen und doch mit allen das gemeinsame Ziel hat: die schwarze Tiefe! Und ob auch der eine, vom Sonnenstrahl berührt, in leuchtenden Farben sprüht, ob ein anderer in tiefer Nacht den grauen Felsen hinabstürzt, ob dieser im ewigen Wirbel sich ewig dreht, ob jener vorüberjagt am unscheinbaren Moos und am starren Gestein, ewig ist er doch derselbe geblieben, der stürzende Strom da oben in der Steinwelt, und wenn Du heute sinnend in die brausenden Wasser hinabschaust, so raunt Dir heute ihr Tosen nichts Anderes zu, als vor 670 Jahren dem Knaben, der einsam da oben sich auf seinen Stock stützte und über sein Sinnen beinahe des Weiterschreitens vergaß.

Der Hund erst riß den Knaben aus seinem Hinablauschen auf. Je stiller und andächtiger es in dem trotzigen Knabenherzen geworden, um so unruhiger begann der Hund sich zu regen. Erst hatte er spürend die Felsen hinangewittert, dann ein grollendes Knurren begonnen, das jedoch Wernher im Getöse des Wasserfalls nicht vernahm, jetzt aber sah er sein treues Tier mit gesträubtem Haar, gesenktem Haupt und fletschenden Zähnen dastehen.

„Was ist's, mein Wölflein?"

Wolf wollte gewaltigen Sprunges vorwärts eilen, doch Wernher hatte schnell den Riemen, der sein Gewand gürtete, gelöst und ihn dem Hunde um den Hals gelegt.

„Nicht also, mein Wölflein, den Jagdgrund kennen wir nicht."

Und der Knabe nahm sein Messer in die eine, den Leitriemen in die andere Hand, so ging es in großen Sprüngen empor. Schnell hatte sich die Unruhe des Hundes auch dem Knaben mitgeteilt. Wild riß das Tier an dem zügelnden Riemen, unaufhaltsam zerrte es Wernher hinter sich her, und keuchend drang dieser ihm nach über rollendes Gestein und weiche Schneefelder. Schon pochte das Blut hämmernd in seinen Schläfen, schon sauste und klang es ihm in den Ohren, als erwachte das Tosen des Wasserfalls noch einmal, das längst hinter ihm verhallt war. Da schlug plötzlich ein anderer Ton an sein Ohr. Leise, getragen von der schweigenden Einsamkeit ging es durch die Lüfte:

„O Herr Gott, erhöhe die Christenheit,
O Herr Gott, gieb uns das wahre Kreuz wieder!"

Und da der Knabe den Blick hob, sah er fern über sich einen Zug kleiner Gestalten in langen Gewändern und mit hohen Stäben. Sie überschritten singend eine Einsattelung, bald aber wurden sie durch vorgetürmte Felsen verborgen.

Wernher hielt mit aller Macht den vorwärts drängenden Hund zurück. „Wegen dieser, mein Wölflein, wollen wir nicht so jagen, die er-

reichen wir vor Nacht mit unserem gewohnten Schritt." Er strich mit der Hand über das glühende Gesicht.

Da hatte der Hund sich mit einem Ruck los gemacht und war mit lautem Gebell um die nächste Felsenkante herumgeschossen. Mit einem Satz eilte Wernher nach. Er sah den Hund wie in blinder Wut emporstürmen und plötzlich vor einer jähen Felswand mit furchtbarem Satze sich auf einen dunkeln Gegenstand stürzen. Der nächste Augenblick brachte auch Wernher dorthin.

An der Felswand lehnte zusammengebrochen ein Knabe. Das Haupt war krampfhaft zurückgeworfen, so daß sein totenblasses Gesicht mit den geschlossenen Augen gen Himmel zu flehen schien. Flehend waren auch die Hände erhoben und zitternd bewegten sich die Lippen.

Seitwärts lag auf dem Rücken ein zweiter Knabe; seine Hände umklammerten in letzter, verzweifelnder Kraft die Kehle eines riesigen Wolfes, der stand über ihm und suchte mit wildem Zerren sich zu befreien.

Aber schon hatte der treue Hund das schreckliche Tier angefallen und mit scharfem Zahn sich in das Genick des Feindes eingebissen. Ein wildes Ringen und Würgen begann. Der Wolf ließ, sich des Hundes zu erwehren, von dem Knaben ab, dessen Hände jetzt auch schlaff zurücksanken, und grub mit jäher Seitenwendung sein Gebiß in die Weichen des Hundes. Die beiden Tiere stürzten zu Boden, zerrten sich wieder empor, drückten sich an die Felswand und drängten wieder vorwärts dem Abgrund zu. Blut floß zwischen den gelben Haaren, Blut benetzte den Felsengrund, schon schien der Hund zu ermatten, und mit einem grimmigen Biß zwang der Wolf ihn zu Boden.

Da warf sich Wernher mit geschwungenem Messer dazwischen, doch das Ringen der Tiere machte seine Stiche unsicher; plötzlich ward auch er von den Tatzen der Bestie gefaßt, er fühlte den Atem des Rachens und sah die glühenden Augen über sich. Sein Messer allein konnte ihn noch retten. Den mutigen Knaben verließ die Geistesgegenwart selbst in dieser verzweifelten Lage nicht. Ein schmetternder Schlag auf die Schnauze des Tieres ließ dieses einen Augenblick zurückprallen. Als es zu neuem Angriff vorwärts sprang, stürzte es sich in das vorgehaltene Messer. Ob die Wunde tödlich, konnte Wernher nicht entscheiden; er ward von der Wucht des Anpralls niedergerissen und fühlte plötzlich das ganze Gewicht des Wolfes auf sich stürzen.

Jetzt ermannte sich der zuerst bedroht gewesene Knabe und schwang den Pilgerstab, dem Retter beizustehen, und vorher hatte auch das treue Wölflein sich aufgerafft und noch einmal das furchtbare Tier angefallen.

So konnte Wernher sich vorarbeiten. Der Feind schlug nur noch mit ersterbender Kraft um sich. Ein zweiter Messerstich machte auch diesen letzten Zuckungen ein Ende. Der Wolf lag tot vor ihnen und erst jetzt sorgten die wackeren Streiter um sich selbst.

Die beiden fremden Knaben waren unverletzt, deshalb wandte sich Wernhers nächste Sorge seinem treuen Wolf zu.

Übel zugerichtet sah das arme Tier aus, mit Blut und Schaum über und über bedeckt, und doch sprang es wedelnd auf, da sein Herr sich ihm zuwandte, und leckte die leichteren Schrammen des Knaben. Wernher wusch ihm die Wunden mit Schnee, kühlte ihm auch damit die heiße Schnauze und öffnete dann die Pilgertasche, die letzten Reste aus dem Rauchfang der guten Bäuerin mit den beiden Gefährten und dem treuen Wolf zu teilen.

Essen hält Leib und Seele zusammen, galt schon damals, und so übte es auch jetzt seine Wirkung und beruhigte die klopfenden Pulse der Knaben. Hannes lebte sichtlich auf unter Wernhers und Wolfs sicherem Schutze und bei den Freuden eines kräftigen Mahles. Heiri aber schwatzte mit kauenden Backen: „Schau Wernher, da du zu Bern in die Aare gesprungen, das war ein fein Stücklein; daß du uns vor dem Ungeheuer errettet" — es kam heiß in die ehrlichen Augen, und seine Stimme klang auf einmal grimmig tief — „schau, ich möchte, es kämen fünfzig Sarazenen mit ihren krummen Säbeln über dich, daß ich alle Hiebe auf mich nehmen könnte, ja, das war das feinere Stücklein, aber daß du uns da noch in der Einöde solch Säcklein Fleisch zuträgst, schau, das ist doch das feinste!"

Er zog den groben Schuh vom Fuß und klopfte den Sand aus.

„So arg knurrte mein Magen, das Ungeheuer da hätt's nicht besser gekonnt, und beinahe hätte ich die Sohle hier angebissen. Allweg ist's so besser."

Er schlug mit dem Schuh auf den toten Wolf. „Ja, gelt, Ungeheuer, uns hast fressen wollen, jetzt kannst froh sein, daß du nicht gefressen wirst."

Und er pfiff übermütig:

„Herunter, du Geiergevögel,
Da liegt was für dich!"

Ans Erzählen und Berichten ging es erst, als der hungrige Magen befriedigt war. Doch als Wernher erfuhr, wie die Buben waren zurückgelassen worden, sprang er unwirsch auf.

„Was willst?" fragte Heiri.

„Ihn zwingen will ich," sagte Wernher hastig, „daß er wartet, bis ihr nachkommt. Der Hannes kann schon wieder vorwärts, und das Schreiberlein muß halt warten, bis ihr nach seid."

„Er thut's nicht," sprach Heiri, „und Dir zumal ist er gar übel gesinnt."

„Was frage ich danach," gab Wernher zurück. „Hat mein Wölflein und mein gut Messer hier das Ungeheuer bezwungen, so zwingen sie mir auch den jämmerlichen Wicht, der sich vor jedem braven Kampfe fürchtet. Wohlauf, ihr Buben, ich laufe voran."

„Laß sehen, Büblein," schrie aber jetzt Heiri und drückte seine Stimme wieder zu erschrecklich tiefen Tönen herab, „von dieser Stunde an ist Einer bei Dir, und wenn Du Dich mit Gewalt von einem Schreiber-Männlein willst verfluchen lassen, oder vom Sarazenen spießen oder von den Löwen im heiligen Land fressen, so läßt sich der noch vor Dir verfluchen oder spießen oder fressen, und der heißt Berner-Heiri. Komm, Hannes, mein Büblein, wir müssen dem Wernher nach."

Wernher war schon einige Schritte voraus, die beiden Andern standen noch unter der überhängenden Felsenplatte. Da wandte sich der Knabe noch einmal nach dem Hund zurück. „Wölflein, wo bleibst du?"

Das Tier aber stand zitternd, mit den Zeichen größter Angst, dicht an den Felsen geschmiegt.

Totenstill war es in der Bergwelt. Da wehte es wie verhallend, wie aus dem Himmel herab zu ihnen:

„O Herr Gott, erhöhe die Christenheit!"

Wernher aber sprang mit mächtigem Satz zurück, den zitternden Hund an sich und sich nach zu reißen — und wieder klang es verwehend herab:

„O Herr Gott, gieb uns das wahre Kreuz wieder!" —

Da — ein Krachen, ein Tosen, ein Dröhnen, als bräche die ganze himmelhohe Gebirgsfeste auf sie nieder, ein wirres, wildes Wirbeln flüssiger Schneemassen vor ihren Augen, ein Luftdruck, der sie betäubt zurücktaumeln läßt an die Felswand, und dann Nacht, schwarze, kalte, grausige Nacht um sie her.

Wie aus schwerem Traume wachte Wernher auf. Ob aus stundenlanger Betäubung, ob aus nur augenblicklicher Bewußtlosigkeit, er wußte es selbst nicht. Hatten sie denn nicht soeben noch auf der einsamen Felsenplatte gesessen, während um sie her die Schneefelder in blendendem Sonnenschein leuchteten? Und jetzt war es so stumm, so dunkel um ihn. War das Schweigen, das ihn umgab, der Tod? und die Nacht, die ihn umhüllte, das Grab? Wie Bergeslast lag es auf ihm, kaum vermochte er zu atmen. Er suchte die Hand zu rühren und griff ins Eisigkalte hinein, und doch überlief es ihn siedend heiß in beklemmender Bangigkeit. Da klang ein leises Winseln über ihm.

„So bist doch du noch am Leben, mein Wölflein," sprach der Knabe vor sich hin.

Jetzt hörte er deutlich Heiris Stimme: „Der Hund spürt ihn, hier muß er liegen."

Wernher schrie laut, obgleich seine schwerbelastete Brust dabei zu springen drohte. Er wußte noch nicht, daß die im Schnee Verschütteten jedes Wort von oben verstehen, während ihr lautes Rufen nicht bis zu den Suchenden empordringt.

Heiri und Hannes gingen suchend vorüber. „Wernher, Wernher!" schrie Heiri, daß das Echo von den Felsen dröhnte.

„Hier!" schrie Wernher mit noch größerer Anstrengung zurück.

„Der arme Schlucker hat sicher Schnee in den Ohren und hört nichts," erklärte Heiri oben.

„Er wird doch nicht tot sein?" fragte Hannes' sanfte Stimme.

„Der Wernher tot? Nein, solch Stücklein giebt unser Herrgott nicht zu. Aber schau den Hund, wie er scharrt, da muß der Wernher liegen."

Sie gruben mit den Stecken. Plötzlich fühlte sich Wernher von scharfer Spitze getroffen; über Backe und Nase lief ein zuckender Schmerz.

„Halt, ihr reißt mir die Nase weg," schrie Wernher unten.

„Ach solch zimpfes Stöcklein geht nicht tief genug," bedauerte Heiri oben.

Jetzt spürte Werner einen grimmen Kratzer über den Rücken seiner Hand.

„Gemach, ihr schindet mir ja die Haut vom Leibe!" rief er.

„Er spürt nichts mehr, die Hand ist ganz kalt," klagte Hannes.

„Ach was, haben wir die Hand, so haben wir das ganze Bürschlein," erklärte Heiri entschlossen, und nun fühlte Wernher seinen Arm ergriffen und gezerrt, als sollt' er durchaus ausgerissen werden.

„Halt," schrie er ergrimmt, und der erste Gebrauch, den er von seinen befreiten Gliedern machte, war ein wehrhafter Stoß gegen seine Retter.

„Er kommt wieder zu sich!" jubelten diese.

Ist er wohl sofort den beiden Lebensrettern um den Hals gefallen? Bewahre Gott.

Erst blies er sich den Schnee aus Mund und Nase und rieb ihn aus Augen und Ohren. O weh, wie sah der Wernher aus!

Über's Gesicht quer lief eine breite, blutende Wunde, denn Heiris Pilgerstab hatte scharf getroffen. Hand und Armgelenk waren aufgekratzt; ja wohl, Wölflein erteilt kräftigen Handschlag. Der Arm war beinahe aus der Kugel gerenkt; kein Wunder, zwei brave Bernerbuben hatten mit

aller Gewalt und Freundschaft daran gezerrt. Er sah jämmerlich aus, der Wernher, und die beiden Buben, die sich jetzt ihres Rettungswerkes hätten freuen und den armen Verschütteten mitleidig trösten sollen, hielten sich die Seiten vor Lachen, als Wernher also zugerichtet aus der Lawine herauskroch.

Ein Glück, fast ein Wunder wars, daß sie noch lachen konnten. Hoch droben hatte sich die lockere Schneeschicht gelöst, war riesig anwachsend hinabgestürmt, hatte sie alle erfaßt, die frommen Kinder mit dem Schreiber an der Spitze. Über die vorhängende Felsenplatte war sie hinweggehüpft und hatte den zitternden Knaben geschont, Wernher aber war, von dem gewaltigen Luftzug erfaßt, niedergeworfen und in die nachwirbelnden Schneemassen gebettet worden. Tosend hatte die Lawine sich in das geklüftete Flußthal gestürzt, unter ihr quollen noch geheimnisvoll die Wasser durch bis zum Wasserfall, bis zum grünenden Wiesenthal, aber nur die Wellen konnten Kunde geben von dem jähen Ende der jungen, frommen Seelen, denen die Lawine drunten in der schaurigen Stromschlucht ihr dunkles Grab bereitet.

„Die Kinder! Um Gottes und aller Heiligen willen, die frommen Kreuzkinder! Sie sind verschüttet!“

Mit diesem Ausruf ließ Wernher plötzlich ab von der Untersuchung seiner verschiedenen Wunden und rief Wolf herbei. „Mein Wölflein, können wir ihnen noch helfen?“

Wolf winselte leise und spürte mit vorgestreckter Schnauze hinab zum Abgrund. Doch zu grausig öffnete die finstere Schlucht sich unter ihnen, und wenngleich mutige Knabenherzen unter den Pilgerröcken schlugen, ohne Seile, ohne Werkzeuge war es nicht möglich, sich hinab in die schwarze Tiefe zu lassen. Aber der Hund blieb wie gebannt an dem Abgrund, und mit leisem Winseln schien er die Aufmerksamkeit der Knaben auf die Tiefe lenken zu wollen.

Wernher trat hart an den Rand und schaute nieder in den schwindelnden Abgrund. Plötzlich stutzte er. Sein Auge hatte sich an die Dunkelheit der Felsenkluft gewöhnt und erspähte in mehr als Manneshöhe unter sich einen Vorsprung, ähnlich dem, der sie vor der Lawine gerettet, und da er starr dorthin blickte, fand sein Auge auch die dunkeln Umrisse einer liegenden Gestalt.

Wieder winselte der Hund.

„Dort unten liegt eins,“ sprach Wernher, „vielleicht lebt es noch; diesem wenigstens müssen wir helfen.“

Er verknüpfte den Riemen, an dem er vor einer Stunde den Hund

gezügelt, mit dem Lederstreifen seiner Pilgertasche; auch die beiden Andern mußten ihr Riemenwerk zu diesem Zweck hergeben. Dies Lederseil schlang er um einen Wurzelknorren.

„Haltet fest," sprach Wernher, während er den Riemen Heiri in die Hand gab und das andere Ende um seinen Leib legte. „Mein Wölflein, du bleibst hier."

Vorsichtig trat der Knabe an den Abgrund. Sein Fuß tastete an der Felswand hinab, bis er in einer tiefern Furche einen kleinen Halt fand. Heiri und Hannes hielten krampfhaft den Riemen fest. Langsam sank Wernhers Gestalt; straffer und straffer begann der zusammengeknotete Lederstreifen sich zu ziehen.

Der Hund lief unruhig am Rande auf und ab; mehrmals wollte er einen Ansatz nehmen, sich seinem Herrn nachzustürzen und nur das aus der Tiefe kommende Gebot Wernhers hielt ihn zurück.

Der kühne Knabe war Schritt für Schritt die jähe Felswand hinabgeklommen. Eine Furche, eine vortretende Wurzel mußten seinem Fuße Stufen, dürftiges Moos und Gras seinen Händen Halt bieten. Jetzt aber fand er nirgends mehr einen Punkt, auf den er seinen Fuß hätte stellen können, und immer noch lag die Steinplatte einen tüchtigen Sprung unter ihm.

„Haltet fest!" rief er empor, „ich springe."

In Todesangst hielten die Knaben den Riemen. Ein Fehlsprung mußte die Wurzel brechen, um die das Ende geschlungen war, und riß nicht nur Wernher, sondern auch sie in den sichern Tod.

Das Seil zog sich straffer, als ob es reißen sollte. Die Knaben wurden von dem Ruck beinahe niedergerissen. Da aber tönte Wernhers Stimme: „Ich bin unten."

Der Hund legte sich am Abgrund nieder und blickte unverwandt hinab; sein leises Winseln klang immer noch. Unten aber blieb es still, totenstill.

Leichter und lockerer begann das Seil zu laufen, dann tauchte Wernhers Gesicht wieder auf. Aber es war bleich wie das eines Toten, und starr und entsetzt schauten die Augen darein.

Was hatte er gefunden in der wilden Kluft?

Dort unten lag Sebaldus starr und leblos. Sein fahles Gesicht war nach oben gekehrt, sein Kopf hing über den Stein hinaus, frei über dem grausigen Schlunde, die Hände hatten sich krampfhaft in die Rinnen des Steines eingegraben. So fand ihn Wernher, da er den Todessprung gewagt, ein frommes Kindlein zu retten.

Aus dem dunkeln Gewande des Schreibers schaute etwas Weißes hervor. Es war das Schreiben, durch welches das Trudlein an den bösen Mann war ausgeliefert worden. Er zog Rolle und Siegel leise aus dem Gewande des Toten, und der ganze Ingrimm gegen den schlechten Mann, der ein wehrlos Kind hatte verderben wollen, erwachte noch einmal. Der Lebende war seiner Strafe entrückt, aber selbst der Tote sollte nicht sicher sein davor. Schon hob er den Fuß, um die Leiche in die Tiefe zu stoßen, da aber faßte ihn ein Grausen. — Wie hieß doch das Wort, welches sein frommes Mütterlein einst zu ihm gesprochen? ‚Die Rache ist mein, spricht der Herr.' Er zog den Fuß zurück, und erschüttert stieg er wieder hinauf.

Droben aber trieb es ihn hinweg. Auf die Fragen der Gefährten hatte er nur die Antwort: „Sebaldus, tot!" So hastig wandte er sich mit ihnen dem Rückweg, dem Alpendorf zu, daß er sogar vergaß, den in den Abgrund hängenden Riemen mitzunehmen.

Am andern Tage kehrten die Knaben an die Unglücksstätte zurück, ihnen folgte ein Haufen mutiger, erfahrener Männer mit Äxten, Seilen und Schaufeln. Doch selbst die unerschrockenen Bergbewohner schauderten, als sie in die schwarze Tiefe hinabblickten. Von da drunten ward noch Keiner lebend wieder herauf geholt. Die dunkeln Wellen singen den Grabgesang, und der Schnee deckt sie zu, Alle, Alle.

Fast ängstlich suchte Wernhers Auge den vorspringenden Felsen, auf dem er gestern seine Rache hatte üben wollen an Einem, der wohl jetzt vor dem höchsten Richter stand. Sein Auge drang in die Tiefe, es fand den Felsenvorsprung, aber — den dunkeln, hingestreckten Körper, der gestern dort gelegen, fand es nicht. Auf Wernhers Ruf ließ sich ein kühner Steiger hinab, aber der Felsen war leer, — Sebaldus war verschwunden.

Traurig kehrte der Zug um; auch die drei Knaben mit Wolf gingen mit den Männern zurück in das Dorf, das im stillen, grünen Gebirgsthal liegt. Sie bedurften der Pflege nach all den Anstrengungen und Schrecken, ehe sie wieder den Wanderstab ergreifen und vereint über die Alpen pilgern konnten, einer ungewissen Zukunft entgegen.

Drunten in der tiefen Schlucht murmeln und raunen die Wellen. Klingt wohl ihr ewig Lied in den ewigen Schlaf der jungen Pilger, die, den frommen Gesang auf den Lippen, von der Lawine erfaßt, in den Tod hinabgerissen wurden?

Ein heilig Kreuz wollten sie sich erstreiten; oben am Rande des Abgrundes haben die gläubigen Dorfbewohner es ihnen aufgerichtet.

Zum Herrn wollten sie ziehen, — sie sind beim Herrn.

Sechzehn Jahre sind verstrichen. Im mächtigen Buche der Weltgeschichte, wo ein Jahr so leise über das andere sich schichtet wie ein dünnes Blatt im Buche auf das andere, da zählen sechzehn Jahre nicht wichtiger als das ruhige Umwenden einiger Seiten. Und doch steht gerade auf diesen Blättern genug des Bedeutsamen.

Noch war tief drunten in der Felsenschlucht der Schnee nicht hinweggeschmolzen, in den die frommen, kreuzfahrenden Kinder sich zum Todesschlaf gebettet, da zog über die Alpen, verkleidet in ein Pilgergewand, um den feindlichen Spähern zu entgehen, der junge König Friedrich.

Das war der Hohenstaufe, der im schönen Italien herangewachsen, und in dem jetzt alle Hoffnungen wiedererstanden, die mit des Rotbarts Söhnen waren zu Grabe getragen worden. Dem Trudlein sein wiedererweckter Kaiser Philipp war's, den der Ritter Konrad mit andern Getreuen aus Italien herbeigeholt hatte. Das kleine Dirnlein hatte ihm den Namen des ermordeten Oheims gegeben, die Geschichte nennt ihn Friedrich II.

Sechzig getreue Ritter zogen mit ihrem jungen König, brachten ihn glücklich durch die feindlichen Spürer über die Alpen und jubelnd in die gute, treue Stadt Konstanz.

Da aber König Friedrich unter dem Freudengeschrei des Volkes in die Stadt eingezogen war, da die Edeln von Kyburg, von Habsburg und die treuen Schwaben sich um ihn geschart hatten, da verließ Einer, der auf der gefahrvollen Reise sich dem jungen Friedrich zunächst gehalten, den lärmenden Troß. Da wandte er sein Rößlein rheinabwärts, setzte über den Strom und ritt dahin auf der alten Römerstraße, bis er bei der zerfallenen Grenzfeste des einstigen Weltreiches den blauen Bergstrom erreichte.

Was kümmert's ihn, daß drei Flußthäler in sonniger Pracht sich aufthaten? Ihn mahnte der blaue Strom an seines Kindes Blauauge. Gewiß grollte es in thörichter Sehnsucht dem König Friedrich, der den Vater so lange fern hielt. Bei der Base freilich war das Dirnlein wohl versorgt, und doch — was trieb ihn, sein Roß zum schnellsten Laufe zu spornen?

Er sollte es bald erfahren.

Das Dirnlein sei so fromm, so heilig gewesen, immer habe es der Muhme angelegen: „Ach, laßt mich ins gelobte Land ziehn," und da ein Zug Kreuzkinder des Weges gekommen, da sei es mit ihnen verschwunden. Gleich sei die Bas' hinterdrein, aber einholen hab' es Niemand mehr können, und es sei, als habe der Herr selbst dem schwachen Kinde Flügel verliehen, daß es ausziehen möge zu dem frommen Werke.

So erzählte die Base mit schneller Zunge dem Herrn Bruder; der

aber saß, den Ellbogen auf den Eichentisch und die Stirn in die Hand gestützt, ohne ein Wort zu reden. Er hörte kaum, was die Base sonst noch in ihn hinein sprach:

So schwer es ihr falle, sich von dem Sohne zu trennen, so wolle sie doch des Herrn Schwagers wegen ihren Fridolin von sich lassen, daß er den Oheim auf die Burg begleite. Er sei ja doch Ritter Konrads Bruderskind und werde ihm bald werden wie ein eigenes. Und der Herr Bruder werde es bald merken, wie ein wackrer Bub' im Hause das Vaterherz verjünge.

Er hörte die Worte, die vor ihm gesprochen wurden, so wenig, wie den Auftrag, den sie hinter seinem Rücken hastig dem roten Jörg gab, und der den gutmütigen Knecht auf zwei Tage über Land sandte, damit seine Zunge ihr kein Unheil bereiten möge.

Der Ritter aber ließ sie reden. Seinen König hatte er herbeigeholt, dem deutschen Reich zu Heil und Frommen. Das Reich hatte einen kraftvollen Herrscher gewonnen, der Ritter Ehre und Macht für sein Haus. Und wer sollte sie denn haben, all die neue Ehre und Macht zu der alten, die schon die stolze Burg umgaben? Wer denn anders als seine süße, kleine Dirne, sein verzagt Trudlein, das laut aufschrie, wenn er's auf sein Schlachtroß hob und sich eine Heldin dünkte, wenn es mit dem Futter auch seine Hand einer Taube hinhielt.

Und das Trudlein war hinausgezogen, um das heilige Grab den Sarazenen abzugewinnen, hinaus durch dunkle Wälder, über Felsgeröll und Schneefelder in den Sonnenbrand eines fremden Landes!

Und wenn er heimkehrt, wird er Alles finden, — die edlen Pferde, die schweren Humpen! — Auf dem Dache werden die Tauben girren, Knechte und Mägde werden sich um ihn scharen, und durch seine Wälder mit den hundertjährigen Eichen werden seine Freunde in hellen Haufen herbeieilen, den mächtigen Freund des jungen Kaisers zu grüßen.

Alles, alles wird da sein, unverändert, wie er's gelassen, nur ein kleines, schwaches, furchtsames Mägdlein wird fehlen, — aber das ist des mächtigen Ritters einziges Kind.

Und er reitet stromauf, die Heerstraße hin, auf welcher die Kinder davongezogen und forscht seinem Dirnlein nach. In Bern wird ihm erzählt, wie das Mägdlein tot aus dem Wasser gezogen, von Sebaldus, dem Schreiber, wieder erweckt und als Heilige verehrt worden ist. Aber er vernimmt auch, daß ein böser Bube, dem ein löwengelber Hund gefolgt ist, das Mägdlein hat ersäufen wollen.

Dann wendet der Ritter sein Roß dem Oberlande zu. In Thun weiß

man nichts von dem blonden Kinde. Der Bube mit dem Hunde ist erst einen Tag nach den übrigen über den See gefahren. Kann dieser dem Mägdlein nachträglich noch ein Leid gethan haben? Das köstliche, goldene Familienwappen war das einzige Wertstück, das es bei sich hatte; aber selbst das konnte den gottlosen Buben zum Morde reizen.

Und tiefer in die Berge reitet der Ritter, bis er sein Roß im Gebirgsdorf zurücklassen muß und zu Fuß den steilen Saumpfad hinansteigt. Endlich steht er an dem neuerrichteten, schwarzen Kreuz und blickt nieder in den schwindelnden Abgrund, in den die Lawine das ganze fromme Kinderheer gerissen. Läßt sich wohl sein einzig Kind da drunten das Wiegenlied von den murmelnden Wellen singen?

Das aber steht nicht in dem Buch der Weltgeschichte, in dem wir sechzehn Blätter umgewendet. Dort steht anders. Da steht, wie König Friedrich zum mächtigen Kaiser geworden, wie er Otto, den Gegenkaiser, besiegt, aber auch, wie er in Kampf geraten mit dem Papste, gleich dem Vater und Großvater vor ihm.

Als junger König hatte Friedrich dem Papste einen Kreuzzug ins heilige Land gelobt, doch er fand in Italien und Deutschland so viel Näherliegendes zu bewältigen und zu ordnen, daß zwölf Jahre vergangen waren, ohne daß er sein Wort gelöst hätte.

Endlich hatte er ein Heer gesammelt zur Fahrt gen Jerusalem und war selbst schon in See gegangen, da brach eine böse Seuche im Heere aus; Friedrich ward selbst davon ergriffen, mußte umkehren und den Kreuzzug noch einmal verschieben.

Der Papst aber sah in dieser neuen Zögerung nur einen Vorwand, sich dem Unternehmen ganz zu entziehen, und legte den Bann auf den Kaiser. Da dieser nun doch an die Spitze des Kreuzzuges trat, verbot der Papst den Ordensrittern, sich dem Kaiser anzuschließen. Mit dem Kirchenfluche beladen zog Friedrich, an der Spitze seiner Getreuen, über das Meer zum Kampfe für das heilige Grab.

Von den Kindern, die wir bis auf den wilden Alpenpaß begleitet, hat keines die Heimat wiedergesehen. Wir wissen, wo sie geblieben sind. Daheim aber lauschte man vergeblich auf ihren wiederkehrenden Schritt.

Im grünumschlossenen Mainthal liegt die reiche, schöngetürmte Stadt Würzburg. Oben aber auf dem Bergabhang über Laubkronen und Nadelpyramiden sonnt sich die stolze Ritterburg. Tauben fliegen aus und ein und girren traulich auf den Giebeln. Vom Thal aus erscheinen die weißen Vögel als lichte Punkte auf den dunkeln Zinnen. Edle Rosse scharren in

den Ställen, Knechte und Mägde warten des Feld- und Viehstandes; aber ein wirres, freudloses Rennen und Hasten ist's in Haus und Hof.

Oben im großen Gemach fegt des Ritters Base mit schleppendem Rock über den Steinboden, jagt mit spitzer Zunge die Mägde vom Keller empor in die Turmstube, vom höchsten Söller hinab ins Webegemach unter der Küche, meistert mit bösem Wort die Knechte, mißt ihnen mit den Augen den Bissen, den sie Mittags an der langen, fichtenen Tafel in der Halle zum Munde führen und hält die dürren Finger gierig auf alle Kostbarkeiten des reichen Rittersitzes.

Und doch ist kein Segen in dem atemlosen Treiben und Schaffen, in dem Sorgen und Meistern.

Der wilde Junker Fridolin verspielt in einer Nacht mehr, als seine gestrenge Frau Mutter in einem Jahre ergeizen kann.

Hört ihr's, wie's durch den Wald klingt? Hörnerschall und Rossegetrab, Gebell der Hunde und lauter Zuruf von Menschenstimmen! So ziehen sie den Berg empor, die lustigen Junker mit wallendem Federhut, die losen Gesellen des Junkers Fridolin.

Und ein anderer Ton schallt durch den Wald. Dort oben, wo so stolz der Eichenwipfel sich emporgestreckt, da schlägt die Axt die alten königlichen Bäume nieder.

Was thut's auch, wenn Junker Fridolin unter dem wüsten Geschrei seiner Gesellen Hab' und Gut verpraßt? Er sitzt auf des Oheims reichem Grund, und der Ritter Konrad ist fern; er will im Morgenland an seines Kaisers Seite um das heilige Grab kämpfen. Junker Fridolin ist ja des Ritters nächster Verwandter, der einstige Erbe. Er nimmt nur von seinem künftigen Eigentum, wenn er mit vollen Händen in des Oheims Habe greift und zu Geld macht, was sich dazu machen läßt. So dringt denn die Axt tief in das edle, hundertjährige Eichenmark, langsam lösen sich die letzten Lebensfasern, in gewaltigem Sturz kracht der mächtige Baum nieder, und noch lange geht der Nachschall wie ein Seufzen durch den Wald.

Der Hörnerklang war verstummt, die stattlichen Reiter waren über die donnernde Zugbrücke in den Burghof gesprengt.

Wieder war es still im Walde, da klang ein Schritt hindurch, langsam und müde. Ein alter, sehr alter Mann schritt den Berg hinan. Er trug das lange, geistliche Gewand, die Schuhe waren bestaubt, die Hand hielt einen starken Stab, der ihm als Stütze dienen mußte. Müde mußte er sein, der alte Wandersmann, aber hell und lebhaft schaute doch sein Auge drein, empor in die Wipfel nach dem Eichkätzchen, das sich einen Tannenzapfen zu Neste trug, hinab auf den Waldboden nach der grauen Wermut-

pflanze, auf die der letzte Abendstrahl fiel. So müde der alte Rücken war, er beugte sich, die graue Staude zu pflücken. „Schau, schau," murmelte er vor sich hin, „find' ich mein heilsam Bitterkraut auch hier? Ei, ei, Ritter Konrad, wächst Euch Wermut so nahe ins Haus?"

Und damit schob er das Kraut in ein Leinwandsäckchen, das er zur Seite trug.

Jetzt stand er vor der Burg und begehrte Einlaß. „Ist der Ritter auf der Burg?" fragte er den graubärtigen Turmwart.

„Der Junker Fridolin?" fragte der mürrisch zurück. „Was sollte er nicht?"

„Mit nichten," sprach der alte Mann, „zum Ritter Konrad begehr' ich geführt zu sein."

Der Pförtner lachte traurig auf. „Möchtet wohl müde werden, alter Vater, bis Ihr den Ritter Konrad findet; der nimmt zur Zeit das heilige Grab zu Jerusalem."

Der Alte fuhr zurück und stützte sich mit schwerem Seufzer auf den Stab.

„Tretet ein, ehrwürdiger Vater, noch gewährt die Burg dem müden Wanderer Herberg, wie zu des Ritters Zeiten, wenn gleich jetzt —" den Rest brummte der Wächter zornig in den Bart.

Freundlich geleitete er den fremden Mann über die Höfe. Oben, auf langgestrecktem Giebel sagten sich die weißen Tauben mit höflichen Wendungen und tiefen Bücklingen Gutenacht. Der Fremde schaute empor und sprach leise: „Euch soll ich grüßen vom Trudlein."

Der Pförtner wandte sich jäh um: „Mit wem sprecht Ihr, ehrwürdiger Vater?"

„Mit mir selbst," gab der zurück; „schreitet weiter."

Über dem prasselnden Herdfeuer hing ein gewaltiger Kessel. Eine alte Frau, so alt und ergraut wie der Pförtner und wie der fromme Mann, saß davor.

„Ein geistlicher Herr zur Herberge, Mutter Suse," meldete der Führer, neigte sich ihr zu und flüsterte: „ich hört' es wohl, er nannte das Trudlein, da er in den Hof trat. Doch fragt ihn nicht, er wich mir aus."

Die Alte fuhr empor und streckte ihre vor Erregung zitternde Hand dem Fremden entgegen.

„Tretet näher, Ehrwürden," sprach sie mit tiefem Knix, „noch findet ein müder Wanderer Obdach auf Ritter Konrads Burg, wenn auch sonst Alles, Alles anders geworden ist."

Gleich darauf schien sie ihr Wort zu reuen. Ängstlich und treuherzig zugleich schaute sie zum Fremden auf. „Ihr werdet der gestrengen Frau meine Worte nicht zutragen, ehrwürdiger Vater?"

„Ist sie so streng, die Hausfrau?" fragte er zurück.

„Wohl, wohl," sprach sie, den alten Kopf wieder wiegend, „sie übt andern Hausbrauch, als wir gewohnt waren. Und dann ist da der finstere Ritter aus den Bergen, ihr Herr Bruder, der fleißig zuspricht, und sie hat ihm ja wohl die Hälfte von der Erbschaft verschrieben, wenn einmal der Ritter Konrad die Augen zuthut."

„Hat der Ritter nicht eigene Kinder, denen einmal das Allod zufällt?"

Der Alten kam das Wasser in die Augen. Sie schluckte ein paarmal gewaltsam, dann aber vergaß sie der Mahnung des Turmwarts, beide zitternde Hände legte sie auf den Arm ihres Gastes und mit überströmenden Augen sprach sie:

„O Herr, was wißt Ihr vom Trudlein? Der alte Berthold hat mir's anvertraut, wie Ihr beim Eintreten des Kindes Namen genannt habt."

Doch der Alte schwieg; die Frau aber mußte einmal ihr Herz ausschütten.

„Seht, Herr, ich will nichts gegen den Ritter sagen; er ist unser Herr, und ein guter, freundlicher Herr. Auf den Armen hab' ich ihn noch getragen, das vergißt sich nicht — aber das Kind, das Trudlein, hätt' er mir lassen sollen. Hatt' ich's nicht aufgezogen, seit es noch im Kissen neben seiner toten, schönen Mutter lag? Hatt' es nicht Alles hier, woran sein kleines Herz hing? Die Tauben kannten es und flogen herzu, wenn es mit seinem Körnersäcklein in den Hof trat. Der Berthold hatte ein schneeweiß Lämmlein erwählt aus der Hürde und ich kaufte beim Krämer, der vorsprach, ein seiden Band für den vorjährigen Martinsgroschen, und just, da wir's dem Kindlein also geschmückt zuführen wollen, das weiße Lamm, heißt mich der Ritter, des Kindes Gewand in ein Bündlein schnüren, hebt das Kind aufs Roß und reitet mit ihm davon. Bei der Frau Basen — wißt, es ist seines Bruders Wittib — sollt' es besser versorgt sein, dieweil er gen Italien zog, unsern Staufenkaiser herbei zu holen. Ja wohl, war's da versorgt! Mit den Kreuzkindern soll's gezogen sein, solch Kindlein, das sich nicht allein durch seinen eignen Wald getraute, das den Hofhund fürchtete, und bei dem ich abends mußte sitzen bleiben, bis es eingeschlafen war in seinem Bettlein. Solch Kind soll mit fremden Kindern in die Welt hinausgewollt haben! — und da ist's denn auch nicht wiedergekehrt! —

ist am Weg gestorben, vor Hunger und Elend, oder erschlagen worden um der Mutter Goldmünzen willen, die's unterm Gewand getragen hat, oder vom Schnee verweht worden, was weiß ich? — Ich weiß nur, daß mein Trudlein mir nicht zurückgekehrt ist, und mein alter Kopf kann's nicht verstehen, warum dem Knechte, dem roten Jörg, der noch der beste ist in des Junkers Troß, die Glieder schlagen, sowie nur von dem Kinde die Rede geht, und warum dem Schwarzen, dem Wingertsbühler, die Hälfte mußte verschrieben werden, wo ihn doch das Ganze hell nichts angeht. — Den Ritter Konrad aber leidet's nicht mehr daheim. — Jetzt ist er mit dem Kaiser ins heilige Land gezogen, und derweil verhaust ihm hier der Junker Hab' und Gut. Je nun, 's ist des Bruders Sohn und meint, er nimmt es vom Eigenen. Und die spitze Frau Mutter jagt die Mägde und die alte Suse mit bösen Worten im Haus umher, und nur des Abends bei dem Feuer hab' ich Weile, an das Trudlein zu denken. O Herr, wenn Ihr etwas vom Trudlein wißt, so sprecht."

Der Alte hatte freundlich der langen Rede zugehört, aber er schüttelte abwehrend das Haupt.

„Wißt Ihr's nicht, Mutter Suse, daß solch schutzlos Kindlein im Himmel seinen guten Engel hat? — Eure weißen Tauben, die Euch ans Trudlein gemahnen, sie heben ihre Flügel im Sonnenlicht; aber wenn in der Höhe der Stoßvogel kreist, da ducken sie sich ängstlich in den dunkeln Winkel der Zinne, da bleiben sie, bis der Räuber vorübergezogen, oder bis sie eine Hand bereit wissen, dem Raubvogel einen Bolzen zwischen die Federn zu senden. Mehr darf ich Euch nicht vertrauen, Mutter Suse; noch steht der Stoßvogel über unsern Häuptern, und der starke Arm ist fern, der ihn scheuchen soll. Laßt sie getrost in ihrem Schlupf, die weiße Taube, und glaubt, daß sie einmal ihrem Neste wieder zufliegen wird. Mir aber, Mutter, weiset ein Kämmerlein zur Nachtruhe, habe morgen noch einen weiten Weg vor mir."

Die Alte faßte seine Hand, eine heiße Thräne und ein ehrfurchtsvoller Kuß fielen darauf. „Ich dank' Euch, frommer Vater, mehr brauch' ich nicht. O habt Dank, daß Ihr meinen alten Tagen noch diese Hoffnung gegeben habt." —

Mainaufwärts, da stehen wie bei Würzburg Berge und Hügel und schauen mit stolzer, waldgekrönter Stirne ins lichte Thal. Auf der Halde gehen mit breitem Rücken die Schafe, ein Bube hütet sie, ein kluger, schwarz und weiß gescheckter Hund hält sie ihm zusammen und treibt sie ins Gehöft, das dem stolzen Herrenhaus zu Füßen liegt. Wie herrlich strebt sie empor, die Burg. An den Galerien und Söllern hat der Stein-

metz seine kunstvolle Hand geübt, ein buntes Fähnlein flattert von den Zinnen, ein stolzes Wappen, in Stein gehauen, prangt über dem Thore. Drunten aber, wohin die Schafe ziehen mit dem Hund und dem Hütbuben, da ist Alles eng, dumpf und gedrückt, nur in ein einzig Fensterlein schaut hell der Abendstrahl. Dort sitzt eine Mutter an der Spindel und schaut mit fast erloschenem Auge den heimkehrenden Schafen entgegen. — Einst wurden sie von einem andern heimgetrieben, von ihrem frischen Knaben mit braunem Kraushaar und trotzigen Augen. Wie waren er und sein großer, löwengelber Hund so frohgemut hinter dem geduldigen Völkchen dahergeschritten! — seit sechzehn Jahren hatte sie Abend für Abend hinter dem Fenster gesessen und nach ihrem Wernher ausgeschaut, sechzehn Jahre in Sehnsucht und Einsamkeit. An ihrer Spindel hatte sie indes den Edlen von der Burg Hochzeitskleid und Totenhemd gesponnen und in manch durchwachter Nacht noch Linnen dazu für ihren Wernher, wenn der einmal kriegs und fahrtenmüde heimkehren würde mit seinem Wolf und mit dem weißen Rößlein, das er in Welschland erstreiten wollte. Sechzehn Jahre hat das Mütterlein so gesponnen, gesonnen und sich gesehnt. Die Finger sind steif geworden und die Augen fast blind, und schon hat des Herrn harter Lehensmann ihr erklärt, wenn sie nicht mehr arbeiten könne, müsse sie Dach und Brot lassen, und trotzdem wankt ihr Glaube nicht: ‚Mein Wernher kehrt zurück und holt mich von hier unter sein eigen Dach.‘

Da ist ein alter, freundlicher Mann bei ihr eingekehrt. Er trug eines Klausners frommes Gewand, einen starken Stock in den Händen und ein grau Zwilchsäcklein zur Seite.

Aus dem Säcklein hat er allerlei Kräuter geholt und ein Tränklein bereitet, die Augen damit zu netzen; da wird das Brennen gelinder in den Lidern. Und aus dem Säcklein hat er eine Salbe gezogen, die, auf die gekrümmten Knöchel gelegt, das Ziehen in den Gliedern vertreibt. Aber mehr als Salbe und Augentrost hat der Herzenstrost geholfen, den er ihr gebracht.

So wie der alte, fromme Mann beim einsamen Mütterlein, so ist der Wernher einst beim Klausner eingekehrt. Gesund, mit dunklem Kraushaar und trotzigen Augen, just so, wie sie ihn zuletzt gesehen, und als ein wackerer, mutiger, gutherziger Bub' hatte er sich gezeigt; der Einsiedler wollt' nur leider der glücklichen Mutter nicht sagen, in was.

Als der Kreuzzug der Kinder in den Alpen verschüttet worden war, da war der Wernher hinterdrein gegangen und dem Unglück entkommen. Dann hatte er mit zwei andern Buben noch ein paar Tage im Bergdorf

verweilt, und hernach waren die Drei mit Wolf gesund und wohlgemut über die Alpen gezogen.

Also nach den letzten Berichten war ihr Bub' frisch und gesund, wacker und mutig. Freilich — freilich — zwischen dieser letzten Einkehr ihres Wernher und dem heutigen Abend, da die Schafe heimzogen mit ihrem Hirten und dem scheckigen Hund, lagen sechzehn Jahre, sechzehn lange, lange Jahre.

Westwärts von Jerusalem, der heiligen Stadt, erheben sich lang gestreckte, fast baumlose Berge. Es ist ein trauriger Anblick für den Wanderer, der mühsam empor steigt; Tod und Schweigen ruht rings umher, eine Steinwüste, soweit das Auge reicht. Aber wenn die Höhe erreicht ist, da liegt vor ihm, fast in schon greifbarer Wirklichkeit, die heilige Stadt. Da steigen vor ihm die Türme und Mauern auf, die bisher nur ein Bild seiner Träume gewesen, und wenn er so hinüberblickt, dann erscheinen die grauen Mauern als ein riesiges Grabmal, als wollten Gebirge und Ebene mittrauern über ein versunkenes Leben, dem höchsten und heiligsten, das wir kennen.

Da oben stand bei scheidendem Tage ein einsamer Mann. Er schaute hin auf die Stadt, die schon im Traume zu liegen schien, und nur an der gen Himmel weisenden Kuppel der Grabeskirche hing noch der letzte Sonnenstrahl.

Hier auf dem kahlen Berge war einst das Kreuzfahrerheer auf die Kniee gesunken wie e i n Mann und hatte Lobgesänge angestimmt zur Ehre des Herrn, der ihnen helfen sollte, die Stadt den Ungläubigen zu entreißen. Vergessen waren Entbehrungen, Mühen und Gefahren der weiten Reise durch das fremde Land — mit seinen schattenlosen Schluchten, in welche die Sonne vom wolkenlosen Himmel und der Feind aus verborgenen Klüften gleich verderbliche Pfeile herabsandte. Vergessen waren die heißen Kämpfe zu Doryläum und Antiochia, vergessen die Hungersqualen in jener Stadt, die der Sarazenenfürst Karboga umschlossen hielt. Lag doch das Ziel, die heilige Stadt, vor ihnen, wölbte sich doch dort die Kuppel der Grabeskirche unter dem tiefblauen Sommerhimmel, hob doch der fromme Gottfried von Bouillon sein gutes Schwert empor, und die Sonne des 6. Juni drückte ihr Flammensiegel darauf, zum Zeugnis, daß sie seinen Schwur gesehen. Solches geschah anno 1099.

Dachte der einsame Wanderer an jenen ersten Kreuzzug, jetzt nach fast 130 Jahren, als er in Gedanken versunken da hinüber blickte? — An seinen eigenen Kreuzzug dachte er, den er unternommen hatte als ein frischer,

trotziger Bube. Welch herrliche Thaten hatte er ausführen wollen! Wie bald gedachte er in stolzem Triumph in die heilige Stadt einzuziehen!

Heute blickte er zum ersten Mal auf ihre Mauern, aber er war unterdessen ein großer, kräftiger Mann geworden. Leiden und Entbehrungen aller Art hatten tiefe Linien in sein gebräuntes Antlitz gezogen, eine schwere Narbe lief über die Stirn und erzählte von dem grimmen Hiebe eines Türkensäbels. Das braune Kraushaar aber war dem armen Sklaven kurz geschoren worden.

So stand er jetzt hier nach langen Jahren der Knechtschaft und schwersten Lastarbeit, ein Dreißiger, einsam und verlassen. Nichts war ihm geblieben, als sein Kleid, ein Stecken in der Hand, ein großes Messer im Gürtel und —

Ein großer, löwengelber Hund erhob sich plötzlich von dem Steine, auf dem er müde gelegen hatte und ließ ein gedämpftes Winseln hören.

Der einsame Wanderer spähte umher.

„Ei, mein Wölflein," sprach er den Hund an, „taugen deine alten Augen mehr, denn die meinen? Wen spürst du? Ich vermag nichts zu entdecken."

Noch eindringlicher wiederholte Wolf sein Winseln.

„Ja, so muß ich dir wohl glauben," sprach der Mann wieder.

Ein schneller Umblick hatte ihm eine dunkle Kluft zwischen zwei Steinblöcken gezeigt. Geräuschlos warf er sich zur Erde, glitt, vom Schatten der umherliegenden Steine gedeckt, über den Boden und war bald in dem engen Spalt verschwunden.

Auch den Hund schien plötzlich der Berg verschlungen zu haben, und wieder war Tod und Schweigen rings umher.

Aber nicht lange. Bald klang es durch die Stille wie gedämpfter Hufschlag; er kam von der Westseite empor, jetzt war er schon oben.

Zwei Reiter sprangen von den Pferden und führten die Tiere hinter hochgeschichtete Steinhaufen, nahe der Felsenkluft, in die der Wanderer sich versteckt hatte. Er verstand ihre leisen Worte, hatte er doch Jahre lang unter ihrem Volke gelebt.

„Er ist noch nicht hier," sprach der Eine, „und meinte ich doch von unten seine Gestalt deutlich zu sehen."

„Es war der hohe Stein," sprach der Andere; er trog mich schon oft im Zwielicht."

„Und doch," bestand der Erste, „ich sah, daß er sich regte; laß uns suchen, ob es kein Anderer war.

Der Zweite lachte unheimlich auf.

„Auf den kahlen Berg wagt sich des Nachts kein Anderer, dafür haben wir Brüder von Latrun gesorgt. Blick hin, dort kommt er."

Wieder klangen Schritte. Der Verborgene konnte den Neuangekommenen nicht sehen, aber er hörte seinen Gruß, und die Stimme klang ihm so bekannt, daß er über die innere Frage: ‚Wo hab' ich diesen Mann schon gehört?' den Anfang des Gespräches nicht beachtete. Jetzt aber horchte er auf, denn der Dritte sprach:

„Der Kaiser nächtet heute zu Ramla, wir haben bestimmte Kunde. Jerusalem ist ihm übergeben, morgen Abend soll er einziehen in die heilige Stadt. Diesen Beutel bieten euch die Templer, wenn ihr ihnen beisteht, ein anderer Beutel, mit Gold bis an den Rand gefüllt, soll euer sein, wenn dem gottlosen Kaiser, der weder an Allah noch an Muhamed glaubt, unterwegs ein Unglück widerfährt."

Der Lauscher hörte Gold klirren, dazwischen klang wieder das frühere unheimliche Lachen.

„Lüge nicht, Franke! das Doppelte ist uns versprochen."

Der Angeredete suchte auszuweichen: „Seit wann ist den Räubern von Latrun ein Menschenleben so teuer?"

„Es gilt nicht alle Tage einen Kaisermord," gab der Erste zurück. „Gebt getrost das verlangte Gold, wir Leute von Latrun arbeiten schnell und sicher."

Einen Augenblick blieb es still, dann sprach der Letztgekommene: „Es sei — die Hälfte nach vollbrachtem Werk."

‚Wo hört' ich diese Stimme schon?' fragte sich immer noch der Lauscher.

Wieder klirrten Goldstücke. „Laßt sehen, ob es gutes Gold ist," sprach der eine Räuber, riß sein Messer aus dem Gürtel und schlug es gegen einen Kieselstein. Funken sprühten und entzündeten einen darunter gehaltenen trockenen Schwamm. Bei seinem Schein wurde der Beutel auf eine flache Steinplatte geschüttet, die Goldstücke schlugen mit hellem Klang auf das harte Gestein, einige sprangen weiter und rollten klirrend auf den Boden.

Mit einem Fluche entriß der zweite Sarazene die Leuchte dem Gefährten und fuhr suchend über den Boden hin.

Dem Verborgenen stockte der Atem. Wenn sie ihn jetzt fanden, war er verloren. Er hatte genug erfahren, um zu wissen, daß die beiden Sarazenen zu den gefürchteten Räubern von Latrun gehörten.

Lautlos zog er sein Messer. Plötzlich fühlte er sich hart am Fuße gestoßen und sah das von Wut entstellte Gesicht des Räubers über sich. Noch verlor der Bedrohte die Geistesgegenwart nicht; während jede Ader

in ihm pochte, blieb er unbeweglich liegen. Vielleicht hatte der Räuber ihn im Dunkel der Klause gar nicht bemerkt. Im nächsten Augenblicke aber sah er das Messer in der hocherhobenen Hand des Mannes blitzen. Er sprang auf, und an die Felswand gestützt, mit gezücktem Messer, erwartete er den Angriff des Feindes. Da hatte der zweite Räuber mit plötzlichem Unterlauf den Horcher erfaßt, ihm das Messer aus der Hand geschlagen, und bald lag der Fremde bewältigt vor seinen Feinden. Mit schwer atmender Brust erwartete er den Todesstoß — da traf der schwache Abendschimmer auf eine runde, goldene Platte, die der Bedrohte auf der Brust trug.

Gierig beugte sich der Räuber nach dem Schimmer des edlen Metalls — da fuhren Hand und Gesicht entsetzt zurück, tastend faßte die Hand nach der entfallenen Leuchte, keuchend entfachte der Mund sie zu hellerer Glut; nicht nur das goldene Schaustück, sondern auch eine vergilbte Rolle mit daranhängender, viel verknoteter Schnur und einem großen Siegel, die der Gefangene in den Falten des Gewandes trug, wurde stumm untersucht, und mit dem scheuen Ruf: „der Talisman!“ — ließ der Räuber aus der erhobenen Hand das Messer sinken.

Gleich darauf aber fühlte der Wanderer sich in feste Bande geschnürt. Er ward über den Rücken eines Pferdes geworfen, einer der Räuber schwang sich noch zu ihm, und mit dem Rufe: „yallah! yallah!“ sausten sie mit ihm in die Nacht hinein.

Der Dritte aber war sofort bei Beginn des Kampfes gen Osten entwichen.

Wieder waltete Schweigen über dem kahlen Gebirge von Juda, und die warme Märznacht legte weich ihren Mantel darüber, besäet mit denselben Sternen, zu denen einst die Hirten von Bethlehem aufgeblickt.

Wie lange der Gefangene in rasendem Lauf dahin getragen worden, bergauf, bergab, er wußte es nicht. Bei anbrechender Nacht war er ergriffen worden, und jetzt mußte es lange nach Mitternacht sein, da die Räuber in jähem Ruck vor einem alten Gemäuer hielten. Er ward vom Pferde gehoben, die Fesseln wurden von seinen Füßen gelöst, und man warf ihm ein Tuch über den Kopf.

Er mußte seinen Führern durch ein Gewirr enger Gänge, bald schlüpfrige Stufen abwärts, dann um zahllose scharfe Ecken folgen. So sehr er sich angestrengt hatte, sich jeden Schritt, jede Stufe, jede Wendung zu merken, so erkannte er doch, daß er sich niemals aus diesem Labyrinth würde allein herausfinden können.

Sie hielten, und sein Führer nahm ihm das Tuch ab. Sie waren in

einem weiten Raume, der von einem glimmenden Brande matt erleuchtet wurde. Dunkle Gestalten bewegten sich im hüpfenden Feuerschein.

„Wen bringt ihr?“ fragte es den Ankömmlingen entgegen.

„Einen Franken; er horchte auf dem kahlen Berge auf unsere Unterhandlung.“

Der Gefangene stand anscheinend teilnahmlos in dem unstäten Lichte. Ein weißhaariger, hagerer Mann trat auf ihn zu und sprach zum Räuber:

„Narr, dem Lauscher gehört das Messer ins Herz!“

Doch der zweite Räuber trat dicht an den Weißhaarigen heran und flüsterte: „Er trägt den dreifachen, mächtigen Talisman auf der Brust.“

„Narr,“ sprach der Alte wieder, „die Franken behängen sich mit bunten Bildern, doch es giebt nur einen Gott Allah und Muhamed ist sein Prophet.“

„Dies aber ist ein mächtiger Talisman,“ beharrte der Räuber, „von dreifacher Kraft. Da ist das Goldblech mit wunderbaren, eingravierten Zeichen, das Freundschaft verleiht; dazu gehört die Rolle mit Sprüchen beschrieben, die sichert gegen Vergiftung und Krankheit; das Siegel aber, das mit geheimnisvollen Knoten daran gehängt ist, das hat die Macht, daß den sicheres Verderben trifft, der seine Hand wider den Mann ausstreckt.“

„Wie weißt Du solches?“ fragte der Alte und blickte scheu nach dem Gefangenen. Auch die übrigen drängten sich herzu, den wunderbaren Mann zu sehen. Dunkle, scharfgeschnittene Gesichter tauchten aus der Dämmerung auf, blitzende Augen schienen sich in die Züge des Gefangenen zu bohren, und der glimmende Feuerschein huschte bald mit grellem Licht, dann mit tiefem Schatten über die Gestalten. Der Räuber aber erzählte.

„Ich war ein junger Bursche noch und wir hatten ein Schiff erjagt auf hohem Meer. Es war von Venedig abgesandt, und dieser Mann, dazumal noch ein Bube, war darauf und ward gefangen. Ich sah den Goldschmuck auf seiner Brust und fasse danach, da schmettert ein Blitzstrahl herab auf unser Schiff und zerschlägt den Mast, und das Meer, das bis jetzt glatt und blank gewesen, steht auf, und der Sturm bricht das Steuer, und das Schiff wird an die Felsen getrieben.“

Mit erschrecktem Ausruf wichen die Räuber von ihrem Gefangenen zurück. Der Alte aber prüfte die Zeichen des Schaustückes und streifte mit scheuem Blick über die zusammengerollte Schrift und das Siegel, das daran hing.

Staunend hatte auch der Gefangene zugehört. Ja, so war's gewesen.

Vor Jahren war's also geschehen, nachdem er mit zwei andern muntern Gesellen als ein lustiger Bube über die Alpen nach Italien hinabgestiegen und im reichen Venedig einen Winter lang freundlich verpflegt worden, als man sie zu Schiff gebracht, auf daß sie ihr Gelübde erfüllen und ans heilige Grab ziehen sollten, und das Schiff hatten die Seeräuber genommen. Ja, so war's gewesen. Dann hatte ein Blitzstrahl das Raubschiff gefällt, aber das Gewitter hatte schon lange zuvor am Himmel gestanden.

Er kannte den Aberglauben der Moslemen, die so gerne totem Stoff übernatürliche Kraft gaben. Er wußte, daß auch heute die kleine Goldplatte seine Retterin gewesen, wie damals; er wußte, wie auch die Freundschaft seiner Kameraden, sogar die Treue seines Hundes und ihr Gesundbleiben in der Fieberluft, der viele der Gefangenen erlagen, damals einer besonderen ihm verliehenen Zauberkraft zugeschrieben wurde.

Aber während die Erzählung des Räubers die alten, halbvergessenen Zeiten wieder wach rief, verriet der Gefangene durch keinen Zug, daß er jedes Wort verstanden hatte. Wohl war er durch den vermeintlichen Zauber seines Lebens sicher, doch er kannte den gefährlichen Plan der Räuber und wußte, daß sie um jeden Preis den Mitwisser ihres Geheimnisses unschädlich machen würden. Gelang es ihm aber, sie zu überzeugen, daß er ihre Sprache nicht verstand, so war er gerettet, denn dann konnte er ja auch nicht verstanden haben, was auf dem kahlen Berge verhandelt worden war.

Der Alte sah noch einmal prüfend in das schweigende Gesicht des Fremden, darauf gebot er:

„Bindet auch seine Füße. Er ist hier so sicher, wie im Grabe. Doch jetzt vorwärts, bald bricht der Tag an; ruch! ruch (fort von hier)!"

Er nahm einen der Männer bei Seite und fragte leise: „Wo liegt der Andere?"

Der Gefragte deutete in einen dunkeln Winkel.

„Gebunden?" fragte der Alte wieder.

Der Mann nickte.

„Gut," sprach der Weißkopf, „sie bleiben allein zurück. Wir brauchen jeden Mann zu unserm Werk."

Bald war es totenstill in dem Raume. Draußen aber jagten die Räuber durch die Nacht ihrem Blutwerke entgegen. —

Sorglos schlief zu Ramla der Kaiser Friedrich. Wenige Stunden nur schieden ihn von Jerusalem, das er sich durch friedlichen Vertrag mit dem Sultan Kamel erschlossen hatte. Zwei vorurteilsfreie Geister waren sich in diesem Bündnis begegnet. Der Muhammedaner, Sultan Kamel,

öffnete dem Christenheere willig die Thore der heiligen Stadt, und der Christ, Kaiser Friedrich, gewährte auch den Moslemen eine Stätte, am Grabe Christi zu beten. Verehrte doch ihr Glaube dieselben Stammväter des alten Bundes: Adam, Abraham, Moses und selbst Christus als Propheten ihres alleinigen Gottes Allah.

Doch dieser Vertrag gab neuen Anlaß zur Unzufriedenheit. Die mächtigen Orden der Tempelherren und der Johanniter hatten sich von dem Kaiser losgesagt, als der Kirchenbann auf ihn gelegt wurde, und der Patriarch von Jerusalem folgte ihrem Beispiel.

(Schluß folgt.)

Bärwald auf Kriebenstein.

Mit Abbildung.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hatte ein Ritter, Namens Bärwald, sich an dem Ufer der Zschopau im Lande Sachsen eine stattliche Burg erbaut, die von ihrem hohen Felsfundamente gar freundlich herabschaute in die blauen, murmelnden Gewässer des Zschopauflusses, der den Fuß des Felsens bespülte. Der Ritter hatte das Werk einem wohlerfahrenen Baumeister übertragen, denn nicht nur das Äußere der Burg fiel dem Wanderer schon von fern her angenehm in die Augen, sondern auch das Innere war wohnlich und bequem, vor Allem jedoch dabei fest und stark genug, um einer ansehnlichen Zahl von Feinden lange Zeit zu trotzen.

Diese Vorzüge der Burg, die man den Kriebenstein nannte, leuchteten männiglich wohl ein, besonders aber bestachen sie einen andern Ritter, der keinen höhern Wunsch kannte, als den Kriebenstein sein nennen zu dürfen. Staupitz, so hieß jener Ritter, war übrigens ein wilder Geselle, der trotz der strengen Gesetze des Landes gar übel hauste und von seiner halb verfallenen Burg, die am andern Ufer des Flusses lag, oft Streifzüge und Überfälle gegen schwächere Ritter oder friedliche Wanderer und arglose Kaufleute unternahm. Staupitz ward von der ganzen Umgegend genugsam gefürchtet, nicht nur wegen seiner Raubsucht, sondern weil er auch ein kräftiger, tapferer Kämpe war, dessen Schwertstreiche oder Streitaxthiebe der härteste Stahl nicht zu widerstehen vermochte. Dazu hatte er noch einen ihm völlig gleichgesinnten Anhang von etwa einem Dutzend leichtfertiger Strudelköpfe, die sich alle ohne Bedenken und Gewissensbisse über die Gesetze hinwegsetzten und dem Ritter im Rauben und Plündern treulich beistanden.

Schon oft hatte Staupitz es unverhohlen ausgesprochen, wie Kriebenstein noch einmal sein werden müsse; nur wagte er es nicht, ohne jeden Grund dem friedfertigen Bärwald offene Fehde anzukündigen, weil der damalige Herr des

Landes wohl ehrenfest auf Recht und Ordnung hielt, wenn es ihm auch nicht immer möglich war, den Unbilden verschiedener Ritter, die noch immer dem Faustrecht anhingen, sofort zu steuern.

Da, im Februar des Jahres 1415, geriet bei einem Fastnachtstanze in einem benachbarten Orte der Kellermeister Bärwalds mit einem Knappen Staupitzens in Streit. Das Recht war auf Seiten des Kellermeisters, und als der Knappe nicht nachließ, dem Andern mit höhnischen Worten und unsauberen Reden zuzusetzen, so riß dem endlich die Geduld, er zog sein Messer und stieß es dem Knappen durch das Wams, so daß das Blut hervorquoll und der Verwundete hinauf nach Staupitzens Burg gebracht werden mußte, wo er des anderen Tages verstarb.

Nichts hätte dem Staupitz so erwünscht kommen können, als dieser Vorfall. Er fand darin hinreichenden Grund zur Fehde, versammelte rasch seine Mannen, die er noch durch eine Handvoll herumziehender Lanzenknechte aus Böhmen verstärkte, und überfiel bald darauf in einer stürmischen Winternacht die Burg Kriebenstein, deren Besitzer weder etwas von jenem Streite erfahren hatte, noch einen so hinterlistigen Angriff erwartete. Die schwach besetzte Burg fiel daher bald in die Hände Staupitzens, der nun sämtliche Bewohner derselben noch in der nämlichen Nacht hinaustrieb in Sturm und Wetter, und dafür mit seinen Leuten sich sogleich wohnlich einrichtete. Am andern Morgen sandte er hinüber nach seinem alten Felsenneste, um seine Gemahlin nach seinem neuen Wohnsitz zu entbieten. Umsonst stellte ihm diese das Unrecht der Besitznahme der Bärwaldischen Burg vor; er gebot ihr drohend Schweigen, und sie wußte nur zu gut, wie wenig sie, trotz ihrer Liebe und Ergebenheit, in solchen Augenblicken über den starren, unbeugsamen Sinn ihres gestrengen Eheherrn vermochte.

Aber auch Bärwald blieb nicht unthätig. Er hatte mit seiner Familie und Dienerschaft willige Aufnahme in einer benachbarten Burg gefunden und entbot nun hierher alle seine Freunde, um ihm zu einem Strafzug gegen Staupitz und zur Entsetzung seiner Burg beizustehen.

Willig erschienen Viele mit Mannschaften und eigener Hilfe, Alle entrüstet über Staupitzens Frechheit. Bald hatte Bärwald ein Häuflein von mehr als hundert geübter Waffenträger um sich versammelt, mit denen er nun eilig zur Eroberung seiner eigenen Burg schreiten wollte. Fürwahr, tapfere Kämpen waren es und Mancher trug auf den gebräunten Gesichtszügen als Beweis seiner Tapferkeit Narben, die er dem Geber selten minder als mit dem Tode gelohnt hatte. Dazu waren Alle ebensosehr über die Anmaßung Staupitzens erbittert, als sie für die Sache Bärwalds eingenommen waren, der die Schar selbst anführte.

Auf wohlbekannten Wegen drangen sie bis zum Thor der Burg Kriebenstein vor, die sie nicht wohl verwahrt zu finden hofften, aber sie hatten sich getäuscht, denn über die aufgezogene Brücke lachte ihnen das bärtige Gesicht Staupitzens höhnisch entgegen.

„Hussah!“ brüllte er herüber, „kommt ihr vielleicht, um mir einen Morgen-

besuch zu machen? Wenn es dies sein soll, so trollt euch ruhig wieder heim, denn ich bin in meinem neuen Besitztum noch für Niemand zu sprechen; am allerwenigsten liebe ich den Besuch solcher Grimmbärte."

Dabei drehte er sich um und verschwand im Burghofe. Die verhöhnten Streiter knirschten vor Wut und beschlossen, da sie hier einen energischen Widerstand zu erwarten hatten, die Burg zu berennen, was freilich nur von dieser Seite möglich war, indem nach allen andern Seiten der Fluß und die steilen Felswände jeden Versuch abwiesen. Tüchtiges Holz gab es genugsam in der Nähe, und so wurden die des Zimmerwerkes Kundigen eiligst abgeschickt, um Bäume zu fällen und daraus Rennbalken und eine Sturmbrücke zu bauen. Die Übrigen, die nicht an dem Werke teilnehmen konnten, schlugen am Fuße des Berges, wo sie nicht vom Feinde durch Schüsse und Steinschleudern beschädigt werden konnten, ein Lager auf.

Nach zwei Tagen waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß man den Sturm wagen wollte. Noch vor Tagesanbruch wurden in aller Stille die Hilfsmittel hinaufgeschafft und die Kämpfer folgten eben so vorsichtig. Schon standen sie dem Burgthore gegenüber, von dem sie nur ein tiefer Graben trennte. In der Burg selbst herrschte tiefe Ruhe. Bärwald gab schon die Befehle zum Anlegen der Balken, da erhoben sich urplötzlich über den Zinnen des Thores zwölf in Eisen gehüllte Männer, die teils aus Feuerrohren, teils mit Speeren den Andringenden einen so bittern Willkommen entgegensandten, daß Manchem der Gegengruß auf den Lippen erstarb und mit hinüber in die Ewigkeit genommen wurde. Bärwald und seine Genossen ließen sich jedoch nicht durch diesen Empfang abschrecken und mutig begannen sie die Versuche, mit den Rennbalken Zugbrücke und Burgthor zu zerstören und zu gleicher Zeit Baumstämme hinüber zu schieben auf den Mauervorsprung, um so den Grund zu einer Sturmbrücke zu bilden, wobei sich die Angreifenden hielten wie Männer, vor denen der Tod mit seinen Schrecken kaum besteht, zum wenigsten nicht gefürchtet wird.

Die Schüsse aus dem Kriebensteine waren wohl gezielt und die von dort heraus geschleuderten Felsstücke rissen, tödlich treffend, gleich Mehrere auf einmal zu Boden, während von der Gegenpart selbst durch die besten Schüsse dem hinter Zinnen und Schießscharten so wohl geborgenen Feinde nur wenig Schaden geschah. Bis gegen Abend wütete der erbitterte Kampf. Bärwalds Leute wurden durch jeden Streiter, der aus ihren Reihen dahinsank, nur zu immer größerer Wut angefacht, während die Sicherheit, mit der Staupitz und seine Genossen den Angriff abwehren konnten, den Belagerten die Ruhe verlieh, durch die selbst der Sturm einer wütenden Übermacht sich leicht abhalten und zurückweisen läßt. Schon begann es zu dunkeln, als die Wut der Belagerer einer ruhigern Überlegung Raum gab. Sie blickten um sich — der dritte Teil ihrer Kämpfer lag teils tödlich getroffen, teils leichter verwundet am Boden und sie hatten doch noch keine Handbreit gewonnen. Bärwald wandte jetzt alle Beredsamkeit auf, um seine Freunde von der Fortsetzung des ungleichen Kampfes abzubringen, doch wäre ihm dies, den erbitterten Streitern gegenüber,

kaum gelungen, wenn nicht die sich immer dichter herabsenkende Dunkelheit das Ihrige gethan hätte, dem Streite Stillstand zu gebieten. Die Toten und Verwundeten wurden auf Bahren gelegt und hinunter zum Lager getragen. Gesenkten Hauptes folgten die ermatteten Kämpfer.

Wohl vereinigte die Ritter zum Nachtmahle in Bärwalds Zelt ein saftiges Bärenviertel und auch an starkem, hochschäumendem Gerstensafte war kein Mangel, nur der Hunger und die Sprache wollten sich nicht einstellen, denn Jeder hatte mindestens einen Freund unter den im heutigen Kampfe Gefallenen oder Verwundeten, und da, wo die Thränen kaum getrocknet sind, oder mit Mühe zurückgehalten werden und der Schmerz noch waltet, da schweigt der Hunger wie der Mund. Kein Wunder war es also, daß das Mahl fast unberührt blieb und der Schaum des Getränkes sich verzehrte, ohne durch der Ritter sonst immer durstige Kehle gezogen zu sein.

Als die Schüsseln abgehoben waren, versammelten sich die tapferen Kämpfer um ihren Führer, und es wurde beraten, wie wohl dem Staupitz am Besten beizukommen sei. Die jüngsten der Ritter wollten am liebsten den Kampf sobald als möglich fortsetzen, so sehr hatte sie der höhnische Trotz der Burgbesatzung empört; aber die älteren, und an ihrer Spitze Bärwald, rieten von solchem Beginnen ab, und die Stimme Bärwalds, der als Erbauer der Burg die Festigkeit derselben am Besten kannte und beschrieb, gewann die Oberhand, als er den Vorschlag machte, Staupitz alle Zufuhr an Lebensmitteln und Wasser abzuschneiden, denn der Mangel an letzterem würde die Besatzung am meisten, früher oder später, zur Übergabe zwingen, indem man noch nicht den tiefen Felsbrunnen in der Burg bis zum Wasserspiegel getrieben habe, und also dies Getränk dort bald ganz fehlen werde.

Bärwalds Vorschlag wurde endlich allgemein gebilligt und angenommen, und noch in derselben Nacht die Zugänge zum Kriebenstein so wohl besetzt, daß kaum eine Maus unbemerkt hätte zwischen den Reisigen hindurch schlüpfen können. Staupitz merkte zwar bald den Plan seiner Feinde, aber ließ sich dadurch vor der Hand nicht sonderlich bekümmern, denn er hatte vorsichtig genug die Burg mit einem ziemlichen Vorrat an Nahrungsmitteln, Bier und Wein versehen, weshalb sie sich des Wassers noch enthalten konnten. Es geschah auch nicht selten, daß Staupitz auf dem Söller der Burg einen wohl gefüllten Humpen schwenkte und höhnisch denen d'runten zurief und zutrank, wobei stets seine Gesellen in ein so unmäßiges Gelächter ausbrachen, daß alle Felsspalten rings umher ihr Echo hineinmischten.

So lagen die Andern nun schon an drei Wochen vor der Burg. Freilich wurde bei dem unthätigen, erfolglosen Harren manchem der Ritter die Zeit lang und erst Einer, dann mehrere und immer mehr verlangten endlich unter irgend einem Vorwande von Bärwald Urlaub, mit dem Versprechen, wenn es not thäte, sogleich wieder hier zu sein. Bärwald konnte solch Gesuch Keinem abschlagen, aber er sah mit immer größerer Trauer die Zahl seiner Streiter abnehmen, so daß ihm endlich kaum noch vierzig Mann blieben.

Auch Staupitz bemerkte von der Burg oben recht wohl das Abziehen so manches Ritters und Knappen. Er ward dadurch höchlich erfreut, indem er nun gegen den Rest einen Kampf zu wagen gedachte. Wirklich stürzte er an einem Sonntag in der Frühe mit seinen Gesellen über die Zugbrücke hinab in das Lager, hoffend, Bärwald mit seinen Leuten unvorbereitet zu treffen. Aber diese waren schon längst gewohnt im Eisenkleide zu schlafen und hatten auch heute beim Gebet die Waffen nicht abgelegt. Blitzschnell traten sie zusammen und nun begann ein Kampf, der manches Schwert schartig, manchen Helmschmuck unscheinbar machte. Staupitzens Leute verloren durch die unverhoffte Wachsamkeit ihrer Gegner den Vorteil des Angreifenden und hatten nach einem harten Kampfe Mühe und Not genug, wieder in die Burg hinauf zu gelangen, von wo aus sie den nachdringenden Feind durch wohl gezielte Schüsse aus ihren Verstecken zum Umkehren zwangen.

Bärwald aber war durch diesen Überfall nachdenklich geworden. Mehrere solcher Kämpfe konnte sein immer schwächer werdendes Häuflein nicht aushalten, daher mußte er vor Allem an Verstärkung denken, die zu erbitten er sich an den Hof des Landesfürsten zu begeben gedachte. Er übergab daher seinem Tochtermanne, einem Schleinitz, das Kommando, und schied, mit dem Versprechen, bald wieder zu kehren, von den Glückwünschen Aller begleitet.

Zu jener Zeit aber herrschte im Lande Sachsen ein gar gerechter und gottesfürchtiger Herr, der Markgraf Friedrich, dem man mit vollem Rechte den Namen des Streitbaren gegeben hatte. Zu diesem eilte also jetzt Bärwald, so rasch sein Roß ihn den langen, bergigen Weg tragen mochte. Am Hofe des Markgrafen angelangt, stellte er diesem Staupitzens Verrat und die Bedrängnis der Seinen so eindringlich vor, daß Markgraf Friedrich sich kurz entschloß, zweihundert Reiter und Büchsenschützen aufbot, dazu zwei Stück schweres Geschütz, und Bärwald nur bis zum andern Morgen zu warten bat, wo er dann selbst mit ihm ziehen wolle, um den frechen Raubritter Zucht und Ordnung zu lehren, damit ein rechtes Beispiel zugleich die übrigen lockern Kumpane in Staupitzens Art, so noch im Lande waren, von ihrem Treiben abhalten sollte.

Kaum schaute am andern Morgen der erste Streifen der aufgehenden Sonne über den errötenden Erdenrand, als auch schon der Trupp in scharfem Ritte aufbrach. Voran zog der Markgraf, an dessen Seite Bärwald reiten und ihm von seiner neuen Burg, seinem Weibe und Kindlein viel erzählen mußte. Dabei wurde selten gerastet, so daß sie schon am zweiten Tage zu den Bärwaldschen stießen, die erst heute wieder einen verzweifelten Ausfall Staupitzens glücklich, aber mit Mühe und Not zurückgeschlagen hatten. Heiß mußte es dabei hergegangen sein, denn zerbrochene Spieße, verderbte Helme, Rüstungen und Waffenzieraten lagen noch wüst umher. Die Knechte Bärwalds hatten auch einen von Staupitzens böhmischen Lanzenknechten gefangen, der jetzt aussagte, daß im Kriebenstein droben die Lebensmittel bald zu Ende seien, und auch im Keller nur noch wenige Faß unangezapft lägen; lange könne sich die Burg nicht mehr halten.



1882. Bärwald auf Kriebenstein. 15.

Als nun der andere Morgen herankam, sandte der Markgraf einen Trompeter an die Zugbrücke des Burgthores, der Staupitz zur Übergabe aufforderte und ihm zugleich meldete, daß der Landesfürst selbst nebst vielen Mannen erschienen sei, um noch längern Trutz hart zu bestrafen. Zuletzt fügte der Trompeter noch hinzu, daß man wohl wisse, wie sich die Burg ohnehin nicht lange mehr halten könnte, weil drinnen das Brot zu mangeln anfing und an Fleisch schon lange nicht mehr zu denken sei.

Staupitz aber lachte bei dieser Rede hell auf und ließ vor Allem dem Markgrafen für seinen Besuch danken. Was übrigens die Lebensmittel anbeträfe, so habe es damit noch keine Not, und wenn es zum Äußersten käme, so würde man sich in dem Kriebenstein von dem Blute und dem Fleische desjenigen ernähren, den das Los unter der Besatzung zum Tode bestimme.

Wie der Markgraf diese schnöde Antwort vernahm, wurde er schier zornig, ließ die beiden Stück Geschütz, so Viertelskartaunen waren, von den Knechten auf den gegenüberliegenden Felsen schaffen, und befahl dann den Konstabels, dem Staupitz zum Morgengruße einige Male an die Zugbrücke zu klopfen. Die alten, grauen Gesellen säumten auch nicht lange; sie richteten wohl, und hin fuhren die Kugeln in die aufgezogene Brücke tief hinein, daß die Ketten anfingen zu zittern und zu erklingen. Wie nun zehn Schuß gethan worden und man schon sattsam zwischen den geborstenen Balken der Brücke hindurch schauen konnte, befahl der Markgraf einzuhalten, denn Bärwald lag ihn mit Bitten inständigst an, daß er seinen schönen Kriebenstein doch möge schonen, zumal da Hunger und Not doch bald dessen Besatzung zur Übergabe zwingen müsse.

Der Markgraf gab Bärwalds Vorstellungen endlich Gehör und man bezog ruhig das Lager im Thale, das man für den hohen Gast möglichst wohnlich eingerichtet hatte, obgleich derselbe nicht sonderlich viel auf Bequemlichkeit hielt und in der Eisenrüstung lieber als im Daunenbette schlief.

Da droben aber in der Burg sah es mit jedem Tage trübseliger aus. Die Mahlzeiten waren kärglich und die großen, weingefüllten Humpen hatten den kleineren Bechern Platz gemacht, auch trat der übermütige Staupitz nicht mehr mit dem großen Pokale in der Hand auf den Burgsöller, um denen drunten einen spöttischen Zutrunk zu bringen. Die arme Hausfrau aber härmte sich und weinte manche Thräne: wohl suchte sie ihren starrsinnigen Gemahl zu einem gütlichen Vergleich mit den Belagerern zu bewegen, aber umsonst, Staupitz herrschte sie drohend an und gebot ihr Schweigen. Das arme Weib schwieg und that ihre redliche Pflicht als Gattin und sorgsame Hausfrau, und wußte Alles fein zu Rate zu halten, damit nichts von den Lebensmitteln umkomme.

Acht Tage waren vergangen. Auf's Neue schickte der Markgraf einen Trompeter vor das Thor des Kriebensteines, mit der Aufforderung, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben; aber wiederum ließ Staupitz dem Fürsten zurücksagen, daß er lieber verhungern oder sich selbst töten wollte, ehe er vom Platze weichen oder die Burg übergeben würde.

Aber es war droben im Kriebenstein auch eine merkliche Veränderung vorgegangen. Schon seit mehreren Tagen wirbelte keine lustige Rauchsäule aus dem Schlote mehr empor zu der Wetterfahne des Turmes, welche das Bärwaldische Wappen vorstellte, das, in Eisen fein und durchbrochen gearbeitet, sich vor wie nach lustig im Morgenwinde um die knarrende Spindel drehte. Dagegen waren die wüsten Lieder der Besatzung schon längst verstummt, und wenn von Zeit zu Zeit über den Zinnen der Mauer ein Haupt erschien und aus eingefallenen, matten Augen traurig hinunter nach dem Lager oder den Vorposten schaute, so konnte leicht ein Jeder, auch ohne daß er ein geübter Psycholog gewesen, auf Jenes Zügen Kummer und Not gar deutlich lesen, denn der Hunger und der Durst säumen nicht lange und schreiben sich mit erbärmlicher, aber recht leserlicher Schrift auf die Gesichtszüge.

Zum Äußersten getrieben, wagten endlich die Belagerten noch einen dritten Ausfall, um sich durch die Feinde zu schlagen, aber die Markgräflichen waren wohl auf der Hut und trieben Staupitz und seine Genossen gar bald zurück, machten auch zwei Gefangene, die vor Ermattung kaum mehr die Streitaxt heben konnten und gierig über die ihnen mitleibig dargebotenen Nahrungsmittel herfielen.

Bald darauf hörte man im Burghof drinnen einen gräulichen Tumult und konnte besonders deutlich die rohen Stimmen der von Staupitz angeworbenen böhmischen Lanzenknechte unterscheiden, die dem Ritter mit Worten gar arg zusetzten und sogar Drohungen ausstießen. Sie verlangten von ihm, daß er ungesäumt die Burg übergeben, oder sie abziehen lassen möge; denn, wenn er auch wolle Hungers sterben, so seien doch ihre Magen auch in einem solch' kitzlichen Punkte zu Rat zu ziehen, aber deren Einwilligung nicht wohl zu erwarten. Es war ein großer Tumult und heftiges Gerede, das zu Schlimmem führen zu wollen schien. Plötzlich wurde jedoch Alles wieder still und nicht lange währte es, so wurde ein weißes Fähnlein am Burgthore aufgesteckt, als Zeichen und Bitte, inzwischen die Feindseligkeiten einzustellen. Hierauf ward die Zugbrücke niedergelassen und über dieselbe, die in ihrem zerschossenen Zustande eben keinen besonderen Übergang bot, schritt gesenkten Hauptes und in Trauerkleidern Staupitzens Eheweib. Sie stieg hinab in das Lager der Feinde und ließ sich das Zelt des Markgrafen andeuten.

Der Markgraf beratschlagte, des längeren Wartens allen Ernstes müde, eben mit Bärwald über einen noch heute vorzunehmenden Sturm und Beschießung. Bärwald wagte nicht länger um Schonung der Burg zu bitten, und sah schon im Geist dieselbe in Schutt und Trümmern. Da ward plötzlich Staupitzens Gemahlin hereingeführt, die vor dem Landesherren auf die Kniee sank und lange vor Schluchzen kein Wort hervorbringen konnte. Friedrich hob sie jedoch freundlich auf, sprach ihr Trost zu und forschte nach ihrem Begehr.

„Gnade! Gnade!" Das war jedoch Alles, was die jammernde Frau hervorstammeln konnte.

„Liebwerte Frau," besänftigte sie der Markgraf, „bekümmert Euch nicht

um Euer Schicksal. Es soll Euch nichts Übles geschehen, denn ich führe nicht Krieg gegen Weiber und Schwache und ich mag nicht des Mannes Unrecht dem Weibe entgelten lassen. Ihr möget frei abziehen, aber Euer Gemahl ist ein arger Übelthäter und ich würde ungerecht sein, wenn ich den ungestraft ließe."

Da brachen die Thränen der Armen auf's Neue hervor, und schluchzend schilderte sie jetzt die Not der Besatzung und wie schon seit zwei Tagen auch nicht das Geringste von Speise und Trank über eines Einzigen Lippen gekommen und der Tod schon lauere, um eine reiche Ernte zu halten, wenn der Markgraf nicht Gnade üben wolle.

Durch ein solch trauriges Bild ließ sich endlich Friedrich bewegen, den Genossen Staupitzens freien Abzug zu gewähren, jedoch mit der Bedingung, daß sie Sachsens Grenzen nie wieder überschreiten sollten, indem sie sonst unerbittlich dem Tode verfallen würden. Nur ihrem Gemahl konnte die betrübte Frau nicht gleiche Vergünstigung erbitten; der Markgraf bestand fest auf seiner Auslieferung, gestattete jedoch noch der Bittenden, daß sie an Kostbarkeiten, Schmuck und was ihr sonst von Wert erschiene und ihr eigen sei, mit sich nehmen möge, so viel sie tragen könne, indem es in diesem Streite nicht auf Gewinn, sondern nur auf Bestrafung des Unrechts abgesehen sei.

Da die edle Frau trotz alles Bittens ein Mehreres nicht erlangen konnte, so stieg sie jetzt wieder hinauf, um der Besatzung ihre Freiheit anzukündigen. Auch für die Rettung ihres Gemahles begann sie wieder eine leise Hoffnung zu schöpfen, denn ihr war unterwegs das edle Beispiel der Weiber von Weinsberg eingefallen, und die aufrichtige Liebe zu ihrem Gatten bewog sie, Alles zu wagen.

Noch kein Stündlein war vergangen, da sah man auch schon, wie das Burgthor sich öffnete und die Insassen und Verteidiger paarweise den Felsenpfad herniederstiegen. Es waren traurige Gestalten und Mancher mußte sich auf eines Stärkeren Arm stützen, denn der Hunger macht auch die Mutigen und und Trotzigen schwach und weichen Sinnes.

Als nun die Reisigen und die böhmischen Lanzenknechte vor dem Zelte des Markgrafen angelangt waren, fielen sie nieder, um für die ihnen gewährte Gnade zu danken, einige wohl auch, um eine Milderung des Bannspruches zu erflehen; jedoch Friedrich blickte schweigend und finster drein und winkte dem Anführer seiner Büchsenschützen, dem der Befehl geworden war, die Leute erst mit Speise und Trank zu erquicken und dann bis zur Grenze des Landes zu bringen, wo jeder noch einmal feierlich geloben mußte, niemals gegen den Markgrafen und dessen Land die Waffen zu ergreifen.

Als die verwiesenen Kämpfer ihres Weges aus dem Lager weiter zogen, nahte von oben auch die Edelfrau. Vor ihr her gingen ihre zwei Knäblein, die sich von Zeit zu Zeit ängstlich nach der Mutter umsahen, die vor sich mit vieler Anstrengung einen großen, verdeckten Korb trug.

„Müssen reiche Leute sein, die Staupitzens," murmelte finster der Markgraf, als er die Edelfrau erblickte, „wenn sie einen so schweren Korb Silberzeug und Kleinodien mitzuführen haben."

Jetzt war die Frau ganz nahe herangekommen, und man konnte auf ihren Zügen deutlich genug erkennen, welche Mühe es ihr kostete, die Last noch weiter zu schleppen. Und bleich und immer bleicher ward sie, als sie dem Markgrafen nahte, ihre Kräfte waren erschöpft — sie sank nieder und mit ihr fiel auch der Korb zur Erde, den sie getragen und aus ihm hervor rollte — die erschrockene, bleiche Gestalt Staupitzens. Man sprang sogleich der ohnmächtigen Frau zu Hilfe und Andere erfaßten den Ritter, dessen Mut und Kraft ebenfalls gebrochen schien. Reuig kniete auch er vor dem Markgrafen und bat um Schonung. Die Edelfrau war indessen rasch wieder zu sich gekommen und vereinigte jetzt, ihre Knaben mit sich niederziehend, stumme Thränen mit den Bitten ihres Gemahls; doch Friedrich hatte sich abgewandt und winkte den Wachen, Staupitz zu ergreifen und fortzuführen, indem er sich bitter über den beabsichtigten Betrug der Frau Staupitzens beklagte.

„Haltet ein, gnädiger Herr und Fürst," rief jetzt mit letzter Kraftanstrengung das edle Weib, „nennet nicht Betrug, was meine Liebe mir eingab! Verspracht Ihr mir nicht, daß ich mit mir führen möge, was mir wert und mein eigen ist? Ich habe alles Gold droben in der Burg gelassen, und dem Beispiel jener edlen Frauen in Weinsberg gefolgt, indem auch mir mein Gemahl das Teuerste ist, was ich auf Erden mein nenne. Er ist mein Eigentum und ich verlange von Euch, was Ihr mir zugesagt, daß ich mit meiner Last den Weg fortsetze, so lange ich es noch vermag, und Gott wird mir dazu die Kräfte nicht versagen!"

Der Markgraf wurde zwar gerührt von der aufopfernden Liebe des edlen Weibes, wollte jedoch sein Recht an dem frechen Ritter nicht so rasch fahren lassen. Als jedoch sogar Bärwald den Fürsprech machte, und ihn an die Gnade weiland Kaiser Konrads erinnerte, der den Weinsberger Frauen auch den Abzug gewährt habe, da wurde auch er milder gestimmt und schenkte dem Staupitz die Freiheit, jedoch nur unter der Bedingung, daß er, gleich seinen Genossen, das Land Sachsen auf immerdar meide.

Staupitz hat sich hierauf an den Hof des Königs Sigismund von Ungarn begeben, und hat man nichts mehr von ihm vernommen. Bärwald aber blieb von nun an im ungestörten Besitz der Burg Kriebenstein.

Gudrun.

Einst herrschte in Hegelingenland der König Hettel. Der gewann mit seinem Weibe Hilde zwei Kinder: einen Knaben, Ortwin, und eine Tochter, Gudrun. Als diese in das Alter kam, wo Jünglinge das Schwert empfangen, war sie schöner, als je eine Jungfrau, und mächtige Fürsten warben um sie. Doch wollte sie der Vater keinem von allen diesen Bewerbern geben. Einer

derselben, Siegfried von Morland, zog, vergeblichen Dienstes müde, drohend ab. Hartmut, der Sohn des Königs Ludwig von Normannenland, sandte anfangs Boten, die um Gudrun werben sollten. Als sie denen entsagt ward, kam er selbst unerkannt an Hettels Hof. Gudrun allein entdeckte er sich, aber seine Schönheit half ihm nur so viel, daß die Jungfrau ihn wegeilen hieß, wenn er vor ihrem Vater das Leben behalten wolle.

Auch Herwig von Seeland, der darnach an Hettels Hof kam, ward verschmäht. Da beschloß er, sich zu rächen, versammelte seine Mannen, zog vor Hettels Burg und drang kämpfend ein. Mit Lust und Leid sah Gudrun, wie unter den gewaltigen Schlägen von Herwigs Schwert Feuer aus den Helmen ihrer Freunde sprang, und Hettel selbst bedauerte, daß er einen so vortrefflichen Helden nicht zum Freunde gewonnen hatte. Darum war er es auch gern zufrieden, als Gudrun zwischen ihrem Vater und Herwig Frieden stiftete und mit Freuden verlobte er seine Tochter dem Helden zur Braut. Nach einem Jahre sollte er sie in sein Land heimführen. Als Siegfried von Morland solches erfuhr, fiel er mit Heeresmacht in Herwigs Lande ein; Hettel aber rüstete ebenfalls ein Heer und zog seinem künftigen Eidam zu Hilfe.

Während so das Land der Hegelingen von Helden entblößt war, kamen Hartmut und Ludwig von Normannenland mit Schiffsmacht angefahren, erbrachen Hettels Burgen und führten seine Tochter Gudrun nebst deren Jungfrauen gefangen mit sich fort. Die Königin Hilde sandte in ihrer großen Betrübnis sogleich Boten an Hettel und Herwig, ihnen das geschehene Unglück zu melden und diese schlossen nun alsbald Frieden mit Siegfried, der sogar bereit war, mit ihnen die Räuber zur See zu verfolgen. Auf einem Werder, der Wülpensand genannt, hatten Hartmut und Ludwig mit ihrer Beute sich gelagert, um einen Tag daselbst zu rasten, und dort wurden sie von Gudruns Vater und Bräutigam und den mit ihnen ziehenden Helden erreicht. Eine furchtbare Schlacht ward da geschlagen und in derselben fand Hettel von Ludwigs Schwerte den Tod. Erst die Nacht machte dem Kampfe ein Ende; unter dem Schutze ihres Dunkels aber entflohen die Normannen mit den Jungfrauen. Als am anderen Morgen die Hegelingen diese Flucht inne wurden, kehrten sie traurig heim. Durch die großen Verluste des vorangegangenen Kampfes geschwächt, mußten sie die Rache verschieben, bis einst die verwaisten Söhne der auf dem Wülpensande Gefallenen schwertmäßig sein würden.

In Normannenland ward Gudrun freudig empfangen und in großen Ehren sollte sie nun mit Hartmut die Krone tragen. Sie aber hielt in Treue fest an ihrem Verlobten Herwig und wendete sich ab von dem, dessen Vater den ihrigen erschlagen. Gerlind, die Mutter Hartmuts, hatte zu der Werbung um Gudrun geraten; zürnend, daß man die Boten mit verneinender Antwort heimgeschickt und ihren Sohn verschmäht, hatte sie eifrig Hartmuts Reise gefördert. Jetzt versprach sie dem Sohne, der auf neue Heerfahrten ziehen wollte, der Jungfrau Hoffart zu brechen. Gudruns edle Jungfrauen, die sonst Gold und Gestein in Seide gewirkt hatten, mußten nun Garn spinnen und winden, sie

selbst aber, die Königstochter, mußte den Ofen heizen, mit ihrem goldenen Haar den Staub abkehren und zuletzt, trotz Wind und Schnee, am Strande der Königin Kleider waschen. Eine der Jungfrauen Gudruns, Hildburg, die auch eines Königs Tochter war, teilte freiwillig Gudruns schweres Los und begleitete sie an den Strand.

Dreizehn Jahre waren so vergangen. Da mahnte Frau Hilde die Helden in Hegelingenland an ihr Versprechen, den Gemahl noch zu rächen und die Tochter wiederzuholen. Alsbald rüsteten sie ihre Scharen und Schiffe. Nach einer stürmischen Fahrt erreichten sie die Küste des Normannenlandes und landeten unbemerkt vor einem Walde. Da machten sich Herwig und Ortwin, Gudruns Bruder, auf, das Land zu erkunden und nach den geraubten Jungfrauen zu forschen. Unterdessen war Gudrun und Hildburg, die wieder am Strande waschen mußten, eine frohe Botschaft geworden. Ein seltsamer, schöner Vogel war auf der Flut dahergeschwommen. Der war ein Bote Gottes und verkündigte mit menschlicher Stimme den unglücklichen Jungfrauen die baldige Ankunft ihrer Freunde. Als der Vogel verschwunden war, sprachen die Jungfrauen noch viel mit einander von der seltsamen Botschaft und dabei versäumten sie sich im Waschen. Darum wurden sie am Abend von Gerlind übel gescholten und selbst Schläge wurden den Jungfrauen angedroht.

Am nächsten Morgen, als die Jungfrauen wieder zum Strande gehen sollten, bedeckte Schnee die Erde. Da baten sie die Königin Gerlind um Schuhe, aber umsonst; barfuß mußten sie durch den Schnee waten. Während des Waschens blickten sie oft sehnlich über die Flut hin, ob die ihnen angekündigten Befreier noch nicht kämen. Endlich gewahrten sie zwei Männer in einer Barke. Ihrer Schmach sich schämend, flohen sie von dem Strande; die beiden Männer aber, Herwig und Ortwin, sprangen aus der Barke und riefen sie zurück. Der kalte Märzwind hatte den Jungfrauen die Haare zerzaust und vor Kälte bebten die schönen Wäscherinnen; da boten ihnen die Männer ihre Mäntel dar, Gudrun aber wies sie zurück. Noch erkannten sie einander nicht, obgleich die Herzen sich ahnten. Nun frug Ortwin nach dem Fürsten, dem das Land gehöre und ob nicht vor Jahren eine schöne Königstochter in dieses Land entführt worden sei. Die sei im Jammer gestorben, antwortete Gudrun, und bei dieser Antwort brachen helle Thränen aus der Männer Augen. Doch bald ward ihnen Trost und Wonne. Gudrun und Herwig erkannten, eines an des andern Hand, die Ringe, mit denen sie sich einst verlobt hatten. Das war ein selig Wiedersehen und voller Freuden schloß Herwig seine Braut in seine Arme. Dann schieden die Männer, nachdem sie den Jungfrauen versprochen, zu ihrer Befreiung zurückzukehren, noch ehe am andern Morgen die Sonne scheine.

Als die Männer fort waren, warf Gudrun die Wäsche der Königin in das Meer, daß sie davonschwamm. Nicht mehr wollte sie Gerlinden dienen, seit zwei Könige sie umfangen und geküßt hatten. Am Abend aber, als die Jungfrauen ohne Wäsche zurückkehrten, ward die Königin so zornig, daß sie Gudrun mit Ruten züchtigen lassen wollte. Gudrun jedoch erklärte, sie wolle morgen

Hartmuts Gemahlin werden, wenn man ihr heute die Strafe erlasse. Alsbald legte sich Gerlindens Zorn und Hartmut eilte auf diese Nachricht voll Freuden herbei; Gudrun aber und ihre Jungfrauen wurden sofort herrlich gekleidet und bewirtet. Zum erstenmale seit dreizehn Jahren lachte Gudrun wieder; das fiel Gerlind auf und sie fürchtete Unheil von diesem Lachen. Als Gudrun sich aber mit ihren Jungfrauen zur Ruhe begab, erzählte sie ihnen, was sie an dem Tage erlebt hatte und reichen Lohn versprach sie der Jungfrau, die ihr den Anbruch des Morgens zuerst verkünden würde.

Beim Aufgange des Morgensterns stand eine der Jungfrauen schon am Fenster und beim ersten Scheine des Tages sah sie das Gefild von Waffen leuchten und das Meer voll Segel. Da erweckte sie eilig Gudrunen. Die Hegelingen waren in der Nacht dahergefahren, die Kleider mit Blut zu röten, die Gudrun weiß gewaschen, und jetzt blies Wate, einer der stärksten und grimmigsten Helden aus Hegelingenland in sein Horn, daß die Mauern der Burg erzitterten. In dem Kampfe, der nun vor der Burg sich erhob, ward König Ludwig von Herwig erschlagen, Hartmut aber ward mit achtzig seiner Helden gefangen genommen; die übrigen Normannen alle kamen um. Wate drang in die Burg und vor seinem Schwerte mußte alles umkommen; selbst der Kinder schonte er nicht, damit sie nicht zu Rächern heranwüchsen. Gerlinde flüchtete sich zu Gudrun und bat diese um ihren Schutz. Gudrun wollte ihr denselben auch gern angedeihen lassen, Wate aber kannte kein Erbarmen mit der harten und grausamen Königin; er riß sie von den Jungfrauen hinweg und schlug ihr das Haupt ab. So that er auch der jungen Herzogin Hergart, die einst unter Gudruns Jungfrauen gefangen in das Land gebracht worden war, die aber Gudruns Schicksal nicht teilen wollte und Hartmuts Schenken zum Gatten genommen und viel Hoffart getrieben hatte. Kaum ward Ortrun, Hartmuts Schwester, die die einzige war, die sich stets freundlich und teilnehmend gegen Gudrun erwiesen, durch deren Fürbitte vor Wates Schwerte gerettet.

Als in der Burg alles besiegt nnd erschlagen war, zogen die Hegelingen noch verheerend durch das Land und brachen alle Burgen in demselben. Nach solcher Vergeltung schifften sie sich endlich mit Gudrun und mit reicher Beute zur Heimfahrt ein. Hartmut und Ortrun wurden als Gefangene mitgeführt. Zur Bewachung des eroberten Landes aber ließ man zwei gute Helden, Horand und Morung, samt ihren Mannen zurück.

Frau Hilde empfing in großen Freuden ihre lang entbehrte Tochter, und bald ward der lange Haß durch eine Reihe von Vermählungen versöhnt. Ortwin ward mit Ortrun vermählt und Hartmut, dem sein Land zurückgegeben ward, mit der treuen Hildburg, die auch im größten Elend treu bei Gudrun ausgehalten hatte. Siegfried von Morland erhielt Herwigs Schwester und Herwig selbst führte nach langer Trennung die geliebte Gudrun, die auch das härteste Los in ihrer Treue nicht wankend gemacht hatte, nach Seeland heim.

Luis de Camoens.

Mit Porträt in Stahlstich.

Die ruhmvolle Zeit, in welcher die Portugiesen unter der Regierung thatkräftiger und hochgesinnter Könige und unter der Führung von Helden, wie Vasco de Gama und Alfonso de Albuquerque ihre kühnen Seefahrten und Eroberungszüge unternahmen, diese Zeit förderte auch die Perle, das fast einzige bedeutende, aber auch unschätzbarste Werk der portugiesischen Litteratur, die Lusiaden des Camoens, zu Tage. Wie sich die Macht und Größe Portugals, nachdem der unglückliche König Sebastian 1578 in Afrika Heer und Leben eingebüßt, nach kurzer Dauer zum Verfalle neigte und nie wieder zu rechter Geltung gelangte, so hat auch die Litteratur dieses Staates, die durch Camoens ihren höchsten Triumph gefeiert, von da ab nur ein welkes, hinsiechendes Leben geführt. Luis de Camoens aber, der seiner Nation den unverwelklichsten Lorbeer ums Haupt gewunden, der im Kampfe für sein Vaterland zum Krüppel geworden, starb nach einem Leben voller Abenteuer und Strapazen — unbekannt und unbeachtet als Bettler in einem Hospital seiner Vaterstadt.

Camoens gehörte einer edeln, aber verarmten Familie an, die ihr Stammhaus in Coimbra hatte. Sein Großvater war mit einer Verwandten des Vasco de Gama verheiratet und Kapitän in der Flotte. Im Jahr 1525 wurde ihm in Lissabon ein Enkel, der Dichter Luis de Camoens, geboren. Als 1527 dort die Pest ausgebrochen war, floh König Johann III. nach Coimbra. Auch der Vater des Dichters flüchtete sich mit seiner Gattin, Anna de Macedo, dahin, da auch sein Großvater hier gelebt hatte. Hier also verlebte der Dichter die ersten Tage seiner Kindheit „heiter und zufrieden für sich und freute sich des Lebens", wie er selbst in einer seiner Dichtungen sagt. In einem Schiffbruch verlor sein Vater später als Kapitän das Leben und sein Vermögen; gleichwohl sorgte Donna Anna eifrigst für die Erziehung ihres Sohnes und ermöglichte ihm den Besuch der neu gegründeten Universität Coimbra, wo er vorzugsweise klassische Studien, Philosophie und Geschichte trieb, sich aber auch bereits seinem Hange zur Dichtkunst überließ. Es war Sitte, bei akademischen Festlichkeiten eine lateinische Tragödie aufzuführen; Camoens aber schrieb hiezu mit großem Beifall ein Stück in seiner Muttersprache, wofür ihm allgemeiner Beifall wurde. Mit besonderem Fleiße betrieb er das Studium der alten Geschichte, vor allem aber das der provenzalischen Dichter. Neben andern Arbeiten übersetzte er Werke des Petrarka und schrieb Anmerkungen zu denselben.

Im Jahr 1552 verließ Camoens die hohe Schule und kehrte nach Lissabon zurück. Als Edelmann ward er bei Hofe angestellt, wo seine schöne, männliche Gestalt, seine Bildung und sein Talent besondere Aufmerksamkeit erregten. Die Berühmtheit, welche der damals erst achtzehnjährige Dichter genoß, erregte den Neid anderer Edelleute. Obgleich dieser bisher nichts weiteres gethan, als den Damen, die ihn darum baten, Verse gedichtet, deutete man mit Bewunderung auf den Dichter, so oft er die Straßen durchschritt. Ein Onkel des Camoens lag aber in Streit mit dem königlichen Hofe, bei welchem nun auch der Neffe



L. Camoes.

angeschwärzt wurde. Als der König eines Tages den jungen Dichter in einem intimen Gespräch mit der schönen Palastdame Katharina de Attayde betraf, ärgerte er sich über diese Verletzung der Hofsitte so sehr, daß er Camoens vom Hofe verbannte.

Camoens schied im Jahr 1546 aus den ihm liebgewordenen Kreisen, ohne eigene Schuld, wie einst Ovid vom Hofe des August. Einige Zeit lebte er in Santarem bei Verwandten, wo er ernsten Studien oblag und mehrere herrliche Elegien schrieb, auch soll der Plan zu seinem großen Heldengedicht, den „Lusiaden" schon hier entstanden sein. Er beabsichtigte, nach Coimbra zurückzukehren, als aber im nächsten Jahre sein dortiger Onkel starb, entschloß sich der junge Dichter, eine seinem Alter und seiner Jugendkraft entsprechendere Beschäftigung zu suchen. Er ward Krieger, zog den Harnisch an und heftete das Kreuz darauf. Tapfer focht er gegen die Mauren in Afrika. Wie die großen Dichter Cervantes und Lope, hat auch Camoens mitten im Geräusche der Waffen, des Seesturms und der Feldschlacht unsterbliche Werke gedichtet. Im Kampfe mit den Feinden seines Vaterlandes suchte er die traurigen Erfahrungen seines Hoflebens zu vergessen, die glänzenden Abende, wo er die ersten Kreise der Stadt mit seinen Dichtungen begeisterte. Er erwarb sich den Ruhm eines tapfern, unerschrockenen Mannes; die eine Hand führte das Schwert, die andere die Leier. Er trug im Kampfe gegen Marokko eine schwere Wunde davon und im Seegefecht von Ceuta verlor er durch eine Büchsenkugel das rechte Auge. —

Die Tapferkeit und der militärische Ruf des Dichters hatte den Hof veranlaßt, die Verbannung desselben aufzuheben. Voll froher Hoffnungen kehrte er nach Lissabon zurück, wo sich ihm eine seinen Kenntnissen und seinen Talenten entsprechende Laufbahn eröffnen sollte, aber die Umtriebe eifersüchtiger, hochangestellter Adliger vereitelten seine Erwartungen. Er fand hier den alten Haß, die alte Mißgunst. Man verspottete den Mann, der für sein Vaterland gekämpft hatte, wegen seines verlorenen Auges; selbst Damen stimmten in unwürdige Witzeleien ein, indem man ihn Gesicht ohne Augen nannte. Das war zu viel für Camoens; dem zweijährigen, unfreiwilligen Exil ließ er ein selbstgewähltes folgen, indem er den Entschluß faßte, dem Vaterland den Rücken zu kehren, was er einem Freunde mit den Worten der Grabschrift des Scipio Afrikanus mitteilte: Ingrata patria, non possidebis ossa mea.

Im Jahr 1553 schiffte sich Camoens voll Unmut und Betrübnis nach Ostindien ein und landete im September in Goa, dem Mittelpunkte der portugiesischen Besitzungen in Indien. Einige Tage nach der Abfahrt erhoben sich heftige Stürme und von den fünf abgegangenen Schiffen gelangte nur das Kapitänschiff, auf dem sich Camoens befand, ans Ziel. In einer seiner Canzonen spricht der Dichter selbst von dieser Reise:

Ein Fremdling unstät irrend schau ich nun
Verschiedne Völker, Sprachen und Gebräuche
Und andre Himmelsstriche, andre Arten,
Nur um zu folgen dir mit eifrigem Schritte,
Du ungerechtes Schicksal.

In einer Elegie hegte er den Wunsch, daß die Gewässer, die er durchsegelte, die der Lethe wären, auf daß er alles Erlittene vergessen könnte. In trüber Stimmung kam er in Indien an. Auch hier gelang es ihm nicht, ein für ihn passendes Amt zu erhalten; die dortigen Zustände waren überhaupt wenig erfreulich. „Der Edelsinn, die Kraft und das Wissen," so sagte Camoens selbst, „gehen betteln an den Thoren der Habsucht und Gemeinheit;" er sah sich daher genötigt, in Goa, in dessen Nähe sein eigener Vater umgekommen war, Kriegsdienste zu nehmen. Nach einigen Wochen schiffte er sich mit dem Vicekönig auf einer mächtigen Flotte ein zu einem Kriegszuge nach Cochin, von welchem die Portugiesen 1555 siegreich zurückkehrten. Ein zweiter Seezug, den der Dichter mitmachte, brachte ihm nur Leiden und Widerwärtigkeiten. Auf diesen Expeditionen hatte er alle die Gefahren, welche die nachher von ihm besungenen Entdecker des Seewegs nach Ostindien bestanden hatten, gleichfalls von neuem zu bestehen, was auf sein großes Gedicht einen bedeutenden Einfluß hatte. Im Jahr 1555 machte er einen Zug gegen die maurischen Seeräuber auf dem roten Meere mit. Während des Winterquartiers auf der Insel Ormuz setzte Camoens, in dessen Geist und Gemüte sich alles, was ihm nahe kam, zur melodischen Dichtung umgestaltete, sein so berühmt gewordenes Nationalepos fort. Die Jämmerlichkeit der portugiesischen Verwaltung bewog den Dichter zu einer satirischen Schilderung derselben, was den Gouverneur so ärgerte, daß er Camoens nach der abgelegenen Halbinsel Makao schickte und ihm dort ein armseliges Amt übertrug. Diesen harten Befehl motivierte der Gouverneur damit, man wolle Camoens auch einmal Gelegenheit geben, etwas Geld zu verdienen, da er sich ja noch nichts erworben habe. Fünf Jahre brachte der Dichter in Makao zu. Auf dem höchsten Punkte der Landschaft, welche die Halbinsel mit dem Festlande von China verbindet, zeigt man noch jetzt die sogenannte Camoensgrotte, von wo sich eine weite Aussicht über Meer und Land eröffnet. In dieser Grotte schrieb der Dichter, wie die Sage geht, den größten Teil des erwähnten nationalen Heldengedichts. Er benannte dasselbe „die Lusiaden" (os Lusiados), das heißt die Söhne des Lusus, des fabelhaften Gründers von Lusitanien oder Portugal.

In diese Dichtung ergoß Camoens, der auch ein bedeutender Lyriker ist, die ganze Begeisterung seines Genius. Überall läßt es den Leser erkennen, daß sein Verfasser nicht nur Dichter, sondern auch Patriot, Kriegsmann und Seefahrer war, der mit zu den Ersten gehörte, welche das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelten.

In Goa hatte indessen ein neuer Vicekönig die Verwaltung übernommen, und dieser gestattete dem Dichter sofort, den Ort seiner Verbannung zu verlassen. Auf der Fahrt nach Goa scheiterte das Schiff, das ihn dorthin bringen sollte, an der Mündung des Cambodjaflusses. Als das Schiff versank, stürzte sich Camoens in die Wellen. Mit der Rechten schwamm er rüstig dem Ufer zu, mit der linken aber hielt er die Handschrift seines Gedichtes empor. Dieses, seinen größten Schatz, rettete er, all seine übrige Habe verschlangen die Wellen. Der Schiffbrüchige ward von freundlichen Eingebornen aufgefunden, die ihm

viele Gastfreundschaft erwiesen, bis sich eine Gelegenheit zeigte, nach Goa zurückzukehren. Dort wieder angekommen, schenkte ihm der Vicekönig seine Freundschaft, und Camoens gedachte nun so lange in Goa zu bleiben, bis ein Schiff nach Portugal absegle. Mittlerweile erhielt er von dem früheren Vicekönig, der aber Gouverneur von Sofola in Afrika geworden war, eine Einladung, ihn dorthin zu begleiten. Da nun Camoens annehmen konnte, daß von Sofola früher als von Goa ein Schiff nach Portugal abgehen werde, so willigte er ein und man gab ihm einen Vorschuß von 200 Dukaten, seine Gläubiger zu befriedigen. Nach einigen Monaten traf Camoens in Sofola eine Anzahl alter, angesehener Freunde, die auf der Rückreise von Indien nach Lissabon mit dem Linienschiff Santa Fé in Sofola anliefen. Diese freuten sich des unverhofften Wiedersehens und luden den Dichter zur freien Überfahrt nach dem geliebten Heimatlande ein, wo dieser dem jungen König Sebastian sein Epos überreichen wollte. Der Gouverneur aber verlangte nun sein Geld, um Camoens zum Bleiben zu zwingen, aber die Passagiere schossen sofort die 200 Dukaten zusammen und segelten mit dem Dichter nach Portugal. Arm, wie er es betreten, verließ Camoens das Wunderland Indien, wo so viele Nichtswürdige Schätze aufhäuften; sein unsterbliches Gedicht, die „Lusiaden", war der einzige Schatz, mit dem er 1569 nach sechzehnjähriger Abwesenheit ans Land stieg, von den Einzigen begleitet, die ihm stets treu blieben: von seinem Sklaven und seinem Unglück. Das Land befand sich im tiefsten Elend, die Pest wütete in Lissabon und der siebenzehnjährige König Sebastian mied die Hauptstadt. Der Schrei der allgemeinen Angst und Not begrüßte den Dichter. — Wie ganz anders hatte sich dieser seinen Empfang in der Heimat gedacht, da er die Verse schrieb:

O Lust, ins teure Vaterland zu kommen,
Zu seines Hauses Göttern und Verwandten,
Die seltne, ferne Schiffahrt zu erzählen,
Verschiedne Himmelsstriche, Völkerschaften;
Den Lohn zu ernten, den man sich erwarb
Durch Arbeit in der Ferne und durch Unglück,
Das ist für jeden ein Genuß so hoch,
Daß ihm des Herzens Raum zu enge ist.

Noch unheimlicher wurde die Stimmung durch eine durchs Land gehende Prophezeiung, Lissabon werde durch ein Erdbeben zu Grunde gehen. Der schöne, ritterliche Hof, an dem Camoens früher bewundert worden, bestand nicht mehr, die unheilvollen Ratgeber des jungen Königs griffen zu den verkehrtesten Maßregeln, und mit Schaudern sah der Dichter das neue Bild seiner Vaterstadt. Dies war nicht die Zeit, die Stimmung und das Volk, die sein großes Werk mit der Begeisterung aufnehmen konnte, auf die als seinen schönsten Lohn er hoffte. Erst nach drei Jahren konnte das Werk erscheinen. Nachdem er ein königliches Privilegium zum Drucke erhalten hatte, ging das Manuscript zum „Santo Offizio" zur Zensur. In dem Erlasse desselben heißt es:

„Auf Befehl der heiligen und allgemeinen Inquisition habe ich diese zehn Gesänge des Luis de Camoens von den tapfern Waffenthaten, welche die Por-

tugiesen in Asien und Europa vollbrachten, gesehen und in ihnen keine anstößige, dem Glauben und den guten Sitten zuwiderlaufenden Dinge gesehen. Das Buch schien mir des Druckes wert. Der Verfasser zeigt in ihm viel Geist und viel Gelehrsamkeit in den schönen Wissenschaften."

Pater Bartholomäus Ferreira.

Obgleich sofort nach der Erscheinung der Lusiaden auch die Streitigkeiten zwischen den Freunden und den Gegnern des Dichters begannen, fanden sie doch im allgemeinen großen Beifall und noch in demselben Jahre mußte eine zweite Ausgabe veranstaltet werden. Mehrere Gelehrte schrieben Erklärungen darüber, und Graf Larneiro, ein einflußreicher Mann am Hofe, erwiderte auf die Frage, welche Fehler er in dem Gedichte gefunden habe: „Es hat den großen Fehler, daß es nicht so kurz ist, um auswendig gelernt werden zu können, oder nicht so lang, daß man nie zu lesen aufhören müßte." Die beiden Auflagen der Lusiaden sind jetzt so selten geworden, daß in ganz Portugal nur fünf Exemplare existieren sollen. Der König setzte dem Dichter eine Jahrespension von 15000 Reis, d. h. 25 Thlr. aus und gab ihm die Erlaubnis, überall in Begleitung des Hofes erscheinen zu dürfen, was jedoch bei diesem Bettelgehalt, der ihn kaum vor dem Hunger schützte, nicht möglich war. Dazu kam, daß man dem Dichter den Bezug dieses kargen Gehaltes vielfach erschwerte, und daß ein unentdeckt gebliebener Schuft, der den Wert der Poesien Camoens kannte, ihm seine sämtlichen lyrischen Gedichte stahl, welche er unter dem Namen „Parnaß" gesammelt hatte und deren Ertrag seine ökonomische Lage verbessern sollte. Erst fünfzehn Jahre nach dem Tode des Dichters traten diese Dichtungen stückweise wieder an's Licht.

Die Lusiaden wurden gelesen; an den Dichter dachte man nicht. Den ersten Dichter Spaniens und Portugals, Torquato Tasso ebenbürtig, den besten Ritter, Portugals größten Ruhm und Stolz für alle Zeiten, ließ man im Elend verschmachten. Während seiner Krankheit fehlte es an Mitteln zu Arzneien. „Wer sollte es glauben," schrieb der Dichter noch zuletzt an einen Bekannten, „daß auf einem so kleinen Theater, wie das Bett eines Armen ist, das Schicksal so viele Leiden aufführen kann! Mein Leben geht zu Ende, und Alle sollen sehen, daß ich mein Vaterland so sehr liebte, daß ich nicht nur in ihm, sondern mit ihm sterben wollte." Antonio, der treue Sklave, der ihm aus Java gefolgt war, bettelte des Nachts Almosen für seinen Herrn zusammen, damit dieser nicht Hungers stürbe. Camoens letzte Gedichte waren nur bittere Klagen. Als einst ein Edelmann, Rui Dias de Camaro, in Camoens ärmliches Gemach trat und mit anmaßlichem Vorwurf fragte, ob der große Dichter die bestellte Übersetzung der sieben Bußpsalmen endlich zu Stande gebracht habe, antwortete Camoens: „Mein Herr, als ich ehedem Gesänge schuf, war ich jung, kräftig, geachtet, geliebt, begeistert, das alles ist vorbei! mein Geist ist gebrückt und jede Freude ist verschwunden. Da steht mein Antonio; er will Kohlen kaufen und begehrt ein paar Kupfermünzen, aber ich habe sie nicht."

Die Gönner Camoens starben hinweg, und am Hofe galt der Narr mehr

als der Weise; aber der schmerzlichste Verlust war für den Dichter der Tod seines treuen Negers Antonio. Zusehends verfiel auch Camoens. „Welche traurige Sache," schrieb der Carmelitermönch Indio, „einen so großen Geist, in so schlechter Lage zu sehen. Ich sah ihn sterben in einem Spitale in Lissabon, ohne daß er ein Bettuch gehabt hätte, sich zu bedecken, nachdem er in Ostindien triumphiert und 5500 Meilen zur See gefahren war." Schon früher hatte er geweissagt, er werde mit dem Vaterlande sterben. Es war so. Der Augenblick, wo spanische Heere den Boden Portugals betraten, war sein letzter. Unbeachtet und allein hauchte er im 55. Lebensjahre seine edle Seele aus. Er wurde links an der Thür des Franziscaner-Klosters von St. Anna in Lissabon begraben. Fünfzehn Jahre später wurde er in der Kirche beigesetzt. Tag und Stunde seines Todes sind so wenig bekannt als die seiner Geburt. Die kurze Inschrift des Denksteins drückt die ewige Schmach und den Undank Portugals gegen seinen größten Dichter aus:

HIER LIEGT LUIZ DE CAMOENS,
DER FÜRST
DER DICHTER SEINER ZEIT;
ER LEBTE ARM UND ELEND
UND SO STARB ER
IM JAHR 1579.

Die St. Anna-Kirche stürzte bei dem furchtbaren Erdbeben 1735 zusammen und begrub das Grab des Dichters unter ihrem Schutte. Erst in neuerer Zeit ist ihm in Lissabon ein bedeutendes Denkmal errichtet worden.

Die Verdienste Camoens wurden nach seinem Tode auch von seinen Gegnern immer mehr anerkannt. Sie nannten ihn den Fürsten der Dichter, den Großen; bei Hoch und Nieder fand sein Heldengedicht Eingang; man lernte es auswendig und ein Jahrhundert hindurch ertönten Gesänge daraus im Munde des Volks. Philipp II., der die Lusiaden gelesen, erkundigte sich nach dem Dichter und wollte an der Mutter thun, was ihm an dem Lebenden zu thun nicht mehr möglich war; er ließ ihr die rückständige Pension ihres Sohnes, 6000 Reis, ausbezahlen.

Tasso, der Dichter des befreiten Jerusalems, schrieb von Camoens: „In diesem Jahrhundert habe ich nur einen Nebenbuhler, der mir die Palme streitig machen kann. Ach, sage mir, bist du so unglücklich wie ich, tugendreicher Sänger der höchsten That, welche deine Nation vollbrachte? Du bist es nicht so, wie ich rc." Die Lusiaden sind nach dem Ausspruche Alexander von Humboldts das „maritime Epos", welches die ganze Größe des oceanischen Meeres spiegelt.

Camoens' Werke sind in lebende Sprachen oftmals und zu verschiedenen Zeiten übersetzt worden. Zahlreiche Romane und Novellen behandeln Ereignisse seines Lebens, und sein tragisches Schicksal hat manche dramatische Bearbeitung veranlaßt.

Die Camoensgrotte in Macao.

Mein erster Gedanke bei der Landung in Macao war Camoens und seine berühmte Grotte, die ich aufsuchen wollte; aber ich verirrte mich dabei und der Zufall führte mich einen Hügel hinauf, südlich vor der Stadt. Bei jedem Schritte stieß ich auf große Felsblöcke, die den dürren Boden bedeckten, worin die Chinesen mit großer Mühe einige Gruben ausgehöhlt hatten. Auf dem Gipfel fand ich eine natürliche Grotte, welche mich einen Augenblick zu dem Gedanken verleitete, ich hätte den Lieblingsaufenthalt des Dichters entdeckt; der Wind pfiff zwischen den Steinen, ich hörte von Ferne das Rauschen des Meeres, das sich zu meinen Füßen am Felsen brach; vor mir dehnte sich die Stadt aus, in zwei Hälften geteilt, wovon die eine europäisch, die andere chinesisch ist. Hier eine Masse von Dächern, die aneinander stoßen; weder Straßen noch Plätze sichtbar, alles ist dicht zusammengedrängt; der Raum ist kostbar und jene, die ihn in Anspruch nehmen, suchen weder Annehmlichkeit noch Bequemlichkeit; es sind die Märkte, das chinesische Quartier, ein wahrer Ameisenhaufen, wo alles wimmelt und arbeitet: die Häuser steigen aus dem Wasser auf, und wo das Wasser für das Pfahlwerk zu tief wird, gibt es Kähne, welche ebenso den Chinesen als Häuser dienen: eine schwimmende Stadt, neben der festgebauten. Dort hochgelegene Kirchen, welche ihre Sprengel zu beherrschen scheinen; einzelne Häuser, Gärten, Plätze, irgend Etwas, das den Anschein von Wohlhabenheit und Wohnlichkeit bewahrt. Eine kleine Ebene erstreckt sich gegen Norden mit ihren Dörfern und Bambuswäldchen, weiterhin setzt die schmale, sandige Erdzunge den Europäern ihre undurchdringliche Schranke entgegen, hinter welcher sich eine steile Bergkette ausdehnt. Und diese prächtige Rundsicht, die sich vor mir entrollte, war China, an dessen seltsamen Bildern sich mein Auge jetzt erfreute.

Nachdem ich einige Zeit auf den Felsen am Meere umhergeirrt war und die Grotte an irgend einem einsamen Flecke zu finden gehofft hatte, entschloß ich mich, einen Führer zu nehmen, der mich an ein reizendes Plätzchen geleitete, ganz verschieden von dem Bilde, das ich mir selber entworfen. Wenn es auch wenig Eigentümliches hat, so ist es doch der anmutigste Winkel, den man auf der kleinen Halbinsel Macao finden kann. Glich er wohl dem, was er war, als der unglückliche Dichter dort träumte, weinte und Mut zu schöpfen suchte in der Betrachtung einer unendlichen Zukunft, wenn er rings um sich her in dem engen Gesichtskreise des irdischen Lebens nur Sturm und Kampf sah? Ich glaube es nicht. Wohl sind es noch dieselben kleinen Hügel, dieselben riesenhaften Steinblöcke in wüstem Gewirre, welche von einer uralten, geheimnisvollen Macht zeugen, welche die Erde bewegte; es sind vielleicht dieselben Bäume, deren hundertjährige Stämme aus dem Granit herauszuwachsen scheinen, um den ihre Wurzeln ein undurchdringliches Netz schlingen. Aber alles Andere war wilder; statt dieser schönen Baumgänge nur ein schmaler Pfad, den der Dichter sich selbst ausgetreten; statt der Blumen, Sträucher, Büsche, die geschmackvoll in anscheinender Unordnung gepflanzt sind, überzog sich der Boden nur mit Dornenge-

strüpp und giftigem Unkraut, den Erstgebornen der Natur. Die verödende Stadt bedeckt dermals kaum das Ufer der Bai, und die Camoensgrotte war eine wilde, verödete, schweigsame Stelle, wie sie zu dieser großen Seele paßte, die ermattet war, ohne je zu erliegen; hier, wenn der Typhon sich heulend in der engen Höhle fing, konnte der hochherzige Verbannte sein bewegtes Leben mit dem starren Felsen in der aufgewühlten Flut vergleichen; hieher kam er, um nach einem bewegten, kummervollen Leben neue Kraft zu schöpfen; hier betete er zu Gott um stete Hülfe und um Hoffnung auf ein ewiges Leben, wenn die Gegenwart, die um ihn zertrümmert war, ihn in diesem Leben mit gänzlichem Untergang bedrohte.

Gegenwärtig ist die Grotte keine Grotte mehr; die scharfen Vorsprünge der Felsen sind verschwunden; die Ecken und Spalten unter einer weißen Wölbung verborgen; die Hand des Menschen hat entweiht, was sie hätte achten sollen; mitten unter dem Gewölbe erhebt sich ein Granitblock, welcher einer Büste des Dichters als Fußgestell dient; sechs Strophen der Lusiaden sind in dieses seltsame Denkmal eingegraben, das durch zwei hölzerne Gitter geschützt wird. Der Fels, welcher der Grotte als Dach dient, trägt einen kleinen, einfachen Pavillon, der von den umstehenden Bäumen fast gänzlich verborgen wird. In diesem abgelegenen Winkel sind alle großen Erinnerungen Macao's und des einzigen Mannes, dessen Aufenthalt es verherrlicht hat, vereinigt, aber in seinem Undank hat es sein Gedächtnis verloren und der Durst nach Gewinn hat den unglücklichen Verbannten des 16. Jahrhunderts hier in Vergessenheit gebracht.

Der Burgbau.

„Auf, Meister, auf und baue mir
Ein festes, hohes Haus!
Nicht braucht's zu sein des Landes Zier,
Es sei des Landes Graus!

Dort tret' es vor des Fremdlings Blick
Wie ein Gespenst hervor!
Und keinen send' es mehr zurück,
Den je verschlang sein Thor.

Aus kleinen Augen tückisch soll
Es spähen in das Thal,
Rundum ein Graben, Wassers voll,
Und Brück' und Thüre schmal.

Und Türme hoch und Mauern dicht,
Und Scheu'n und Keller weit.
Man stürm' es nicht, man zwing' es nicht,
Es trotze Welt und Zeit!

Und weh des Mannes stillem Zug
Den Bergespfad hinan,

Und weh dem Knechte hinterm Pflug
Und seiner Stiere Bahn!
Und weh dem Wild, und weh dem Holz
In meines Nächsten Wald! —
Sprich, willst du baun ein Haus so stolz,
So grausig von Gestalt?"

Mit Schweigen hört der Meister zu
Und spricht: „Ich führ's hinaus,
Und bau es fest, habt gute Ruh;
Doch sagt: Wie heißt das Haus?"

Da lacht der Ritter grimm und reckt
Die Hand aus über's Land:
„Mein Haus, das alles zwingt und schreckt,
Schabburg sei es genannt!"

Und wie der Greis das Wort vernahm,
Er rief: „Daß Gott erbarm'!"
Der Zorn ihm in das Auge kam
Und in den alten Arm;

Und schwingt sein Beil und fährt herein
Dem Herrn durch Helm und Haupt:
„Geleget ist der erste Stein!
Jetzt schabet, mordet, raubt!"

Das war des ersten Zwingherrn Tod
Im edeln Schweizerland.
Seit half ihm Gott aus aller Not
Durch seiner Männer Hand.

G. Schwab.

Rätsel.

Willst du die Erste recht gebrauchen,
Wennkrank der Körper, schlaff der Geist:
So eil', die reinre Luft zu hauchen,
Die meine Zweite dir verheißt!

Mit zweien Brüdern Hand in Hand
Streckt sich das Ganz' an Meeresstrand;
Deutsch ist die Sprache, die man spricht,
Und doch zu Deutschland zählt es nicht.

Auflösung des Rätsels Seite 336:
Das Brot.

Der Ritter von Mainthal.

Eine Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge

von

J. Siegfried.

(Schluß.)

III.

So sollte denn der Kaiser einziehen, nicht nur verlassen, sondern bedroht von den zwei mächtigen Ritterorden, die einst bei früheren Kreuzzügen der Stolz und die tapferste Stütze der christlichen Herren gewesen waren, und nur die Herren vom Deutsch-Orden waren dem Kaiser und seinem Heere treu geblieben. Werden sie ihn schützen können vor dem Meuchelmord, da der Einzige, der ihn hätte warnen können, gebunden in der Räuberhöhle zu Latrun liegt? —

Dort glimmte das Feuer erlöschend fort. Manchmal zuckte ein hellerer Strahl auf, fiel wieder zusammen und ließ die Finsternis in den schwarzen Mauern nur um so dichter erscheinen. Der Gefangene lag still da. Nicht sein eigenes Schicksal war es, das ihn in so dumpfes Brüten versenkte, sondern das eines Anderen. Jetzt ritten die finstern Gesellen dahin, legten sich in Gräben und verbargen sich hinter Hecken, bis der Kaiser heranreiten wird, arglos, vertrauend auf das Bündnis, das er mit dem Sultan geschlossen. Sie werden aber hervorbrechen, die Mordgesellen, und den herrlichen Kaiser Friedrich, den deutschen — seinen Kaiser schlagen — zu Tode! Ja, seinen Kaiser! Denn ob auch mehr denn sechzehn Jahre dahingegangen waren, seit er die Heimat gelassen, ob er auch dazumal ein junger, trotziger, unverständiger Bube gewesen, ob auch die Muttersprache viele Jahre nicht an sein Ohr geklungen hatte, deutsches Herz und deutschen

Sinn hatte er sich doch bewahrt in all dem jahrelangen Jammer der Knechtschaft. Ohnmächtig knirschte er mit den Zähnen, denn so sehr er riß und zerrte, die Banden wollten sich nicht lockern.

Da schlug plötzlich der Klang an sein Ohr, den er so viele Jahre nicht gehört, — deutsche Worte.

„Fremder," tönte es aus einem dunkeln Winkel, „seid Ihr ein Franke?"

„Wer ist noch hier?" fragte dieser entgegen.

„Wohl, wohl, er redet die heimatliche Sprache!" jubelte die Stimme.

„Tretet zu mir, Landsmann!" rief erfreut der Andere. „Wahrlich, schon Eure Sprache gibt mir Mut und Hoffnung."

„Kann nicht, liege gebunden an der nassen Wand," klagte es aus dem Dunkel zurück. Dann aber lachte die Stimme auf: „Und ich müßte nicht der Berner-Heiri sein, wenn ich mich jetzt nicht, gebunden wie ich bin, an's Feuer wälze. Thut desgleichen, Landsmann; wahrlich, es sollen nicht zwei deutsche Mannen dem Tode anheimfallen, ohne sich erst einmal in's Auge gesehen zu haben!" Und er versuchte, sich vorwärts zu schieben, doch vergeblich.

„Halt," rief der Angeredete, „wie nanntet Ihr Euch? Der Berner-Heiri? War's nicht so? Fremder, o sagt mir, habt Ihr nicht in jungen Jahren einen Freund gehabt, der mit Euch aus der Heimat zog, bei dem Ihr aushieltet hoch droben, als im wilden Gebirge der Wolf Euch umschlich, mit dem Ihr den Seeräubern in die Hände fielet, und der mit Euch entfloh in stürmischer Nacht?" —

„Der Hannes," jubelte die Stimme, „mein Herzbruder heute noch wie dazumal! Doch Ihr, Fremder, wer seid Ihr, daß Ihr solches wißt?"

„Gedenkt Ihr noch eines Dritten, der mit Euch über die Alpen zog?" —

„Wernher!" rief Heiri mit vor Freude schluchzender Stimme. Was seinen Anstrengungen nicht gelungen, das vermochte die plötzliche Freude. Er gab sich einen Ruck, kam in's Kollern und auf diese Weise zum glimmenden Feuer. „Wernher, Wernher, komm heran, daß ich Dich sehen kann! Wernher, wackerer Gesell, gelt, Du bist's?"

„Wohl bin ich's," gab der zurück, „aber hülflos und gebunden."

„Nun wird Alles gut!" frohlockte Heiri. „Wenn der Wernher da ist, dann ist uns schon geholfen!"

„Kann mir selbst nicht helfen," sprach Wernher trübe, „kann mich nicht einmal wie Du zum Feuer schnellen."

„Und ich helf' Dir, und müßt ich meine Hände rösten," sprach Heiri, während er seine Hände über die Glut hielt, damit das Feuer die Riemen durchfressen sollte. „Hast Du uns nicht wider den grimmen Wolf geholfen?

— die Glut brennt aber wie Höllenfeuer — und dazumal, da wir den Seeräubern von der Insel entflohen sind? Wir waren glücklich bis an die Klippen gekommen, vor denen das fremde Handelsschiff lag, auf das wir uns retten wollten. Da setzten uns die Räuber nach. ‚Schwimmt hinüber!‘ riefst Du, ‚ich halte sie auf.‘ Wir wollten bei Dir bleiben in Rettung oder Tod. Da faßtest Du den Hannes und schwangst ihn ohne ein weiteres Wort in die Brandung hinab. Du wußtest ja, daß ich nun ihm nachspringen mußte. Wir schwammen glücklich zum Schiff. Du aber — was ist aus Dir geworden? Das hat uns geplagt, Tag und Nacht.“

„Just nichts Besondres,“ meinte Wernher gleichmütig; „ein paar Augenblicke konnte ich den Seeräubern trotzen, dann traf ein Säbel mich über die Stirn, — war eine böse Wunde, trage die Narbe heute noch. Doch der den Schlag geführt, der stürzte über die Klippe und ertrank. Die Gesellen meinten, das habe der Zauber gethan, den ich bei mir tragen soll; sie fürchteten mich deshalb und verkauften mich bald ins Nilland. Ich war noch schwach, und so gaben sie mich wohlfeil. Später ward ich stark und kräftig, da war's denn meines Herrn Freude, daß er mich um ein paar Silberstücke erworben. Habe Ziegel gestrichen und Erde gekarrt für die Nildämme, weiß nicht, wie viel Jahre. Endlich bin ich entwichen. Als ein Schiffsknecht kam ich nach Joppe, wollte doch Jerusalem sehen!“ — er lachte bitter auf — „hab's gesehen von ferne und bin ergriffen worden von den Latrunern. Einer von den Leuten muß früher bei unsern Seeräubern gewesen sein“ — wieder lachte er bitter auf — „und nun kann ja die alte Geschichte von vorn beginnen.“

„O Wernher, Wernher,“ rief Heiri, „all das hast Du gelitten um uns, dieweil wir gute Tage lebten im heiligen Land! Wir dienen einem alten Sarazenen bei Ramla, wir bauen ihm seine Obstgärten und beschneiden die Ölbäume. Er ist ein vermögender Mann, der den langen Tag auf seinem Kissen sitzt. Uns fehlt's an nichts. Dem Hannes ist er besonders zugethan, der ist fromm und thut, was ihm geheißen wird. Ich dagegen gehorche nicht gar gern. Ein paar Tag ist's her, da ließ der Alte sich zu seiner Sippe tragen gen Lydda, der Hannes mußt' ihn begleiten. Kaum sind sie fort, da kommt ein Mann daher gestürzt und bittet mich um Obdach. Ich merkt' es wohl, es war ein verfolgter Räuber von Latrun, doch hier zu Land wird solche Bitte nicht verweigert. Ich verbarg ihn denn vor den Häschern. Da hat er sich das reiche Nest gar wohl angeschaut und Tags darauf werd' ich gefaßt und mit verbundnen Augen hierher geschafft. Wohl weiß ich, sie thun mir kein Leid, hab' ich doch an Einem der Ihrigen Gastfreundschaft geübt, sogar das Leben vom Hannes hat der

Räuber mir zugesagt, den Alten aber und sein ganzes Hab' und Gut werd' ich nicht mehr finden, — die Räuber von Latrun machen reinen Tisch! Doch, Wernher, Dich erlöf' ich! O meine Hände! Wahrlich, ich kann's selbst für Dich nicht länger ertragen!"

„Und wir liegen hier gebunden," rief Wernher verzweifelt, „derweil sie unserm Kaiser Friedrich nach dem Leben stellen." Und er erzählte in hastigen Worten, was er auf dem kahlen Berge erlauscht.

„Meine Hände müssen aussehen wie die Kastanien, die sie zu Italien im Feuer braten, aber die verwünschten Riemen wollen nicht reißen," sprach Heiri zwischen Lachen und Grimm.

Wernher aber knirschte vor Aufregung. „Ich muß meine Bande sprengen, ich muß, ich muß!" Aber machtlos krampften seine Glieder sich zusammen.

Da huschte plötzlich ein Schatten am glimmenden Feuer vorbei, ein lautes Schnaufen klang durch den dunkeln Raum, und Wernher fühlte an seinem Gesicht eine kaltfeuchte Schnauze und einen großen, zottigen Kopf.

„Wolf," schrie er auf, „mein Wölflein! Dich konnt' ich vergessen? Alles ist mir durch den Kopf gegangen, seit ich aufgegriffen ward, und an mein Wölflein, an den alten, treuen, braven Helfer hab' ich nicht gedacht! Greif' an, Wölflein! Könnten's die alten Zähne noch? Beiß' es durch, das schlimme Leder, reiße, zerre! O Wölflein, Wölflein, wenn ich die Arme frei habe, fall' ich dir um den Hals."

„Ja, ist's denn möglich," fragte Heiri, „lebt der alte Wolf noch? Wie hast Du den durch die Knechtschaft gebracht?"

„Auch das verdank' ich dem Talisman; ich wußt' es zu wenden, als gehörte auch der Hund zu dem Zauber. Beiß, Wölflein, beiß! — Ich bin frei," jubelte Wernher, „frei! Jetzt komm, Wölflein, da ist noch ein alter Bekannter, dem thu' denselben Dienst."

„Halt, das ist meine gebratene Hand!" schrie Heiri; „bei mir geht's schnell, das Leder ist schier gar. Ein Prachtkerl bist, Meister Wolf! Läufst stundenlang deinem Herrn nach, wühlst dich in die unterirdischen Gänge bis in die Räuberhöhle von Latrun und kannst mit deinen siebzehnjährigen Zähnen — so alt müssen sie doch nunmehr sein — noch die Türkenriemen zernagen. — Ich bin frei!" jubelte nun auch Heiri, „aber — wer zeigt uns den Weg in die Freiheit?"

Doch Wernher, der große, starke Wernher hatte die Arme um seinen treuen Hund gelegt und sprach fast zärtlich: „Wer anders als mein Wölflein?"

Ja, wer anders als das Wölflein hätte so sicher den Ausweg ge-

funden durch das wirre, unterirdische Labyrinth, über geborstene Stufen und durch enge Gänge? Endlich schimmerte es ihnen wie ein heller Stern entgegen; es war das Tageslicht. Jetzt standen sie mit geblendeten Augen unter freiem Himmel. Jeder sah den wiedergefundenen Freund an, wobei Heiri in ein frohes Lachen ausbrach.

„Meint' ich doch, ich thät' den alten Wernher, den Buben im Pilgergewande wiederfinden, und steht ein großer, fremder, brauner Mann vor mir!"

„O weißt," meinte Wernher, „dem Obstgärtner, den ich da vor mir schau', ist auch der Bubenkittel vom Heiri zu eng worden. — Doch vorwärts, vorwärts, die Sonn' ist schon auf! weißt du den Weg, Wölflein?" fragte er den Hund.

„Den Weg weiß ich," sprach Heiri, „und dorthin liegt Ramla. Wohlauf dem Kaiser entgegen. Hätten nur die Räuber die Riemen nicht gar so streng gezogen, — mir sind die Füße wie abgestorben."

Sie eilten vorwärts. Heiri führte sicher über Feldwege, durch Weinberge und Ölbaumpflanzungen. Die Sonne stieg höher und höher, aber unaufhaltsam stürmte Wernher vorwärts. Jetzt mußte der Kaiser sich mit seinem Heer schon unterwegs befinden, — jetzt konnte schon die Mordbande ihn angefallen haben. — Werden sie das Heer noch erreichen, ehe der tückische Streich geführt wurde? — Wernher eilte eine Anhöhe empor, so geflügelt, daß Heiri und der alte Wolf ihm kaum zu folgen vermochten. Da erblickte er über einem weißem Turme eine leuchtende Kuppel, und als Heiri die Höhe erreicht hatte, rief dieser, so laut es ihm bei seiner Atemlosigkeit möglich war: „Der Djami-el-äbyad! Wir sind am Ziel, dort liegt Ramla!"

„So ist der Kaiser noch nicht aufgebrochen," sprach Wernher erleichtert. „Vorsicht, denn auch die Räuber müssen nahe sein."

Sie wanden sich zwischen Akazienhecken, Johannisbrotsträuchern und Ölbäumen behutsam durch. Ein einsames Haus von reichen Obstgärten umgeben, lag am Wege, seitwärts stand ein Minaret. (Ein kleiner Turm für den muhamedanischen Gottesdienst.)

„Fürwahr," rief Heiri, „das Haus meines Herrn ist unversehrt! Wernher, wahrlich, der Kaiser schläft noch, wir gehen daher in des Alten Haus und schaffen uns einen Morgenimbiß. Seit vierundzwanzig Stunden ist mein Magen leer!"

Er wollte mit großen Schritten dem Hause zueilen. Wolf ließ ein leises Winseln hören.

„Gelt," sprach Heiri launig, „das war ein Wort nach Deinem Herzen, alter Wolf."

Wieder klang das leise Winseln. Da fühlte sich Heiri von starker

Hand zu Boden gedrückt und Wernher raunte ihm zu: „Schweig, wenn Du Dein Leben liebst.“

Dicht an die Akazienhecke gedrückt, lagen sie am Rande der Heerstraße, während auf der innern Seite der Hecke leise Schritte und flüsternde Stimmen nahten.

„Er kommt,“ sprach es, und die Lauscher erkannten die Stimme des weißhaarigen Räubers. „Soeben brechen sie von Ramla auf. Die Spitze des Zuges lassen wir vorüber. Dann kommen wir aus dem Minaret, als Bettler verkleidet, und umringen den Kaiser, — eine Gasse halten wir offen, — weiter oben habe ich ein Loch in die Hecke schneiden lassen, durch das geht es zurück und in alle Winde nach vollbrachter That! Unter der Erde zu Latrun sammeln wir uns wieder.“

Die Stimmen entfernten sich. Wernher atmete auf; jetzt mußte sein Rettungswerk gelingen. Doch so gewaltig es ihn auch vorwärts drängte, er blieb unbeweglich liegen. Erst als Alles wieder still geworden, erhob er sich. Ein Wink rief auch Heiri und den Hund auf.

„Voran, ehe die Räuber das Minaret besetzen.“ Unhörbar glitten sie weiter, schneller, immer schneller, dem Kaiser entgegen.

Jetzt erklang stolzer Hörnerschall. Stattliche Reiter zogen daher, kaum achteten sie der beiden Männer im Knechtsgewand, und indes Heiri zagend sich fragte: „Wie sollen wir aus so vielen herrlichen Mannen den Kaiser herausfinden?“ eilte Wernher unbeirrt weiter. Immer glänzender, immer bunter wurden die Reihen, denen sie entgegen arbeiteten. Nun kam eine Schar tiefgebräunter Helden in buntem Turban, mit blitzenden Augen, dem hängenden Schnurrbart unter der edel geschnittenen Nase und schmalen Gesichtern. Die bunte Satteldecke blitzte von edlem Gestein, auch am Hefte des Messers, das in der seidenen Gürtelbinde steckte, funkelte es in feurigem Schein.

Es waren die edlen Türkenhelden, die der Sultan Kamel als Ehrengeleite dem Kaiser entgegengesandt. Und nach diesen zogen die gewaltigen Recken daher, die Edlen aus dem Schwabenlande, aus dem Neckar und Mainthal. Drauf ritten im ernsten Ordenskleide die Deutschherrn heran, die der Orden gesandt hatte, den Kaiser ins gelobte Land zu geleiten.

Wahrlich, es durfte den beiden armen Männern das Herz schwellen vor Stolz, da die Blüte des Heimatlandes hoch auf stolzen Rossen, in schimmerndem Kriegspanzer an ihnen vorüber zog, da die Klänge der Muttersprache von den Lippen der Besten und Treusten des Vaterlandes ihr Ohr trafen.

Endlich aber standen sie drei Reitern gegenüber, und ein Blick auf den in der Mitte sagte Wernher untrüglich: Das ist der Kaiser.

Ja, das mußte er sein. Diese nicht allzu große, herrliche Gestalt, dieses gebietende Haupt mit dem flammenden Auge mußte Friedrich angehören. So nur konnte der aussehen, der in himmelstürmender Kraft es unternommen, die Rechte der Staufenkrone gegen jeden Feind zu ertrutzen, der mit Dichtern und Gelehrten sich für des Lebens höchste Güter begeisterte. Das waren die festen, entschlossenen Züge, aus denen eine gedankenvolle Freundlichkeit leuchtete, das war die gebietende Hoheit des Herrschers, die sich auch im unscheinbaren Ledergewand nicht verbarg.

Entschlossen war Wernher vor den Kaiser getreten. Dieser zügelte das Streitroß und ein flammender Blick traf den Atemlosen bis ins Mark.

Doch unverzagt gab Wernher seinen Bericht. Als er aber ihre Hatz schilderte, den Räubern zuvorzukommen und den zuletzt belauschten Mordplan der Räuber erzählte, da stockten doch seine Worte, er ließ sich nieder auf ein Knie und flehte mit bewegter Stimme: „O Herr, geht nicht den Weg dort hinan, Euer wartet der Tod!“

Ruhigen Auges hatte der Kaiser zugehört, und nur, weil die Templer genannt wurden als Anstifter des teuflischen Werkes, tauschte er einen schnellen Blick mit dem Manne zu seiner Rechten. Der trug das Kreuz des Deutsch-Ordens am Gewand, war dessen Großmeister und des Kaisers naher Freund, Hermann von Salza. Er nickte traurig und drängte sein Roß näher an den Kaiser. Friedrich aber hörte den Bericht bis zu Ende, und nur die fest zusammengepreßten Lippen verrieten, daß in seinem Innern etwas arbeitete. Auf Wernhers Bitte aber lachte er auf: „Ei Bursche, hast Du selbst so viel Mut gezeigt und meinst, der Kaiser sollte vor einer Handvoll Räuber fliehen?“

Er wandte sich seinen zwei nächsten Begleitern zu.

„Wohl weiß ich, daß mein treuer Hermann von Salza mir zur Seite bleibt, und Ihr, Herr Walter,“ redete er den Ritter zur Linken an, „Ihr findet heute für Euren Gesang just die rechte Weise, — die Bettler, in deren Hand der Mörderdolch blitzt! Wohl wird die Welt lauschen, wenn Herr Walter ihr ein neues Lied von den Wölfen in Schafskleidern singt.“ Der Kaiser wandte sich zurück zu den Rittern, die in finsterem Grimm Wernhers Bericht mit angehört hatten: „Ritter Konrad, seit mehr denn zwanzig Jahren kämpft Ihr, meinem Haus zu Nutz und Frommen, heute sei das Wichtigste Euch übergeben, Ihr führet den Angriff gegen die Mörder. Ihr aber, freundliche Warner, folget unserem Zuge.“

Zwei Dienstmannen nahmen die Beiden mit auf ihre Pferde, und Wolf trottete nach.

Bald war das Minaret erreicht. Ihm gegenüber lag im tiefsten

Morgenfrieden das einsame Gehöft. Kein Rauch kräuselte sich auf in die klare Luft, kein Laut klang an das Ohr, und ebenso friedvoll erschien drüben auf der andern Seite der Heerstraße das Minaret. Die Halle stand weit offen, als sei ein Jeder geladen zu frommer Einkehr, und die weißen Mauern hoben sich leuchtend ab von dem tiefblauen Himmel.

Reihe um Reihe war schon an dem Minaret vorübergezogen. Jetzt hatte der Kaiser den Punkt erreicht. Da wallte ein Zug aus dem Gotteshaus; ein ehrwürdiger Greis mit langem, weißen Haupt und Barthaar führte ihn dem Kaiser entgegen. Alle trugen das Bettlergewand. Sie umringten des Kaisers Roß, warfen sich zur Erde und flehend hob der Weißhaarige die Hand empor — da blitzte es wie das Gleisen geschliffenen Stahls, doch der Kaiser hatte ruhig mit der Hand gewinkt und: „Hie Waiblingen!" brauste es donnernd durch die Reihen, „hie Waiblingen!" schallte es aus tausend Kehlen, so kampfesfreudig und selbstbewußt, als wäre diesem Schlachtruf jeder Sieg gewiß.

So hatte sich eine lebendige Mauer um den Kaiser geschlossen, eine Mauer, die mit ihrer Wucht die Räuber erdrückte, und war unter den Brüdern von Latrun keiner, der übrig geblieben wäre, seine Toten zu begraben.

Jetzt war das einsame Haus voll bunten Treibens. Waffen klirrten in der Halle, Rosse scharrten im Obstgarten, der von Heiri und Hannes so sorgsam gepflegt worden war. Zwei Träger schritten durch die lauten Reihen; ein Ritter war von dem Dolche des Alten zum Tode getroffen worden, und ob auch im nächsten Augenblick schon die Mörderhand im Tode zurücksank, die Deutschen mußten doch einen ihrer besten Männer sterbend in das verlassene Haus tragen. Auch der Kaiser stand an dem Lager des Verwundeten.

Da trat der, den er Ritter Konrad genannt, herzu.

„Wie ist's mit den Mördern?" fragte der Kaiser.

„Alle tot," gab jener ruhig zurück.

„Fürwahr, fast reut mich ihr Tod," sprach Friedrich lebhaft; „sie hätten Zeugnis ablegen müssen wider die, die sie gedungen. — Doch seid dennoch bedankt mein Getreuer; wahrlich, der König ist wohl bewehrt, für den solche Recken kämpfen!"

Sein Blick kehrte zurück zu dem treuen Edlen, der für ihn gefallen war. Schon sprach der Tod aus den bleichen Zügen, und vom Sterbenden glitt das Auge zu dem, der den Mordplan noch rechtzeitig vereitelt. Der Kaiser winkte Wernher heran.

„Ohne Dich läge ich jetzt an des Ritters Statt! sprich, wie soll ich Dir lohnen?"

Wernher hob sein glänzendes Auge zum Kaiser auf:

„Laßt mich als der geringste Kriegsknecht in Eurem Trosse ziehen, Herr! andern Lohn begehr' ich nicht."

„Und Dein Geselle?" fragte der Kaiser und schaute nach Heiri aus.

Der kam soeben ins Gemach und führte einen bleichen Mann an der Hand, der mit seinem frommen und verzagten Ausdruck beinahe wie ein Knabe aussah. Des Heiri Gesicht aber glühte vor Zorn.

„Gebunden hatten sie ihn," rief er laut, ohne des Sterbenden und des Kaisers zu achten, „gebunden und einen Knebel in den Mund gesteckt! So lag er im untersten Keller. Hätt' ich nicht jeden Winkel durchsucht nach einem Ölkrug und einer Hand voll Mehl, mein armer Hannes läg' noch dort und könnte Hungers sterben. Unser Herr liegt ermordet im Stall, und die Rosse der ganzen Bande stehen angekoppelt daneben. Drum also mußte ich hinweggeschafft werden, daß sie ihren Mordplan ausführen konnten. — Jetzt schau daher, Hannes; das ist der Wernher, der uns schon zweimal errettet hat, und er hat sein Handwerk nicht verlernt in den langen Jahren. Und sein Wölflein lebt auch noch. — Verzeiht, Herr Kaiser, wenn ich ungebührlich vor Euch rede, aber wenn mir der Zorn in den leeren Magen schlägt, dann bin ich meiner nicht Meister. Jetzt will ich einen Imbiß bereiten. Thät am liebsten die ganze Bande braten dazu."

Der Kaiser hatte freundlich die drei Freunde beobachtet. Es waren große, stämmige Gesellen, aber die Erinnerung an ihre Knabenzeit gab ihnen wieder etwas vom Ausdruck jener Bubenjahre. Da Hannes mit lautem Jubelruf dem Wernher um den Hals fiel, suchte des Kaisers Auge seinen treuen Hermann von Salza. Das war auch ein Freund, der durch alle Zeiten Stand hielt. Auch der, den der Kaiser „Herr Walter" angeredet, trat Wernher näher und fragte teilnehmend nach der Heimat und dem Zuge, der ihn von dort hinaus gelockt. Da nun Wernher offen Rede und Antwort gab, trat unbemerkt der Ritter Konrad heran und hörte auf die Rede der Beiden. Er hatte ein tiefgefurchtes Gesicht, darinnen die dunkeln Augen scharf und unheimlich ruhig vor sich hinsahen. Während Wernhers Bericht ging des Ritters forschender Blick von der kräftigen Gestalt des Mannes nieder zu dem mächtigen, löwengelben Hunde. Der hatte sich seinem Herrn zu Füßen gelegt und war eingeschlafen. Wozu sollte er auch stehen? Gewachsen wäre er bei seinem Alter doch nicht mehr.

Aber noch ein Anderer war lauschend immer näher gekommen. Es war ein alter Mann, aber noch aufrecht und breitschulterig, seiner Ausrüstung nach nur einer von den geringern Reitersmannen, auf dem Mantel trug er das schwarze Kreuz des Deutsch-Ordens. Durch allerlei Winke

suchte er, sich Wernher bemerkbar zu machen, endlich legte er ihm vertraulich die Hand auf die Schulter:

„Mich will dünken, auch wir wären alte Bekannte.“

Wernher sah kopfschüttelnd in sein Gesicht. Der Fremde lachte:

„Glaub's wohl, daß Ihr in dem alten Kriegsknecht irre werdet; besinnt Euch, zuletzt habt Ihr mich durch einen Trunk Wasser gelabt.“ —

Noch immer sah ihn Wernher fremd und fragend an.

„Und wenn ich nun das Kriegsgerät mit der Pilgerkutte vertauschte, würdet Ihr dann den Pater Ambrosius wiedererkennen?“

„Pater Ambrosius?“ rief Wernher, „Ihr? der Mönch, der den Kinderkreuzzug bis ins Zähringerland geführt? Aber“ — —

„Wo habt Ihr die Kutte gelassen?“ ergänzte der Andere Wernhers Rede; „das ist bald erklärt. Nachdem ich krank liegen geblieben in dem Gehöft an der Heerstraße — wunderbare Stimmen flüstern in dem Hause; weiß nicht, hab' ich's im Fieber geträumt oder wirklich erlebt — also dazumal hatte ich durch die Krankheit den Kreuzzug versäumt. Später zog ich mit dem Bischof Christian gegen die wilden Preußen am Ostmeer. Mit den Boten, die den Deutsch-Orden zu Hilfe rufen sollten gegen die Litauer, kam ich wieder gen Deutschland. Dort rüstete man zum Kreuzzug. Da ward mir gewährt, mitzuziehen im Gefolge des Großmeisters und mein Gelübde zu lösen, das ich vor zwanzig Jahren gethan. Wohlauf, mein alter, braver Geselle, so fahren wir doch noch selband gen Jerusalem.“ — — —

Dem treuen deutschen Kämpen, der für seinen Kaiser gefallen, ward ein Grab bereitet. Die toten Räuber wurden verscharrt.

Wernher, Heiri und Hannes setzten sich auf drei Räuberpferde, und nun ging es vorwärts, der heiligen Stadt zu.

Und wieder hielt auf der kahlen Höhe von Juda ein herrliches Heer, und wieder sanken sie auf ihre Kniee, tausend und tausend edle und mächtige Ritter, der Stolz des Heimatlandes, das sie hierher entsandt. Jetzt war es erreicht, das gelobte Land, von dem schon in der Wiege ihnen die wundersamen Lieder waren vorgesungen worden. Jetzt war es erreicht, das geweihte Stück Erde, das schon tausende von edlen Rittern vor ihnen mit ihrem Blute gefärbt hatten, und jetzt war es friedlich und freudig ohne Schwertschlag und ohne Blutvergießen erreicht.

An dem aufgerichteten Steine, da, wo am vorigen Abend Wernher einsam hinüber geschaut auf die träumende Stadt, da stand er wieder, und wieder war er einsam, wenn auch inmitten eines lobpreisenden Heeres.

Doch er ward aus seinem Sinnen empor gerissen. Unbewußt, im

vollen Freudengefühl, daß er nach langen Jahren und Leiden die Stätte seiner Sehnsucht erreichen sollte, hatte er die Arme ausgebreitet und dabei auf der Brust sein Gewand gelüftet. Da schimmerte es goldig daraus hervor. Zugleich fühlte er eine kalte Hand auf der Schulter, und da er sich jäh wandte, da hatte ihn der Ritter Konrad gefaßt und fragte ihn, die ruhigen Augen forschend auf den jungen Mann geheftet:

„Wie war es doch mit dem Talisman?"

Doch schon der feste Griff rüttelte in Wernher den alten Trotz wach. Mit rascher Bewegung schüttelte er die Hand ab und gab heftig zurück: „Was kümmert's Euch? Seht nach den eigenen Dingen."

Doch wie einen Bann fühlte er des Ritters Auge auf sich. Was bewegte ihn so seltsam, daß er die Hand ergriff, die er soeben zornig zurückgestoßen, und ehrerbietig sprach:

„Verzeiht meine jache Hitze, Herr Ritter. So nur ein Wort oder Wink mich an die Jahre der Knechtschaft gemahnt, da schießt mir alles Blut zu Kopf, und die Finger zucken, als sollten sie jeden Streich zurückgeben, den ich erduldet."

„Herr Ritter," mischte sich Heiri ein, „begehret nicht, den Talisman zu sehen. Was erzählte doch der Räuber in der Höhle zu Latrun davon? Wer die Hand nach der Goldplatte ausstreckt, den trifft Verderben! Ei wohl, das Verderben hat ihn ereilt. Jetzt aber wollt' es mir gefallen, der Zauber schaffte uns ein ehrlich Nachtmahl. Erst eine Nacht in den Gewölben zu Latrun, hernach eine Hatz bei leerem Magen gen Ramla und zuletzt der Tagesritt bis Jerusalem auf der Räubermähre, die einem alle Knochen zusammen rüttelt, wahrlich da kann der Sanfteste wild werden. — Doch der Kaiser bricht auf."

Wernher aber fühlte auf dem Ritt bis in die Thore Jerusalems sich von Ritter Konrads forschendem Auge verfolgt.

Des andern Tages wogte eine dicht gedrängte Menschenmenge durch die engen Straßen Jerusalems. Buntgemischt aus aller Herren Ländern waren die Gestalten, die sich hier auf den unebenen Straßen der heiligen Stadt wider einander schoben und stießen. Da klangen gar hurtige, welsche Zungen, und schwarze Augen von Hispaniern und Italienern blitzten sich an. Der Burgunder wand sich, geschmeidig in Worten und Bewegungen, an scharfen Reden und Ecken vorbei. Große, blonde Männer aus Engeland, die einst mit dem stolzen Richard Löwenherz hergezogen waren als junge Gesellen, standen da, ob auch alt geworden, unbewegt in der wogenden Menge, wie die Kreidefelsen ihrer Heimat in der Brandung. Riesige Recken aus Skandinaviens eisigem Norden drängten sich dazwischen, wie Kinder-

freude leuchtete es auf ihren Gesichtern, die einer neuen Kurzweil entgegen sieht.

Doch wenn auch die verschiedenen Stämme ihre Sonderart sich bewahrt hatten, alle waren trotzdem von dem erschlaffenden Hauche des Morgenlandes berührt. Zwischen den fremden Christen wanderten die Sarazenen mit ihren gelben, scharfgeschnittenen Gesichtern und ihrer buntfarbigen Tracht. Sie schienen stumpf und gleichgültig in dem lauten Schwirren streitender Stimmen.

Hinter einem dichtvergitterten Fenster blickte ein unstätes Augenpaar in das Menschengewühl. Was trieb den kleinen Mann ruhelos auf und nieder in dem dumpfen Gemach? Fieberisch bewegten sich die dünnen Lippen, leidenschaftlich zuckte es in den zahllosen Falten des hageren Gesichtes. War es Krankheit oder Angst oder böses Gewissen?

„Vereitelt, mißglückt," murmelte er und seine dürren Finger krampften sich zusammen, „wie Alles, Alles, was ich begonnen. Der Kaiser ist in der Stadt. Werden die Latruner schweigen? Wo sind sie, die ihrer Messer so sicher waren? Und ich? Und ich? Horch? Kommen die kaiserlichen Häscher schon, mich zu greifen? Nur Lärm der Gasse. Wie das sich drängt und schiebt und schwatzt und lacht! Und ich? Kaiser Friedrich, sieh dich vor! Allzu oft hast Du die Maschen meines Netzes zerrissen! Da ich endlich zurückgepilgert war bis zu meinem Herrn und Lohn begehrte für treue Dienste, da hatte Friedrich des Pfalzgrafen Herrlichkeit rheinab geschickt — und mein Lohn blieb aus. Und da ich zu des Herren Freund kam, — wie ein Hund ward ich hinweg gejagt von dem strengen Ritter. Beweise sollt' ich bringen, daß er des Kindleins Tod gewollt. Freilich der Uriasbrief liegt im Abgrund, und der ewige Schnee wäscht ihn rein. Und die mächtigen Templer? Sie werden ihre Hände waschen, und das arme Schreiberlein wird dem Gericht überantwortet. Ich will nicht sterben. Friedrich, sieh dich vor, der Wurm, den Du zerdrücken willst, könnte den mächtigen Kaiser stechen!"

Und wie von bösen Geistern gejagt, stürzte der alte Mann auf die menschengefüllte Straße und ward bald von dem drängenden Strome fortgerissen.

Um die Grabeskirche, die über der Felsenhöhle erbaut worden, in die einst Christus gelegt ward, hatte sich die Menschenmenge besonders dicht gedrängt. Aber hier erschienen die Völker nicht so bunt gemischt; blondhaarige Deutsche standen da, die mit Jubel und stolz ihren Kaiser erwarteten, der heute hier einziehen wollte.

Der kleine Mann war bis hierher gedrängt worden, er stand in den äußersten Reihen.

Jetzt wallte ein feierlicher Zug durch die Straßen der Kirche zu.

„Der Patriarch," flüsterte es durch die Menge, „der Patriarch mit den Geistlichen."

Jeder der Priester trug eine brennende Fackel in der Hand. Der Patriarch hob mit beiden Händen das Bild des Gekreuzigten empor, und die Menschen sanken andächtig auf ihre Kniee. Lautlos war es geworden in den dichtgedrängten Scharen, der Patriarch aber begann zu reden.

Der kleine Mann war zu entfernt, um alle Worte zu verstehen, aber einzelne Laute gaben ihm Kunde von dem, was vor sich ging.

Und da die Priester in tiefem Schweigen ihre Fackeln zu Boden warfen, daß sie erloschen, als der Patriarch feierlichen Schrittes mit seinem Gefolge hinwegzog, da wußte ein Jeder in der Menge, daß ein Bann ausgesprochen worden war.

Der Patriarch hatte die Grabeskirche mit dem Bann belegt.

Unheimliches Schweigen lag einen Augenblick über dem Volk. Dann aber begann sich ein leises Flüstern zu regen:

„Hörtet ihr? In Bann der Kaiser und die Kirche!" „Nieder mit dem Ketzer!" „Darf der Patriarch das heilige Grab verfluchen?" So ging es durch die Reihen und wuchs und schwoll an wie die Flut des Meeres.

Heller Hörnerklang erschallte in das Brausen der Stimmen. „Er kommt!" „der Kaiser kommt!" „Was wird er thun?" „Schlagt den Ketzer tot!" „Willkommen, Herr Kaiser!" „Hörtet ihr nicht, um seinetwillen ward die Kirche mit dem Bann belegt!" „Hie Waiblingen!" „Befreit die Stadt vom Fluch und dem Verfluchten!" So ging es wirr widereinander.

Was will die kleine, dünne Gestalt, die geschäftig bald hier, bald dort ein leises Wort in die Ohren raunt: „Keine Hand wird sich erheben, wenn er jetzt fällt vor der heiligen Stätte, die er entweihen will." „Der ist nicht Kaiser mehr, dem der Papst geflucht hat." „Wollt ihr's dulden, daß der Hohenstaufe die ganze Stadt in den Bann bringt?" Fanden die giftigen Worte des Schreibers bereite Ohren?

„Der Kaiser, der Kaiser!" schwoll es laut rufend an.

Der Kaiser, inmitten seiner Edlen hielt feierlichen Einzug in die Stadt, die er dem Christentum zurückgegeben, in die Kirche, die er den frommen Christen wieder geöffnet hatte.

Stolz, als gäbe es keine Gefahr für ihn, blickte er nieder auf die bewegte Menge, und als sein Auge die verzerrten Gesichter der elenden Pullanen sah, der im Morgenlande geborenen Europäer, die dort zum willenlosen Spielball wilder Leidenschaften und berechneter Mordpläne

geworden, da zuckte ein verächtliches Lächeln um seinen Mund. Doch erhellten sich seine Züge gar schnell, als er aus der Mitte der Deutschen herzhaften Zuruf vernahm und manch gebräunte Hand ihm eifrigen Gruß winkte. Er wandte sich zum Ritter Walter zurück, der hellen Auges in die heutige Welt dreinsah:

„Traun, wir dürfen uns des Willkomms freuen, wenn solche Recken des Rotbarts Großsohn begrüßen."

Dieweil der Kaiser und Herr Walter wohlgemut fürbaß ritten, trug Hermann von Salza heimlich Sorge. Er spähte umher und traf auf manch Gesicht, das offen oder versteckt in bitteren Haß verzogen war. Sein Wink rief die gewappneten Reiter näher zum Kaiser. Der sonst gleich Hermann von Salza unablässig um die Sicherheit des Herrn bemüht gewesene Ritter Konrad teilte heute seine Aufmerksamkeit zwischen dem Kaiser und dem schlechtgekleideten Mann, der zwischen zwei Andern zu Fuß im Troß daherschritt. Während Gewohnheit und Treue den Ritter in der Nähe des Kaisers halten wollte, trieb es ihn immer wieder zur Nachhut zurück, als könnte ihm eine langgesuchte Spur wieder aus den Händen schlüpfen.

Wernher war es, dem diese Aufmerksamkeit galt; der aber schritt, nichts ahnend, froh und glücklich zwischen seinen wiedergefundenen Freunden Heiri und Hannes daher. Wohl hatte er fast unbewußt aufgehorcht, da er zum ersten Mal den Ritter Konrad hatte nennen hören, aber in dem Augenblick hatte die Sorge um das Leben des Kaisers jeden andern Gedanken zurückgedrängt. Und als danach die Ereignisse sich so schnell gejagt, der vollständige Sieg über die Bande, der Tod des deutschen Ritters, das Wiedersehen mit dem frommen Hannes und seinem einstigen Führer, dem Pater Ambrosius, da war Wernher die Frage nicht mehr aufgestiegen: Hast Du nicht einst den Ritter Konrad nennen hören?

Vor der Kirche hatte der Zug sich geballt. Der Kaiser war schon ins Gotteshaus getreten mit seinem nächsten Gefolge, und Ritter sprangen von den Rossen und eilten nach in die Kirche. Auch im Volke wurden immer noch Rufe laut: „Heil dem Kaiser!" „Hie Waiblingen!" „Es lebe der zweite Friedrich!"

Da drang laut und schneidend eine Stimme durch: „Er verderbe im heiligen Lande, wie der erste Friedrich verdorben ist!"

Wie von einem Schlage getroffen, fuhr Wernher auf. Nicht nur die Worte selbst, sondern die Stimme, die sie rief, rüttelten allen Zorn in ihm wach. Das war dieselbe scharfe Stimme, die droben auf dem kahlen Berge Gold und Reichtum den Mördern verheißen hatte, wenn sie den Kaiser

erschlügen. Das war dieselbe Stimme, nach der er in der Erinnerung gesucht und noch suchte, und für die er noch immer Zeit und Ort nicht finden konnte. Doch als er flammenden Auges dorthin blickte, wo die aufreizenden Worte geklungen, da sah er nur eine unruhige Bewegung in der Menge, meinte, eine kleine Gestalt darin verschwinden zu sehen und ward vom Menschenstrom erfaßt, der mit Gewalt in die Kirche drängte.

In der Kirche, vor dem Altar stand Friedrich II. Kein Glockenton, kein Priestersegen hatte ihn empfangen, da er die Stätte betreten, die er für die Christenheit aus jammervoller Abhängigkeit und Erniedrigung gelöst. Doch er stand erhobenen Hauptes am Altar, seine Hand faßte nach der Krone. Sein Auge schaute klar nach oben — war doch des Höchsten Hand bis hierher mit ihm gewesen — und mit dem Blick nach oben hob er die Krone empor, daß sie goldig schimmerte all den tausend Augen, die daran hingen, und langsam und feierlich ließ die eigene Hand sie nieder auf das kaiserliche Haupt, das sich jetzt demütig darunter neigte.

Friedrich hatte sich selbst die Krone aufgesetzt. Kein Priester sprach die Weihe darüber, doch ein goldener Sonnenstrahl, der zitternd durch die hohen Fenster fiel, legte sich segnend auf Haupt und Krone, kein Glöcklein gab der andächtigen Gemeinde das Zeichen zum Niederknieen, und doch beugte ungeheißen ein Jeder das Knie, da des Kaisers Haupt sich zum Gebete senkte.

Und wieder drängte das Volk vor dem Tempel wirr zusammen: „Der Kaiser kommt zurück."

Ja, er trat aus der Kirche, auf dem Gesicht noch all die Feier der Krönung. Immer dichter drängt das Volk an ihn heran, schon ist er getrennt von seinen Getreuen. Doch ruhigen Auges blickt der Kaiser in die andrängende Menge; schon suchen die Vordersten zurückzuweichen, bezwungen von der Hoheit dieses Blickes.

Da teilt eine kleine Gestalt die wogende Menge und dringt bis zu dem Kaiser heran. Ein Auge, sinnlos vor verbissener Wut und leidenschaftlichem Haß, heftet sich in das stolze Auge des Kaisers, dann blitzt ein Messer, gleißt im Strahl derselben Gottessonne, die vorhin die Königskrone verklärt hat, und schießt dann zuckend nieder auf eine Kaiserbrust.

Aber nicht den Kaiser traf es. Ein Mann im schlichten Lederwams hatte sich blitzschnell zwischen den Mörder und sein Opfer geworfen. In seine Schulter drang das Messer ein, und doch blieb dem Retter noch so viel Kraft, mit festem Griff den Sinnlosen zu fassen. Auge in Auge standen sie sich jetzt gegenüber, der vor Haß und ohnmächtiger Wut knirschende Alte, und der Mann im Knechtsgewand mit der roten Narbe über der

Stirn. Ein dumpfer Schrei entrang sich der Brust des kleinen Mannes: so hatte er diese sprühenden, braunen Augen schon einmal sich gegenüber gesehen. Ein Schreckensruf tönte von Wernhers Lippen: „Die Toten stehen auf! Sebaldus, der Schreiber, der begraben in der Alpenkluft liegt!" schrie er laut und taumelte zurück.

Hundert Hände aber legten sich auf den Mörder, der jetzt entschlüpfen wollte, hundert andere Hände waren bereit, dem wackeren Manne beizustehen, dessen rotes Blut niederrieselte aus der Wunde, die er für seinen Kaiser empfangen hatte. Das Wams ward entfernt und schnell waren Binden bereitet.

Der Kaiser sah den Schreiber in sicherem Gewahrsam und trat auf Wernher zu. Der reckte sich gewaltsam auf; vor seinem Kaiser wollte er sich nicht schwach zeigen. Friedrich legte seine Hand auf die gesunde Schulter des Retters und sprach:

„Zum zweiten Male rettest Du Deinem Kaiser das Leben; diesmal ging es hart an der Scheide vorbei. Wohlan, solch' treuem Helfer ziemt nicht länger, ein Unfreier zu sein."

Der Kaiser zog sein Schwert und hob es über das Haupt Wernhers, der die Kniee gebeugt hatte bei den Worten des Herrschers. Ein armer Knecht kniete er hier im groben Gewand, doch ein kostbarer Goldschmuck glänzte auf der nackten Brust, ein Sonnenstrahl fiel schimmernd darauf und glänzte so hell wie der auf dem Schwert des Kaisers. Und Friedrich berührte leise mit dem Schwerte das kurzgeschorene Haar des Knieenden und sprach:

„Ich schlage dich zum Ritter W e r n h e r v o n M a i n t h a l! Als ein Knecht warst Du als Retter mir zur Seite, bleibe mir als Ritter getreu wie bisher."

Da trat aus der lauschenden Menge eine strenge Gestalt. Noch ehe Wernher sich erheben konnte, hatte Ritter Konrad schwer seine Hand auf ihn gelegt, und laut und hart klangen seine Worte in jedes Ohr:

„Ich aber greife Dich, Wernher von Mainthal, als den Mörder meines einzigen Kindes."

Murrend drängte sich die Menschenmasse heran. Soeben hatten sie noch den Opfermut des Mannes bewundert, hatten gerührt zugeschaut, wie der Hohenstaufe den Retter mit dem gelohnt, das jedem wackeren Mann als das Höchste gilt, mit der Freiheit. In höchsten Ehren hatten sie den Knieenden gesehen, jetzt sollten sie's erleben, daß er als Mörder, als der feige Mörder eines Kindes hinweggeschleppt ward. Auch der Kaiser sprach warm für seinen Schützling: „Euren Gram in Ehren, Ritter Konrad,

doch fürwahr, mich deucht, bei diesem solltet Ihr Euren Argwohn fahren lassen. Wohl kennen wir ihn erst seit gestern, doch, Ritter und edle Herren, hat er's Euch nicht bewiesen in der kurzen Zeit, daß er des Ritterschlags wohl wert ist?"

„Sein Auge lügt nicht," sprach Herr Walter; „aus ihm spricht keine Mörderseele."

„Bedenkt, Ritter Konrad, daß er zweimal des Kaisers Leben beschützt hat," mahnte Hermann von Salza.

Doch unerweicht berichtete Ritter Konrad, wie er vor mehr denn sechzehn Jahren sein einzig Kind in des Zähringers Land gebracht zu einer Verwandten. Wie er's bei der Heimkehr nicht mehr gefunden, weil es mit dem Kinderkreuzzug davon gegangen. Seiner Spur sei er gefolgt bis Bern, dort habe ein großer, wilder Bube, Wernher mit Namen, der mit einem mächtigen, löwengelben Hund im Zuge gegangen, das Mägdlein ersäufen wollen. Zwar sei's ihm da nicht geraten, doch in der nächsten Nachtherberge schon sei das Kind nicht mehr im Zuge gesehen worden, und auch der Bube mit seinem Hunde erst einen Tag später nachgekommen und habe gar sehr geeilt, den Zug zu erreichen.

„Jetzt aber trägt dieser Mann, der kein anderer ist, denn jener Wernher, das goldene Schaustück auf der Brust, das ich mit eigener Hand einst vom Halse meines toten Weibes genommen und meinem Trudlein umgehängt habe. Seht, Herr Kaiser, mein Wappen: die Hand mit dem Schwert und der Staufenaar drüber, wie's der erste Friedrich unserm Hause gewährt hat. So fragt ihn doch, den Burschen, wie er's erworben."

„Fragt mich, wohledler Ritter!" ließ sich jetzt der gebundene Schreiber vernehmen. Die sinnlose Wut, die ihn, den Feigling, bis zu solch' verwegener That gestachelt, hatte wieder der zitternden Angst Platz gemacht, und er wähnte, den Zorn des Kaisers minder empfinden zu müssen, wenn es ihm gelänge, diesen Zorn auf Wernher zu lenken.

„Fragt mich, ich führte jenen Kinderkreuzzug. Wie er das feine Kind in den Bergstrom gestürzt, und wie unter meinem Gebet die Seele in den leblosen Körper zurückgekehrt, dasselbe habt Ihr vernommen, Herr Ritter, in der Stadt, die des heiligen Wunders voll war. Des andern Tages aber ist er wieder zu uns gestoßen im dicken Forst mit seinem Messer und seinem wilden Hunde und hat mir das Dirnlein abgerungen, das ich in besondere Hut genommen hatte."

Alles sah entsetzt auf Wernher.

„Der Wicht spricht einmal die Wahrheit," sprach er mit kurzem Lachen.

Da stürzte der fromme Hannes sich dem Kaiser zu Füßen. „Ver-

zeiht ihm, Herr! Was er verbrochen, das hat er gestern und heute gut gemacht. Die lange Zeit zwischen damals und jetzt in Jammer und Knechtschaft laßt Sühne sein!"

Heiri aber warf den Kopf zurück und hob die Hand, die er in der Räuberhöhle zu Latrun so jämmerlich verbrannt hatte: „Schaut her," rief er, daß Alle es hören konnten, „die Hand ließ ich mir langsam rösten aus unmenschlicher Freude, daß ich diesen meinen lieben Gesellen wieder gefunden, und um ihn frei zu machen von den Räuberriemen. Just wohlgethan hat's nicht, und gleichwohl röste ich noch die andere Hand dazu, zum Zeugnis für den Wernher, wenn's Einer verlangt! Wir sind auch dabei gewesen, Meister Sebaldus Mordmesser, da Ihr das kranke Dirnlein weitergeschleppt habt durch Dickicht und Dornen. Jawohl, der Wernher hat's Euch abgerungen, und nimmer hat er uns Bericht sagen mögen, wo es geblieben. Aber was er auch gethan, er that's aus gutem Herzen!"

Mit trotzig zusammengepreßten Lippen hatte Wernher der furchtbaren Anklage gegenüber gestanden. Beinahe spöttisch erwiderte er die finstern Blicke vom Ritter Konrad, mit höhnischem Lächeln den Bericht des Schreibers. Da aber Heiri so warm für ihn sprach, zuckte es in seinem Gesicht, und doch verharrte er in stolzem Schweigen, da Herr Walter und Hermann von Salza ihm zusprachen, sich zu verteidigen.

Und noch ein Zeuge trat für ihn auf. Aus dem Gefolge des Großmeisters drängte sich ein alter Mann heran:

„Auch ich führte jenen Zug, bis ich krank zurück bleiben mußte. Manchen Tag zog ich mit diesem Wernher; ei wohl, er war ein wilder Bube, aber ein Mörder ist er nicht. — Vergönnt mir, edle Herren, daß ich berichte, was ich bis zu dieser Stunde für einen Fiebertraum gehalten: Zwei Stimmen sprachen an meinem Lager, eines Mannes und einer Frau Stimme, ‚Herr Bruder' und ‚Frau Schwester' nannten sie sich. Ein Mägdlein sollte hinausgestoßen werden in die Welt mit jenem Kreuzzug, und dieser," er deutete auf den Gebundenen, „sollte es führen bis — in den Tod."

Da trat der Kaiser auf Wernher zu; sein flammendes Auge schien bis in die innerste Seele des Angeklagten zu dringen. „Sprich, Mann," gebot er, „habe ich mich getäuscht in Dir?"

Und Wernher senkte sein trotziges Auge. Er reichte dem Kaiser eine Pergamentrolle, an die mit verschlungenen Knoten ein großes Siegel geknüpft war. Er wies auf Sebaldus: „Ich nahm sie Jenem ab, da er für tot in der Felsenkluft lag."

Der Kaiser prüfte das Siegel: „Des Wingertsbühlers im Rheingau, des welfischen Pfalzgrafen Waffenfreund."

Er entrollte den Streifen und las:

„Wir entbieten Sebald, dem getreuen Schreiber, Gruß und Handschlag, „daß er nach unsern Worten wandle. Es ist selbig Dirnlein des frechen „Waldheimers einzig Kind, und so es auf dem Weg zum Sterben kommt, „fällt das ganze Allod an Frau Brigitta Waldenheimin, unsere vielliebe „Frau Schwester, und des Ritter Konrad Bruders Wittib und an ihren „Sohn Fridolin. Also laß Dir das Dirnlein befohlen sein. Fügt es „sich also, daß des Staufen Gut seinen Händen entfalle, so soll es dir „gelohnt sein nach Deinem Begehr."

Finstern Auges schaute Friedrich auf. „Wißt Ihr es nun, Ritter Konrad, wo Ihr die Mörder Eures Kindes suchen sollt? Im eigenen Geschlecht. — Die Frau Base und ihr Bruder, der finstere Wingertsbühler, gedenken des Waldheimers Allod unter einander zu teilen." Er sah nach dem gefangenen Schreiber. „Dieser da war nur die Mordwaffe in ihrer Hand."

Da trat Wernher dicht vor den Ritter Konrad, vergessen war die Unbill, die jener soeben ihm zugefügt, und freudigen Auges wandte er sich zum trauernden Vater:

„Auch der Schreiber hat das Kindlein nicht ermordet. Es wurde gerettet."

Und wieder ging's die Alpenstraße empor. Vom Süden kam der Zug, und gar rüstig klomm er bergan. Aber Kinder waren's nicht, die in der stillen Felsenwelt emporstiegen, sondern kräftige und stolze Männer. Zwei Ritter, der alte Konrad und der junge Wernher von Mainthal führten die Schar. Und mit ihnen zogen Heiri und Hannes mit dem reichen Gut ihres alten Herrn, das der Kaiser ihnen überlassen, und hinter ihnen drein ein stattlich Gefolge von Reitern und Knechten.

Heute klangen nicht die frommen Worte: ‚O Herr Gott, erhöhe die Christenheit!' Der Herr hatte ja die Christenheit erhöht, aber den Männern klangen im Herzen tausend lobpreisende Stimmen. Dem Wiedersehen der Heimat zogen sie alle entgegen. Ein alter Vater sollte sein einzig Kind wiederfinden, das er durch lange Jahre als tot betrauert hatte. Und der ihn zum Kind geleitete, der trug tief innen im Herzen das Bewußtsein einer guten That. War er's doch gewesen, der das Kind gerettet, und dieses Bewußtsein ist wohl der froheste und schönste Klang in einer Menschenbrust.

Sie waren schon ein Herz und eine Seele, der Ritter Konrad und der Ritter Wernher, und wenn das Trudlein glückselig ans Vaterherz

fliegen wird, dann wird es drinnen schon einen gewaltig großen Platz vom Wernher eingenommen finden. Aber neidisch soll's ihm drum nicht werden, 's ist ja doch sein Retter.

Nur um eins wären die beiden Ritter fast in Hader geraten. Der Vater drängte es unaufhaltsam vorwärts. Die herrlichen Rosse konnten ihm in ihrem schnellsten Laufe kaum genügen, und um nur windschnell gen Bern zu gelangen, hatte er dem Ritter Wernher ein edel, milchweiß Roß erwählt. Das flog mit seinem Reiter dahin wie ein Vogel. Aber Wölflein begehrte nicht mitzufliegen, der arme, alte Hund; der legte sich matt an den Weg, sowie seinen alten Beinen ein schärferer Trab zugemutet ward, und Wernher erklärte, er lasse sein treues Tier nicht zurück.

Was half dem Ritter Konrad sein Drängen und Treiben, sein Bitten und Wettern? Der Hund verstand ihn nicht und lief nicht schneller; der Wernher verstand ihn wohl, ließ aber nicht von seinem Wölflein, und der Ritter fand ja ohne Wernher sein Trudlein nicht.

Da mußten die Korbmacher zu Verona eine große Tragbahre flechten, und bei den Teppichwirkern wurden rauhhaarige Decken erstanden. Auf diese wurde Wolf gelegt und so weiter geschafft auf dem Rücken der Rosse oder den Schultern der Leute im stürmenden Galopp und im gemächlichen Schritt.

Ach, und was machte der arme Wolf für ein jämmerliches Gesicht dazu! Von seinem hohen Lager schaute er so elend zu seinem Herrn herab, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen.

Aber Einem im Zuge war doch noch schlimmer zu Mute, das war Sebaldus, dem Schreiber. Wie er's vorausgesehen, hatten die Templer die Teilnahme an dem Anfall der Räuber zurückgewiesen. Er war der einzige Schuldige, der in des Kaisers Händen blieb. Friedrich aber kämpfte in Süditalien gegen Papst Gregor IX., der des Kaisers italienisches Gebiet hatte besetzen lassen. Da hatte Friedrich den Gefangenen seinem getreuen Waldheimer übergeben, der hatte ja auch noch ein Hühnlein zu rupfen mit ihm wegen des Trudleins. —

Aber laß sehen, was ist indes aus dem Trudlein geworden? Ist es so fröhlich herangeblüht, wie wir's vorausgesagt? Freilich wohl. Als ein klein, schwach, verzagt Dirnlein ließen wir's zurück; ei, wer erkennt's wieder in der schlanken, hohen Maid, die ihre schweren Zöpfe wie einen Goldreifen um den Kopf gewunden und den Handspiegel so zierlich an der Seite trägt, und die roten Lippen sehen aus, als summten sie ohne Unterlaß eine frohe Weise, und die munteren Füße, die aus dem blau gefärbten Linnengewand hervorschauen, sehen aus, als müßten sie tanzen, und die blauen Augen, als sollten sie lachen dazu.

Heute aber singt und tanzt und lacht das Trudlein nicht. Auf der hohen Schwelle steht es, legt die Hand über die Augen und schaut hinab auf den Fußpfad, und da es die Hand niedersinken läßt, was steht da in den blauen Augen? Ei, mein Trudlein, hast Du das Weinen noch immer nicht verlernt in den langen Jahren? Dann schreitet die Maid leise über den Flur und thut so vorsichtig die Thüre auf, als fürchte sie, Jemand zu wecken.

Nach einer Weile tritt sie wieder hinaus und schaut wieder ins Thal hinein. Da taucht in der Ferne eine hohe, schwarze Gestalt auf. Das muß der sein, den sie erwartet, der Klausner, der vielleicht noch helfen kann. Doch wie? Hinter dem ersten geht ein zweiter, hinter dem ein dritter Mann. Kann der Einsiedler, der liebevolle, allzeit bereite Helfer, ihr heute Gäste zum Herbergen bringen, heute, da die geliebte Pflegerin, die Mutter im Sterben liegt?

Ja, im Sterben. Gertrud hat so oft am Krankenlager und Sterbebett gestanden als Gehilfin des weisen Einsiedlers, so daß sie auch heute weiß, was der tiefe, schwere Schlaf der Kranken bedeuten will.

An sich und ihre Zukunft hat Gertrud noch nicht gedacht in ihrem Schmerz um die Pflegemutter. Sie weiß nicht, daß sie nun bald ganz verwaist sein wird. Auf den Vater hofft sie nicht mehr, seit ihr alter Freund, der Einsiedler, im letzten Jahre von der Reise die Kunde heimgebracht, daß der Ritter Konrad mit dem Kaiser ins gelobte Land gezogen sei.

Wie weich, wie lind ist der Sommerabend, aber sie sieht mit trostlosem Herzen und weinenden Augen darein.

Da wird einer der drei Kameraden ihrer in der Thüre gewahr, es ist ein alter Mann mit grauem Haar in schwerer Rüstung, und doch läuft er wie ein junger Springer den Weg heran, — vor ihr hält er einen Augenblick, — sein tiefes Auge überläuft ihre Gestalt — dann aber fühlt sich das verlassene Mädchen umschlossen von zwei Armen und hört eine fast erstickende Stimme: „Mein Kind, mein Trudlein, mein einzig Kind!"

Wie nun ein wirres Fragen und Antworten folgte, ein Weinen des Mädchens und selbst der Männer, wie der Vater sein Kind ließ, es zu betrachten und immer wieder an sich zog, wie Gertrud fast betäubt auf des Vaters Stimme hörte, wie sie den Ritter scheu betrachtete, der ihr einstiger Reisegefährte, der Bube Wernher, sein sollte, wie der Einsiedler zu erklären suchte, und der alte, treue Wolf sich dazwischen schob, nicht wahr, das denkt ihr euch alle so schön aus, wie es in Wirklichkeit nur gewesen sein kann.

Der Ritter Konrad faßte sich zuerst wieder.

„Diesem hier," sprach er, seine Hand auf Wernhers Schulter legend, „und diesem," dabei reichte er dem frommen Klausner die andere Hand, „habe ich's schon danken können, daß sie mir mein Mägdlein gerettet, doch nun, mein Trudlein, führ' mich zu der braven Frau, die Dich so mütterlich aufgenommen, daß ich auch ihr danken kann."

Gertrud hatte sie nicht vergessen, keinen Augenblick. Durch all das Glück, das über sie gekommen, hatte doch der Schmerz um die Pflegemutter gezittert. Sie legte den schmalen Finger auf die Lippen und führte die Männer hinein.

Sie fanden die Kranke erwacht. Sie konnte noch verstehen, daß ihr Trudlein den Vater wiedergefunden, noch anordnen, daß all ihr Gut Gertrud gehören sollte; dann irrten ihre Reden ein Weilchen zwischen ihrem toten Vroni und dem lebendigen Trudlein, und darauf legte sie sich gegen die Wand und starb.

Das Trudlein aber wandelte wie im Traume. Es faßt ja ein Herz großen Schmerz und großes Glück kaum, wenn eines von beiden allein einzieht, wie sollte eine arme Menschenseele sich nicht beugen, wenn beide zu gleicher Zeit sie überfluten? So war's denn gut, daß die Männer jede Anordnung übernahmen. Auf dem weiten Bauerngut sollte in Zukunft Hannes wirtschaften. Er hatte zu Bern in der Stadt den heimischen Herd erkaltet und nur noch der Eltern Gräber gefunden. Heiri aber wollte gleich wieder Abschied nehmen vom Vater, den er noch rüstig getroffen, und als ein rechter Dienstmann seines Kaisers mit diesem ziehen. Doch verhieß er dem Vater und Hannes und Wernher und Allen, die es hören wollten, auf seinen Kriegsfahrten bei ihnen vorzusprechen.

Noch einen harten Abschied gab's vom Grabe der Pflegemutter, von dem frommen, alten Klausner, der ihr wie ein Vater gewesen war in den Jahren der Verwaisung, dann ward Gertrud auf ein Roß gehoben, und die Reise begann, der Heimat zu. Der Vater ritt ihr zur Rechten, Ritter Wernher zur Linken, und doch konnte Gertrud ein banges Schaudern kaum bemeistern, da sie hinter sich im Troß der Knechte den kleinen Schreiber gebunden erblickte, der einst das verlassene, schwache Kind bis in den Tod hatte mitschleppen wollen. Auch an dem Hause der Base ging die Fahrt vorbei, es war verlassen und verfallen, und Trudlein meinte: sicher müßten jetzt Eulen drinnen hausen.

Die Reise ging gar langsam vorwärts. Gertrud war des Reitens nicht gewohnt und ward schnell müde; auch Wolf wollte berücksichtigt sein. Der war weder mit Bitten noch Gewalt zu bewegen, die Bahre wieder zu besteigen, auf der er über die Alpen getragen worden war, und als ein

loser Geselle ihn an der Nackenhaut packen und darauf heben wollte, fletschte der Hund seine alten Zähne so grimmig, wie in jungen Tagen.

Jetzt ließ es der Ritter gern geschehen, daß dem treuen, alten Wolf zu lieb der Schritt gemäßigt und die Rast verlängert wurde; hatte der Vater doch jetzt sein lang vermißtes Trudlein zur Seite. Das war zudem eine gute Fürsprecherin für den Wolf und Gertrud erzählte dem Vater die Heldenthaten des Hundes, die das Kind einst mit erlebt. Als aber Gertrud fertig war, nahm Wernher das Wort, und so schien's zuletzt, als habe der alte Wolf Trudleins Rettung, den Sieg über den Alpenwolf, die Befreiung in der Räuberhöhle und die Warnung des Kaisers ganz allein zu Wege gebracht. Zu all den Geschichten ging Wolf schweigend nebenher. Er wußte, daß von ihm geredet wurde und ließ sich beim nächsten Halteplatz mit Behagen ein Stück Wildpret vom Ritter Konrad reichen und vom Trudlein sich hinter den Ohren krauen. Das war Anerkennung, die ihm wohl that.

Auf der Burg am Main flatterten die Tauben; sie girrten und schwirrten um die Zinnen des Schlosses und machten noch einmal, ehe sie zur Ruhe gingen, ihre Ringelspiele und tiefen Verbeugungen.

Der Abendstrahl lag auf den Giebeln, aber die Baumwipfel, die er einst vergoldet, waren unter der Axt gefallen, den Main hinab geflößt worden und, in Goldstücke verwandelt, in des Junker Fridolin Tasche zurückgekehrt. In dieser hatten sie nicht lange Herberge.

Auf dem Söller ergingen sich Frau Brigitte und ihr Bruder. Der Ritter vom Wingertsbühl schweifte unstät durch die Lande, seit Friedrich II. die Rheinpfalz dem befreundeten Wittelsbacher Fürsten verliehen hatte. Der einstige Pfalzgraf, Heinrich der Welfe, war tot, mit ihm der mächtigste Schützer des Ritters. Verhaßt im Süden ob seiner Willkür, hatte der Wingertsbühler seine verwüsteten Stammgüter verlassen und hatte wieder einmal bei seiner Schwester vorgesprochen.

Aus dem Saale drang wüster Lärm.

„Es thut so nicht länger gut," sprach der Ritter; „der Junker muß fort von hier, er wirtschaftet sonst das ganze Allod ab!"

„Versuche, ob Du Macht über ihn hast," gab die Mutter zurück.

Der Lärm klang näher heran, eine Rotte wilder Gesellen mit erhitzten Gesichtern und unsichern Bewegungen drängte schreiend und lachend auf den Söller. Da sie die Mutter und den finstern Oheim des Junkers erblickten, stutzten die Betrunkenen. Der Lärm schwieg, und in die plötzliche Stille klang vernehmbar das Girren der Tauben.

„Verwünschte Tiere!“ schrie Fridolin; „längst ekelt mich euer ewig Gegirr; heran, ihr Knechte! Bringt Bogen und Bolzen, wir halten Taubenschießen; das wird die rechte Kurzweil nach dem Mahle.“

Mit scheuem Blick eilten die Knechte fort; nur einer blieb stehen und sah traurig zu den wilden Junkern hinüber; es war der rote Jörg. Bogen und Pfeile wurden herbeigeschafft, und schon spannte der Junker Fridolin die Sehne.

Da warf sich eine zitternde, weißhaarige Frau ihm zu Füßen.

„O Junker, Junker, thut das nicht. Fürwahr, es bringt Unglück ins Haus, solch' friedlich Tierlein zu schießen. Es sind dem Trudlein seine Tauben; es hat sie alle Morgen gefüttert und seine Freude daran gehabt.“

„Hinweg, alte Hexe!“ schrie der Junker, „laß Dich zu Deinem Trudlein in die Hölle schicken!“

Dabei stieß er die weinende Frau zur Seite und schoß seinen Bolzen nach der Mauer gegenüber, mitten unter die Tauben.

Doch Auge und Hand waren unstät, der Bolzen prallte von der Mauer zurück, ohne getroffen zu haben.

Die Tauben flogen auf.

Der Oheim trat herzu. „Was ficht Dich an, Herr Neffe! dies ist kein Weidmannswild.“

Doch heiser lachend hatte der Junker einen zweiten Bolzen aufgelegt.

„Nieder mit des Trudleins Getier!“ schrie er.

Frau Brigitte aber sprach höhnisch zum Bruder: „Laß ihn immer die unnütze Brut vernichten.“

Die Mägde waren neugierig herzugeeilt und umringten mit erschrockenen Gesichtern die alte Suse, die alten Knechte von des Ritters Konrad Zeit her schauten düster dem Treiben des Junkers zu, während die jüngeren, die nur das neue Regiment kannten, mit rohem Lachen den zweiten Schuß erwarteten.

Der rote Jörg stand noch allein mit traurig gesenktem Haupt.

Ein zweiter Bolzen ward unter die Tauben gesendet, die sich ruhig wieder gesetzt hatten.

Eine weiße Taube schien getroffen zu sein; sie flog jäh auf, überschlug sich, dann aber schwebte sie ruhig empor und setzte sich endlich auf den Dachfirst.

Der Junker stampfte zornig und legte fluchend den dritten Bolzen auf.

Da schallte des Turmwarts Horn.

„Ein Zug von Reitern kommt den Berg hinan!“

„Laß sie kommen!“ schrie Fridolin; „willkommen zur Kurzweil.“

Wieder klang das Horn.

„Des Waldenheimers Zeichen!“ jubelte der alte Berthold herab.

„Der Oheim,“ knirschte Fridolin; „die Zugbrücke herauf! die Bogen zur Hand! der alte Waldenheimer findet auf der Burg keinen Einlaß!“

Verstört blickten Gäste und Knechte sich an. Da raunte der Wingertsbühler dem Neffen zu:

„Unsinniger, Du verdirbst Alles durch Deinen blinden Zorn, nur Klugheit kann Dich retten. — Die Zugbrücke herab,“ befahl er dem Wächter, „und Willkommen dem Burgherrn.“

Der alte Berthold, der Turmwart, hatte die Brücke niedergelassen, noch ehe jener es befahl, und donnernd dröhnten Rossehufe darüber.

Jetzt waren sie alle im Burghof, und die Reiter sprangen ab.

Mit süßverzogenem Gesicht eilte Frau Brigitte dem Ritter Konrad entgegen.

„Seid mir tausendmal willkommen, viellieber Herr Bruder!“ rief sie und wollte seine Hand erfassen.

Doch strenge entzog sich ihr der Ritter und wies auf die schöne, schlanke Maid zu seiner Seite.

„Was sagt Ihr zu dieser hier?“ sprach er spöttisch.

Entsetzt fuhr die Base zurück, bis in die dünnen Lippen erbleicht.

Eine andere Frau aber, die alte Suse, die vorhin knieend um das Leben der Tauben gefleht, warf sich der jungen Reiterin zu Füßen und faßte mit zitternden Händen ihr Gewand.

„Das Trudlein,“ stammelte sie, vor Freude schluchzend, „so wahr mir Gott helfe in meinem letzten Stündlein, es ist das Trudlein, gesund und leibhaftig, groß und schön, nach all den langen, langen Jahren! O Trudlein, Trudlein, kennst Du Deine alte Mutter Suse noch?“

Das Trudlein aber war vom Pferde geglitten und lag weinend der Alten in den Armen.

Das Gesinde scharte sich um den heimgekehrten Herrn, und die lockern Gäste schauten verstört auf die Männer. Frau Brigitte und ihr Bruder erkannten, daß sie hier keine Helfer finden würden.

Da versuchte es Frau Brigitte noch einmal mit ihrer falschen Zunge:

„Der Herr und alle Schutzheiligen seien gepriesen, daß sie mein heißes Gebet erhört und Euch die feine Jungfrau zurückgegeben haben! Komm her, meine Tochter,“ sprach sie zärtlich zu Gertrud, „zu mir, die Dich immer wie eine Mutter geliebt hat.“

Doch — wer ward da gefesselt von den Knechten herbeigeführt? Ein alter, kleiner Mann! und was war es für ein Pergamentstreifen, den der

Burgherr jetzt entrollte? Frau Brigitte verstummte, sie kannte Schrift und Siegel, und ihr Bruder erbleichte; der geringe Mann in Ketten und die alte, vergilbte Papierrolle, das waren zwei furchtbare Zeugen gegen ihn und sie.

Ihr Spiel war verloren, und sie wußten es. Sie verstanden den stummen Wink des Ritters, der sie über die noch herabgelassene Brücke hinwegwies. Und milde wurden sie bestraft, wenn Ritter Konrad ihnen Leib und Leben schenkte. Noch in selber Nacht zogen sie den Schloßberg hinab.

Der Wingertsbühler kehrte grollend auf seinen verwüsteten Sitz in der Rheinpfalz zurück, Frau Brigitte mit dem Junker Fridolin wohnten wieder in dem alten, verfallenen Haus an der Heerstraße, das die Eulen schon als das ihre angesehen hatten. Ob die Frau Base sich mit dem scheuen Nachtgetier vertragen hat, weiß ich nicht zu sagen.

Am Abend, da der Burgherr zum ersten Mal wieder mit seinem Töchterlein und Wernher an der Eichentafel saß, trat langsam ein alter Knecht herein. Dem Ritter Konrad war er fremd, doch da er näher kam, riefen Gertrud und Wernher wie aus einem Munde: „Der rote Jörg!“

Er hatte sich wenig verändert, nur hätte er jetzt der graue Jörg heißen sollen. Er sah nicht rechts und links, ging auf den alten Ritter los, ließ sich schwerfällig auf's Knie und sprach:

„Herr, tötet mich, ich habe Euer einzig Kind dem Mordgesellen, dem Sebaldus überliefert, von dem sie drunten in der Halle solch gräuliche Dinge erzählen.“ Und er beugte den breiten Nacken, als sollte die Hinrichtung gleich vor sich gehen.

Der Ritter sah fragend seine Tochter an.

„Es ist der rote Jörg,“ sprach diese, „der einzige Freund, den ich im Hause der Base hatte.“

„Wahrlich, ich that blind, was mir geheißen ward,“ fuhr Jörg ernsthaft fort, „und vermeinte nichts Übles zu thun. Später gingen mir die Augen auf, und ich hatte keine frohe Stunde mehr. Und nun höre ich unten in der Halle, wie viel Übles daraus entstand, daß das Dirnlein, ich meine das edle Fräulein, verschwunden war, und wie der Prachtbube, der Wernher, will sagen der strenge Herr Ritter, der den Kaiser ein Dutzend Mal gerettet hat und dem fünfzig Wagenladungen voll Gold nachgefahren werden, wie der beinahe als Mörder wäre gekreuzigt worden. Und all das hab' ich verschuldet — und ich will so nicht mehr leben.“

Und wieder beugte er den Nacken, als erwarte er den Todesstreich. Ritter Konrad hatte einen lächelnden Blick mit Gertrud getauscht, und sie nahm, statt des Vaters, das Wort:

„Mich hast Du ausgeliefert, roter Jörg, also muß ich Dich richten. Deinen alten, dummen Kopf will ich nicht; ich merke schon, mit dem hast Du selbst nie was Rechtes anzufangen gewußt, was sollten wir damit thun? Aber Dich wollen wir mit Haut und Haar. Hier oben sollst Du bleiben und nimmer in das alte Eulennest zurückkehren. Und — kannst Du noch so schöne Pfeifen schneiden, alter, roter Jörg?"

Heller Sonnenschein lag über dem Mainthal, da ließ die stolze Burg wieder ihre Zugbrücke nieder und that ihr Thor auf, und zwei frohe Menschen ritten drunter durch in die grüne, wonnige Welt hinaus. Der eine war der Wernher, der aber jetzt der Ritter von Mainthal geworden ist, vom Kaiser hoch geehrt, von Allen, die gut staufisch sind, lieb und wert gehalten.

Und die andere ist das Trudlein, und doch nicht mehr selb verzagt Dirnlein, sondern eine gar stattliche Frau, denn das Trudlein ist jetzt des Wernhers Frau geworden.

Und noch einer ist mit ihnen, Wolf. Zwar ward es ihm schwer, von Mutter Susens weichen Brocken zu scheiden, doch ein rechter Hund verläßt Herr und Herrin nicht.

So ziehen sie dahin, weiter und weiter. Gemach schieben sich die Berge zusammen, und Wernher springt vom Pferde und leitet das weiße Rößlein hinter sich her. Stolze Zinnen tauchen auf; eine mächtige Burg ragt am Berghang.

Oben aber im Buchenschlag sitzt ein Bube auf bemoostem Stein, fröhlich klingt sein Lied durch den stillen Wald, als sollte es die Flößer grüßen, die drunten auf dem Main die mächtigen Stämme gen Würzburg flößen. Wie ein König sitzt der Bube auf seinem Felsenthron, aber das Königsgewand ist ein zerrissen Linnenhemd, das Scepter ein Stecken und seine Völker die Schafe, die grasend ihn umlagern.

Ein Sonnenstrahl fällt durch das glänzend grüne Buchengezweig und legt dem Hütbuben in seiner Bettelherrlichkeit den echtesten Goldschein ums Haupt. Dorthin schaut Wernher und legt die Hand vor die Stirne; was treibt dem tapfern Ritter das Wasser in die Augen?

Ein anderer Sonnenstrahl aber fällt durch das enge Fensterlein in die dunkle, enge Stube.

Er spielt umher an dem braunen Hausrat, er huscht über den Lehmflur, als wollte er der armen Hütte Freude verkünden. Die alte Mutter aber in der Stube achtet seiner nicht. Sie legt die Spindel zur Seite und streicht mit harter Hand über die Augen. „Auch der Tag vorbei, und er

ist nicht gekommen! Werden die Augen noch aushalten, bis daß sie ihn wiedersehen?“

Da scharrt es an der Thür, wie einst Wölflein gescharrt, die Heimkehr ihres Buben anzumelden. Mit schleppendem Fuß geht sie, zu öffnen, da steht ein gelber Hund, da kommt ein hoher, edler Herr mit einer schönen Frau zum Hof herein. Ein köstlich Sammetgewand kleidet ihn, ein herrlich weißes Roß geht hinter ihm, von seiner Hand geleitet. Doch was fragt sie nach Sammetwams und Rößlein? Die braunen Augen kennt sie, die jetzt so hell ihr entgegenblitzen, und die Stimme kennt sie, die da: „Mutter, Mutter!“ ruft. Ihr Wernher ist's, der zu ihr zurückkehrt, und nimmer, nimmer wird sie von ihm lassen, bis der Tod die armen, blöden Augen auf ewig schließen wird.

Er ist wiedergekehrt, wie er's verheißen, wie sie's im unerschütterlichen Vertrauen geglaubt, und das weiße Rößlein hat er auch hinter sich drein geführt. Und sie schwankt zur Truhe, wo jahrelanger Fleiß die Linnenschätze aufgespeichert hat für ihren Buben. Die nimmt sie mit hinweg aus der armen Hütte, alles Andere läßt sie zurück, frohen Herzens, und folgt dem Sohne und seinem holden Weibe stromab auf die stolze Burg.

Da oben flattern die Tauben. Wenn ihre lichten Schwingen die grauen Mauern umkreisen, dann erscheinen sie wie fromme Schutzgeister, die das Glück des Hauses bewachen.

Und selbst ein bitterer, verdüsterter Blick wird ruhiger, wenn er dem Fluge der Tauben folgt. Hinter engem Gitter in dunkler Zelle sitzt Sebaldus. Der Kaiser hat ihm das Leben gelassen, doch Ritter Konrad und dessen Eidam Wernher sollen den gefährlichen Mann da oben verwahren, und wenig Schritte nur kann er gehen von dem Strohlager zum Gitterfenster, von dort wieder zurück.

Und hinter den Eisenstäben dehnt sich die Welt so weit, so sonnig, so rein! Ja, aber nur für die, so reinen Herzens sind. Dennoch verlangt er hinaus in die reine Gotteswelt, der Mann mit dem schuldbeladenen Gewissen. Und Nacht um Nacht wird gegraben, gefeilt und gerüttelt, bis die Eisenstäbe brechen. Jetzt steigt er hinaus durch die enge Öffnung, hinaus in die Freiheit. Oben hängt er an der turmhohen Mauer, und unter ihm liegt der Burggraben mit seinem schwarzen Wasser. Doch hat er nicht einst schon sich glücklich gerettet, da in den Bergen die Lawine ihn auf den Felsenvorsprung über dem grausigen Abgrund gerissen hatte? Aus totenstarrer Betäubung war er damals erwacht und hatte an dem Seile, das die Knaben zurück gelassen, sich glücklich empor gearbeitet. Warum sollte es heute nicht gelingen? Die Tiefe hier ist weniger grausig als die, in der

die frommen Kreuzkinder gebettet liegen. Doch das Auge ist unsicher geworden und die Glieder zittern. Er stürzt. —

Am andern Morgen umkreisten die Tauben ängstlich die Burgmauer, an einem Vorsprung hing ein Toter, — der Schreiber Sebaldus.

Er ward verscharrt; kein Stein meldet die Stelle. Vergessen war wohl das Beste, das seinem Namen werden konnte.

Unser Buch ist um und um geblättert bis ans Ende. Doch nicht im Buche der Weltgeschichte, von dem wir ja auch einige Seiten überflogen, sucht die Erzählung von Wernher und Trudlein; da steht sie nicht. In jenem großen Buche steht eine traurige Geschichte geschrieben von dem edlen Kaiser Friedrich, seinem Kämpfen und Anstürmen und seinem Zerschellen. Euch wird es auch noch kund werden, das Geschick des zweiten Friedrich, sein unermüdliches Ringen, sein gebrochenes Lebensende.

Sein Freund, Hermann von Salza, sollte den Fall seines Kaisers nicht mehr erleben. Da er starb, durfte er noch den Glauben hegen, die kaiserlichen Adler flögen zum Siege.

Der Deutschorden aber wuchs an im Reiche. An der Ostmark hatte er gewacht, im Westen baute er seine Häuser. Im stillen, grünen Bergthal, auf dem Gute, auf dem einst das Trudlein in friedlicher Sorg und Hut herangeblüht war, auf dem jetzt der fromme Hannes hauste, erstand ein stattlich Gehöfte: Das Deutschordens-Haus von Könitz. Hier fand Heiri den Hannes, wenn er schlachtenmüde zu kurzer Rast einkehrte. Hier verbrachte der einstige Kreuzzugsführer, Pater Ambrosius, seinen Lebensabend in Frieden. Der Kampf gegen die heidnischen Letten und andere Feinde verlangte jüngere Kräfte.

Zu Würzburg aber im Neumünster ward ein neuer Grabstein gelegt — des deutschen Landes herrlichster Sänger war da hineingesargt worden: Walter von der Vogelweide. Durch seine Lieder hatte er den Kampf geführt für Kaiser und Reich, gleich dem besten Kämpen. Gewaltig wie Schwerterklang rüttelte sein Ruf deutsche Herzen und Gewissen wach, mild wie Harfenton trösteten seine Weisen die Verzagten. Und auch das singen und sagen seine Lieder: das Glück, auf dem heiligen Boden zu wandeln, den einst des Heilands Fuß betreten. Ist er jener Herr Walter, den wir zu Jerusalem an des Kaisers Seite gesehen? Ich weiß es nicht.

Eine fromme Sage geht, an seinem Grabe sei viele Jahre lang im Winter den hungernden Vöglein Futter gestreut worden, und ich wüßte wohl eine Hand, die solches hätte üben können.

Sie waltet oben auf der Burg beim alten Vater Konrad, beim Gemahlen Wernher, bei den Kindern, bei der halberblindeten Mutter, in Haus und Hof. Was hat die Hand nicht Alles zu schaffen! Ihr wißt's, wen ich meine, es ist die Hand, die, als sie noch dem schwachen Trudlein angehörte, schon den Tauben gern Futter streute.

So behaltet sie im Gedächtnis, die glücklichen Menschen, die nach all den Irrfahrten da oben froh vereint hausen.

Die weißen Tauben umkreisen mit lichten Schwingen die altersgrauen Giebel und Zinnen, landein aber umflog dräuend das schwarze Gevögel den Berg in der güldenen Aue. Da drinnen träumte der Kaiser Friedrich, da drinnen schlief deutsche Macht und Herrlichkeit ihrer Auferstehung entgegen. Mehr denn sechshundert Jahre umkrächzten die schwarzen Vögel den Berg, und für kurze Zeit von kräftiger Hand verjagt, kehrten sie immer wieder zurück.

Jetzt fliegen sie nicht mehr. Ihr habt es ja selber mit erlebt, wie sich des Berges Pforten aufthaten, und wie der Kaiser herausstieg, und wie des Reiches Größe mit ihm erstand.

Ja, wonach sechs Jahrhunderte sehnend geblickt, das ist uns geworden. Aber wißt ihr auch, daß die Erhaltung dieser wiedererstandenen Herrlichkeit mit in unserer Hand liegt? Wie unsere Krieger in heißen Schlachten sie uns erstritten, so soll unsere Hand sie behüten.

Daheim oder auf dem Schlachtfeld, im stillen Wirken oder im öffentlichen Ringen, gleichviel, es mißt Gott jeder Hand ihre Aufgabe nach ihrer besondern Kraft zu.

Auf einen Kreuzzug habt ihr mich begleitet, wohlan, zu einem Kreuzzug zieht ihr selber aus. Das Leben stellt einmal Jeden vor die Entscheidung: Wähle, in welchem Zeichen Du zu siegen gedenkst.

Wie liegt die Welt so wunderherrlich ausgebreitet, und Edles und Schönes wartet nur, daß ihr's ergreift. Aber auch schwarzer Schatten liegt dazwischen, da schwingt euer sieghaft Kreuz und ruhet nicht, bis er weichen muß. Und wenn ihr's dann erfahren habt, wie das Kreuz, mit dem ihr heute kämpft, die Waffe der Wahrheit und des Rechtes ist, da werdet ihr in ihrer neuen Bedeutung die Worte verstehen, die vor so viel hundert Jahren fromme Kinder sich als Sterbelied gesungen:

,O Herr Gott, erhöhe die Christenheit,
O Herr Gott, gieb uns das wahre Kreuz wieder.'

Triest.

Mit einer Ansicht in Stahlstich.

Am nordöstlichen Ende des adriatischen Meeres, am Fuße des Karst, liegt Triest, der Hauptseehafen Österreichs, das südliche Hamburg. Die Stadt, das Tergeste der Römer, heißt italienisch Trieste, slavisch Terst (d. i. Schilfrohr). Sie zählt über 100,000 Enwohner und verdankt ihre jetzige Bedeutung einer Dampfschiffahrts- und Handelsgesellschaft, dem 1833 gegründeten österreichischen Lloyd, der sie durch seine Dampfer mit dem Orient verbindet, und der Eisenbahn, die den Verkehr mit Deutschland vermittelt.

Sowohl von der Höhe des Karst, als vom Meere aus gesehen, bietet die Stadt eine lieblich großartige Ansicht. Sie liegt an einer halbmondförmigen Bucht, welche von ihr den Namen hat, und zieht sich an der südlichen Hälfte dieses Halbmonds entlang; an der nördlichen liegen die großartigen Eisenbahngebäude. Berühmt ist die Aussicht von dem Obelisken auf dem Gipfel der Opchina auf die sich unten amphitheatralisch ausbreitende Stadt und das Meer; es gibt wenige Aussichten, welche diesem Naturgemälde an majestätischer Schönheit gleichkommen. Unten am Ufer des Meeres breitet sich zwischen den steilen, einst kahlen Bergwänden, welche der Fleiß des Menschen mit freundlichen Villen und Weingärten bedeckt hat, die weite Stadt aus. Die Altstadt unterscheidet sich von den übrigen Stadtteilen durch ihr schwarzes Gemäuer und ihre engen, krummen Gassen, welche teilweise einem Wagen gar nicht zugänglich sind. Die uralte Kathedrale zu S. Giusto neben dem Castell steht auf dem Kapitol der Römerstadt und ihr Turm auf den Resten eines römischen Tempels. Im Turme sind römische Büsten und am Portal sechs römische Grabsteine mit Reliefbüsten eingemauert. Von dem Platze vor dem Dom genießt man auf das sich unten ausbreitende Panorama eine umfassende Aussicht, die jedoch hundert Schritte aufwärts, vom Castell aus, noch schöner und ausgedehnter ist.

Die Hauptstraße von Triest, der Corso, trennt die Altstadt von der Theresien- oder Neustadt, die sich durch ihre breiten, regelmäßig angelegten Straßen mit Quaderpflaster ausgezeichnet. Sie steht auf einer Fläche, auf der sonst nur Salz getrocknet wurde, zunächst am Hafen. Mittelst des Canal grande können die Schiffe unmittelbar an die Magazine kommen und ausladen. Der Kanal geht tief in die Stadt hinein und ist gedrängt voll kleiner Kauffahrer.

Von den schönen öffentlichen Plätzen ist der große Platz hervorzuheben; er ist durch einen öffentlichen Garten vom Meere getrennt und mit der Marmorstatue Karls VI. geziert. Auf dem Börsenplatze wurde 1668 das Standbild Leopolds I. errichtet. Auf dem Guiseppinoplatze steht das großartige, eherne Monument des Erzherzogs Maximilian, des unglücklichen Kaisers von Mexiko.

Der unter dem Castell stehende Dom von San Giusto mit seinen fünf Schiffen und seinem ums Jahr 1000 erbauten Glockenturme wurde schon oben genannt. Vor dem Dome erhebt sich die 1560 zu Ehren des Kaisers Ferdinand I. errichtete sogenannte Adlersäule. Die Kirche Santa Maria Maggiore (Jesuiten-

kirche) besitzt Freskobilder von Rafael und eine Madonna von Sasso-Ferrato. Auf einem ehemaligen Begräbnisplatze neben der Kirche befindet sich das Antiquitäten-Museum mit einigen römischen Altertümern im Freien. Der berühmte Altertumsforscher Winckelmann aus Stendal, der in Triest ermordet wurde, liegt hier begraben. In einer kleinen Halle steht sein 1832 errichtetes Denkmal mit allegorischem Relief und seinem Bildnis.

Triest ist sehr schön gebaut. Das leicht heranzuführende Material hat einen großen Aufwand an Quadern gestattet, und der wachsende Wohlstand ist besonders an den Gebäuden sichtbar. Die Straßen sind regelmäßig und durchschneiden sich im rechten Winkel. So hat man in den Straßen immer eine schöne Durchsicht, entweder auf das Meer und den Hafen, auf den Mastenwald des Kanals oder auf die Berge mit den Villen und dem hohen Castell.

Das größte und interessanteste Gebäude der Stadt ist das Tergesteum. Dasselbe erregt durch seinen Stil und seine Größe die Bewunderung aller Fremden. Es nimmt, vier Stockwerke hoch, ein ganzes Straßenviertel ein. Die Außenseite zeigt glänzende Läden, das Innere eine in vier Kreuzwege geteilte Glasgalerie. Der Hauptteil dient den Bureaus des österreichischen Lloyd. Es enthält ferner die Druckerei und die Zeitungszimmer desselben, die Säle des kaufmännischen Vereins, verschiedene große Privatgeschäfte und ist der Mittelpunkt des Triester Handels und Verkehrs. Dem Operntheater gegenüber befindet sich ein Café und der Schalter, wo man die Einschiffungskarten nach allen Häfen des Orients lösen kann, welche die Dampfer der Anstalt berühren. Der geräumige Kreuzgang im Innern ist mit einem Glasdache gedeckt, und hier versammeln sich um die Mittagsstunde viele Geschäftsleute Triests.

Die Bevölkerung Triests ist aus allen Weltgegenden zusammengesetzt, aus Deutschen, Italienern, Griechen, Engländern, Armeniern, Amerikanern. Die Bauern der Umgegend, in malerischer Tracht, sind Slowenen, die Fischer und Seeleute meist Dalmatiner und Istrier.

Der Hauptsitz des Verkehrs ist der Hafen. Großartige Hafenanlagen sind besonders in neuerer Zeit entstanden. Der Hafen ist in seinen innern, durch prächtige Bauten eingeschlossenen Teilen für große Kauffahrer tief genug, Linienschiffe aber finden nur auf der Rhede am Eingang genügende Tiefe. Er hat eine Länge von einer Seemeile. Großartige Quais umgeben ihn auf drei Seiten und mehrere Hafendämme teilen ihn in einzelne Bassins. Ein größerer Molo, mit einem Fort und Leuchtturm versehen, schließt den südlichen Teil vom Meere ab. Diesem Molo gegenüber, am nördlichen Ende des Hafens, steht das neue Lazarett mit einem künstlich eingerichteten Hafenbassin, das siebenzig Schiffe in Quarantäne nehmen kann. Dicht daneben befindet sich der Bahnhof, der zum Teil der See abgewonnen wurde. Ein Bassin für fünfzig Kauffahrer verbindet das Meer unmittelbar mit der Schienenstraße.

In allen öffentlichen und Privatanstalten der Stadt prägt sich der Charakter der Seestadt aus. Triest ist der Sitz der Centralbehörden des Hafen- und Seesanitätsdienstes in allen Seebezirken des Reichs. Hier befindet sich eine Handels-



Triest

und Schiffahrtsakademie und ein astronomisch nautisches Observatorium. Als Handelsstadt hat Triest seiner alten Feindin Venedig längst den Rang abgelaufen. Sein jährlicher Absatz beträgt 300 Millionen Gulden, und es mögen jährlich 15,000 Schiffe mit einer Million Tonnen den Hafen besuchen. Die Kugeln an einer Flaggenstange links bezeichnen die Anzahl der Segelschiffe, welche in Sicht sind, die Flaggen rechts die der Dampfbote. Ein Kanonenschuß vom Leuchtturm verkündet die Mittagsstunde.

Triest hat im Ganzen einen ganz italienischen Charakter. Die Bauart der Häuser und namentlich der Landhäuser, der Ton der Gesellschaft, das ganze öffentliche Leben, das Theater, die Börse, die Tracht der Landleute, die Firmen der Läden, das Klima, Alles erinnert lebhaft an Italien, dessen Sprache auch überall vorherrscht. Die Kapitäne des Lloyd sprechen selten deutsch und seine Schiffe sind italienisch getauft. Der Bürgermeister von Triest führt den Namen Podesta, die Gasthäuser nennen sich Osterien und in den Kaffeehäusern liest man mehr italienische als deutsche Blätter. Auf den Straßen hört man viele slavische Laute, nicht selten auch griechische. Außer den Weißröcken der Armee, den Blaujacken der Flotte, den braunen Kutten der Mönche, den weißen Kopftüchern der Bäuerinnen, sieht man häufig auch das hohe, umgelegte Fez und die schlottrige Faltenhose des Inselgriechen, bisweilen die Fustanella, mitunter auch den Turban und Kaftan, die bunte Leibbinde und den roten Schnabelschuh des Syrers und Ägypters.

Die Umgebungen von Triest sind überaus anmutig. Man sieht nichts als Weinberge, Ölbäume und Gärten voll Feigen, Kastanien, Pfirsichen und sogar schon einige Cypressen. Überall lächelt ein italienischer Himmel. Man macht Ausflüge nach Servala, S. Giovanni, nach Muggia, nach Schloß Miramare, das, auf einem Bergvorsprunge über der See gelegen, früher Eigentum des Kaisers Maximilian war, der als Erzherzog hier zu residieren pflegte.

Die Seeschlacht bei Lissa.

Der italienische Admiral Persano war von Tarent, wo er im Mai 1866 seine Schiffe gesammelt, erst in der zweiten Hälfte des Juni abgesegelt und bei Ancona vor Anker gegangen. Wollte Persano hier, wo er vor sechs Jahren seinen Kriegsruhm erwarb, als er die von den päpstlichen Truppen unter dem französischen General Lamoricière verteidigte Stadt eroberte, wollte er hier, jetzt von den Kanonen des Platzes geschützt, sein Glück von neuem erproben? In der That, fast schien, als sollte es hier zum Kampfe kommen; denn schon am 27. Juni, also drei Tage nach der Schlacht bei Custozza, nahete der österreichische Flottenführer Tegetthoff mit sechs Panzerschiffen und sieben Holzfregatten, stellte sich in Schlachtordnung, dampfte jedoch sogleich zurück, als Persano sich zum Auslaufen vorbereitete. Derselbe verfolgte aber nicht, blieb ruhig vor Ancona liegen und erhielt daselbst in den nächsten Tagen noch eine Verstärkung in dem

furchtbaren Spornmoniter „l'Affondatore", dem Grundbohrer, einem Schiffe, das eben erst in England auf dem Clyde vollständig armiert worden. Mit seinen Stößen, mit seinen zweihundertpfündigen Armstrongkanonen würde er allein, meinte man in Italien, die ganze österreichische Flotte vernichten.

Am 16. Juli endlich nachmittags drei Uhr verließ die italienische Flotte unter weithin schallendem ‚evviva il Rè, evviva l'Italia!' den Hafen und steuerte quer durch die Adria gegen die dalmatische Insel Lissa. Es waren zwölf Panzerschiffe, zu denen in den nächsten Tagen zwei andere stießen, acht Schraubenfregatten, drei Corvetten, zwei Raddampfer, vier Kanonenboote und noch eine Anzahl kleiner Dampfer, die Persano unter seinem Kommando vereinigte. Am 18. Juli bereits griff dieser die Insel, die mit bedeutenden Werken versehen war, an ihren drei Ankerplätzen Porte Comisa, Porte Manego und Porte Giorgio an. Er mochte hoffen, Lissa, das wie eine Bastion der dalmatischen Küste vorgelagert ist, auf dem schon die Römer einen Stützpunkt gegen die illyrischen Seeräuber und dann die Venetianer einen ihrer besten Kriegshäfen gefunden hatten, mit einem bloßen Handstreich nehmen zu können, traf aber auf den tapfersten Widerstand. Die kleine, noch unmittelbar vor dem Angriff um ein Bataillon geschwächte Besatzung erwiderte das feindliche Feuer aufs nachdrücklichste und war auch im Stande, bevor noch die Telegraphenleitung nach dem Festlande zerstört worden, Tegetthoff mit ihrer Lage bekannt zu machen, der sich mit der Flotte auf der Rhede von Fasana bei dem Kriegshafen Pola befand. Sie sollten die Insel um jeden Preis halten, war die Antwort des Admirals, bis er mit allen Schiffen zum Entsatze herbeikomme.

Am nächsten Morgen erneuerte Persano schon früh sieben Uhr seinen Angriff, wurde jedoch mit Verlust zurückgewiesen, als er eine Landung versuchte. Die aus französischen Werkstätten hervorgegangene „Formidabile", ein Schiff von zwanzig Geschützen und 350 Mann, hatte durch das heftige Granatfeuer der Österreicher von seiner Bemannung den sechsten Teil verloren und mußte arger Beschädigung wegen nach Ancona zurückgesendet werden. Auch dem Panzerschiffe, das nach dieser Hafenstadt den Namen führte, war es schlimm genug ergangen, hatte doch eine österreichische Granate auf ihm 23 Mann niedergestreckt; dazu geriet das Schiff in Flammen, die nur durch die aufopferndste Thätigkeit der Mannschaft erstickt werden konnten. Bei alledem und obwohl man auf der italienischen Flotte von der Depesche Tegetthoffs wußte, begann Persano seine Kanonade am 20. von neuem und zwar sehr früh und mit größtem Nachdruck. Bei wenig günstigem Wetter, unter Regenschauern und Windstößen mußte Contreadmiral Vacca seinen am Abend abgebrochenen Angriff gegen Porto Giorgio fortsetzen, und der Viceadmiral Albini hatte die Aufgabe, nicht fern von diesem Hafen die Landung zu bewerkstelligen. Schon war er damit beschäftigt, als das italienische Avisoschiff Esploratore herangeeilt kam und: „Verdächtige Schiffe"! — und wieder dann: „Feinde aus Norden"! signalisierte. Tegetthoff nahete, die Insel zu entsetzen. Eben zerteilte die Sonne die Nebelhüllen, die bis zu diesem Augenblick auf den Höhen Lissas gelagert hatten, und die Besatzung

des jetzt hart bedrängten Platzes konnte die herandampfende Flotte sehen; ein donnerndes, weithin rauschendes Hurrah klang ihr entgegen.

Seit Mittag vorigen Tages hatte Tegetthoff mit dem für die Adria bestimmten Geschwader die schützende Nähe Polas verlassen. Schon am andern Morgen früh sechs Uhr empfing er die Meldung von seinen vorausgeeilten Spähern: „Mehrere Schiffe in Sicht rechts vor uns"! — und wenige Minuten nach zehn Uhr standen die Flotten einander gegenüber. Die Wellen, die seit Tagesanbruch so hoch gegangen waren, daß die kleineren Panzerschiffe ihre Stückpforten hatten schließen müssen, rollten noch immer stark, als Tegetthoff, der schon in Schlachtordnung herangesegelt kam, den Befehl gab, der bei dem unzureichenden Kaliber seiner Geschütze der einzig richtige war: „Den Feind anrennen und zum Sinken bringen" !

Und näher und näher rückte er in drei Reihen vor, deren jede aus sieben Schiffen bestand. Indem nun das mittelste jeder Linie immer etwas vorauseilte, die anderen aber rechts und links gleichmäßig um ein Weniges zurückblieben, brausten mit voller Maschinenkraft die Colonnen wie drei Pfeilspitzen heran. Zuerst kam das Eisengeschwader, voran mit dem Admiral das Flaggschiff, der stolze „Erzherzog Ferdinand Maximilian"; dann zu beiden Seiten die übrigen Panzerschiffe, der „Habsburg", der „Kaiser Max", „Prinz Eugen", der „Salamander", der „Drache", und „Don Juan d'Austria". Die zweite Linie zeigte die schweren Holzschiffe, unter denen, im Kielwasser des Erzherzogs segelnd, das stolze Linienschiff „Kaiser" mit seinen 90 Geschützen und seiner Besatzung von fast 1000 Mann gewaltig hervorragte; von ihm aus kommandierte Kapitän Peez die zweite Abteilung. Die dritte Division wurde von sieben leichten Holzschiffen gebildet, so daß Tegetthoff mit den vier Raddampfern, welche als Avisos benutzt wurden, und unter denen vor allen die „Kaiserin Elisabeth", hervorzuheben war, über 25 Fahrzeuge gebot mit mehr als 500 Kanonen. Die Italiener dagegen zählten nicht nur mehr Schiffe, sondern auch eine ungleich bessere und schwerere Artillerie; denn zu dem Grundgeschütz derselben, dem 40pfündigen Cavalli-Geschütz, traten noch 80-, ja 150- und 300pfündige Armstrongkanonen.

Beim ersten Zusammenstoß schien Persano im Nachteil, da er im Ganzen nur 10 Panzerschiffe zur Hand hatte; denn zwei seiner gepanzerten Fahrzeuge, „Varese" und „Terribile", waren noch nicht in die Schlachtlinie gerückt, und mußten erst von Porto Comisa, dessen Beschießung ihnen übertragen worden, herbeikommen; die Holzschiffe aber unter Albini hatten ihre Aufgabe, das bei dem Landungsversuch ausgeschiffte Material wieder zurückzunehmen, noch nicht beendet. Dieses Geschwader sollte dann samt den kleinen Schiffen eine zweite Linie, gleichsam eine Reserveabteilung bilden; die Panzerschiffe in erster Reihe nahmen unterdessen die angebotene Schlacht an. Da war es denn nun in der That unerklärlich, daß Persano unmittelbar vor Beginn derselben das Admiralschiff, den prächtig geharnischten „Ré d'Italia", in Begleitung seines Generalstabschefs d'Amico verließ und sich auf das bombenfeste Turmschiff „l'Affondatore" begab. Indem er aber dasselbe auch noch hinter die Fronte zog, konnte er die

Schlacht bald nicht mehr leiten, seine Signale konnten nicht überall wahrgenommen werden, geschweige, daß er aus dieser Stellung zum zertrümmernden Schlage gegen die österreichische Flotte hervorgebrochen wäre, wie er dies später als seine ursprüngliche Absicht darstellte.

Ein unaufhörliches Donnern aus fast 1200 Geschützen, ein wildes Durcheinanderwogen, ein Fliehen und Verfolgen, so hatte die Schlacht bis in die erste Nachmittagsstunde geschwankt. Da führte Tegetthoff den entscheidenden Stoß gegen den „Ré d'Italia“. Wohl erbebte dröhnend das österreichische Admiralschiff selbst in seinen tiefsten Räumen, und ein Teil der eigenen Matrosen ward von der Gewalt des Anpralls zu Boden geworfen, hie und da drang sogar Wasser ein, so daß es zweifelhaft ward, ob man den Kampf werde fortsetzen können, allein es bedurfte dessen nicht mehr. Denn gleichzeitig klaffte in dem feindlichen Schiffe ein Leck von nicht weniger als 40 Quadratmeter. Wer aber beschreibt den Graus der nun folgenden Scenen! Während das stolze italienische Fahrzeug alsbald zu sinken begann, während Hülferufe und Kommandos durcheinander schallten, beide wiederum übertönt vom Krachen des Gewehrfeuers, stürmte ein Teil der Mannschaft nach der Flagge, sie zu streichen, wogegen ein anderer sich verzweifelt aus den Marsen und vom Deck verteidigte, bis plötzlich das Wasser über Bord stieg und unmittelbar darauf dem hinabsinkenden Kiele nachrauschte. Es war ein tragischer Anblick. Und wahrhaft markerschütternd erklang nun das Geschrei der Hunderte von Ertrinkenden und Ringenden, die plötzlich auf der Oberfläche des Meeres auftauchten. Sie riefen und rangen umsonst. Wohl hatte der wackere Tegetthoff ungesäumt das einzige Boot, das man an Bord hatte, herablassen wollen, wohl war auch der flinke Raddampfer „Elisabeth“ herangeflogen, um zu retten; doch die Italiener, die ihre Angriffe sogleich wieder aufnahmen, brausten mit ihren eigenen Eisenkolossen über die bejammernswürdigen Opfer dahin; die Elisabeth mußte zurückgehen, das Boot konnte nicht ausgesetzt werden.

Das Geschick der Schlacht vermochte kein Angriff mehr zu wenden. Im wildesten Durcheinander, das sich nur dem Kampfgemenge aufgelöster Reiterschwärme vergleichen ließ, drang Schiff gegen Schiff; vernichtend stießen und rannten die Österreicher Alles nieder, was blaue Farbe (die der italienischen Flotte) zeigte. Als endlich gegen 2 Uhr feindlicherseits auch der „Palestro“ Feuer fing und bald darauf unter furchtbarer Explosion in die Luft flog, war die Schlacht zu Ende. Tegetthoff hatte Lissa entsetzt, Persano aber segelte, obschon die Holzschiffe noch kaum in dem Kampfe gewesen, obschon auch Contreadmiral Vacca die Panzerschiffe noch einmal vorzuführen die Absicht hatte, auf seinem Monitor l'Affondatore weiter und weiter zurück und zog auch die übrige Flotte endlich nach. Nach Ancona, woher sie gekommen, wendete sie zurück; und noch bis zur Abenddämmerung zeichneten sich die einzelnen Schiffe am Horizonte ab. Tegetthoff dagegen steuerte nach Lissa, wo, Dank seinem Heldenmut, die schwarzgelben Fahnen noch wehten. Hier begrub er seine Toten, so daß zu den noch sichtbaren Gräbern der vor einem halben Jahrhundert hier

gefallenen Engländer neue kamen; damals im Jahre 1811 hatten die Engländer die mit der französischen vereinigte, italienische Flotte bei Lissa geschlagen.

Der Verlust der Österreicher an Mannschaft stand übrigens in keinem Verhältnis zu dem wahrhaft glänzenden Erfolge; man zählte 33 Tote, 124 Verwundete. Auf der italienischen Flotte dagegen hatte man fast 900 Mann verloren und zwei herrliche Schiffe. Ja im Hafen von Ancona sank noch der „Affondatore", der in der Schlacht gegen Aller Erwarten nur wenig oder nichts gethan und, wie man allgemein annahm, auch kaum Bemerkenswertes gelitten hatte. Was brachte ihn zum Sinken? — fragte man mißtrauisch oder doch kopfschüttelnd allüberall in Italien. Freilich nicht alsogleich, denn zunächst war ja dem italienischen Volke ein großer Sieg verkündet worden. Da hieß es, das stolze österreichische Linienschiff Kaiser sei gesunken, und ein anderes österreichisches Fahrzeug hatte man auffliegen sehen; in Mailand und Florenz, in Genua und Neapel prangten Fahnenschmuck und Lichterglanz. Doch nur zu bald folgte die Enttäuschung, und nun kehrte sich Verachtung und leidenschaftliche Wut gegen Persano. Das Landheer hatte sich von einer Minderzahl schlagen lassen, und die Flotte hatte in noch bitterer Weise die Zuversicht des Volkes betrogen. Die Überlegenheit der Italiener an Schiffen und Geschützen war, wie Tegetthoff in seinem Escadrebefehl vom 21. Juli sagte, durch die Tüchtigkeit österreichischer Seeleute aufgewogen worden, nicht minder aber auch, wie man hinzufügen möchte, durch die meisterhafte Führung, welche diesen von ihrem Admiral geworden war.

Amerikanische Palmen.

Mit einer Abbildung der Kohlpalme.

Die Palmen verleihen den tropischen Gegenden ihren eigentümlichen Charakter und machen auf jeden neuen Ankömmling in warmen Ländern, selbst auf den für Naturschönheit völlig Gleichgültigen, einen überraschenden Eindruck durch ihre graziösen Formen, die schlanken, gerade aufsteigenden Stämme, die prachtvollen Wedelkronen, die seltsame Gestaltung und üppige Fülle ihrer Blüten und Fruchtrispen, und geben einer Landschaft den Stempel des Außergewöhnlichen durch den strengen Contrast, in welchem sie zu allen anderen sie umgebenden Pflanzenformen stehen.

Die große Aufmerksamkeit eines jeden Seereisenden wird stets dem Erblicken der Küste des fremden Landes gewidmet, und das tropische Süd-Amerika bietet dem seinen Küsten sich Nahenden das erste Bild der üppigen Palmenwelt in der von Menschenhand angepflanzten Cocos nucifera.

Vorn wogt das klare, durchsichtige Meer in den prachtvollsten, hellgrünen und karminroten Farben, je nachdem es über unergründliche Tiefen oder wunderlich geformte Korallenfelsen flutet, der lang sich dahin ziehenden, von der Sonne blendend weiß beleuchteten, sandigen Küste zu. Immer höher und höher rollen die Wellen, je näher sie dieser kommen, ihre Färbung geht durch die Vermischung mit dem sandigen Grund in leuchtendes Gelb über, und hoch empor

spritzt der weiße Gischt der Brandung an einzelnen aus dem Wasser sich erhebenden Madreporenfelsen (Korallen), während lange Wellenflächen mit schnell zusammensinkenden, weißen Kanten an den flachen Stellen weit hin über den Sand sich werfen und dann plötzlich zurückgleiten, um ihr voriges Spiel bald zu wiederholen. Tausende weißer Säulen ziehen sich auf dem weißgelben Sandufer dahin, und auf ihnen bewegen sich hin und her, vom sanften Lufthauch zitternd, die langen, gelbgrünen Wedel der Cocospalmen als Carniese dieser mächtigen Colonnade. Glitzernd und flimmernd fahren die Reflexe der Sonnenstrahlen in den schaukelnden Palmenkronen auf und ab und huschen, je nachdem die Prise sie treibt, von einem Wedel zum andern, das Auge des verwunderten Beschauers durch ihre Stärke blendend. Schneeweiß leuchtende Blütenbüschel strecken ihre Arme unter den dichten Wedeln der Palmen in die Höhe, und unreife, zartgrüne wie reife, gelbbraune Früchte hängen in Fülle an jeder der untersten Fruchtrispen herab.

Die grauweißen Stämme stehen beisammen, teils gerade emporsteigend, teils vom Seewinde und der Last der schweren Blätterkrone gekrümmt; die starken Blattstiele mit ihren langen starren Fiederblättern geben den 5—6 Meter langen gelblichen Wedeln den Anschein von Steifheit; braunrote, halb vertrocknete Blätter hängen an den Stämmen herab. Ihre Wurzeln bilden an der Oberfläche des Bodens ein dichtes Gewebe und ziehen weit um den Stamm umher, keine andere Pflanze auf ihrem Terrain aufkommen lassend; nur junge Cocospalmen, mit unten bauchig geschwollenem Stamme und herrlichen gekrümmten Wedeln, die in Spiralen den Stamm umstehen, bilden den Untergrund der Gruppe. In dem Haine liegen hier und da zerstreut die Hütten der Neger und Farbigen, deren bunte, halbnackte Bevölkerung, in ihrer Hauptbeschäftigung als Müßiggänger, eine interessante Staffage zu dem reizenden Bilde abgibt. Über den Nutzen der Cocospalme ist bereits vielfach berichtet worden.

An 25 Meter hoch erhebt sich der dicke, weiße Stamm der Mapora am Rio Yaracui, auf ihm steht ein glänzend grüner, langer Auffatz, durch die Basis der Blattstiele gebildet, und daraus strecken sich nach allen Seiten die langen, an der Spitze herabnickenden, federbuschartigen Wedel hervor, die beim geringsten Luftzuge flatternd hin und her fahren. Weit über den sie umgebenden Urwald ragen die luftigen, hellgrünen Palmenkronen hinaus; dicke, kurze, schneeweiße Blütenrispen strecken in halb aufgerichteter Stellung unterhalb des grünen Aufsatzes sich hervor und bilden mit den unerschlossenen Blütenhüllen, welken Fruchtrispen und vertrockneten Blättern einen seltsamen Kranz um den Stamm.

Hohes, fächerblätteriges Rohr (Gynerium Saccharoides) und langwedelige Strauchfarnkräuter (Phegopteris) verhüllen dicht den untern Teil der dicken Palmstämme und der Fluß rauscht eilig daran vorbei, als wolle er der erstickenden Atmosphäre, die hier herrscht, so schnell als möglich sich entziehen.

Plumpe Alligatoren, die mit aus dem Wasser herausgestreckten, schnauzenähnlichen Köpfen in demselben umherschwimmen, oder an den schlammigen Ufern träge ausgestreckt liegen, und rotbraune Heulaffen (Mycetes ursinus), die neu-

gierig von den Ästen der Uferwaldung hervorschauen, bilden die Staffage des Gemäldes.

Versetzen wir uns nach dem Caño Imataca, einer der größten Ausmündungen des Orinoco. Es ist früh am Morgen. Dichter grauer Nebel bedeckt noch den Orinoco und läßt uns nicht die geringste Spur vom Ufer erblicken, und nur aus den verschiedenen Tierstimmen, die durch den Nebel zu uns bringen, überzeugen wir uns von der Nähe des dichten Urwaldes, der an den Mündungen des Orinoco sich dahinzieht. Der Nebel nimmt eine mehr und mehr weiße Farbe an und beginnt, von dem Flusse sich zu scheiden; er hebt sich allmählich höher und höher, ein lang sich dahinziehendes, hell von der Sonne erleuchtetes, grünes Band, von großen Blättern, Stämmen und Wurzeln gebildet, an welchem der Strom dahinrauscht, wird sichtbar.

Vor uns liegt in ruhiger Majestät ein üppiges Bild tropischer Pflanzenwelt. Große Riesenwurzeln, mit ihren gespenstischen Armen nach allen Seiten um sich greifend, graue, ungeheure Stämme von seltsamen Formen, halb in den Fluß gestürzte Bäume, aus dem Wasser hervorragende, stachlige Palmenkronen, auf dem Wasser schwimmende, runde Blätter großer Nymphäen, azurblaue Blütenrispen anderer Wasserpflanzen, alles dies verwoben von Guirlanden schönblätteriger Schlingpflanzen, bildet den Untergrund des Urwaldes an der Orinoco-Mündung.

Daraus hervor erheben sich die gerade aufsteigenden, braunen, von alten verdorrten Blattstielen starrenden Stämme der Mützenpalme, mit der dichten Krone 5 Meter langer ungeteilter Riesenblätter, deren jüngste Wedel, aus dem Dunkel des Urwaldes von den Sonnenstrahlen getroffen, in goldener Farbenpracht erglänzen, während andere im düsteren Schatten mit einem bronzeroten Hauche übergossen sind; lange, zugespitzte, in braune Hüllen geschlossene Blütenrispen und Kolben runder, höckeriger Früchte schauen zwischen den Blattstielen hervor. Es ist wie von der Natur so eingerichtet, daß der unschöne Stamm meist durch dichtes Gebüsch verborgen ist und nur die prächtige Blattkrone aus demselben hervorragt, da die Palme die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen nicht vertragen kann, und deßhalb stets in dichtem, hohen Urwalde des Ufers steht, von dessen grünem Laubgewölbe sie beschattet wird, während ihr Fuß durch die im Schlamme üppig wuchernden Blätter der Scitamineen, Aroideen und Crinumarten verdeckt ist. Vom Ufer aus sind, um passieren zu können, Stangen in doppelter oder dreifacher Reihe gelegt, da durch den Schlammboden niemand sich hindurcharbeiten kann, sondern tief in denselben einsinkt, so daß diese Stangen den allein zugänglichen Weg darin bilden.

Die Staffage des Bildes sind nackte, rotbraune Guaraunos-Indianer, an einem sumpfigen Teiche des Palmenwaldes beschäftigt, mit zugespitzten Stöcken nach den darin sich windenden, elektrischen Aalen zu werfen, um sie zur Mahlzeit zu benutzen.

Die Wedel der Palme sind als Hausbedachung sehr zweckmäßig und in Venezuela wie britisch Guayana ein gesuchter Handelsartikel; die faserige, netz-

artige Blütenscheide wird von den Guaraunos und Farbigen dortiger Gegenden, etwas auseinander gezogen, als Kopfbedeckung benutzt und ähnelt völlig einer Zipfelmütze. Sie ist sehr häufig am Orinoco, Pomeroon, Essequibo, Demerara &c.

Die Kohlpalme (Euterpe oloracae), am Orinoco „Manicola“, in britisch Guayana „Manicol“ oder »small cabbage tree«, am Amazonas „Assahy“ genannt, wächst an ähnlichen sumpfigen Stellen als die Manicaria und tritt sehr oft gemeinschaftlich mit dieser auf, wodurch ein schöner Contrast der fein gefiederten Wedel ersterer mit den ungeteilten Blättern der letzteren entsteht.

Herrliche Wäldchen dieser Palme stehen an den Ufern des Pomeroon, eines Küstenflusses in britisch Guayana; der weiße Schaft erhebt sich 8—12 Meter über das niedrige Ufer, weißgelbe Blüten- und dunkelblaue Fruchtrispen ragen unter dem glatten, grünen Aufsatze hervor und über demselben wölbt sich die breit gefiederte, glänzende, hellgrüne Blätterkrone.

Die Kohlpalme, Palmito, hat einen schlanken, an 40 Meter hohen, unter der Blätterkrone angeschwollenen Stamm und 3¹/₂ Meter lange Blätter. Die jüngsten, noch aufgerollten Blattanlagen, das sogenannte Herz der Gipfelknospe, liefert den Palmkohl. Der zuckerähnliche, ölige Saft, den dies Gewebe enthält, gibt ihm einen Geschmack wie die Kerne von Nüssen. Durch Kochen wird der Palmkohl weich, dem Spargel ähnlich oder den jüngsten Kohlblättern. So abgekocht mit verschiedenen Säuren oder Essig und Öl genossen, ist der Palmkohl allerdings ein gutes und wohlschmeckendes Gemüse, das sich jedoch wenig zum allgemeinen Gebrauche eignet, denn wenn es auch selbst für Indianer beschwerlich ist, die Palmen zu erklettern oder zu fällen und das Herz derselben auszuschneiden, so liefert doch jeder Baum nur eine geringe Menge, etwa ein Pfund eßbarer Substanz. Von Mitleid mit dem Leben des schönen und nicht sehr häufigen Baumes ist bei Indianern nicht die Rede. Trotz der großen Härte der Außenseite des schlanken Stammes, der sich nach dem Gipfel zu verjüngt, ist es doch leicht, denselben in dünne Latten zu spalten, die unter dem Namen Palmenrippen oder Palmiten als Sparren beim Decken der Wohnungen oder auch zu Pfählen gebraucht werden. Der Baum führt deshalb auch den Namen Pallisadenpalme. Die in einer verästelten Rispe stehenden zahlreichen Früchte liefern ein beliebtes Getränk, das täglich in den Straßen von Para von Negerinnen oder Indianerinnen, welche dasselbe in kleinen, irdenen Töpfen auf dem Kopfe tragen, zum Verkaufe ausgerufen wird. In der Umgegend dieser Handelsstadt ist die Kohlpalme häufig, ja man sieht sie, meist in Gesellschaft von Cecropien, auch in den Straßen von Para.

Eine unter den Palmen lagernde Gruppe Arawak-Indianer, die Bewohner der Küstenwaldungen, ist beschäftigt, ihre Toilette zu machen und ihre nackten Körper mit den allernötigsten Kleidern zu versehen, um sich in den am Ufer liegenden Rindenkähnen nach der nächsten Mission zu begeben.

Aus den blauen, Weinbeeren ähnlichen Früchten wird am Amazonas durch starkes Kochen ein rötliches, weinartiges, kühlendes Getränk bereitet, das in den Straßen von Para unter dem Namen „Assahy“ feilgeboten wird.



1882. Die Kohlpalme. 21

Verschiedene Arten des Astrocarpum kommen an den Flüssen des Innern von britisch Guayana in dicht stehenden Gebüschen vor und bilden oft für lange Strecken die fast alleinige Ufervegetation. Sie haben die Eigentümlichkeit, daß mehrere, oft 10—12 der überaus stachligen Stämme aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entspringen, die für Menschen und größere Tiere undurchdringliche Gebüsche bilden, indem sie außerdem mit dem brennenden Schneidegrase, der lästigen Scleria Flagellum, dicht behängt sind.

Ihre Erscheinung, die auf den Pflanzencharakter dieser Gegenden von großem Einfluß, ist für den Reisenden nicht sehr erfreulich; der graue, über und über mit langen Stacheln besetzte Stamm, der dem im Boot dahin Fahrenden oft sehr hindernd in den Weg tritt, sowie die graugrünen, kurzen, steifen Wedel bieten dem Auge sehr wenig Schönes und eine ungemeine Monotonie herrscht in dem so zahlreichen Auftreten dieser Palme, die keineswegs durch die drückende Hitze, die der Beschauer außerdem zu erdulden hat, gemildert wird.

Eine Astrocarpumart, welche die endlosen Savannen des Innern von Guayana charakterisiert, ist Astrocarpum Tucuma. Sie ziert mit ihren langen, federbuschartigen, mit feinen Fiederblättchen besetzten Wedeln, die dem leisesten Luftzuge nachgeben, die Ränder der in den Grassteppen gleich Oasen liegenden Wäldchen; das herrliche, frische Grün ihrer Blattkrone, die weißen, stachligen, in der Mitte dick aufgeschwollenen Stämme und die unentwickelten, in die Höhe starrenden, braunen Blütenkolben bilden in ihrem Farbenschmuck einen schroffen Gegensatz zu dem einförmigen Grün dieser Wäldchen und dem schwarzen Colorit der durch die Indianer abgebrannten Savane.

Kegelförmige, 3½ Meter hohe Termitenhaufen, Indianerhütten ähnlich, stehen in Menge umher und rotbemalte Macuschi-Indianer, mit buntfarbigem Federschmuck auf dem Kopfe und Bogen und Pfeilen in der Hand, lauern, hinter diese geduckt, auf den arglos herannahenden Savanenhirsch. Die jungen unentwickelten, gelbweißen Bläter der Palme werden von den Indianern zu Flechtarbeiten für Körbe, Matten u. s. w. benutzt, ihre olivengrünen, runden Früchte aber nur in Notfällen gegessen.

Zwischen dem Rupununi und Takutú, in der Nähe des Flusses Sawaraauru, im Dickicht, stehen Gebüsche der seltsamen Elaeis melanococca. Ihr dicker Stamm gleicht dem einer Zamia und erhebt sich nur wenige Fuß über dem Boden; ihre zahlreichen, 5—6 Meter langen und sehr breiten Wedel bilden eine schön gewölbte Krone, von starken, halbbedornten Blattstielen getragen, an deren Basis die dicken Fruchtkolben mit dicht gedrängt sitzenden, eckigen, roten Früchten besetzt, auf kurzem, dicken Stiele stehen. Weiber und Mädchen der Atorahi-Indianer sind bei den Palmen beschäftigt, die wohlschmeckenden Früchte zu sammeln, von denen ein Absud bereitet wird, der ein Lieblingsgetränk der meisten Eingebornen ist.

In den Niederlassungen der Accaway-Indianer am oberen Demerara wie in den Dörfern der Farbigen am unteren Essequibo findet sich um die Hütten eine Art Palmen angepflanzt, die bei oberflächlicher Beschauung nichts Eigentüm-

liches in ihrem Habitus darbietet, sich aber dennoch von anderen ihrer Familie bedeutend unterscheidet. Es ist dies die Guilielma speciosa, von den Eingebornen „Parapi“ genannt. Mit ihrem schlanken, stachligen, braungrünen Schafte überragt sie weit die einfachen, niedrigen Hütten der Indianer; in spiralförmiger Stellung breiten sich die lebhaft grünen, mit breiten an dem Ende wie abgebissen erscheinenden, breiten Fiederblättern besetzten, langen Wedel aus, deren Blattstiele mit dichten Stacheln bewehrt sind, unter denen die vollen Fruchttrauben mit ihren roten und grünen, ovalen Früchten herabhängen.

Einen prächtigen Anblick gewährt diese schöne Palme, wenn sie aus der üppigen Fülle der kolossalen, seidenartig glänzenden Blätter der Bananen, der dichten ausgezackten Blätterkrone der Papayas, den langen, hellgrünen, schilfartigen Blättern des Zuckerrohrs, den großen, schildförmigen Blättern bunter Caladien, graugrüner mit orangegelben Fruchtkolben gezierter Ananas, welche die Hütten der Indianer umstehen, in stolzer Majestät sich erhebt, und ein überraschendes Bild von der Üppigkeit tropischer Vegetation gibt.

In dem Gebüsch tummeln sich indianische Buben umher, mit kleinen Bogen und Pfeilen nach prachtvoll grün und ultramarinblauen Ameiva-Eidechsen schießend, um die Jagdbeute als Beweis ihrer Geübtheit mit Stolz ihren Eltern überbringen zu können.

Der roten, Samenkerne enthaltenden Früchte sind an einer Spadix sehr wenige, selten über 20—30, während diese einige Hundert der samenlosen Früchte trägt, die gekocht sehr wohlschmeckend und mehlreich, gleich Kastanien sind und bei den Eingeborenen als Leckerbissen gelten.

Dünne, eisengraue Stämme der Copernicia tectorum der Llanos, in der Höhe von 10—14 Metern stehen zu mehreren Hunderttausenden bei einander, überwölbt von der runden Krone hunderter großer, graugrüner, starrer Fächerwedel. Die dünnen, stachligen Blattstiele tragen die zierlichen, fein gespitzten Fächer in graziöser Weise, und der Wind, der in ihnen spielt, läßt die steifen Wedel unter eigentümlichem Geräusch hin und her fahren. Die wenig in die Augen fallenden Blüten- und Fruchtrispen, letztere mit dunkelgrünen, runden, getrockneten, Kaffeebeeren ähnlichen Früchten, hängen aus der Basis der Blattstiele herab.

Nur vereinzelt stehen niedrige Büsche von Rhopala, krüppelhafte Inga Saman und dornige Mimosen unter dem wenig Schatten gebenden, ungeheuren Gewölbe der Fächerwedel, und in zitternder Glutferne ziehen sich die mit dürrem Gras einzig und allein bedeckten Llanos dahin, bis sie in dem duftigen Streifen verschwinden, der Himmel und Erde gleichsam verbindet. Herden von abgemagertem Rindvieh, untermischt mit zierlichen Rehen, liegen im Vordergrunde umher, und zahlreiche gelbbraune Bartvögel und schwarze Ani sind, auf dem Rücken der Tiere sitzend, geschäftig, dieselben von den zahlreichen Zecken (Ixodes) zu befreien.

Den Hauptnutzen bietet diese Palme, wie bereits angeführt, in dem sehr harten, Wind und Wetter widerstehendem Holze ihres Stammes, das für Pfosten,

Einzäunungen fürs Vieh ꝛc. ungemein brauchbar ist; von den jungen, noch unentfalteten Wedeln werden sehr dauerhafte Hüte geflochten.

Die in den Llanos von Venezuela, den Savanen von Guayana und den Campos des nördlichen Brasiliens eigentümlichste Palme ist jedenfalls die Mauritia flexuosa. Meilenweit entlang den feuchten Ufern, stets Wasser enthaltenden kleinen Flüssen oder Sümpfen ziehen sich diese Palmen hin, und mildern ungemein den diesen Grassteppen eigentümlichen, öden, traurigen Charakter.

In dem Sumpfe umher spazieren gravitätisch weiße Riesenstörche, der mit nacktem, schwarzen Kopfe und Halse und scharlachrotem Halsring gezierte Taráramu (Mycteria americana), wie der ihm an Größe wenig nachstehende, ähnliche Wakriang (Ciconia Maguari) und blaue, gelbbrüstige Ararauna (Macrocercus Ararauna), sowie blaugrüne Macavuana (Conurus Macavuana) sitzen in Menge in den Kronen der Palmen, ihre Lieblingsnahrung, die reifen Mauritiafrüchte, verzehrend.

Hier ist eben auch der Aufenthalt der großen, an 5 Meter langen Boa murina, die träge, lang ausgestreckt am Wasserrande liegt und auf kleinere Säugetiere, die der Durst von der dürren Savane hierher treibt, Jagd macht, im Notfalle aber auch mit großen Fröschen, Kröten und Eidechsen vorlieb nimmt.

Das Erdreich ringsumher besteht aus Schlamm, große Flächen desselben befinden sich völlig unter Wasser, und der den Wald Passierende läuft Gefahr, im Sumpfe stecken zu bleiben, und im Falle er, oft bis an die Hüften einsinkend, glücklich denselben durchwatet, seine Beine von dem rotbraunen Sumpfe total gefärbt zu finden und sicher zu sein, wenn er dieses Pigment nicht sofort in reinem Wasser abwaschen kann, von einem heftig juckenden Ausschlage und Anschwellungen der Beine tagelang geplagt zu werden. Wie die Cocospalme den Bewohnern der Südsee, so ist die Mauritiapalme den Indianern der Küste wie des Inneren von Guayana der nützlichste Baum.

Heilige Pflanzen.

Die Verehrung und Heilighaltung einzelner Pflanzen finden wir in Europas alter Zeit, namentlich bei den Germanen, Galliern, den Ureinwohnern Großbritanniens und den Scandinaviern; in größerem Maßstab treffen wir jedoch noch heute auf diese Verehrung bei den Persern und namentlich bei den Indiern Asiens und in Polynesien, so weit dort die Herrschaft des Brahmanentums reicht.

Für sämtliche heidnische Stämme Europas war die Eiche, so weit sie vorkommt, der heiligste Baum; denn nicht nur daß sie an sich der Gottheit geweiht war, waren es allein Eichenhaine, die man der höchsten Gottheit zu Wohnsitzen auf Erden anwies. In diesem Heiligtum wohnten neben der Gottheit nur ihre Priester, und der Laie, der es durch seinen Fuß entweihte, war dem Tod verfallen.

Neben diesem noch heutigen Symbol nordischer Kraft und Redlichkeit war es die Mistel, die namentlich in England, Scandinavien und auch in Deutschland und in Gallien, hier aber nur einen zweiten Rang der Verehrung genoß. Gerade diese Pflanze zu einem solchen Behufe auszuwählen, hiezu bewog wahrscheinlich die Eigentümlichkeit ihres Wachstums, wie auch ihrer sonstigen Erscheinung, indem sie nur in den Kronen der Bäume ihren Wohnsitz aufschlägt; Stengel und Blätter an ihr haben eine gelblich olivenartige Färbung. Sie war den damaligen Völkern heilig, jedoch nur so lange als keiner ihrer Teile die Erde berührte. Dies zu vermeiden, bestiegen die Druiden in ihrem vollen Amtsornat und mit einer goldenen Sichel bewaffnet, den Baum, auf welchem Misteln wuchsen, und schnitten sie mit jener Sichel dicht über dem Stamm ab. Besonders Bevorzugte standen unterdeß unter dem Baum und hielten ein weißes Tuch ausgebreitet, womit sie die herabfallende Pflanze auffingen. Zunächst wurde sie dann zu gottesdienstlichen Handlungen gebraucht, gelangte aber später in einzelnen Zweigen unter das Volk, welches diese Zweige als Zaubermittel wohl aufbewahrte.

Das Christentum hat nicht verhindern können, daß dieses Stück Heidentum sich unter dem niederen Volke, namentlich in England, bis auf unsere Zeiten erhalten hat, und gewisse Gebräuche verraten noch jetzt ihren Ursprung, sich durch Berührung mit der Mistel vor Zauberei und Krankheit zu schützen.

Die im südlichen Asien, auf Ceylon u. s. w. am allgemeinsten verehrte Pflanze ist die heilige Feige (Ficus religiosa L.). Wahrscheinlich ist es ebenfalls ihr Wachstum, das sie auf die oberste Stelle der vielen heiligen Pflanzen Indiens erhoben und dem Vischnu geheiligt hat, indem ihre, über die Erde ragende Wurzel Äste aussendet, die, wieder in die Erde gelangend, neue Stämme treiben. Die Verletzung dieser Feige ist ein Verbrechen; dagegen erwirbt ihre Pflege den Himmel in einer ausgezeichneten Weise. Die religiöse Scheu vor diesem Baume hat sich ebenfalls zum Teil bei den dortigen Christen erhalten, indem noch heute dieselben an einem solchen Baume nicht vorübergehen ohne ihre Kopfbedeckung zu lüften. Eben darum nennen ihn aber die nichteingebornen Christen den Teufelsbaum.

Vielleicht einen gleichen Rang, wenigstens in der Vergangenheit, nahm die Lotosblume ein, und liegt in ihr der bedeutendste Teil Poesie der Hindureligion, indem sich auf ihr während der großen Flut Schiwa niederließ, der allein Überlebende, später alles Erzeugende. Sie ist noch heute eine in dieser Beziehung sehr bedeutsame Pflanze, und mit ihr und ihren Abbildungen oder Sculpturen werden alle religiösen Gegenstände, namentlich Bilder, Stempel und Säulen geschmückt. Auch die alten Ägypter widmeten dieser Pflanze religiöse Verehrung.

Eine bei fast allen orientalischen Völkerschaften, selbst den Muhammedanern, und namentlich den Persern heilige Pflanze ist die Ceder. In gewissem Grade kann man dies selbst von den christlichen Völkerschaften sagen, denn auch bei diesen gilt sie als ein besonderes Symbol der Trauer, und mit ihr wurden vorzugsweise gern die Gräber auf den Kirchhöfen geschmückt. Einen besonderen

Wert legen indeß die Muhammedaner in dieser Beziehung auf sie und lassen ihr eine ungewöhnliche Pflege auf den Friedhöfen angedeihen, auf denen man Patriarchenstämme von mehreren Jahrhunderten antrifft.

Eine andere Bedeutung hat die Cypresse für die Parsen oder Feueranbeter, die in ihr das Symbol des hochaufsteigenden, nie versiegenden Feuers erkennen. Deshalb findet man sie als äußeren Schmuck ihrer Tempel, und nur den Herrschern gebührt es, den heiligen Baum auf ihren Gräbern zu haben. Als Symbol des Feuers tritt übrigens die Cypresse bei allen älteren, südlicheren Völkern auf, und die Scheiterhaufen, auf denen sie ihre bevorzugten Toten, namentlich die Priester, verbrannten, wurden aus Cypressenholz aufgebaut.

Es ist beinahe auffallend, daß man unter allen jenen Pflanzen, die dem Menschen seit Jahrtausenden Nahrung oder seinem Gaumen Genuß geben, nicht eine findet, der man eine wahrhaft religiöse Verehrung erwiesen hat. So ist es mit der Cocospalme, der Feige, Dattel, dem Brodfruchtbaum, der Rebe u. s. w. Sie alle mit Einschluß der Cerealien werden und wurden zwar von jeher hochgeschätzt, niemals aber einer göttlichen Verehrung würdig gefunden.

Die Steinkohlen.

Wohl ist der Diamant der allerkostbarste Stein; denn er ist so rein und weiß wie das Sonnenlicht selber, dazu härter als das härteste Stahl, und wenn man ihn zum Brillanten schleift, ist er wie das Tauträpflein, in welchem die Sonne sich spiegelt, selber eine Sonne im Kleinen.

Viel gemeiner ist der schwarze Diamant, der aller Orten mit den Menschen verkehrt, ihnen Licht und Wärme, Arbeit und Nahrung gibt, der die Menschen mit Windeseile über Länder und Meere führt und in allen Weltteilen zu vielen tausend Zentnern aus der Erde gegraben wird: die Steinkohle. Der Diamant ist eine Kohle, welche in der geheimnisvollen Werkstatt der Natur zu Krystall gebildet ist; die Steinkohle ist nicht minder ein Edelstein, der Schatz des arbeitenden Volkes.

In einer Zeit, wo die reichsten Wälder zum Teil mit frevelndem Übermute vernichtet sind, wo der Bau von Schiffen, Eisenbahnen und Fabriken alljährlich Millionen von Bäumen verschlingt, erschließt der Schoß der Erde unermeßliche Wälder, welche vor vielen tausend Jahren, als noch kein menschlicher Fuß auf Erden wandelte, untergegangen sind. Was jetzt als Farrenkraut, Schachtelhalm und Bärlapp wächst, gedieh in jener Urzeit auf unserm Planeten zum Teil zu riesigen Bäumen. Dieses Riesengeschlecht von Pflanzen ward durch Stürme gebrochen und durch die Wogen des Meeres unter Schlamm und Schutt begraben. Durch den Druck von oben und die Wärme von unten wurden diese mächtigen Holzmassen im Laufe der Jahrtausende zu Braunkohlen und abermals nach Jahrtausenden zu Steinkohlen. So wächst noch heute auf feuchtem Moorgrund durch allmähliches Absterben der Moosdecke jener kohlenartige, brennbare

Stoff, den wir Torf nennen. Je älter der Torf wird, desto schwärzer wird er, und wegen des Drucks der immer neu sich bildenden Schichten auch immer dichter.

An vielen Steinkohlen, welche dem bloßen Auge nur wie ein dichter, glänzender Stein erschienen, hat das Mikroskop noch den zelligen Bau der Pflanzen entdeckt, und hier und da lagert in der schwarzen Masse noch ein deutlich zu erkennender Baumstamm, und besonders häufig finden sich Blätter wie vom Farrenkraute. Die Lager der Steinkohlen sind gewöhnlich gegen 1 Meter mächtig, zuweilen jedoch bis 10 Meter stark. In Amerika bei Santa Fe de Bogota finden sich Steinkohlenlager, welche 2282 Meter über dem Meeresspiegel liegen, in England bei Whitehaven gräbt man sie 85 Meter unter dem Meeresspiegel. Die Beschaffenheit der Steinkohle ist sehr verschieden, je nachdem Schwefel und andere Mineralien ihr beigemischt sind, oder der Kohlenstoff möglichst rein vorhanden ist. Die Glanzkohle ist die beste; sie ist von sehr festem Kern, hat metallischen Glanz, einen würflichten Bruch und besitzt eine solche Härte, daß man sie schleifen und polieren kann, wie den Diamant. Zwölf Pfund vom härtesten Buchenholz geben kaum so viel Hitze, als sieben Pfund der guten Steinkohle. Im Feuer fließt sie zu einer Art Kuchen zusammen und läßt wenig Asche und Schlacke zurück, da hingegen die minder gute Schieferkohle mit einer lodernden Flamme leicht verbrennt und viel Asche und Schlacken zurückläßt.

Um den flammenden Wasserstoff und den übelriechenden Schwefel ganz aus der Steinkohle zu entfernen, verkohlt man sie noch einmal, d. h. man verbrennt sie ohne Zutritt der Luft, wie das Holz im Meilerhaufen zu Kohlen verbrannt wird. So gewinnt man die Kochkohlen (Coaks — Koks), die im kleinsten Raum den meisten Wärmestoff bergen. Diese Kohle ist es besonders, welche den Schiffen und Wagen Flügel gibt, in den Fabriken arbeitet, Herd und Wohnstube erwärmt und die Steinkohle selber aus der dunklen Tiefe hervorholt. Die Kraft des erfinderischen Menschengeistes hat aber auch den rußigen und schmutzigen Rauch der Steinkohle benutzt, welcher eine Menge von Öl und Leuchtgas in sich birgt. Aus den eisernen Röhren, in welchen man den Rauch gefangen hält, fließt der dicke, schwere Teer, und es strömt auch das leichtluftige Gas heraus, das in reinster, hellster Flamme die Nächte auf Erden erleuchtet. In den Straßenlaternen, in den niedrigen Zimmern des Arbeiters, in den Sälen der Fabriken und in den Prunkgemächern der Paläste erglänzen die Gasflammen und machen die Nacht zum Tag. So gleichen die schwarzen Diamanten noch mehr der Sonne als die weißen, denn sie geben zugleich Licht und Wärme. Aber die Menschen verkennen oft ihre besten Freunde und achten sie gering. So ist auch das schwarze Gold, welches im Bunde mit dem Eisen für den thatkräftigen Engländer das Mittel geworden ist, mit welchem er die erkämpfte Weltherrschaft fort und fort behauptet, anfänglich schnöde von ihm behandelt worden. Um das Jahr 1316 wurden die ersten Steinkohlenblöcke von Newcastle nach London gebracht und waren den Schmieden und Brauern als wohlfeiler Brennstoff sehr willkommen. Aber ihr dicker, schwarzer Rauch veranlaßte sogar eine Bittschrift des Parlaments an den König Eduard II., worin er ge-

beten wurde, den Gebrauch dieses pestilenzialischen Brennstoffes zu verbieten, wenn er den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinen Antlitzes, die Annehmlichkeit weißer Wäsche schützen und nicht haben wolle, daß seine loyalen Unterthanen ersticken sollten. Der König verbot den Gebrauch dieser lästigen und ungesunden Substanz. Aber Geldstrafen und selbst das Zerstören der Herde und Öfen konnte nicht hindern, daß man die wohlfeilen Steinkohlen bezog und gebrauchte.

Endlich hörte der Widerstand auf, als man sich überzeugte, daß niemand von den Steinkohlen erstickte oder vergiftet wurde, und die Erlaubnis zur Einfuhr der Kohlen für die Londoner Stadtkasse so gewinnreich wurde, daß dieselbe ums Jahr 1613 50,000 Pfund Sterling jährlich bezog; erst 1830 wurden die lästigsten auf den Steinkohlen ruhenden Abgaben aufgehoben, und erst von da an konnte der nützliche Brennstoff seinen Segen entfalten.

Im Jahre 1845 betrug die Ausbeute in England 690,000,000 Zentner. Welch ein Reichtum ruhet in der Erde! Und je tiefer man gräbt, desto unerschöpflicher scheint der Vorrat zu werden. Kein Volk hat wie das englische gerungen mit bösen Wettern und den rauschenden Wassern der Tiefe, und keines diese Dämonen der Erde so kräftig durch Maschinen bezwungen. Man muß erstaunen über die Kühnheit, mit welcher der Engländer seine Werke anlegt, und über die Raschheit, mit welcher er sie ausführt. Das Steinkohlenbergwerk bei Newcastle in Northumberland ist eins der größten Wunderwerke des Menschengeschlechts.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen;
Ein edler Trieb, denn ‚eigner Herd
Ist', sagt das Sprichwort, ‚Goldes wert'.

Die stolze Glut der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
„Hier wohn' ich," sprach er, „wie ein König;
Dergleichen Nester giebt es wenig."
Kaum stand das Nest, so ward's verheeret
Und durch den Donnerstrahl verzehret.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halbzersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut in niedriges Gesträuche,
So scheu macht ihn der Fall der Eiche;
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmal davon zu ziehn.

Da baut er sich das dritte Haus
Und las ein dunkles Büschlein aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe,
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eigner Herr und Knecht;
Das bleibt des Mittelstandes Recht.

Magnus Lichtwer, geb. 1719.

Charade.

In stiller Anmut kommt's gezogen,
Wie Rosenhecken blüht es auf,
Und durch des Äthers blaue Wogen
Steigt es mit gold'ner Pracht herauf.
Kannst du des Rätsels Lösung finden?
Zwei Silben mögen dir's verkünden.

Wohl giebt es eine mächt'ge Herde,
Von keinem Auge noch gezählt.
Sie weidet herrlich fern der Erde,
Vom Glanz des ewigen Lichts beseelt.
Willst du der Lämmer Namen kennen,
Die dritte Silbe wird ihn nennen.

Am frühen Tag erscheint das Ganze
Und steigt empor mit heiterm Sinn,
Und in des Morgens goldnem Glanze
Verkündet's die Gebieterin,
Und folgt ihr nach durch alle Weiten.
Sprich, kannst du mir das Rätsel deuten?

Auflösung des Rätsels Seite 384:
Kurland.

Glück macht Freunde, aber Not bewähret sie.

Eine Erzählung

von

Franz Hoffmann.

Erstes Kapitel.

Zwei Freunde.

Die Morgensonne eines heiteren Frühlingtages blinzelte freundlich durch die Fenster eines Stübchens, das gerade hoch genug lag, um daraus über alle umliegenden Häuser und Dächer hinwegsehen zu können.

Diese hohe Lage war nun freilich ziemlich unbequem für den oder die Bewohner des Zimmerchens, welche fünf oder sechs Treppen steigen mußten, um von der Straße hinauf zu gelangen; — aber die liebe Sonne hatte es dafür desto bequemer. Sobald sie nur über den Horizont emportauchte, fand schon ihr erster Strahl, ohne lange suchen zu müssen, die beiden Dachfenster, und wenn sie nur ein klein wenig höher am Himmel hinauf rückte, so konnte sie ohne alle Mühe das ganze Zimmer übersehen und so auf das Vollständigste ihre Neugierde befriedigen. Wenn tiefer unten noch Alles in Schatten und Dämmerung lag, wußte sie schon ganz genau, was es oben in der Dachstube Neues gab, und obgleich sie selten etwas Besonderes entdecken konnte, wurde Frau Sonne doch nicht müde, an jedem hellen Morgen immer wieder zuerst in die Dachstube zu schauen. Die kleinen, blanken Fenster lagen ihr nun einmal bequem dazu.

So auch an diesem klaren Frühlingmorgen.

Draußen sang die muntere Lerche schon hoch in den Lüften, aber drinnen im Stübchen herrschte noch die tiefste Stille, und die neugierige Sonne erblickte nichts darin, was sie nicht schon immer gesehen hätte, nämlich ein ziemlich armseliges Meublement, alte Stühle, alte Tische mit einigen darauf umherliegenden Büchern, ein altes, mit geblümtem Kattun überzogenes Sofa, einen alten Kleiderschrank und an den Wänden herum ein paar kleine, alte Kupferstiche in wurmstichigen, braunen Holzrahmen.

Das war so ziemlich Alles.

Aber die Stube, obwohl wie gesagt ziemlich ärmlich ausgestattet, zeigte doch zugleich eine gewisse Ordnung und Sauberkeit. Die Tische und Stühle waren blank geputzt, weder Kleidungsstücke noch Wäsche lag liederlich umher, jedes Gerät hatte seinen fest bestimmten Platz, Fußboden und Wände ließen keinen Schmutzflecken sehen, und eine Kaffeemaschine, die nebst zwei Tassen seitwärts auf einem Tischchen stand, blitzte so spiegelhell, daß Frau Sonne sich ganz bequem darin beschauen konnte. Damit hielt sie sich aber keineswegs lange auf, sondern von der geweißten Decke herab ließ sie ihre Strahlen tiefer und tiefer zum Fußboden abwärts gleiten, betrachtete sich einen Augenblick die Bilder an den Wänden, schaute nach den Büchern, vielleicht um zu sehen, ob sie Tags vorher in gehöriger Weise gebraucht worden seien, und schickte dann plötzlich einen von ihren glänzendsten Strahlen durch eine offene Thür in eine Kammer, als ob sie da noch etwas ganz Besonderes zu suchen hätte.

Und richtig, kaum hatte sie den Weg gefunden, so wurde es in der Kammer auch lebendig.

„Sie ist da! Die liebe Sonne ist da, Richard!" rief eine helle, jugendliche Stimme. „Es ist wahrlich Zeit, daß wir aufstehen!"

Eine andere Stimme brummte etwas darauf zur Erwiderung, was man aber nicht recht verstehen konnte. Dann hörte man das Rascheln übergeworfener Kleidungsstücke, das Plätschern des Wassers im Waschbecken, und endlich, nach zehn Minuten etwa, trat ein hübscher, junger Mann in Schlafrock und Hausschuhen aus der Kammer, nickte mit hellen Augen der lieben Sonne einen freundlichen Morgengruß zu und ging dann geschäftig an's Werk, mit Hülfe der Kaffeemaschine den gewöhnlichen Frühtrunk zu brauen. Die blaue Spiritusflamme flackerte und summte lustig, eben so lustig sang und summte das Wasser im Blechkessel, und gleich nachher erfüllte ein kräftiger Kaffeegeruch die ganze Stube.

„He, Richard," rief die erste Stimme wieder, — „der Kaffee ist im Nu fertig! Wenn du jetzt nicht aufstehst, so trink' ich ihn allein! Pfui über dich, Langeschläfer! Du mußt dich ja vor unserer alten Freundin

Sonne schämen, die sich nun wenigstens schon eine gute Stunde vergebens nach dir umsieht!"

„Nur noch ein kleines Weilchen," antwortete die andere Stimme, die vorhin nur gebrummt hatte, aus der Kammer. „Es ist noch so behaglich im Bette, Georg."

„Nicht eine Sekunde länger, du arger Faulpelz! Heraus! oder der Kaffee geht dir verloren! Und er ist so vortrefflich heute! Wie er duftet! du mußt es ja selbst in der Kammer riechen! Also heraus aus den Federn, marsch, oder ich erliege der Versuchung und trinke deinen Anteil mit!"

Die Drohung schien Eindruck zu machen. Wieder raschelten Kleider, wieder plätscherte Wasser im Waschbecken, und ein zweiter junger, hübscher Mann in Schlafrock und Hausschuhen trat aus der Kammer und nickte dem ersten lächelnd zu.

„Guten Morgen, Georg!" sagte er; „der Kaffee wirklich schon fertig? Das ist vortrefflich! Ich hätte den Zeitpunkt des Aufstehens nicht besser wählen können. Und jetzt laß uns trinken! Mich gelüstet nach deinem schwarzen Nektar!"

Sie setzten sich auf das Sofa, füllten die Tassen und schlürften behaglich das Geschenk des fernen Arabiens. Die Sonne sah ihnen freundlich zu, und während sie sich die beiden jungen Leute betrachtet, können wir nebenbei erzählen, was wir über dieselben in Erfahrung gebracht haben.

Der eine von ihnen, der mit den vollen, braunen Locken, dem klaren, blauen Auge und dem gewinnenden Lächeln um die frischen Lippen, heißt Georg, und ist ein Arzt, der vor wenigen Tagen sein Staatsexamen rühmlichst bestanden, und in Folge dessen die Befugnis erlangt hat, sich irgendwo einen Wirkungskreis zu suchen und sich durch die zu erlangende Praxis seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Der zweite, der Langschläfer nämlich, ein blühender, junger Mann mit schwarzem Haar und schwarzen Augen ist Jurist, hat die Referendariatsprüfung eben so glücklich überstanden, wie sein Freund das schwierige Staatsexamen und hofft auf irgend eine Anstellung im Staatsdienste, welche ihm sein tägliches Brod gewähren soll. Beide, wie sie da saßen, waren Freunde von Jugend auf, hatten zusammen die Universität besucht und hingen mit der herzlichsten Zärtlichkeit Einer am Andern. Beider Eltern, wackere Bürgersleute in der Provinz, hatten vor mehreren Jahren bereits das Zeitliche gesegnet und ihnen an irdischen Gütern eben nur so viel hinterlassen, daß sie, nicht ohne manche Einschränkung und Entbehrung, ihre Studien hatten beenden können. Nicht nur ihre Freundschaft, sondern auch Gründe der Sparsamkeit gaben ihnen

Veranlassung, daß sie seit einigen Monaten ein Quartier in der Vorstadt gemeinschaftlich bewohnten, aus deren schwindelnder Höhe sie die weiteste Aussicht auf die Umgebungen der großen Haupt- und Residenzstadt Berlin genossen, und zugleich die ersten Morgengrüße der Sonne empfingen. Ihre Mittel waren in dem Augenblicke, wo wir ihnen zuerst begegnen, so ziemlich erschöpft und es fehlte ihnen daher nicht an Veranlassung, mit einiger Sorge an die nächste Zukunft zu denken. Aber sie waren jung, mutig und voll Zuversicht, daß die mit redlichem Fleiße erworbenen Kenntnisse ihnen ihren Lebensweg schon bahnen würden, wenn die rechte Zeit nur erst gekommen sei. Nur freilich durfte diese Zeit nicht mehr allzu ferne liegen, wie Georg bemerkte, als er nach eingenommenem Frühstück das gebrauchte Kaffeegeschirr wieder bei Seite stellte.

„Hast du wohl daran gedacht, Richard," sagte er, „daß heute der erste Mai ist?"

„Ei, wenn es der erste ist, so fängt der Mai hübsch genug an," erwiderte Richard sorglos. „Möchten alle Tage bis zum letzten ihm gleichen!"

„Du willst nicht verstehen, was ich andeute," entgegnete Georg. „Es ist heute ein schwerer Tag für uns, Richard! Wir müssen die Miete und unsere alte Aufwärterin bezahlen, und außerdem noch für die letzten Wochen unsern Mittagstisch berichtigen. Das kostet einen Haufen Geld, und ich weiß wirklich nicht, ob unsere Kasse die notwendigen Ausgaben noch decken wird. Wie viel Geld hast du noch, Richard?"

„Ich? Ach du meine Güte!" seufzte Richard und zog ein kläglich-komisches Gesicht. „Ich fürchte, wenn du mich auf den Kopf stellst, und recht tüchtig schüttelst, so fallen keine zwei Thaler aus meinen sämtlichen Taschen."

„Ich hoffe, du machst nur Scherz!" sagte Georg sichtlich erschrocken. „Noch vorgestern hattest du ja einen ganz neuen Zehnthalerschein!"

„Ja — hatte! Leider hatte, Georg! Er gehört der Vergangenheit an! Gestern die Spazierfahrt mit meinen neuen Herren Collegen, den frisch gebackenen Referendarien, gab meinem Reichtum den Todesstoß! Aber was thut's? So viel ich weiß, hast ja du noch Geld!"

„Nur nicht genug, fürchte ich, um noch acht Tage zu leben, wenn unsere Schulden bezahlt sind," entgegnete Georg. „Ach Richard, wie leichtsinnig bist du!"

„Sage das nicht! Es ging ja nicht anders, Bruderherz!" erwiderte Richard. „Ausschließen konnte ich mich nicht, zu knickern verbot der Anstand, und also — geschehen ist geschehen, alte Seele! Klagen nützt nicht, zählen

wir lieber unsere Schätze und rechnen wir. Das Geschäft wird uns nicht lange aufhalten, fürchte ich."

Beide schüttelten ihre Reichtümer auf den Tisch aus — ach! es war nur ein kleines Häufchen Silber und Banknoten, — zählten, rechneten — und gelangten zuletzt zu dem Ergebnisse, daß sie allerdings nur noch etwa auf höchstens vierzehn Tage zu leben hätten.

„Das ist schlimm," sagte Georg mit trübumflorten Blicken.

„Warum schlimm?" sprach dagegen Richard mit dem allersorglosesten Lächeln, „ich habe ja noch meine goldene Uhr, die unter Brüdern gut und gerne vierzig Thaler wert ist, und du hast ja noch außerdem deinen Vetter, den braven Handschuhmacher in Königsberg, der uns schon manchmal mit freundlichen kleinen Zusendungen erfreut hat. Auf diese beiden Stützen laß uns bauen!"

„Ich habe schon darauf gebauet," erwiderte Georg kleinlaut. „Du weißt ja doch, ich schrieb dem Vetter und bat ihn um ein Darlehen von etlichen hundert Thalern."

„Nun denn, was mehr?" lächelte Richard. „Er wird sie schicken und wir werden in Herrlichkeit und Freuden leben!"

„Aber ich bitte dich," sagte Georg, „sei doch nur einen Augenblick einmal ernsthaft. Das Geld, vorausgesetzt nämlich, der Vetter bewilligt meine Bitte, soll doch dazu verwendet werden, unseren Eintritt in die Welt anzubahnen. Wenn ich nach meinem zukünftigen Wirkungskreise abgehe, kann ich doch nicht mit ganz leeren Händen dort ankommen!"

„Das ist freilich sehr richtig," erwiderte Richard. „Aber ist es denn auch immer noch dein fester Entschluß, jene kleine Residenz zu deinem Wohnorte zu nehmen?"

„Mein fester Entschluß! Es ist freilich keine große Stadt, aber es sind auch nur ein oder zwei Aerzte dort, und das läßt mich hoffen, daß noch ein dritter ebenfalls sein bescheidenes Dasein fristen werde. In einem kleinen Orte wird man immer schneller bekannt, als in einem größeren, und mit ein wenig Glück und gewissenhaftem Eifer kommt man, hoffe ich, allmählich vorwärts."

„Ich in deiner Stelle würde hier bleiben, Georg. Es ist doch ein anderes Leben in einer großen Hauptstadt, als in einem solchen kleinen Neste, wo man von aller Welt abgeschieden und wie gestorben und begraben ist. Denke nur, kein Theater, keine Bälle, keine Gesellschaften, keine Abwechselung und Zerstreuung — huh! — mich überläuft es eiskalt, wenn ich nur daran denke!"

„Ich für meinen Teil bin der Ansicht, daß Vergnügungen und Zer-

streuungen nur eine sehr untergeordnete Berücksichtigung verdienen, wenn es sich um den Ernst des Lebens handelt," sagte Georg. „Wer seine Pflicht erfüllt und rechtschaffen seinem Berufe obliegt, wird sich immer die Zufriedenheit des Gemüts bewahren können, welche die erste Bedingung alles Lebensglückes ist. Außerdem kennst du mich ja, und weißt, daß ich ohnehin nie in meinem Leben sehr vergnügungssüchtig war."

„Ja du, — aber ich, Georg!" erwiderte Richard ein wenig kleinlaut. „Du hast in dieser Beziehung ein glückliches Temperament. Aber ich, eben ich! Wenn ich daran denke, daß ich mich nach einigen Wochen schon in die abgelegene Wüste eines Patrimonialgerichts, oder in die gräßliche Langweile irgend einer traurigen, kleinen Landstadt begeben soll, dann wird mir ganz schwarz vor den Augen."

„Aber doch muß es geschehen, Richard. Hier kannst du nicht bleiben als unbesoldeter Referendarius. Wovon wolltest du leben? Und wenn du es wirklich möglich machtest, dir durch außerordentlichen Fleiß und unermüdliche Anstrengung das Notwendigste zu erwerben, würdest du dich inmitten des Überflusses von Glanz, Pracht und Zerstreuungen aller Art glücklich fühlen, wenn du nur von fern zusehen könntest und Alles entbehren müßtest? Das würde ja eine wahre Tantalus-Qual für dich sein! Thorheit, Thorheit, lieber Richard! Lassen wir's bei unsern Vorsätzen bewenden! Du nimmst irgend eine Stelle als Aktuar oder Gerichtssekretär auf dem Lande an, und ich gehe nach meiner kleinen Residenz. In Jahr und Tag wirst du vorgerückt sein, wirst einen guten Gehalt beziehen, vielleicht gar, wenn das Glück gut ist, in irgend eine große Stadt versetzt werden, und dann alle deine Wünsche befriedigt sehen. Ich dagegen werde meine kleine Praxis finden, und dann mit Gottes Hülfe mich recht glücklich und zufrieden fühlen. Das Leben steht uns offen, unsere Aussichten sind lange nicht so düster, als du sie dir vormalst und somit also, was hast du zu klagen und den Kopf hängen zu lassen?"

„Aber denke doch nur, Georg, kein Theater, kein Ball, kein Konzert!" seufzte Richard mit kläglicher Miene. „Den ganzen lieben Tag Protokolle aufnehmen, Prozesse führen, Akten beschreiben und dann keine Erholung, als allenfalls einen Spaziergang auf schmutzigen Feldwegen. Es ist ein wahres Elend, Georg, daß ich nicht so reich wie lebenslustig bin! Wenn ich Geld hätte, nichts in der Welt brächte mich aus der Hauptstadt fort! Hier ist Leben, Bewegung, Wechsel, — in der Provinz dagegen, — ach, ich mag gar nicht darüber nachgrübeln!"

Georg zuckte die Achseln. Er kannte diese Redensarten bereits.

„Richard, du bist ein Narr!" sagte er. „Arbeite, und du wirst

deine Grillen vergessen. Wenn du wirklich Geld, viel Geld sogar hättest, wer weiß, ob es dir Segen bringen würde! Ich für meinen Teil bezweifle es, denn du würdest bloß deinem Leichtsinne folgen, deinem Hange zu Zerstreuungen nachgeben und darüber deine ganze Lebensaufgabe vergessen. Bedenke doch nur um Gotteswillen, daß der Mensch nicht zum Vergnügen, sondern vor Allem zur Arbeit geschaffen ist! Wenn du noch einmal so thörichtes Zeug sprichst, wirst du mich ernstlich böse machen."

„Nun ja, weiter fehlt ja nichts, als daß du mir noch den Stuhl vor die Thüre setztest," erwiderte Richard lächelnd. „Na, sei nur wieder gut, alter Junge! Ich bekenne, daß ich thöricht gesprochen habe, und es soll nicht wieder die Rede davon sein."

Bei diesen Worten bot er dem Freunde mit so gutmütigem Lächeln die Hand über den Tisch hin, daß Georg sofort allen Groll vergaß und ebenfalls lächelnd einschlug. Der Friede war geschlossen. Richard erklärte, auf der Stelle noch ein paar Briefe schreiben zu wollen, um sich irgendwo eine Anstellung zu verschaffen, „und wenn es auch an der Welt Ende wäre," wie er mit einem unterdrückten Seufzer hinzusetzte, — und beide jungen Leute nahmen Bücher und Papier zur Hand, um ihre gewöhnlichen Morgenstudien zu beginnen.

Zwei bis drei Stunden herrschte nun die tiefste Stille, nur unterbrochen von dem Gekritzel der Federn und dem Auf- und Zuklappen der Bücher, bis gegen zehn Uhr schwere Schritte die Treppe heraufkamen, immer höher und höher stiegen, und endlich von außen an die Stubenthür gepocht wurde.

„Herein!" schrie Richard. „Paß auf, Georg, es ist der Briefbote mit Nachrichten vom braven Vetter aus Königsberg!"

Der Briefbote war es wirklich. Er brachte drei große Schreiben, zwei für Georg, und eins für Richard. Georg bezahlte das schwere Porto, und hurtig wurden sodann die Briefe geöffnet. Nachdem beide die empfangenen Nachrichten gelesen hatten, blickten sie einander mit halb erfreuten, halb verlegenen und betrübten Gesichtern an.

„Da haben wir's," sagte endlich Richard, — „ich bin zum Gerichts-Aktuarius ernannt."

„Gratuliere, alter Freund!" rief Georg herzlich. „Und wo?"

„Das ist eben der Haken, der mich zu keiner rechten Freude kommen läßt, Georg! Am äußersten Ende der Welt, in einem polnischen Landstädtchen, dicht an der russischen Grenze! Das heißt ein Vergnügen!"

„Aber natürlich wirst du die Stelle annehmen," sagte Georg dringend. „Bedenke, es ist nur ein Übergang! Nach zwei, drei Jahren vielleicht

schon wirst du in eine angenehmere Lage versetzt, und dann ist dein Glück so gut, wie gemacht. Also du wirst die Stelle annehmen, Richard, wie?"

„Was bleibt mir denn Anderes übrig? Ich muß ja wohl, wenn ich nicht am Hungertuch nagen will!" entgegnete Richard mit saurer Miene. „Aber genug davon! Was hast du für Neuigkeiten? Gute oder schlimme?"

„Gute und schlimme," antwortete Georg. „Der Vetter schickt zweihundert Thaler, fügt aber mit der größten Bestimmtheit die Bemerkung hinzu, es sei dies das Letzte, was er an mich wenden könne. Der andere Brief meldet, daß meiner Niederlassung in B. nichts entgegensteht. Somit wäre dann der Würfel gefallen, und unser beiderseitiges Schicksal entschieden."

„Entschieden ja, und leider nicht in der erfreulichsten Weise!" sagte Richard. „Wann gedenkst du zu deinem Bestimmungsorte abzugehen, Georg?"

„In den nächsten Tagen natürlich! Da wir vom Königsberger Vetter keine Unterstützung mehr zu hoffen haben, so dürfen wir keine Zeit verlieren. Hundert Thaler reichen nicht weit, Richard!"

„Zweihundert, willst du sagen."

„Einhundert für Jeden von uns! Da ist deine Hälfte, Richard!" Georg schob die Kassenscheine dem Freunde zu, der aber Miene machte, sie nicht annehmen zu wollen.

„Ei, lächerlich!" sagte Georg. „Seit Jahren haben wir Alles miteinander geteilt, und es wäre ja wohl noch schöner, wenn wir von dieser Regel eine Ausnahme machen wollten, wo es zum traurigen Abschied geht. Nimm, oder du thust mir weh!"

Richard nahm das Geld ohne weitere Umstände, denn er wußte wohl, daß Georg trotz aller Weigerung darauf bestehen würde.

„Nun denn, du bist eben die alte, treue Seele!" sagte er. „Ich danke dir! Wenn mir das Glück ein Mal lächelt, gleichen wir unsere Rechnung aus. Wenn nicht, — nun so bleibt's eben beim Alten."

„Das Glück wird dir lächeln, wenn du nur mutig, standhaft und ausdauernd bist," entgegnete Georg. „Bei deinen Talenten und Kenntnissen müßte es wunderlich kommen, wenn du nicht rasch deinen Weg aufwärts machtest."

„Ja, wenn diese Talente und Kenntnisse, die du mir so freigebig zuerkennst, nur ein wenig vergoldet wären!" seufzte Richard. „Aber arme Schlucker, wie wir, müssen immer darauf gefaßt sein, zurückgesetzt und

vernachlässigt zu werden. Das ist einmal so der Lauf der Welt: Goldene Brücken führen am schnellsten zum Ziele!"

„Auch Fleiß und Berufstreue sind goldene Brücken, Richard," sagte Georg tröstend. „Ich wenigstens hege diese feste Überzeugung und hoffe zuversichtlich, unser ferneres Leben wird sie zu einer schönen Wahrheit machen."

Richard schien nicht übel Lust zu haben, gegen diese Behauptung Widerspruch einzulegen, jedoch ein abermaliges Pochen an der Thür verhinderte ihn daran. Ehe noch Georg herein rufen konnte, wurde schon aufgeklinkt, und durch die halb geöffnete Thür blickte ein altes, bärtiges Judengesicht herein, und nickte den beiden jungen Leuten in der vertraulichsten Weise zu, als ob sie alte Bekannte von ihm wären. Und doch hatte noch Keiner von ihnen dieses Gesicht je gesehen.

„Guten Tag, guten Tag, meine gnädigen Herren!" sagte der Alte in seiner scharf betonten, jüdischen Mundart; „darf ich hineinkommen? Ich habe das Glück in der Tasche, zehntausend, zwanzigtausend, hunderttausend Thaler, und ich geb's Ihnen so gern und noch lieber, wie jedem Andern. Greifen Sie zu! Es ist die höchste Zeit, und die Gelegenheit kommt vielleicht nicht wieder so gut in Ihrem ganzen Leben!"

„Geschwätz, Jude!" unterbrach ihn Richard ein wenig barsch. „Was willst du eigentlich?"

„Hab' ich doch gerade noch zwei ganze Viertel zur Lotterie fünfter Klasse, wo morgen der letzte Tag der Ziehung ist!" sagte der Jude, und schlüpfte vollends zur Thür herein. „Sehen Sie her, 10217 und 11714, die letzten, die mir noch übrig sind! Und Sie wissen doch, daß die letzten immer sind die besten! Greifen Sie zu, eh's wird zu spät! Morgen ist der letzte Tag, wo wird gezogen, und sind noch nicht heraus die zweimalhunderttausend, und die hunderttausend, und drei Mal die zwanzigtausend, gar nicht zu rechnen die vielen kleinen Gewinne, wovor Sie Gott soll bewahren; wovon Sie sollen gewinnen den größten! Und wer wird ihn gewinnen? Sie werden gewinnen! Sind's doch die letzten Nummern, die mir sind übrig geblieben! Ich sag' Ihnen, greifen Sie zu und kriegen Sie die Fortuna beim Schopf', eh' sie vorbeifliegt, wie'n Wölkchen am Himmel!"

Während dieses Wortschwalles, der in ununterbrochener Folge von seinen Lippen strömte, hatte er die beiden Lotterielose aus seiner schmutzigen, ledernen Brieftasche gezogen und hielt sie abwechselnd Georg und Richard dicht vor die Nase. Georg wendete sich unwillig und zurückweisend zur Seite; Richard dagegen blickte nachdenklich vor sich hin, und ein seltsames Feuer funkelte in seinen Augen.

„Zweimalhunderttausend Thaler!" murmelte er. „Georg, da wär' ein Schlag zu machen! Wenn das Glück wollte . . . ."

„Aber, Richard, wohin verirrt sich deine Phantasie?" rief Georg aus. „Du kannst doch unmöglich so thöricht sein, dein Geld zum Fenster hinauszuwerfen zu wollen! Unsinn! Wir gebrauchen unsere kleine Barschaft nötiger."

Richard fühlte das Begründete von Georgs Einwande, und ein wenig beschämt schwieg er.

„Was wollen Sie, was sagen Sie?" nahm dagegen der Jude wieder das Wort. „Haben Sie doch liegen auf dem Tische da vor sich einen ganzen Haufen Geld, und kostet's doch nur eine Kleinigkeit, daß Sie können werden mit einem Schlag ein steinreicher Mann, wo fahren kann vierspännig in der schönsten Equipage mit Kutscher und Bedienten! Ich sag' Ihnen, greifen Sie zu! Es wird Ihnen nicht wieder geboten, und wenn Sie mich heißen fortgehen, so heißen Sie fortgehen Ihr Glück! Was besinnen Sie sich? Greifen Sie zu! Ich kann Ihnen zuschwören, daß gewinnen wird das Los, das Sie nehmen!"

„Wenn du das so gewiß weißt, Mensch, warum behältst du denn das Los nicht für dich?" fragte Georg den Juden.

„Hab' ich doch kein Glück mit der Ziehung," erwiderte der Jude rasch. „Bringt doch das Los erst Glück, wenn es kommt in andere Hand! Ein armer, alter Hausierer kann nie gewinnen, was sicher gewinnt ein schöner junger Herr! Ich bin zufrieden mit meine kleiner Procentcher, und wenn das große Los fällt auf Ihre Nummer, so werden Sie auch nicht vergessen den alten Aaron Meier, sondern werden großmütig sein und ihm geben ein gutes Trinkgeld! Also besinnen Sie sich nicht! Da sind die Lose, für jeden Herrn eins, und Sie können sich vereinigen über die Nummer, die Jeder will nehmen. Es sind 10217 und 11714, schöne Nummern, kann ich Ihnen zuschwören, wie sie nicht schöner sind unter alle tausende von der ganzen Lotterie!"

Georg verzog keine Miene; Richard aber blickte mit funkelndem Auge die bedruckten Papierstreifchen an, die ihm, seiner Ansicht nach, so großes Glück verschaffen konnten.

„Wahrhaftig, Georg," sagte er, „ich hätte nicht übel Lust . . . Es wäre doch ein schönes Ding, so mit dem großen Lose herauszukommen und ohne alle Umstände eine halbe Tonne Goldes zu gewinnen. Nehmen wir die Nummern!"

„Ich nicht, ich würde mich der Sünde fürchten," meinte Georg abwehrend. „Bedenke doch nur, Richard! Das Geld, das du da ausgibst,

ist weggeworfen, verschleudert, auf die Straße geworfen! Also sei kein Thor!"

„Wo heißt, verschleudert, auf die Straße geworfen?" fiel der Jude schnell ein. „Ich sage, es heißt der Fortuna den Finger geboten, damit sie kann nehmen die ganze Hand! Wie wollen Sie doch gewinnen das große Los, wenn Sie nicht nehmen eine Nummer. Lassen Sie sich nicht abhalten, junger Herr! Greifen Sie das Glück mit beiden Händen am Schopf, und ich kann Ihnen sagen, Sie werden's nicht bereuen! Es sind die letzten! Greifen Sie zu!"

„Was soll die Nummer kosten?" fragte Richard, schon halb entschlossen.

„Nichts kostet sie, wenigstens uns nichts!" rief Georg unwillig. „Packe dich, Jude! Da ist die Thür! Kein Wort mehr will ich hören!"

„Waih geschrien?! heißt mer'n hitzigen jungen Herrn!" entgegnete der Jude ganz gelassen. „Warum wollen Sie mir verwehren, mit Ihrem Freund zu reden? Warum wollen Sie Ihren Freund abhalten von seinem Glück? Kostet die Nummer doch nur zehn Thaler Geld, und sechs Silbergroschen drei Pfennig Schreibgebühren für mich, was ist mein ganzes Profitchen! Für zehn Thaler gewinnen fünfzigtausend, das ist doch kein Spaß! Und ich kann Ihnen sagen, Sie haben die fünfzigtausend Thaler so gut wie in der Tasche! Was besinnen Sie sich? Greifen Sie zu! Fünfzigtausend blanke, wirkliche Thaler! Es ist ein Wort!"

Richard besann sich nicht länger. Allerlei funkelnde Bilder von Glanz, Pracht und Reichtum schwebten seiner lebhaft erregten Phantasie vor. Ohne die vorwurfsvollen Blicke Georgs zu beachten, ergriff er auf Geratewohl eines der beiden Lose und warf dem Juden das Geld dafür hin. Mit beiden Händen faßte dieser zu, schob die Kassenscheine in seine schmutzige Brieftasche und grinste vergnügt.

„Soll mich Gott leben lassen," sagte er, „ob Sie nicht gemacht haben den besten Handel von der Welt! Sie werden's erleben morgen, und der alte Aaron Meier wird kommen zu gratulieren! Nummer 11714! Es ist die beste Nummer, die Sie konnten ziehen! Aber wie ist's nun mit 10217? He, junger Herr, wo so böse thut, wollen Sie sich nicht besinnen und dem guten Beispiele folgen von Ihrem Freund?"

Georg gab keine Antwort, sondern deutete nur mit dem Finger so ernst und finster nach der Thür, daß es der alte Jude denn doch geraten fand, ohne weitere Umstände das Feld zu räumen.

„Ich gehe schon, ich gehe schon!" sagte er. „Aber Sie werden's erleben, daß wir uns wiedersehen morgen, wenn Ihr Freund wird gewonnen haben das große Los! Wir werden's erleben, oder ich will nicht Aaron

Meier heißen! Nun, ich geh' ja schon! Leben Sie recht wohl bis auf morgen, meine gnädige jungen Herren!"

Mit einem Bückling drückte sich der alte Jude zur Thür hinaus, hatte sie aber kaum hinter sich zugemacht, als er sie schon wieder öffnete, und noch einmal sein bärtiges Gesicht in die Stube herein streckte.

„Nun, wie ist's mit Nummer 10217?" fragte er. „Haben Sie sich nicht anders besonnen? Noch können Sie's haben!"

Richard lachte; Georg dagegen ging mit so zorniger Miene auf die Thüre zu, daß der alte Aaron es nun wirklich an der Zeit hielt, ganz ernstlich seinen Rückzug zu nehmen. Klapp! schlug er die Thüre zu und stolperte die Treppen hinunter, so eilig er konnte, während Richards Gelächter lustig hinter ihm her schallte.

„Ich muß wirklich bewundern, daß du noch lachen kannst, nachdem du einen so thörichten Streich begangen hast," sagte Georg unwillig. „Ich sollte doch denken, wir brauchten unsere paar Thaler zu nötig, als daß wir sie gedankenlos verschleudern dürften."

„Ich lachte ja auch darüber nicht, Georg, sondern über den komischen Schrecken, den du dem alten Juden einjagtest, als du wie ein Tiger auf ihn losfuhrest! Du lieber Gott, der arme alte Kerl hatte ja gar nichts verbrochen, als mich, nun ja, ich will's nur gestehen, — zu einer Dummheit verleitet! Aber was thut's, Georg? Ich bin nun um ein paar Thaler ärmer, aber dagegen um eine Hoffnung reicher!"

„Eine Hoffnung, die zu hegen der pure Unsinn ist, wie du nicht leugnen kannst!"

„Wohlan, laß sie Unsinn sein!" erwiderte Richard wohlgelaunt. „Jedenfalls habe ich sie nun einmal und werde die nächste Nacht gewiß von weiter nichts, als vom großen Lose, von den Schätzen Golkonda's, von Tonnen Goldes und von Kutscher und Bedienten träumen! Sieh' nicht so finster, Georg! Schelte und zanke mich aus, aber nachher sei auch wieder gut! Lieber Gott, wer macht nicht einmal einen dummen Streich in seinem Leben! Und Alles in Allem genommen, er ist nun einmal schon gemacht! also nicht böse mehr, alter Junge!"

Richard bat so treuherzig und gutmütig, daß Georg unmöglich länger grollen konnte, sondern in die dargebotene Hand einschlug.

„Wenn ich nur hoffen könnte, daß es dein letzter wäre!" sagte er mit einem leisen Seufzer. „Aber wahrhaftig, Richard, du bist zu leichtsinnig. Willst du denn gar nicht einmal vernünftig werden?"

„Ja, Georg, von morgen an," erwiderte Richard lustig. „Und wenn ich das große Los gewinne . . ."

... „Still, still, laß mich nicht solchen Unsinn hören!“ fiel Georg schnell ein. „Ich mag nichts der Art wissen, und willst du mir einen Gefallen thun, so schaffe mir das Los ganz und gar aus den Augen!“

Richard sah wohl, daß er den Freund kränken würde, wenn er nicht seinen Wunsch erfüllte, und so brachte er denn das Los auf die Seite. Aus den Augen war es nun, aber nicht aus dem Sinne. Wider Willen mußte Richard fortwährend an seine Nummer denken, und konnte der Phantasie Bilder nicht los werden, die ihm fortwährend allerlei thörichte Sachen vorgaukelten. Noch am späten Abend, als er bereits mit Georg zur Ruhe gegangen war, richtetete er sich noch einmal im Bette auf und rief in das andere Bett hinüber: „Aber merkwürdig wär's doch, Georg, wenn das große Los auf meine Nummer fiel!“

„Unsinn, Richard,“ antwortete Georg schon halb im Schlafe. „Laß mich zufrieden mit deinen Thorheiten!“

Richard ließ ihn zufrieden, aber er selber schlummerte mit dem Gedanken an das große Los ein, und träumte so wunderliches Zeug in dieser Nacht von Haufen Goldes und zahllosen Päckchen funkelnagelneuer Papierthaler, daß ihm am andern Morgen beim Erwachen noch ganz wirr und wüst davon im Kopfe war. Dennoch sprang er froh und wohlgemut aus dem Bette und rief lustig Georg zu:

„Heute werden wir sehen, alter Freund! Noch wenige Stunden, und das Schicksal hat entschieden, ob wir, wie bis jetzt, am Boden kriechen müssen, oder uns mit goldenen Adlerschwingen hoch in die freien Lüfte erheben können.“

Georg antwortete weiter nichts darauf, als: „Du bist ein Narr!“ und setzte sich dann wie gewöhnlich zu seinen Büchern.

Zweites Kapitel.

Die Ziehung.

Richard konnte an diesem Morgen nicht die Ruhe gewinnen, welche dazu gehört, sich einer ernsten Beschäftigung hinzugeben. Er nahm zwar ein paar Mal ein Buch zur Hand, warf es aber immer wieder von sich, nachdem er kaum einige Seiten gelesen hatte, ohne den Sinn derselben zu fassen, weil sein Blick nur ganz mechanisch über die Zeilen hinglitt, und seine Seele bei ganz etwas Anderem verweilte. Zehnmal sprang er auf, schritt unruhig in der Stube hin und her und warf sich eben so oft wieder

in seinen Stuhl, um etliche Minuten darauf von Neuem ruhelos auf und ab zu schreiten, wie ein gefangener Löwe in seinem Eisenkäfig.

„Jetzt geht die Ziehung an, Georg," sagte er. „Es ist neun Uhr."

„Was kümmert's mich," entgegnete Georg trocken, ohne den Blick von seinen Büchern zu erheben.

In dieser Weise zurückgeschreckt, setzte Richard die Unterhaltung nicht fort, und suchte die ihn rastlos hin- und hertreibende Unruhe zu unterdrücken. Aber es wollte ihm nicht gelingen.

„Ich halt' es nicht länger aus, Georg!" rief er plötzlich. „Ich muß nach dem Ziehungssaale und hören, ob meine Nummer herauskommt."

„Ich halte dich nicht zurück," antwortete Georg. „Thu, was du nicht lassen kannst."

„Beneidenswerte Ruhe und Gelassenheit, die du behauptest!" sagte Richard ärgerlich. „Ist es dir denn wirklich so vollkommen gleichgültig, ob ich glücklich oder unglücklich bin?"

Jetzt erhob Georg den Kopf, um seinem Freunde einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen.

„Du kannst nicht im Ernste so fragen," sagte er, „denn du kennst mein innerstes Herz und weißt wohl, daß ich dir alles Glück wünsche und gönne, was dem Menschen beschieden sein mag. Aber ich gestehe dir aufrichtig, ich würde es weder für ein Glück halten, wenn du das große Los gewännest, noch für ein Unglück, wenn auf deine Nummer eine Niete träfe. Ueberhaupt kann ich den Dämon der Habgier, der dich so plötzlich ergriffen hat, unmöglich begreifen! Warum überhaupt verlangst du nach Reichtum? Etwa nur, um dich einem Lebensgenusse hinzugeben, dessen innerstes Wesen doch eigentlich leer und hohl ist? Wenn dies der Fall wäre, so könnte ich es nur beklagen, falls ein größerer Gewinn auf deine Nummer fiele. Du würdest nur auf Abwege gelenkt werden und die Kraft verlieren, einen ernsten, würdigen Lebenszweck zu verfolgen, der doch die Aufgabe eines jeden vernünftigen Menschen sein muß."

„Keineswegs, Georg! Das verstehst du nicht!" erwiderte Richard lebhaft. „Ich werde gewiß nicht nur dem Vergnügen leben, aber ich kann nicht leugnen, daß mir die Mittel zu einer heitern Zerstreuung nach des Tages Mühe und Arbeit äußerst willkommen sein würden."

„Diese Mittel werden dir nicht fehlen, wenn du nur ein paar Jahre Geduld hast," antwortete Georg. „Mittlerweile entgehst du den Gefahren, welche unvermeidlich mit dem Besitze des Reichtums verknüpft sind und welchen gerade du bei deinem leichten Sinne am meisten ausgesetzt sein würdest."

„Gefahren? Ich sehe da keine Gefahren," erwiderte Richard. „Viele tausend Menschen sind reich und wissen von keiner Gefahr, sondern leben recht behaglich und zufrieden."

„Aber nicht umsonst steht geschrieben: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme!" entgegnete Georg.

„Nun denn," erwiderte Richard ein wenig spöttisch, — „ich gestehe, daß ich's mit Vergnügen darauf ankommen lassen würde! Mit all deiner Weisheit wirst du mich nicht davon überzeugen, daß gänzliche Armut einigem Reichtume vorzuziehen sei."

„Wenn der Reichtum übel angewendet wird, ja, dann allerdings ist Armut vorzuziehen," sagte Georg nachdrücklich und mit Entschiedenheit. „Doch warum streiten wir?" fügte er lächelnd hinzu. „Bis jetzt haben wir ja weder das Eine noch das Andere zu fürchten. Unser Brot werden wir finden und Reichtümer jedenfalls entbehren können! Sprechen wir nicht mehr davon, Richard!"

„Ganz recht, sprechen wir nicht mehr, sondern gehen wir!"

„Gehen? wohin?"

„Nun, wohin anders, als nach dem Ziehungssaale! Thu' mir den einzigen Gefallen und geh' mit, Georg!"

„Gut, ich will dir den Gefallen thun, wär' es auch nur, um dich zu trösten, wenn deine Hoffnungen in Dunst zerrinnen."

„Oder auch, um dich mit mir zu freuen, wenn ein glücklicher Zug uns mit einem Goldregen überschüttet," erwiderte Richard und zog den Freund mit sich fort, um nach dem Ziehungssaale zu eilen.

Sie fanden ihn gedrängt voll von Menschen, welche ebenfalls gekommen waren, um vielleicht die Verkündigung eines Gewinnes zu vernehmen. Aller Augen hafteten auf den Glücksrädern, aus welchen die Lose und die Gewinne gezogen wurden, und mit Begierde lauschte Jeder auf die Angabe der Nummern, welche durch einen Waisenknaben laut ausgerufen wurden. Nummer auf Nummer, Gewinn auf Gewinn folgte. Dann und wann wurde die herrschende Stille durch einen Ausruf des Jubels und Entzückens unterbrochen, wenn irgend ein Glücklicher hörte, daß sein Los herausgekommen war. Aber dergleichen Unterbrechungen dauerten immer nur kurze Zeit, und immer von Neuem nahm die Ziehung ihren weiteren, regelmäßigen Verlauf.

„Gottes Wunder, da sind Sie ja auch," zischelte eine gedämpfte Stimme in das Ohr Richards, welcher, wie alle übrigen Anwesenden, mit tiefer Aufregung dem Gange der Ziehung folgte. „Sie können sich freuen,

daß Ihre Nummer noch drin steckt im Glücksrade, denn die hundert- und die zweimalhunderttausend Thaler sind noch nicht heraus."

Richard antwortete nicht, denn der Mund des Waisenknaben rief eben eine Nummer aus, welche ihn bis ins Herz hinein zusammenschrecken machte.

„Nummer 10217!" rief er.

„Einmalhunderttausend Thaler!" sprach gleich darauf eine andere Stimme.

Die Nummer 10217 hatte also den Gewinn von hunderttausend Thalern gewonnen und Richard war ganz blaß geworden.

„Deine Nummer, Georg, wenn du sie genommen hättest!" flüsterte er dem Freunde zu. „Oh über deinen unglücklichen Eigensinn!"

Georg zuckte nur gleichgültig die Achseln.

„Ich bereue es nicht, daß ich den Juden fortschickte," erwiderte er. „Sieh' nur den armen Teufel, wie er sich freut."

In der That war Aaron Meier außer sich vor Entzücken.

„Soll mir Gott helfen, 10217 hat's gewonnen!" schrie er. „Rührt mich doch der Schlag auf der Stelle vor Freuden! Sehen Sie, gnädiger Herr, wenn Sie gefolgt hätten meinen Worten! Hunderttausend Thaler! Es ist ein Wort!"

„Was willst du, Aaron?" entgegnete Georg lächelnd. „Wenn ich das Los gewonnen hätte, so würdest du ja nicht gewonnen haben!"

„Hab' ich's doch auch nicht gewonnen!" rief Aaron Meier. „Hab' ich doch das Los doch noch gestern früh verkauft an einen jungen Menschen in einem Schnittwarengeschäft! Wird der junge Mensch ein Gesicht machen, wenn er sein Glück erfährt! Ich muß nun gleich hin und muß ihm ankündigen, wie's steht, und sollt' ich auch die Droschke bezahlen müssen aus meiner eigenen Tasche! Ich denke, der junge Mensch wird mir's vergelten durch ein gut Trinkgeld!"

Mit diesen Worten schoß er wie ein Pfeil aus dem Saale, kehrte aber schon nach Verlauf einer kurzen Viertelstunde wieder zurück, und zwar mit einem Gesichte, das vor Freude und Seligkeit strahlte, wie eine Sonne.

„Hab' ich mir's doch gedacht," flüsterte er Richard zu. „Ein großmütiger, ein scheneröser junger Mensch! Hat mir die Droschke bezahlt, hat mir zwei blanke Thaler in die Hand gedrückt und mir noch außerdem ein schönes Trinkgeld versprochen von seinem Anteil! Jetzt wünsch' ich nur, daß Sie auch noch machen ein gutes Gewinnche auf Ihr Los, junger Herr! Ich weiß, Sie würden den Aaron Meier auch nicht vergessen."



1882. Zur Erzählung: Glück macht Freunde. 22.

„Nummer 11714!“ rief plötzlich der eine Waisenknabe.

„Still jetzt!“ sagte Richard, heftig zusammenfahrend und mit schlecht verhehlter Aufregung den alten Juden zurückstoßend, der zudringlich seinen Arm ergreifen wollte. „Meine Nummer! Was für ein Gewinn wird darauf fallen?“

Mit atemloser Spannung horchte er — dann auf einmal stieß er einen Schrei des Entzückens aus, taumelte zur Seite und umarmte stürmisch seinen Freund Georg, welcher ihn lächelnd gewähren ließ und sanft an seine Brust drückte.

„Ruhig, Richard, ruhig!“ flüsterte er ihm zu. „Was ist denn weiter? Du hast ein Viertel des großen Loses gewonnen! Um solcher Kleinigkeit willen wirst du dich doch vor den Leuten hier nicht etwa blamieren wollen? Ruhig!“

„Wo heißt, ruhig,“ schrie Aaron Meier mit glühend rotem Gesicht und mit Augen wie Feuerkugeln, indem er heftig mit den Armen in der Luft herumfocht. „Ich bin nicht ruhig, Ich will jubeln, ich will tanzen, ich will springen und Juchhe schreien! Denn warum? Haben wir doch gewonnen die zweihunderttausend Thaler auf Nummer 11714! Was hab' ich Ihnen gesagt, gnädiger junger Herr? Ich hab' Ihnen gesagt, Sie weisen dem Glück die Thüre, wenn Sie mein Los nicht nehmen, und da sind Sie gescheit gewesen und haben's genommen und haben Ihr Glück gemacht. Ihr Freund aber ist eigensinnig gewesen und hat's nicht genommen, das Los, und was hat er davon? nischt hat er davon und Sie sind ein reicher Mann!“

Es war unmöglich, den Redeschwall des alten Aaron Meier zu unterbrechen; auch hatte Georg gar nicht diese Absicht, sondern suchte vor Allem nur erst die Thür des Saales zu gewinnen, um mit Richard ins Freie zu gelangen. Das hatte jedoch seine Schwierigkeit, denn Alles drängte sich um ihn und Richard her, Alles lachte über Aaron Meier, wie er so wild mit den Händen in der Luft umher focht, und Jeder wollte den jungen Mann sehen, der ein so ungeheures Glück gemacht und das große Los gewonnen hatte.

„Kenn' ich ihn doch!“ sagte eine Stimme. „Es ist der Herr Referendar Vogel, der kürzlich sein Examen gemacht hat. Gottes Wunder, kann er lachen! Hören Sie, Herr Referendar, wenn Sie brauchen Geld oder schöne Kleider oder Steinche für Busennadeln und Ringe, so denken Sie gefällig an Itzig Veitel in der Burgstraße. Sie werden reell bedient werden von mir.“

Richard hatte sich mittlerweile gefaßt und sah den zudringlichen Menschen mit großen Augen an.

„Ich danke für die Adresse," sagte er kurz und stolz. „Jetzt aber, wenn's gefällig ist, lassen Sie meinen Rock los und machen mir Platz! Ich will hinaus. Du, Aaron Meier, wirst in einer Stunde nach meiner Wohnung kommen. Bitte, ein wenig Platz, meine Herren!"

Im Nu hatte er den ihn umringenden Kreis der Neugierigen durchbrochen, stand mit Georg auf der Straße und winkte eine Droschke heran.

„Zugefahren!" sagte er zum Kutscher und gab ihm die Adresse seiner Wohnung. „Das Volk verfolgt uns sonst wohl noch gar durch die Straßen, und ich habe nicht die mindeste Lust, mich wie ein Wundertier angaffen zu lassen. Fort!"

Richard that wohl daran, eine Droschke zu nehmen, denn allerdings war ihm ein Haufe der Neugierigen aus dem Saale gefolgt, deutete mit Fingern auf ihn, bezeichnete ihn als den Glücklichen, der das große Los gewonnen, und schien alle mögliche Lust zu haben, ihm noch einige Straßen hindurch das Geleit zu geben. Dieser Unannehmlichkeit entgingen die Freunde durch den raschen Entschluß Richards. Die Droschke rollte mit ihnen davon und sie erreichten ohne weitere Belästigung ihre Wohnung, während das Gerücht von dem Glücke des armen Referendar Vogel sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitete.

Bis jetzt hatte Richard, unterstützt von seinem Freunde Georg, so ziemlich noch seine Fassung behalten, um sich vor den Leuten nicht lächerlich zu machen und ihnen kein Schauspiel zu geben. Jetzt aber, auf seinem Stübchen angekommen und allein mit Georg, vor dem er keine Maske anzulegen brauchte, ließ er seinen Gefühlen freien Lauf und machte seinem Entzücken in einer Weise Luft, welche dem ruhigen Georg manches Lächeln entlockte. Er tanzte, sang, jubelte, sprang und hüpfte wohl fünf Minuten lang in der Stube umher, bis er endlich den ersten Freudensturm ausgetobt hatte und sich außer Atem und ganz erschöpft in eine Sofaecke warf.

„Nun, ich hoffe, jetzt wirst du nachgerade wieder vernünftig werden," sagte Georg, indem er den überglücklichen Freund sanft auf die Schulter klopfte. „Ich gratuliere dir von Herzen zu deinem Reichtum, aber ich rechne auch darauf, daß du ihn mit Verstand benutzen wirst."

„Ja, Bruderherz!" rief Richard aus, dem noch der Kopf schwindelte. „Jetzt soll ein Leben für uns beginnen, wie wir's in unsern schönsten Träumen noch nicht geträumt haben. Mich wundert nur, wie du so schrecklich gelassen bei unserem Glücke bleiben kannst?"

„Ich freue mich deshalb nicht weniger darüber, daß nun alle deine Wünsche erfüllt sind," antwortete Georg lächelnd. „Nur fürchte ich, daß dieses so plötzlich vom Himmel auf dich herab regnende Glück . . ."

„Bitte, bitte, Georg, nur jetzt nichts von deinen Sorgen und Befürchtungen, die ich ja alle kenne!“ unterbrach ihn Richard schnell. „Heute und morgen und die nächsten Tage sollst du weiter gar nichts thun, als dich mit mir freuen. Was du nachher mit deiner Hälfte machen willst, das sei dann deine Sache.“

„Meine Hälfte?“ fragte Georg erstaunt. „Hast denn du ganz vergessen, Mensch, daß ich gar kein Los genommen habe? Richard, ich bitte dich, halte deine Gedanken beisammen, sonst gehen sie im Galopp mit dir durch.“

„Sammle du lieber die deinigen,“ antwortete Richard lächelnd. „Wer spricht denn von deinem Lose, das du freilich lieber hättest nehmen, als einem Andern den Hunderttausendthalergewinn überlassen sollen! Ich spreche von meinem, unserem Lose, von welchem die Hälfte natürlich dir gehört.“

„Lächerlich!“ sagte Georg. „Es ist dein Los und dein Gewinn. Ich will nichts davon wissen. Wenn ich in der Lotterie hätte spielen wollen, so würde ich ein Los von dem Juden genommen haben. Kein Wort dieser Art, Richard, oder du beleidigst mich.“

„Und du beleidigst mich, wenn du dich noch einen Augenblick weigerst, die Hälfte des Gewinnes anzunehmen!“ entgegnete Richard trotzig. „Das wäre ja wohl noch schöner! Du teilst gestern mit mir dein ganzes kleines Vermögen, ich kaufe von deinem Gelde das Los, und nun, da dieses Los gewinnt, willst du Anstand nehmen, mit mir den Gewinn zu teilen. Mach' mich nicht böse mit solchen Geschichten, sondern bedenke hübsch, daß wir alle Beide gerade genug an dem Haufen Geld haben.“

„Ich will wünschen, daß er für dich allein ausreicht,“ antwortete Georg mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Gelassenheit. „Lassen wir den Gegenstand für jetzt fallen und sprechen von etwas Anderem. Hast du dir schon die Frage vorgelegt, ob du deinen veränderten Glücksumständen einen Einfluß auf deine bisherigen Entschließungen gestatten willst?“

„Du meinst, ob ich noch gesonnen bin, als Aktuarius an die polnische Grenze, das heißt, in einen der abgelegensten Winkel der Erde zu gehen?“

„Ja, gerade das mein' ich,“

„Nun denn, Georg, das fällt mir auch nicht im allerentferntesten Traume mehr ein,“ erwiderte Richard lebhaft. „Ich müßte ja ganz und gar von Sinnen sein, wenn ich es thäte! Dem Himmel sei Dank, jetzt erlauben mir meine Mittel, in der Residenz zu bleiben, und ich kann es ruhig abwarten, bis sich mir hier eine Stellung bietet, die mir genehm erscheint. Du denkst doch natürlich eben so wenig mehr daran, dich in

das kleine Nest von Residenz zu begeben, wo du deine Praxis eröffnen wolltest?"

„Ich wüßte nicht, welcher Umstand eine Änderung meines Entschlusses bewirkt haben könnte," antwortete Georg. „Ich reise in den nächsten Tagen nach B. ab."

„Das wirst du gefälligst bleiben lassen," sagte Richard in gereiztem Tone. „Ich würde es abscheulich finden, wenn du dich jetzt von mir trennen wolltest. Wir haben Armut und manche Entbehrung mit einander getragen, jetzt geziemt es sich auch, daß wir den Überfluß und das Glück mit einander genießen. Oh, Georg, es kann dein Ernst nicht sein, mich zu verlassen."

Georg schüttelte lächelnd den Kopf. „Mein Entschluß ist gefaßt," sagte er ruhig, — „der Brief, welcher meine nahe bevorstehende Ankunft in B. meldet, ist abgegangen, und meine Abreise wird an dem bestimmten Tage stattfinden. Du kennst mich, Richard, und weißt also, daß nichts mich von meinem Plane abzubringen vermag. Außerdem weißt du ja auch, wie geringes Verlangen ich von jeher nach den Belustigungen und Zerstreuungen dieser großen Hauptstadt trug. Ich kann mich nur glücklich fühlen in der gewissenhaften und pflichtgetreuen Ausübung meines Lebensberufes. Finde ich einen Wirkungskreis, der dazu mir Gelegenheit bietet, nun denn, Richard, so habe ich in meiner Art das große Los gewonnen, und werde mich glücklicher schätzen, als ich dich zu schätzen vermag wegen deines Geldgewinnes."

„Aber was würdest du thun, wenn du in meiner Stelle wärest?" fragte Richard. „Antworte ganz ehrlich und aufrichtig, Georg!"

„So ehrlich und aufrichtig, wie ich dir jederzeit antworten werde," entgegnete Georg ernst. „Ich würde an deiner Stelle an die polnische Grenze gehen, Aktuar werden, arbeiten und durch treue Erfüllung meiner Pflichten mir das einzig wahre und ächte große Los des Lebens gewinnen, nämlich das Bewußtsein, nach bester Kraft pflichtgetreu gelebt und gewirkt zu haben. Alles Andere außer diesem ist nur Schaum und Dunst!"

Richard wurde nachdenklich, denn die warmen und herzlichen Worte seines Freundes hatten ihren Eindruck auf sein im Grunde gutes und wackeres Gemüt keineswegs verfehlt.

„Georg," sagte er dann plötzlich und reichte dem Freunde die Hand — „ich glaube wirklich, du hast recht, und das große Los in deinem Sinne ist wirklich mehr wert, als das große Los der Geldlotterie. Nun denn, ich werde thun, was du an meiner Stelle thun würdest. Aber, Georg,

ich werde es erst in einem Jahre thun. Ein Jahr hindurch will ich mich der Genüsse erfreuen, welche das Leben bietet, wenn man jung und gesund ist und Geld im Überfluß besitzt. Dann, wenn ich das eine große Los genossen habe, will ich in die Lebenslotterie einsetzen, und auch in dieser das große Los in deinem Sinne zu gewinnen suchen. So vereinigen sich meine Neigungen mit meiner Vernunft, und alle Befürchtungen, die du meinetwegen hegen könntest, werden sich zuletzt als grundlos erweisen."

„Ich will es hoffen," entgegnete Georg mit einem leisen Seufzer. „Nur zweifle ich, wenn du erst einmal in den Strudel verwirrender Zerstreuungen hineingerissen bist, daß du Kraft genug haben wirst, ihrem lockenden Einflusse später zu widerstehen."

„Das laß meine Sorge sein, Georg," sagte Richard leichthin. „Ich bin ja kein Kind mehr. Aber wie wär's, möchtest du nicht wenigstens dies eine Jahr noch bei mir bleiben und meinem Beispiele folgen? Es würde mir eine große Freude sein."

„Unmöglich, Richard," erwiderte Georg mit Entschiedenheit. „Ich müßte ein solches Jahr zu den verlorenen meines Lebens rechnen, und dies kann ich vor meinem Gewissen nicht verantworten. Ich reise!"

Vergeblich suchte Richard den Entschluß seines Freundes zu erschüttern, vergeblich bot aber auch Georg seine ganze Beredsamkeit auf, Richard von dem Vorsatze abzubringen, ein Jahr des Genusses und der Freude zu verleben. Den nutzlosen Bestrebungen Beider wurde durch die Ankunft des alten Aaron Meier ein Ende gemacht, welcher noch ganz strahlend vor Entzücken in das Zimmer eintrat.

„Sie haben gewünscht, ich soll erscheinen bei Ihnen nach einer Stunde und da bin ich!" sagte er mit einem tiefen Bücklinge. „Jetzt befehlen Sie über mich. Was soll ich thun?"

„Ich verlange nichts von Ihnen," erwiderte Richard, „als Auskunft, wann ich die gewonnene Geldsumme erheben kann. Ich möchte das Geld bald haben, wenn es möglich ist."

„Sie können's haben jeden Tag, jede Stunde, jede Minute," sagte Aaron Meier. „Zwar nicht von der Lotterie, denn die zahlt erst aus in vierzehn Tagen, aber Sie brauchen nur zu gehen zum ersten besten Banquier, und der zahlt Ihnen so viel Sie wollen. Weiß doch schon die ganze Stadt Ihr großes Glück und werden Sie überall finden offene Thüren, wo Sie anklopfen, und offene Arme und Herzen."

„Nun denn, so wollen wir ohne Verzug unsere Geschäfte in Ordnung bringen," erwiderte Richard. „Besorge eine Droschke, Aaron!"

Diensteifrig schoß der Alte davon und kehrte bald mit der verlangten Droschke zurück. Richard stieg mit ihm ein und fuhr bei einem der bekanntesten Banquiers vor. Er hatte kaum seinen Namen genannt, so wurde er mit der größten Artigkeit und Zuvorkommenheit behandelt und sogleich zum Chef des Hauses geführt, welcher ihn ebenfalls mit der äußersten Freundlichkeit empfing und bereitwilligst auf Richards Wünsche einging. Richard händigte dem Banquier sein Los aus, und dieser eröffnete ihm dagegen einen Kredit auf fünfzigtausend Thaler, welche er jederzeit erheben könne. Richard benützte diesen Kredit auf der Stelle, um dem alten Aaron Meier ein bedeutendes Geschenk zu machen, wofür ihm derselbe allen Segen des Himmels und alle Reichtümer der Welt wünschte, und nur mit Mühe aufgehalten werden konnte, Richards Rockzipfel mit Küssen zu bedecken. Dann, nach Verabschiedung Aarons, ließ sich Richard fünfundzwanzigtausend Thaler in Kassenanweisungen auszahlen, steckte sie in seine Tasche und machte Miene, sich zu entfernen. Der Banqier hielt ihn aber noch zurück.

„Ich habe morgen eine kleine Gesellschaft in meinem Hause," sagte er, — „es wäre mir angenehm, wenn auch Sie mir die Ehre Ihrer Gegenwart schenken wollten. Abends um 7 Uhr, wenn's gefällig wäre."

Richard, errötend vor freudiger Überraschung, nahm die Einladung dankbarst an und versprach, zur bezeichneten Stunde einzutreffen. Dann empfahl er sich und eilte mit klopfendem Herzen nach seiner Wohnung zurück, um dem Freunde Georg sein gutes Glück zu verkündigen. Als ein solches betrachtete Richard die empfangene Einladung, denn er wußte, daß der reiche Banquier nur vornehme Gesellschaft bei sich sah, und sich in solchen Kreisen bewegen zu können, war immer das höchste Ziel seiner Sehnsucht gewesen. Georg hörte mit seinem gewöhnlichen ruhigen Lächeln die Mitteilung seines Freundes an.

„Da wirst du ja nicht wenig in Verlegenheit kommen, Richard," sagte er.

„In Verlegenheit! Warum? Meinst du, ich werde mich nicht angemessen zu betragen wissen?"

„Oh, daran zweifle ich nicht, rede auch gar nicht davon," erwiderte Georg. „Ich meine nur — hier sind noch fünf andere verschiedene Einladungen auf morgen Abend, die sämtlich während deiner Abwesenheit eingelaufen sind. Der Himmel weiß, wie schnell die Leute deinen Gewinn des großen Loses und deine Wohnung erfahren haben — früher fragte kein Mensch nach dir und mir, und jetzt — es ist doch wunderbar, welche Macht ein bischen Geld auf die Leute auszuüben vermag — fünf Einladungen, Richard! und zwar in recht anständige und vornehme Häuser.

Da sieh! Hier eine Karte zum thée dansant bei einem Regierungsrat; hier eine andere zum einfachen Thee bei einem Geheimenrat; hier eine dritte zu einer ästhetischen Unterhaltung bei einem Präsidenten, und diese zwei endlich Einladungen zu Justizräten. Ich sehe schon, du wirst bald ein Mann in der Mode sein. Aaron Meier hat recht, alle Thüren stehen dir offen. Geld ist ein guter Schlüssel, Richard."

Richard wußte nicht recht, sollte er sich freuen oder sich ärgern; Georg sprach so spöttisch. Doch überwand er schnell einen Anflug von Empfindlichkeit und erwiderte lächelnd: „Ich verstehe dich schon, Georg! Du meinst, alle diese Einladungen gelten nicht mir, sondern nur meinem Gelde, und ich muß dir wohl darin beistimmen. Aber was macht das aus! Es ist einmal so in der Welt, daß Äußerlichkeiten den Wert des Menschen bestimmen, und es wäre ein höchst vergebliches Bemühen, dagegen ankämpfen zu wollen. Kurz und gut, man ladet mich ein, ich nehme die Einladungen an, soweit sie mir passen, natürlich ohne einen besonderen Wert darauf zu legen, und vergnüge mich, so gut es gehen will. Jeder Andere an meiner Stelle, nur mein weiser Freund Georg allenfalls ausgenommen, würde gerade so verfahren. Übrigens gleichviel! Es handelt sich ja nur um ein Jahr! Laß mir dieses eine Jahr meinen Willen; später werde ich dann dem deinigen folgen. Einstweilen nimm dies! es ist dein Anteil am Lotteriegewinn."

Georg öffnete das Paket, welches Richard auf den Tisch warf, und fand darin die vom Banquier entnommene Summe Geldes. Gelassen schob er sie Richard wieder hin.

„Ich verkenne deine gute Absicht nicht," sagte er, „aber ich muß dieses Geld mit Bestimmtheit zurückweisen."

Richard drang ungestüm darauf, daß Georg es nehmen müsse, aber Georg blieb unerschütterlich. Endlich, als Richard förmlich mit einem ewigen Bruche ihrer langjährigen, treuen Freundschaft drohte, besann er sich eines Andern.

„Wohlan," sagte er, „ich will dir deinen Willen thun und zehntausend Thaler von dem Gelde nehmen, aber auch nicht einen Heller mehr. Mir genügt diese Summe zu einem bescheidenen Auskommen, und du wirst das übrige, wie ich fürchte, nötiger gebrauchen, als du denkst."

Einer mußte endlich wohl nachgeben und die Reihe war an Richard. Georg verwahrte die übernommene Summe sorgfältig, während Richard das übrige Geld zu dem Banquier zurücktrug. Nachdenkend verfolgte ihn Georg mit seinen Blicken.

„Es ist vielleicht besser so," murmelte er vor sich hin. „Jedenfalls

will ich diese Summe getreulich für dich aufbewahren, alter Freund, und wenn du mit deinem großen Lose im Strudel der Welt Schiffbruch leiden solltest, nun denn, da hab' ich dir doch einige gewiß willkommene Trümmer aus dem Untergange gerettet."

Während Georg in dieser Weise vorsichtig der Zukunft gedachte, lebte Richard sehr bald nur dem Genusse des Augenblickes. Den bereits eingegangenen Einladungen folgten fast stündlich noch andere, und Richard sah sich dermaßen von seinen neuen Freunden in Anspruch genommen, daß er in den letzten Tagen des Beisammenseins mit Georg kaum noch einige kurze Morgenstunden für den Freund übrig hatte. Vergebens warnte Georg, vergebens verschwendete er noch einmal Bitten und Vorstellungen, um Richard den ihn umringenden Zerstreuungen zu entreißen und ihn auf eine ruhigere und nützlichere Lebensbahn hinzulenken. Richard schlug alle Bitten und Warnungen in den Wind und vertröstete Georg auf die Zukunft. Dieser sah wohl, er mußte die Sachen gehen lassen, wie sie wollten.

An demselben Tage, wo Richard das gemütliche, kleine Dachstübchen verließ, um eine prachtvolle Wohnung im Mittelpunkt der Stadt zu beziehen, nahm auch Georg Abschied von diesen vier Wänden, die so manche trübe und heitere Stunde der beiden Freunde gesehen hatten, und bestieg den Postwagen, um nach seinem Bestimmungsorte abzureisen. Der Abschied von Richard war kurz aber herzlich. Wie sehr Georg auch den Leichtsinn des Freundes beklagte, liebte er ihn trotzdem von ganzer Seele.

„Also auf Wiedersehen über's Jahr!" rief ihm Richard noch in den Postwagen nach, als derselbe schon schwer über das Straßenpflaster rasselte.

„Gewiß, auf Wiedersehen!" rief Georg zurück und winkte zum letzten Lebewohle mit der Hand. „Hoffen wir, daß es ein fröhliches sei!"

Der Wagen rollte weiter, und betrübt blickte Richard ihm nach. Die lange innig verbunden gewesenen Freunde waren getrennt. Wie mochten sie sich dereinst wiederfinden?

Erst die Zukunft konnte Antwort geben auf diese Frage, welche Richard nachdenklich leise vor sich hinmurmelte.

Drittes Kapitel.

Die neue Heimat.

Der Abend dämmerte schon, und ein feiner Regen rieselte sacht auf die Dächer und das Straßenpflaster nieder, als Georg die kleine Residenz erreichte, welche er zu seinem bleibenden Wohnsitze erwählt hatte. Breite,

freundliche Straßen mit hübschen Häusern, ein geräumiger Marktplatz, von prächtigen Linden beschattet, und das fürstliche Schloß mit seinen parkartigen Umgebungen machten einen angenehmen Eindruck auf ihn.

„Ich denke, es wird sich wohnen lassen hier," sagte er still bei sich selbst. „Stadt und Gegend scheinen anmutig. Gott gebe seinen Segen zu meinem Eingange, dann wird sich ja Alles wohl machen. Nur ein wenig Geduld muß man haben."

Der Postwagen hielt, die Passagiere stiegen aus, und Georg nahm sein Gepäck in Empfang.

„Wohin soll es gebracht werden, Herr?" fragte ihn ein Packträger, als Georg ein wenig verlegen umherblickte, da er bis jetzt noch nicht daran gedacht hatte, wo er für die nächste Nacht ein Unterkommen finden sollte.

„Ich weiß es selbst nicht, mein Freund," antwortete er. „Können Sie mir vielleicht einen Gasthof, oder noch besser, weil ich hier zu bleiben gedenke, eine Privatwohnung empfehlen, wo ich gut aufgehoben bin?"

„So? Sie bleiben hier, Herr? Sie sind doch am Ende nicht gar der neue Doktor, der hier herziehen will?" fragte der Packträger neugierig.

Georg mußte unwillkürlich lächeln. Seine Ankunft wurde erwartet, war also gewissermaßen ein Ereignis für die kleine Stadt, welche kaum vier- oder fünftausend Einwohner zählte! Das überraschte ihn, berührte ihn aber zu gleicher Zeit gar nicht unangenehm, und er fühlte sich schon nicht mehr ganz fremd in dem fremden Orte.

„Ein wenig kleinstädtisch freilich, aber vielleicht gerade darum desto freundlicher und gemütlicher," dachte er.

„Ja, mein Freund," sagte er dann, „ich bin der neue Doktor, und es wäre mir lieb, wenn Sie mich ein wenig zurechtweisen wollten, da ich zum ersten Male in meinem Leben hier bin und also gar keinen Bescheid in der Stadt weiß."

„Na, hören Sie, Herr Doktor, da wüßt' ich gleich eine recht hübsche Wohnung für Sie, und seien Sie uns auch schön willkommen," sagte der Packträger treuherzig. „Es ist nicht weit von hier, das Logis, und wenn Sie sich's ansehen wollen, so bring' ich Sie gleich hin. Sie brauchen's nicht zu nehmen, wenn's Ihnen nicht gefällt, und ein Umweg ist's auch nicht, denn der Gasthof ist nur drei Häuser weit davon. Aber die Frau Willig hat mir's schon auf die Seele gebunden, wenn etwa der neue Doktor mit der Post käme und suche ein Logis, so sollt' ich ihn zu ihr bringen, weil's doch gerade leer steht und der Herr Stallmeister vor vierzehn Tagen ausgezogen ist, weil er geheiratet hat. Ja, es ist ein hübsches Logis, und auch eine kreuzbrave Wirtin kriegen Sie da, denn ich kenne ja Frau Willig

nun schon lange Jahre und weiß ein bischen Bescheid in der Stadt. Sehen Sie sich's nur an! Sie können ja nachher immer noch thun, was Sie wollen. Aber ich kann's Ihnen raten mit gutem Gewissen, daß Sie's nehmen."

Georg brauchte kein großer Menschenkenner zu sein, um auf der Stelle zu sehen, daß der Mann bei all' seinem Wortschwall es wirklich gut mit ihm meinte. Außerdem war ja keine Gefahr dabei, wenn er die Wohnung in Augenschein nahm.

„So kommen Sie denn, mein Freund," sagte er, „wir werden ja sehen."

Der Packträger huckte Koffer und Reisetasche auf und schritt rüstig voran bis auf einen freien Platz ganz in der Nähe des fürstlichen Schlosses, wo er vor einem zweistöckigen und, so weit man das bei der herrschenden Dunkelheit erkennen konnte, recht freundlichen Hause stehen blieb.

„Hier ist es," sagte er; „nicht weit vom Markte und nicht weit vom Schlosse. Wenn's noch Tag wäre, könnten Sie sehen, was Sie für eine hübsche Aussicht nach dem Schlosse haben. Soll ich klingeln?"

„Ja wohl, mein Freund!"

Ein rascher Zug machte die Glocke ertönen, und gleich darauf wurde die Thür geöffnet. Eine blasse, ältliche Frau in sauberer, bürgerlicher Kleidung stand im Hausflur und leuchtete mit einer Schirmlampe.

„Da bin ich, Frau Willig," nahm der Packträger das Wort, „und hier bring' ich Ihnen auch gleich den neuen Herrn Doktor mit, der eben mit der Post angekommen ist. Nun schließen Sie uns das Logis auf, daß sich's der Herr ansehen kann. Ich hab' ihm schon davon gesagt."

Freundlich, wenn auch noch ein wenig fremd und zurückhaltend, begrüßte Frau Willig ihren Gast und betrachtete ihn mit verstohlener Neugierde, während Georg sich entschuldigte, so spät noch lästig zu fallen. Doch Frau Willig lehnte alle und jede Entschuldigung ab. Das Äußere Georgs und sein ganzes Benehmen schien einen angenehmen Eindruck auf sie zu machen und sie lud ihn auf die freundlichste Weise ein, die Wohnung in Augenschein zu nehmen.

„Kommen Sie nur," sagte sie, „hier die Treppe hinauf, wenn's gefällig ist. Sie finden Alles in Ordnung, und wenn es Ihnen sonst bei mir gefällt, so können Sie gleich einziehen."

„Soll ich auch den Koffer gleich hinauf schaffen?" fragte der Packträger.

„Nicht doch! Der Herr Doktor muß doch zuerst sehen, ob ihm das Logis auch zusagt," wehrte Frau Willig.

Die Treppe, welche Georg hinaufstieg, war weder sehr hoch, noch auch sehr breit, aber äußerst reinlich gehalten war sie. Das gefiel ihm, und noch mehr gefiel ihm das Logis, wohin Frau Willig ihn führte. Es bestand aus zwei Stuben und einer Kammer, die in einander gingen. Die Stuben waren nicht sehr groß, aber äußerst freundlich tapeziert und möbliert; in der Kammer stand ein Bett, frisch mit weißer Wäsche überzogen. Alles, was Georg sah, glänzte vor Sauberkeit, und kein Stäubchen lag auf Tisch oder Stuhl. Er hätte gleich ausrufen mögen: „Hier bleib' ich!" und nur der Gedanke an den Mietszins, der für eine so hübsche Wohnung unmöglich gering sein konnte, hielt ihn noch zurück.

„Das gefällt mir Alles sehr wohl, liebe Frau," sagte er endlich, „aber nun der Preis?"

Frau Willig nannte eine so kleine Summe, daß Georg nicht recht gehört zu haben glaubte und ganz verwundert aufschaute.

„Vierzig Thaler jährlich?" wiederholte er fragend und zweifelnd.

„Es kommt Ihnen wohl ein wenig viel vor," erwiderte Frau Willig sanft, indem sie augenscheinlich sein Erstaunen ganz falsch deutete. „Aber es ist noch die Bedienung dabei, und ich habe diesen Zins immer von meinen Mietern bekommen. Glauben Sie mir, Herr Doktor, ich überteure Sie nicht."

„Ei, meine beste Frau Willig," erwiderte Georg ganz vergnügt, „ich finde ja die Wohnung ganz und gar nicht zu teuer, sondern wider alles Erwarten preiswürdig und billig. Nur herauf mit dem Koffer, lieber Mann! Wenn es Ihnen recht ist, Frau Willig, so betrachte ich hiemit unsern Mietsvertrag für abgeschlossen, und bleibe gleich in Ihrem Hause!"

Frau Willig ihrerseits hatte ganz und gar nichts hiegegen einzuwenden, und so war auf der Stelle das beste Einverständnis erzielt. Der Packträger erhielt ein so gutes Trinkgeld, daß er sich zehn Mal bedankte, bevor er sich verabschiedete, und eine Stunde später hatte sich Georg schon äußerst behaglich in seinem Quartier eingerichtet. Frau Willig hatte ihm Thee und kalte Küche hinauf besorgt; eine Lampe auf dem Tische, ebenfalls von Frau Willig geliefert, strahlte ein freundliches Licht über den gemütlichen Raum aus, und Georg lehnte bequem in der Ecke des weichen Sofas, und freute sich seines guten Glückes, das ihm gleich bei seiner Ankunft zu einem so hübschen, passenden, für seine Bedürfnisse mehr als ausreichenden, und noch dazu so billigen Quartier verholfen hatte.

Seine Freude steigerte sich noch am andern Morgen, als er nach einer Nacht des erquickendsten Schlummers an das Fenster seines Wohnzimmers trat und die Aussicht aus demselben betrachtete. Er überschaute einen ge-

räumigen Platz, von zum Teil recht hübschen Häusern eingefaßt, und links daran einen Flügel des fürstlichen Schlosses nebst einigen Baumgruppen des Parks, welch' letzterer noch in frischem Frühlingsschmucke prangte.

„Das ist ja Alles ganz herrlich," murmelte er vor sich hin. „Jetzt nur noch ein Wirkungskreis, der mir ein bescheidenes Einkommen gewährt, und, Freund Richard, ich beneide dir das große Los nicht, das du gewonnen hast!" — — Etwa acht Wochen nach seiner Ankunft in der Residenz schrieb Georg folgenden Brief an seinen Freund:

„Du hast gewiß schon längst auf ein Lebenszeichen von mir gewartet, mein lieber Richard, aber ich habe absichtlich gezögert, an dich zu schreiben, um zunächst die Verhältnisse hier an Ort und Stelle ein wenig näher kennen zu lernen. Das ist nun geschehen, soweit es die Kürze meines Aufenthaltes erlaubte, und nun will ich dir einen getreuen Bericht von meinen Erfahrungen und Beobachtungen abstatten.

„Bei meinem Eintreffen ließ mich mein gutes Glück eine Wohnung finden, die mir zwar von Anfang an recht wohl gefiel, deren Vortrefflichkeit mir aber erst später recht klar geworden ist. Ihre Annehmlichkeit besteht nicht allein in den zwei hübsch ausgestatteten Zimmern und einem freundlichen Schlafgemach, das Raum genug zu einem zweiten Bette bietet, sondern vorzugsweise ist es meine neue Hauswirtin, die wackere, gute Frau Willig, welche mir die fremden Gemächer schneller zu einer lieben Heimat gemacht hat.

„Frau Willig ist die Witwe eines Subalternbeamten und bezieht seit dem Tode ihres Mannes, der schon vor längeren Jahren starb, eine nur ganz geringe Pension. Um ihr Einkommen ein wenig zu verbessern, vermietet sie den obern Stock ihres kleinen Hauses und benützt für sich selbst nur die untern Räume. Gleich bei meinem ersten Eintritte in ihr Haus machte das sanfte, ruhige Wesen der würdigen Matrone den angenehmsten Eindruck auf mich; und jetzt, nachdem wir einander näher kennen gelernt haben, betrachte ich sie fast als eine Mutter, während sie für mich sorgt, als ob ich ihr Sohn wäre. Am Morgen nach meiner Ankunft machte ich ihr zu einer schicklichen Stunde einen Besuch und wurde so herzlich und zutraulich empfangen, daß es meinem Gemüte innig wohl that. Auch in ihren Zimmern, wie in den meinigen, herrschte die größte Sauberkeit und Ordnung. Sie nötigte mich zum Sitzen, und wir waren noch keine halbe Stunde beisammen, so hatte ich ihr schon alle meine Pläne und Hoffnungen mitgeteilt, während sie mir auf die mütterlichste Weise mancherlei gute Ratschlüsse und Winke gab.

„Vor allen Dingen, lieber Doktor," sagte sie im Verlaufe des Ge-

spräches zu mir, ‚dürfen Sie nicht verabsäumen, ihre Ankunft im hiesigen Intelligenzblatte bekannt zu machen und zugleich Ihre ärztlichen Dienste anzubieten. Sie mögen meinen, das sei in einer so kleinen Stadt, wo Alles sich von selbst ausspricht und weiter geplaudert wird, eigentlich unnötig; — aber die Leute wollens nun einmal, und man würde es Ihnen als Hochmut auslegen, wenn sie die erwartete Anzeige verabsäumten.‘

„Ich gab natürlich meine Bereitwilligkeit, ihrem Rate zu folgen, zu erkennen, und sie sprach weiter:

‚Ferner müssen Sie die Reihe herum bei den Honoratioren Visite machen! Auch das erwartet man, und würde es Ihnen äußerst übel nehmen, wenn Sie es unterließen.‘

„‚Aber ich kenne ja Niemanden in der Stadt,‘“ erwiderte ich.

„‚Eben darum,“‘ sagte sie. „‚Nicht nur müssen Sie die Leute, sondern die Leute müssen auch Sie kennen lernen. Ich weiß wohl,‘ fuhr sie lächelnd fort, ‚es ist kein Vergnügen, aus einem Hause ins andere zu laufen und überall so ziemlich dieselben Redensarten vorzubringen, aber, wenn Sie sich das Leben hier angenehm machen wollen, so hilft Alles nichts, Sie müssen das durchmachen. Übrigens können Sie ganz ruhig sein. Man wird Sie fast überall zuvorkommend und freundlich empfangen; und wo es da oder dort nicht geschehen sollte, können Sie ja Ihren Besuch abkürzen. Aber umgehen läßt es sich durchaus nicht, machen müssen Sie die Visiten.‘

„‚Nun, wenn es sein muß,‘ erwiderte ich, ‚so mag es geschehen, und je eher, je lieber. Aber da ich so ganz fremd bin, wird es mir schwer fallen, die rechten Familien zu treffen und Niemanden zu übergehen.‘“

„‚Das lassen Sie meine Sorge sein, lieber Herr Doktor,‘ sagte sie freundlich. ‚Ich kenne die Stadt und die Verhältnisse ganz genau, und es ist ja nur meine Schuldigkeit, meinem Hausgenossen mit Rat und That zur Hand zu gehen. Ich entwerfe Ihnen eine Liste der Personen, denen Sie Ihre Aufwartung machen müssen, und werde nebenbei noch einige Bemerkungen einschieben und Ihnen etliche Winke geben, die Ihnen vielleicht zu statten kommen.‘

„‚Ich bin Ihnen sehr dankbar, Frau Willig, wirklich sehr dankbar,‘ sagte ich. ‚Und dann nachher, wenn die Besuche gemacht sind?‘

„‚Dann? Nun, dann müssen Sie eben in Geduld abwarten, daß die Kranken Ihre Hülfe in Anspruch nehmen,‘ antwortete sie. ‚Zu große Hoffnungen dürfen Sie sich für den Augenblick freilich nicht machen. In den meisten angesehenen Familien geht der fürstliche Leibarzt, Geheimerat Bernstorf, als Hausarzt ein und aus, und er gilt für einen sehr geschickten

Arzt, was man auch sonst über ihn sagen und klagen mag. Machen Sie sich nur darauf gefaßt, daß er Ihnen Manches in den Weg legen wird. Wenn es nach ihm ginge, ließe er keinen anderen Arzt neben sich aufkommen, und er hat auch schon Ihrem Vorgänger, dem Doktor Sieg, Ärger und Verdruß genug gemacht. Gleichwohl, es kann Alles nichts helfen, Sie müssen ihn auch besuchen!'

„,Ein schwerer Gang!' sagte ich. ,Man wird mich da nicht zum Besten aufnehmen, wie?'

„,Es läßt sich wohl vermuten,' antwortete Frau Willig. ,Indes, man muß auch einmal in einen sauren Apfel beißen können, und besser wird es immer sein, sich auf einen leidlich verträglichen Fuß mit dem Geheimerat zu stellen, als ihm ganz und gar feindlich gegenüber zu stehen. Er kann Ihnen viel schaden, denn er steht bei unserem Fürsten in hoher Gunst und hat überhaupt großen Einfluß auf unsere vornehmsten Familien. Wenn er es nicht haben will, werden Sie in keines der angesehenen Häuser eingeladen. Dem Doktor Sieg erging es so. Er äußerte sich einmal mißfällig über eine Kur des Geheimerats, seine Worte machten die Runde durch die Stadt, kamen natürlich auch dem Geheimerat zu Ohren, und — von Stund' an sah man den Doktor Sieg in keinen Gesellschaften mehr. Warum? Der Geheimerat sorgte dafür, daß er nicht eingeladen wurde.'

„,Nun denn, ich muß eben sehen, daß ich in ein erträgliches Verhältnis zu ihm komme,' erwiderte ich, nicht sonderlich erbaut von der Aussicht, die mir Frau Willig da eröffnete. ,Zuletzt, wer seine Pflicht thut, braucht ja keinen Menschen zu scheuen!'

„,Da haben Sie wohl recht,' stimmte Frau Willig mit Herzlichkeit ein. ,Und am Ende, wenn Sie nur Geduld haben, wird sich Alles schon machen. Vor allen Dingen, wenn es Ihnen genehm ist, wollen wir nun die Visitenliste entwerfen.'

„Dies geschah! Frau Willig schrieb straßenweise die Namen der zu besuchenden Familien auf und gab zu der Liste noch verschiedene Bemerkungen, die sich mir nachher als sehr nützlich bewährten. Am folgenden Tage schon prangte meine Anzeige im Intelligenzblatte; und ich selber, im schwarzen Frack, weißen Handschuhen, weißer Halsbinde, und überhaupt so zierlich wie möglich herausgeputzt, rannte Straßen auf, Straßen ab, von einem Hause in das andere. Nachmittags erstattete ich meiner guten Frau Willig Bericht über meine Aufnahme in den verschiedenen Familien, und sie freute sich, daß ich im Ganzen recht wohl damit zufrieden war. In einigen Häusern hatte man mich freilich sehr kalt und gemessen empfangen, in den meisten aber war man mir doch ziemlich herzlich und offen entgegen gekommen.

Nach Ablauf von einer Woche hatte ich die sämtlichen Visiten beseitigt und konnte mich, im Grunde genommen, über die Aufnahme der neuen Mitbürger im Allgemeinen nicht beklagen. Nur der Empfang des Geheimerat Bernstorf hatte mich allerdings ein wenig gewurmt. Als Kollegen stattete ich ihm einen meiner ersten Besuche ab, wurde im Hausflur von einem Diener empfangen, angemeldet, und erst nach einer ziemlichen Weile vorgelassen. Der Herr Geheimerat, ein großer, stattlicher Mann in den Fünfzigen, mit etwas gerötetem Gesicht, das keineswegs häßlich oder abstoßend gewesen wäre, wenn sich in den Zügen und dem Blicke nicht so viel Stolz, Anmaßung und Hochmut ausgeprägt hätte, empfing mich stehend, und erwiderte meine Verbeugung nur mit einem kaum bemerkbaren Kopfnicken. Ein spähender, neugieriger Blick musterte mich von oben bis unten.

„‚Sie sind der Doktor Heine?‘ fragte er nach einer kurzen Pause, ohne mir einen Stuhl zum Sitzen anzubieten.

„Ich verneigte mich nochmals.

„‚Sie wollen sich hier als praktischer Arzt niederlassen?‘

„‚Das ist allerdings meine Absicht,‘ erwiderte ich.

„‚Nun,‘ fuhr er barsch heraus, ‚ich will Ihnen nur im Voraus sagen, daß Sie da lange auf eine Praxis warten können! Sie würden wohl thun, an einen andern Ort zu gehen! Hier kommen Sie nicht auf.‘

„‚Ich muß das der Zukunft anheimstellen, Herr Geheimerat,‘ entgegnete ich.

„‚Also wollen Sie wirklich hier bleiben?‘ fragte er mit leisem Hohne.

„‚Hat man Ihnen denn nicht schon gesagt, wie es Ihrem Vorgänger ergangen ist?‘

„‚Ich habe allerdings davon gehört,‘ antwortete ich.

„‚Nun also!‘ sagte er. ‚Er mußte fort, weil er nichts zu thun hatte, und Ihnen wird es nicht anders ergehen!‘

„‚Ich hoffe doch, daß es besser werden kann, wenn Sie die Güte haben, Herr Geheimerat, sich meiner ein wenig anzunehmen,‘ erwiderte ich.

„‚Darauf rechnen Sie nicht, durchaus nicht!‘ fiel er barsch ein. ‚Ich kann nichts für Sie thun, als Ihnen noch einmal den Rat geben, sich anderswo niederzulassen. Hier ist kein Feld für Sie. Gegen mich kommen Sie hier nimmermehr auf! Also, wenn Sie klug sind, so versuchen Sie's lieber gar nicht!‘

„‚Mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich doch den Versuch machen,‘ entgegnete ich in einem Tone, der dem Herrn Geheimerat wohl nicht ganz

gefallen mochte. Wenigstens drehte er mir sofort den Rücken zu und sagte unwillig: ‚Wie es Ihnen beliebt! Sie geben mir wohl ein anderes Mal die Ehre, jetzt bin ich beschäftigt!‘

„Der Wink war zu deutlich, um mißverstanden werden zu können. Ich empfahl mich, erhielt zur Verabschiedung noch ein gnädiges — oder vielmehr ein sehr ungnädiges Kopfnicken und verließ mit dem festen Entschlusse das Haus, nie wieder freiwillig dessen ungastliche Schwelle zu betreten.

„Nach den abgestatteten Besuchen hatte ich vorderhand nun nichts weiter zu thun, als die Gegenbesuche in Empfang zu nehmen und — auf Patienten zu warten, welche meine Wissenschaft und meinen Eifer in Anspruch nehmen mochten. An den ersteren fehlte es nicht; die guten Leute hiesiger Stadt beobachteten gewissenhaft jede Rücksicht der Höflichkeit, und wer mir nicht persönlich die Ehre schenkte, ließ wenigstens eine Visitenkarte abgeben. Der ganze Rand des Spiegels steckt voll davon! Nur Patienten wollten nicht kommen, oder kamen doch wenigstens nur sparsam. Einige arme Leute suchten mich zwar auf und verlangten meinen ärztlichen Rat, aber von den wohlhabenderen Familien wurde ich nicht gerufen, wenigstens nicht an das Krankenbett. In einige gesellige Kreise ward ich zwar eingeladen, aber nur als Gast. Einen möglichst angenehmen Gesellschafter wollte man haben, einen Arzt brauchte man nicht. Doch darauf war ich gefaßt und vorbereitet, und ich lasse mich nicht weiter anfechten. Das große Los, wie ich es mir denke, gewinnt sich nicht so schnell, als das große Los in der Lotterie. Da muß man eben Geduld haben. Ein Jahr zum wenigsten hoffe ich mit meinem kleinen Geldvorrate zu reichen, ohne zu deinem großmütigen Geschenke meine Zuflucht nehmen zu müssen, und in einem Jahre kann sich Vieles ändern und zum Guten gestalten. Vorderhand besorge ich nun gewissenhaft meine Armenpraxis, und es macht mir Freude, wenn ich sehe, daß meine Kranken sich bessern und wieder gesund werden. Dies ist mein schönster, aber freilich auch mein einziger Lohn. Die Leutchen sind wirklich zu arm, um ihren Arzt anders als mit Dankbarkeit bezahlen zu können, und an dieser Bezahlung wenigstens lassen sie es nicht fehlen. Sie betrachten mich als einen hilfreichen Freund und nicht selten sehe ich Thränen der Rührung in ihren Augen, wenn ich ihnen die Versicherung gebe, daß sie sich wegen meines Honorars keine Sorge zu machen brauchen. Solche Thränen wiegen ja wohl ein Geldstück auf, denke ich. Außerdem habe ich auch noch einen andern Gewinn von meiner Armenpraxis, ich sammle Erfahrungen, die sicherlich dereinst ihre Früchte tragen werden. Was ich dann gelegentlich über den Herrn

Geheimerat Bernstorf in Erfahrung bringe, will ich nur nebenbei erwähnen. Die Leute klagen sehr über ihn, und ich habe mich allerdings in mehreren Fällen überzeugt, daß ihre Klagen nicht unbegründet sind. Er vernachlässigt die Armen auf wirklich gewissenlose, unverantwortliche Weise.

„Um nur einen Fall anzuführen.

„Vor einigen Tagen wurde ich zu einem armen Tagelöhner gerufen, welcher von einem Gerüste gestürzt war, dabei den Arm gebrochen und außerdem noch einige andere, ziemlich bedeutende Verletzungen erhalten hatte. Da der Geheimerat der eigentliche Armenarzt ist und für seine Bemühungen als solcher einen besonderen Gehalt bezieht, so wurde zu ihm geschickt. Er kam auch, aber erst am folgenden Tage, legte einen Verband an und ließ sich dann eine volle Woche nicht wieder blicken, obgleich die arme Frau des Tagelöhners täglich mit Bitten und Thränen ihn darum ansprach. In ihrer Verzweiflung kam sie endlich zu mir, und ich säumte natürlich keinen Augenblick, mit ihr zu gehen.

„Es war die höchste Zeit. Die Wunden des armen Kerls drohten schon brandig zu werden, und einen Tag später wäre seine Rettung vielleicht unmöglich gewesen. Jetzt ist er nun auf dem Wege der Besserung, und ich hoffe ihn durchzubringen. Aber was sagst du zu diesem Herrn Geheimerat, der seinen Gehalt ruhig in die Tasche steckt, ohne sich weiter um die dafür übernommenen Verpflichtungen zu bekümmern? Ich für meinen Teil enthalte mich jedes Urteils.

„Im Übrigen, lieber Richard, habe ich nur noch zu bemerken, daß ich ziemlich einsam und zurückgezogen lebe, wie es ja von jeher meine Neigung war. Des Morgens sitze ich bei meinen Büchern und studiere, dann besuche ich meine Kranken, speise nach vollbrachter Pflicht mit meiner trefflichen Frau Willig zu Mittag und finde meine schönste Erholung in Spaziergängen. Die Umgebung unserer kleinen Residenz ist wirklich außerordentlich schön und bietet die reizendste Abwechselung. Wald, Gebirge, Thäler voll Anmut und Lieblichkeit, plätschernde Forellenbäche und einige fürstliche Lustschlösser mit schönen Gartenanlagen im Umkreise von zwei bis drei Stunden gestatten täglich einen andern Ausflug. Die Abende verplaudere ich meist mit meiner Wirtin, und so vergeht ein Tag nach dem andern im Fluge. Goldene Berge darf ich mir für die Zukunft hier nicht versprechen, aber ich halte fest an der Hoffnung, nach Jahr und Tag eine bescheidene Existenz und einen segensreichen Wirkungskreis zu finden, trotz allen Geheimeräten in der Welt."

Vierzehn Tage nach Ablauf dieses Briefes lief eine Antwort von Richard ein. Sie lautete kurz und bündig: „Du bist thöricht, alter Freund,

wenn du nicht sofort zu mir zurückkehrst. Dein Geheimerat Bernstorf ist die Luft nicht wert, die er atmet, aber ich bezweifle keinen Augenblick, daß er in Bezug auf deine dortige Stellung vollkommen recht hat. Packe also deinen Koffer, und komme zu mir. Ich lebe sehr glücklich und finde, daß es doch ein äußerst angenehmes Ding ist, Geld zu haben. Ich erwarte dich binnen acht Tagen, bist du dann nicht hier, so bleibt mir nichts weiter übrig, als dich zu beklagen. Dein treuer Richard."

Georg legte den Brief still zur Seite und dachte nicht einen Augenblick daran, seinen Koffer zu packen. Sein Entschluß war gefaßt: er wollte warten und hoffen.

In der That wartete und hoffte er in Geduld und Ausdauer fast ein ganzes Jahr, ohne auch nur einen Augenblick den Mut zu verlieren, obgleich sich in seinen Verhältnissen wenig änderte, und eine lohnende Praxis noch immer sich nicht einfinden wollte. Die Armen freilich kamen zu ihm, wenn sie ärztlicher Hülfe bedurften, aber diese Wirksamkeit brachte ihm nichts weiter ein, als Segenswünsche aus hundert dankbaren Herzen, und außerdem den Spott seines ehrenwerten Herrn Kollegen, des Geheimerats, der ihn gerne in diesem Kreise gewähren ließ und quartaliter ganz ruhig seinen Gehalt einstrich, ohne etwas dafür zu thun.

Georg ließ ihn spotten und dauerte aus in Gewissenhaftigkeit und Treue. Die dankbare Thräne im Auge des durch seine Hülfe genesenen, armen Kranken war ihm hinreichender Lohn für alle Mühe und Anstrengung.

Nur Eines machte ihm Sorge: sein kleiner Geldvorrat schmolz nachgerade mit erschreckender Schnelligkeit dahin, wie Frühlingsschnee vor der Sonne, und nicht ohne Bekümmernis sah er den Zeitpunkt herannahen, wo er seine Zuflucht zu der Geldsumme würde nehmen müssen, welche Richard ihm von seinem Lotteriegewinn aufgedrungen hatte. Das Kapital selber wollte er freilich unter keiner Bedingung angreifen, denn er betrachtete es fortwährend als Richards Eigentum, und es handelte sich also nur um die Zinsen desselben. Aber es widerstrebte ihm, auch nur diese zu nehmen, und er konnte sich nur durch die äußerste Notwendigkeit dazu bewegen lassen, sie von dem Handelshause zu erheben, welchem er einige Zeit nach seiner Ankunft in der kleinen Residenz die Summe anvertraut hatte. Doch sah er bereits die Zeit voraus, wo es hätte geschehen müssen.

Da auf einmal wurde ihm Hülfe von einer Seite zu Teil, von welcher er sie am allerwenigsten erwartet hätte. Der Herr Geheimerat Bernstorf nämlich schickte nach ihm und ließ ihn auf die höflichste Weise von der Welt einladen, ihm einen Besuch abzustatten.

Georg staunte; was mochte dieser Mann von ihm wollen, der ihm bis jetzt stets feindlich gegenüber gestanden und ihm schon manche Kränkung und Zurücksetzung zugefügt hatte? Gleichwohl, der Bediente machte es dringend, und Georg wollte nicht unhöflich erscheinen. Er stattete seinen Besuch ab und wurde gegen alles Erwarten auf die zuvorkommendste Weise von der Welt empfangen.

„Setzen Sie sich doch, lieber Kollege," sagte der Geheimerat mit seiner allerfreundlichsten Miene, nachdem er Georg mit der größten Wärme die Hand geschüttelt hatte. „Setzen Sie sich! Ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen, welche Ihnen von wesentlichem Nutzen sein kann. Mit Seiner Durchlaucht, unserem gnädigsten Fürsten und Herrn, ist bereits Alles abgemacht, und es hängt nur von Ihnen ab, ob Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollen, oder nicht. Einige Mühe hat es freilich gekostet, Seine Durchlaucht zu bestimmen; aber da ich die wesentlichen Verdienste schilderte, die Sie sich bereits um die Armen hiesiger Stadt erworben haben, und überhaupt nur Rühmliches von Ihnen sagen konnte, so drang ich endlich durch, und wenn Sie wollen, so braucht es weiter nichts, als nur Ihre einfache Zustimmung."

„Aber welchen Vorschlag haben Sie mir eigentlich zu machen, Herr Geheimerat?" fragte Georg ein wenig zurückhaltend und mißtrauisch.

„Nun, Sie wissen doch, diese infame Cholera, welche uns von Asien her immer näher und näher auf den Leib rückt und jetzt auch in Berlin mit großer Heftigkeit ausgebrochen ist . . . verstehen Sie mich?"

„Nicht im mindesten, Herr Geheimerat! Hier ist meines Wissens doch die Cholera noch nicht aufgetreten."

„Das nicht, aber sie könnte doch noch ausbrechen, und deshalb eben wünscht Seine Durchlaucht, daß ein tüchtiger Arzt nach Berlin gehen solle, um die Krankheit an Ort und Stelle in den Lazaretten zu studieren, und zugleich Kenntnis von den Anstalten zu nehmen, welche ebenfalls zu treffen sein würden, wenn die Seuche auch bei uns zum Vorschein kommen sollte. Da habe ich nun Sie in Vorschlag gebracht. Durchlaucht wollte zwar, wie erwähnt, nicht darauf eingehen, sondern hätte lieber einen älteren, erfahreneren Arzt geschickt, aber meinen Bemühungen gelang es endlich, die Ansichten des Fürsten nach meinen Wünschen zu stimmen. Ich wünschte Ihnen nützlich zu werden, und da haben Sie nun einen Beweis davon. Durchlaucht bewilligt zur Reise nach Berlin dreihundert Thaler. Im Fall Sie, wie ich nicht zweifle, gesonnen sind, den Antrag anzunehmen, wird Ihnen diese Summe sofort ausgezahlt. Nun, was meinen Sie? Soll ich die Anweisung gleich schreiben?"

Kein Auftrag in der Welt hätte unserem Georg willkommener sein können, als gerad dieser, denn schon seit einigen Tagen hatte er den sehnlichsten Wunsch gehegt, sich mit dem Wesen der Cholera am Krankenbette so viel als möglich bekannt zu machen und diese rätselhafte Krankheit in allen ihren Erscheinungen so gründlich zu studieren, als es die Hülfsmittel seiner Wissenschaft gestatteten. Dennoch zögerte er, jetzt gleich auf die erste Aufforderung des Geheimerats seine Zustimmung zu geben. Er empfand Mißtrauen gegen den Mann und fürchtete irgend eine Falle.

Also bat er sich zunächst eine Bedenkzeit bis zum folgenden Tage aus, und ließ sich vorläufig auf nichts weiter ein.

Der Geheimerat konnte einige Empfindlichkeit darüber nicht verbergen, verabschiedete ihn aber trotzdem äußerst höflich, und drang nur auf eine bestimmte Antwort. Diese sagte Georg zu und kehrte nachdenklich in seine Wohnung zurück.

Welche Veranlassung konnte der Geheimerat haben, ihm so viel Güte und Freundlichkeit zu bezeigen und ihn dem Fürsten zu einer Sendung in Vorschlag zu bringen, die er, Georg nämlich, als ein großes Glück anzusehen geneigt war? Er fand keine Antwort auf diese Frage, so oft er sie sich auch vorlegte, und wie emsig er darüber nachgrübelte. Frau Willig bemerkte seine ungewöhnliche Schweigsamkeit und erkundigte sich nach der Ursache. Georg nahm keinen Anstand, ihr Alles mitzuteilen. Frau Willig lächelte.

„Und das durchschauen Sie nicht auf den ersten Blick, lieber Herr Doktor?“ sagte sie, „das liegt ja sonnenklar auf der Hand. Der Herr Geheimerat fürchtet sich!“

„Fürchtet sich? Vor was?“ fragte Georg ganz verwundert.

„Nun, vor der Cholera! Vor was sonst?“

„Vor der Cholera? Er? Ein Arzt? Unmöglich, meine beste Frau Willig.“

„Und doch möchte ich meinen Kopf zum Pfande setzen, daß es sich gerade so und nicht anders verhält, Herr Doktor. Ich kenne die Verhältnisse bei Hofe ein wenig besser als Sie, denn erstens bin ich hier an Ort und Stelle aufgewachsen, zweitens war meine Schwester Kammerfrau bei unserer hochseligen Fürstin, und drittens ist der alte Kammerdiener unseres gnädigsten Herrn ein leiblicher Vetter von mir. Da kann ich mir nun ziemlich genau vorstellen, wie Alles gekommen ist. Seine Durchlaucht ist ein wenig ängstlich bei gefährlichen Krankheiten, und vollends vor der Cholera hat er allen Respekt. Nun ist diese neue Pest bereits in Berlin ausgebrochen und scheint sich noch weiter verbreiten zu wollen. Also was

geschieht? Durchlaucht läßt den Leibarzt kommen, erkundigt sich nach den näheren Umständen, und kommt sehr bald zu der Erkenntnis, daß der Herr Geheimerat so wenig von der Cholera weiß, als unser gnädiger Herr selber. In Folge dessen sagte er ganz natürlich: ‚Reisen Sie nach Berlin, mein Lieber, und studieren Sie die Krankheit.‘ Aber da der Herr Geheimerat nichts mehr liebt, als seine Ruhe und Bequemlichkeit, und nichts mehr fürchtet, als ansteckende Krankheiten, die sein eigenes kostbares Leben einer Gefahr aussetzen könnten, so macht er allerlei Vorwände, drehet sich, windet sich, kann unmöglich das hochfürstliche Haus ohne seine ärztliche Überwachung lassen, — — — wenn nun Seiner Durchlaucht oder dem Erbprinzen in seiner Abwesenheit etwas zukäme, was solle dann werden, wenn er nicht zur Hand sei, — und kurz und gut, er erinnert sich endlich, daß da der junge Doktor Heine ist, hält ihm eine Lobrede, rühmt seine Verdienste, schlägt vor, ihn nach Berlin zu schicken, und ruhet nicht, bis er endlich den Fürsten überredet und zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen hat. Er bringt sich selber in Sicherheit und wird Sie los. So verhält sich die Sache, und wenn Sie die Überzeugung davon in die Hand haben wollen, so brauche ich nur meinen Vetter, den Kammerdiener zu rufen, der wird Ihnen Alles bestätigen."

Georg schüttelte den Kopf. „Es ist unmöglich, ganz unmöglich," sagte er. „Der Geheimerat ist Arzt; es ist seine Pflicht, keine Gefahr zu scheuen, und er sollte aus Furcht sich weigern, eine Krankheit zu studieren, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch den Weg hieher finden wird? Unmöglich, ganz und gar unmöglich, Frau Willig! Es wäre ja eine Schande!"

„Schande hin, Schande her!" erwiderte Frau Willig. „Was fragt der Herr Geheimerat nach Schande, wenn es sich um sein liebes Leben handelt! Wir haben's gesehen vor drei Jahren, als das Nervenfieber hier war und so viele Leute daran starben. Er besuchte keinen Kranken, und zwar unter dem Vorwande, daß er verpflichtet sei, aus Rücksicht auf die fürstliche Familie jede Gelegenheit zur Ansteckung zu vermeiden. Wenn er von einem Fieberkranken zu Seiner Durchlaucht käme und sein gnädigster Herr würde durch ihn angesteckt, welche Verantwortlichkeit würde dann auf ihm ruhen, sagte er. Und so macht er's immer."

„Oh der Schande!" rief Georg aus. „Unter diesen Verhältnissen wäre es mir freilich sehr erwünscht, etwas Näheres zu erfahren."

„Sie sollen's erfahren, Herr Doktor! Ich gehe auf der Stelle zum Kammerdiener und bitte ihn herzukommen," sagte Frau Willig. „Ich weiß, er schlägt mir's nicht ab."

Die gute Frau, welche ihren Mietsmann wirklich wie einen Sohn

liebte, warf nur ihren Shawl über, setzte den Hut auf und ging nach dem Schlosse. Nach einem kurzen Viertelstündchen kehrte sie zurück und brachte die Nachricht mit, daß ihr Vetter bald erscheinen werde. Auch dauerte es nicht lange, so kam er. Georg kannte ihn schon als einen achtbaren, braven Mann, und nahm keinen Anstand, ihn um Auskunft über den vorliegenden Fall zu bitten. Der Kammerdiener lächelte.

„Es ist schon so, wie meine Frau Muhme Ihnen gesagt hat, lieber Herr Doktor," erwiderte er. „Der Geheimerat fürchtet sich vor der Cholera. Ich sah, wie er leichenblaß wurde, als Durchlaucht ihn aufforderte, nach Berlin zu reisen und die Lazarette zu besuchen, und dann wußte er seiner Weigerung ein so gutes Mäntelchen umzuhängen, daß Durchlaucht endlich genehmigten, Sie gehen zu lassen."

„Nun, wenn sich die Sachen demnach so verhalten, dann werde ich morgen schon abreisen," sagte Georg. „Es konnte mir gar kein Antrag gemacht werden, der mir willkommener gewesen wäre. Nur begreife ich nicht, wie der Fürst solchem Manne noch Vertrauen schenken kann."

„Durchlaucht hält einmal große Stücke auf den Geheimerat," entgegnete der Kammerdiener. Wer einmal sein Vertrauen besitzt, behält es auch, wenn er sich nicht besondere Blößen giebt. Und Sie können sich wohl vorstellen, daß der Geheimerat Gründe genug für seine Weigerung zu erfinden wußte. Es war natürlich pure Anhänglichkeit an das hochfürstliche Haus, die ihn zum Bleiben bewog. Er ist ein feiner Diplomat, der Herr Geheimerat!"

„Sei dem nun, wie ihm wolle, ich gehe!" sagte Georg. „Beruf und Pflicht treiben mich, und im Übrigen, stehen wir denn nicht immer in Gottes Hand? Heute noch will ich dem Herrn Geheimerat meinen Entschluß mitteilen."

„Und ich, lieber Herr Doktor," sagte der Kammerdiener, „werde nicht verfehlen, gelegentlich an geeigneter Stelle ein Wörtchen über Ihre Bereitwilligkeit zur Abreise nach Berlin fallen zu lassen. Durchlaucht muß doch Ihren Pflichteifer kennen lernen. Reisen Sie also ganz ruhig; während Ihrer Abwesenheit soll Ihnen Niemand höchsten Orts Schaden zufügen!"

Georg dankte durch einen Händedruck und begab sich dann auf sein Zimmer, um unverzüglich seine Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Durch ein Billet benachrichtigte er den Geheimerat von seinem Entschlusse, und empfing schon eine Stunde darauf dreihundert Thaler Reisekosten, Empfehlungen an die Direktoren der Cholera-Lazarette in Berlin und ein Handschreiben des Geheimerats, der ihm glückliche Reise wünschte. Am andern Morgen schon, nach herzlichem Abschiede von Frau Willig, saß er im Postwagen und fuhr fröhlichen Mutes der großen Residenz zu. An die

Gefahren, denen er entgegen ging, dachte er mit keinem Gedanken, denn wo es sich um seinen Beruf und um Erfüllung von Pflichten handelte, kannte er keine Furcht. Aber an Richard dachte er.

„Wie wird er sich wundern, wenn ich so unverhofft ihn besuche!" murmelte er vor sich hin, während die schwere Postkutsche über das Steinpflaster hinrasselte. „Was wird er sagen, wenn ich in sein Zimmer trete? Und wie werde ich ihn finden? Ob ihm der Gewinn des großen Loses Segen gebracht hat? Oder . . .?"

Und bei diesem „oder" versank Georg in Gedanken, die seinen Blick umflorten und seine Stirn unwillkürlich in trübe Falten legten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Trollhättafälle und der Kanal.

Mit einer Ansicht in Holzschnitt.

Während in jedem Jahre Unzählige die Alpen besuchen, den Rhein, die sächsische Schweiz oder die Weltstädte Paris und London, sind die wundervollen Gegenden Schwedens, wie z. B. der Trollhättafall nur Wenigen bekannt, obgleich derselbe, direkt gerechnet, nur dreißig Stunden von Berlin entfernt ist, und neben der Schönheit der Natur hier ein Sieg des menschlichen Geistes über die Elemente zu bewundern ist, wie er nirgends sich glänzender darstellt.

Der Wenersee ist 5475 Quadrat-Kilometer groß und liegt 48 Meter über dem Meer. Er stellt ein großes Binnenmeer dar, in welches sich viele, darunter einer der größten Flüsse Schwedens, der Klarelf, ergießen. Diese Flüsse durchziehen ungeheure Waldgebiete, aus welchen das Holz teils auf den Flüssen, teils auf den langgestreckten Seen leicht bis zum Wenersee geflößt werden kann. Der Weitertransport auf dem Götaelf, dem Abflusse des Wenersees, ist jedoch wegen der Trollhättafälle unmöglich.

Von der Stadt Gothenburg aus läßt sich mit Hülfe der Bahn der Besuch dieser weltberühmten Wasserfälle leicht in einem Tage ausführen. Trollhätta ist ein Städtchen, welches fast ganz aus Fabriken besteht, welche die Wasserkraft des Götaelf benützen, und aus Arbeiterwohnungen. Es zählt 3000 Einwohner und hat eine schöne, gotische Kirche. Der Götaelf verliert sich hier rechts zwischen mehreren schroffen und mit Bäumen bewachsenen Inseln und bildet sodann, von Felsen zusammengepreßt, seine prächtigen Fälle.

Der ankommende Fremde wird sofort von einer Schar barfüßiger Knaben umringt, deren mit einem Bande versehene Mütze die Aufschrift trägt: „Vägvisare för tvölf Öre" (Wegweiser für zwölf Öre, hundert Öre = ein Reichsthaler). Folgen wir einem dieser kleinen Ciceronen, so führt er uns an großen Holzplätzen, Sägemühlen und Bergen von Sägespänen vorüber. Hier sausen und brausen die Räder der Mühlen und anderer Werke, weit bedeutender aber ist das Getöse der Wasser, denn hier ist der erste, der schöne und großartige Gullösfall.

Schon vom Wenersee aus umgeht der Karlsgraben kleinere Fälle des Stromes, der dann zwischen anmutigen Gestaden hinfließt. An einigen Stellen, wo die Felsenhöhen dem Strome ganz nahe treten, nimmt er einen eiligeren Zug, indem die zusammengepreßten Wogen sobald als möglich sich wieder zu trennen suchen. Dann ergeht er sich wieder sanft dahingleitend in einer Breite von 6000 Meter und umschließt eine Anzahl lieblicher, fruchtbarer Inseln; als wollte der Strom sich sammeln und Kräfte schöpfen, um die entsetzlichen Stürze auszuhalten, denen er entgegengeht, schleicht er nach eben noch so flüchtigem Laufe langsam den Felsenpartien von Trollhätta entgegen. Mit einem Male ändert sich die Scene: Alle Anmut bleibt zurück, und der Schrecken allein beginnt die Herrschaft zu führen. Wildes Geklipp, rauhe Felsenbrüche und ödes Gestein zeigt sich am Ufer. Eine hohe, fast senkrechte Granitwand, welche schief dem Flusse in den Weg tritt, erhebt sich zur Rechten; dem linken Ufer näher rückend, welches, aus gleich festem Gestein bestehend, den Wellen widersteht, verengt sie das Bett des Flusses, den einige vorliegende Inseln nach der vorn sich öffnenden Enge treiben. Rechts aber stürmt die Hauptwassermasse auf den engen Schlund zu, aus welchem eine Felseninsel, Gullö genannt, steil emporsteigt und die herandrängenden Fluten in zwei Arme sondert, die jeder für sich in den hinter der Insel sich öffnenden Abgrund zwölf Meter hoch hinabstürzen und unter aufspritzendem Schaume sich in dem gemeinsamen Bette vereinigen. Aber ein zweiter Inselfelsen, Toppö, reißt sie noch gewaltsamer auseinander und treibt sie in noch engere Felsenbetten, in welche sie hineinstürmen, um hinter der Klippe einen noch gewaltigeren Sturz von 20 Meter zu vollbringen. Unter Donnertoben pressen sich die von dem immerfort treibenden Gullöfalle vorwärts gepeitschten Gewässer in den entsetzlichen Schlund, der hinter Toppö sie angähnt. Die Felsen beben von der furchtbaren Erschütterung, welche die übergewaltige Sturzkraft der ganzen Umgebung mitteilt. Im Ganzen fällt der Elf (Fluß) in vier großen Absätzen, dem Gullö-, Toppö-, Stampesträms- und Helvetesfall 40 Meter auf einer Strecke von 600 Klaftern oder 1 Kilometer, ihm zur Seite ist der Trollhätta-Kanal durch die Felsen gesprengt und führt in acht Schleusen abwärts. Nun geht die Fahrt des Elf bald durch anmutige, bald durch wilde Umgebung weiter bis Lilla Edet, wo der Ströms-Kanal einen Fall von 4 Meter zu umgehen hat. Von da an führt der Strom, öfters geteilt, die Schiffe ruhig nach Gothenburg, wo er in mehreren Armen in das Kattegat fällt.

Wenn auch keiner dieser Fälle besonders hoch ist, und keiner über eine senkrechte Felswand hinabstürzt, die Hauptfälle durch Inseln geteilt werden und die Ufer nicht gerade sehr malerisch sind, so ist der Eindruck dennoch ein gewaltiger. Es gibt in Europa keinen andern Wasserfall mit dieser ungeheuren Wassermasse. Auch ist es nicht allein die großartige Natur, welche hier wirkt, sondern ebensosehr die Großartigkeit der alten und neuen Kanalanlagen. Bei Regenwetter bieten die Fälle ein echt nordisches Bild, in grauer, geisterhafter Färbung, die vortrefflich zu der Umgebung paßt.

Da diese Wasserfälle die Schiffahrt auf dem Götaelf unmöglich machen,



so ist ein großartiger Kanal angelegt worden, der jährlich Tausende von Schiffen vom Wenersee nach dem Meere und vom Meere nach dem Wenersee zu trägt. Der Kanal, der links vom Trollhätta-Kanal abbiegt, schlingt sich gleich einem Hohlweg hin über die Felsenebene, und mittelst acht Schleusen sinkt das Schiff auf den nahen Akersee hinab. Erst wenn man diesen kleinen See hinter sich hat, öffnet sich die Aussicht und man sieht jetzt, daß man auf dem Rücken eines steilen Berges hinfährt. Im Thale, tief unter sich, wird man den Götaelf gewahr, der sich durch seine Wasserfälle 32 Meter gesenkt hat. Wenn man von oben in die Tiefe hinabschaut, so hält man es kaum für möglich, daß Dampfschiffe mit ganzen Rippen dort hinunter kommen können — und dennoch geht es so bequem. Von Schleuse zu Schleuse senkt sich das Schiff je 21 Meter tief und erreicht dann das Thal und den ruhigen Götaelf. An jeder Schleuse oder Stufe halten nämlich zwei Flügelthüren das Wasser so lange auf, bis sich die tiefer liegende Schleuse angefüllt hat, worauf das zugleich mit dem Wasser sinkende Schiff durch das geöffnete Thor in diese tiefere Schleuse fährt. Bei der Bergfahrt ist es umgekehrt. Das Schiff fährt in die obere Schleuse, während die untere, in welcher es sich befindet, bis zur Höhe der obern gefüllt ist. Das Füllen und Ablassen geschieht durch unterirdische Kanäle.

Schon vor länger als 150 Jahren hoffte man, die eigentlichen Trollhätta-Katarakte durch drei in den Felsen gesprengte Schleusen umgehen zu können; die Arbeiten wurden jedoch 1755 wieder aufgegeben. Im Jahre 1800 hielt man die Anlage von acht Schleusen für notwendig. Auch diese dienen jetzt nur noch dem kleinen Verkehr und sind in den Jahren 1836 bis 1844 durch die von Erikson angelegten elf neuen Schleusen ersetzt worden.

Man hat die Fahrt auf dem Götaelf mit der Rheinfahrt verglichen. Wenn aber auch der schwedische Fluß mit höheren Bergen, schrofferen Felsen und schäumenden Wasserfällen ausgestattet ist, so fehlen ihm die malerischen Ansichten des Rheins, dessen Ufer von mittelalterlichen Ortschaften umgeben und von Mauern und Türmen, mit Burgruinen, Weingärten und Fruchtwäldern ausgestattet sind. Nicht so am Götaelf. Hier treten uns nur Kartoffeln und Tannen, Blockhäuser und Steinhecken entgegen, aber der Götaelf hat vor dem Rhein das voraus, daß er eine schiffbare Straße zum Weltmeere bildet. Hier ist unaufhörlich Leben und Bewegung, denn der Fluß ist voll von Schiffen, die Holz und Eisen vom Wenersee nach den Meeren bringen.

Die Wenden im Spreewalde.

Mit einem Trachtenbilde.

Die Niederungen in den Kreisen Kottbus, Kalau und Lübben werden von der Spree in Hunderten von netzartig verbundenen Armen durchflossen und oft teilweise überschwemmt. Ein großer Teil des Sumpflandes wird durch Kanäle entwässert und in Felder und Wiesen umgewandelt, während der andere, mit

Wald und zwar größtenteils Erlen bestandene Teil nur auf Kähnen zugänglich ist. Durch diese vielen Wasseradern entstehen natürlich eine Menge von Inseln, welche von jeher der Spreewald genannt und von den Bewohnern der nahen Städte und selbst von den Berlinern häufig besucht werden.

Einst bedeckten große Seen dieses Land und die in Tierfelle und Leinen gehüllten Bewohner durcheilten auf ausgehöhlten Baumstämmen das Wasser, wo sie im Dickicht dem gefürchteten Stiere begegneten und mit Steinbeilen die Stämme fällten zum schützenden Gehege ihrer Behausung. Man schmiedete Waffen aus dem Eisen, das der Sumpf barg und tauschte bronzene ein. Das Wasser schwand mehr und mehr, auf den Brüchen wucherten Riesenstämme und in den Auen wuchs langsam der Torf. Mancher versank mit dem Schmucke des Ritters in der trügerischen Tiefe, und noch heute, nach vielen Jahrhunderten, findet man im Moore Halsringe und Spangen, welche einst die Glieder jener Helden schmückten. Wilde Volksstürme brausten durch den Erdteil; die Bewohner wurden fortgerissen und zogen gegen Mittag, um nimmer wiederzukehren. Fremde Völker, die slavischen Stämme der Wenden, rückten nach von Morgen in die verlassenen Ebenen, bewältigten die Zurückgebliebenen und nahmen ihre Länder ein.

Noch vor weniger als fünfzig Jahren führte der Spreewald mit Recht seinen Namen, denn trotz der begonnenen Urbarmachung war die Gegend noch schwer zu passierender Wald und Sumpf. Nur im östlichen Teile findet man noch zusammenhängende Wälder; in anderen Gegenden stehen dickköpfige Weiden an den Ufern und anderes Buschwerk, einige Abwechselung und willkommenen Schatten bringend. Die zwischen den Kanälen liegenden Flächen sind längst urbar gemacht und der üppige Boden ist in treffliche Wiesen, Kraut-, Rüben- und Gurkenfelder verwandelt.

Die niedrigen, häufig von Eschen und Erlen umgebenen Wohnungen sind nicht gerade schön zu nennen und meist aus rohbehauenen Baumstämmen zusammengesetzt, welche mit Kalk oder Lehm beworfen sind. Die einstockige Hütte ist mit Rohr bedeckt, durch das ein solider Schornstein dringt. Ein kleines Gärtchen trennt die Wohnung von den beiden Nachbarn. Neben der Hausthüre sind einige Bänke, und über der schmalen mit Bäumen besetzten Straße mehrere Nachen an einen Pfosten gebunden. In der Stube fällt der große Kachelofen besonders ins Auge, der die Ofenbank und die von oben herablaufende „Schwebe" zum Trocknen von Tüchern u. dgl. umgibt. Zwischen den beiden kleinen Fensterchen der Wendenstube, deren Beleuchtung noch durch ein Vorhängchen und einen Blumentopf gedämpft wird, hängt der kleine Spiegel, den fast nur die weiblichen Hausbewohner bei Musterung des Sonntagsstaats in Anspruch nehmen. An den Wänden hängt einiges bessere, seltener in Gebrauch kommende Geschirr und irgend ein Bild, wenn dieses nicht ohne Rahmen angeklebt ist. Ein großer Teil der Stube ist von dem breiten, mit farbigen Vorhängen umgebenen Himmelbett besetzt, in dessen hochaufgebauschten Kissen und Decken nicht nur der Hausherr und seine Ehefrau, sondern sämtliche Hausbewohner ein bequemes Unterkommen

fänden. Die Töchter finden jedoch ihre Nachtruhe in den anstoßenden Kammern und für die jungen Burschen ist im Stalle ein Verschlag hergerichtet. Statt eines Kleiderschrankes steht ein geräumiger, oben gewölbter Kasten in einer Ecke der Stube. Er enthält die wertvolleren Habseligkeiten, einige Erbstücke, dann die aus einigen Shwals, Spitzen und Bändern und großen Radkrausen bestehende Garderobe der Bäuerin oder der Tochter. Dieses Möbel ist stets mit vier kleinen Rädchen versehen und in den lebhaftesten Farben mit Blumen und andern Verzierungen bemalt. Nicht zu vergessen ist das im Sommer freilich sehr vernachläßigte Spinnrad, das aber eine richtige Wendin zu jeder Zeit, wenn sich zwischen den Feldgeschäften ein müßiger Augenblick findet, zur Hand nimmt.

Es ist kein unebener Anblick, wenn Sonntags die hohe, schlankgewachsene Wendin zum Kirchgange, oder besser gesagt, zur Kirchfahrt, im Spreewaldkostüm aus dem niedern Hause tritt. Es wird allgemein der kurze faltenreiche Friesrock getragen, und das knappe, schwarze Samtmieder ist stets von dem kostbaren Franzentuch bedeckt. Mit großem Luxus gewählte, buntseidene Bänder fallen in Schleifen über die Brust. Das auffallendste Stück des Kostüms ist aber der Kopfputz, die blendend weiße Radkrause, deren Schnee von dem gebräunten Gesicht und den bloßen Armen lebhaft absticht. Diese Krause, welche an die großen Ringkragen auf alten Pastorenbildern erinnert, ist keineswegs ein so einfaches und leicht herzustellendes Ding. Eine zugeschrägte Papier- oder Papphülse bildet das Gestell, über welches sich Tüll und Gaze, Kanten und Bänder legen und eine Art Spitzenhaube darstellen. Dies ist der Kopfputz der Mädchen, bei Frauen aber schlingt sich noch ein Kopftuch um die Haube herum, von welchem diese, je nach Neigung ganz oder halb bedeckt wird. Farbe und Wert dieser Kopftücher ist verschieden. Junge und wohlhabende Frauen scheinen schwarze Seide zu bevorzugen, während ältere und unbemittelte sich mit krapprotem Zitz und selbst mit ockerfarbenem Kattun begnügen. Immer aber sind die üppigen Haare sorgfältig bedeckt, welche eine richtige Wendin, sowenig wie eine Klosterfrau jemand sehen läßt. Ueber die etwas unschön aufgepolsterten Hüften fällt der faltenreiche, lebhaft gefärbte Rock, von dem jedoch die schwarze, mit Tafft besetzte Schürze mit ihren bunten seidenen Bändern wenig unbedeckt läßt.

Des häufigen Witterungswechsels wegen trägt beim Kirchgang jede Wendin ihren farbigen Regenschirm unter dem Arme, in der Hand aber neben dem Gesangbuch die glänzenden Schuhe und die schneeweißen Strümpfe. Gleichviel, ob sie mit Vater und Mutter im Kahne sitzt und sich dem Zuge anschließt, oder einen der Kanäle hinschießend zu der Kirche fährt, oder ob sie dorthin einen der schmalen Feldwege hinwandert, sie trägt Schuhe und Strümpfe in der Hand. Sie bleiben hübsch sauber und werden erst vor der Kirche angelegt. Blank und rein betritt nun das Mädchen dieselbe.

Die Spreewaldleute, zumal die Frauen, sind gut gewachsen und es werden nicht wenige als Schönheiten gepriesen, und da sie auch in Haltung und Gang natürliche Anmut, ja Grazie zeigen, macht ihre Erscheinung einen sehr angenehmen Eindruck. Was den Wert wenigstens ihrer alt hergebrachten Festtags-

kleidung betrifft, so erfordert die Herstellung derselben oft größere Ausgaben, als das fast jährlich wechselnde Modekostüm der Damen, die zur Sommerfrische in den Spreewald kommen. Jedes Dorf hat etwas Eigentümliches in der Tracht, und der Kundige erkennt hieran leicht die Heimat der an den Sonntagen zu Besuche kommenden Wendinnen.

Über die Tracht der Männer ist wenig zu sagen. Die kurzen Jacken, die weißen, leinenen Beinkleider und breitkrempigen Hüte sind längst verschwunden und die allgemeine Tracht des Mittelstands kleiner Städte, ein langer, blauer Rock mit schwarzer Weste und Halsbinde ist an seine Stelle getreten. Weit kleidsamer ist die Mütze der ledigen Bursche als der altväterliche Zylinder, den die Männer tragen.

Die Bewohner des Spreewalds treiben außer der Viehzucht und der Fischerei hauptsächlich Gemüsebau, dessen Produkte weithin verfahren werden. In Lübbenau, dem Hauptstapelplatz der Spreewaldprodukte, verkauft oft ein einziger Händler 800 Schock Gurken per Woche. Im Herbst, so lange das Wasser eisfrei ist, bedecken jeden Sonnabend am genannten Orte 200 bis 300 mit Mährettig beladene Kähne den Ausladeplatz an der Spree. Groß- und Kleinhändler aus vielen Städten und Ländern erscheinen um diese Zeit, um ihren Einkauf zu machen. Es werden auf dem Lübbenauer Mährettigmarkt gewöhnlich nicht weniger als 20,000 Centner verkauft, was einer Einnahme von 600,000 Mark gleichkommt.

Die Spreewäldler sind der evangelischen Confession zugethan und es wird meist in wendischer Sprache gepredigt; da und dort werden jedoch die Aufgebote, die Geburts- und Todesanzeigen vom Pfarrer in deutscher Sprache vorgetragen. So sehr der Wende an seinen nationalen Gebräuchen, besonders aber an seiner angestammten, angenehm klingenden Sprache hängt, so wird doch in nicht zu ferner Zeit das Deutsche überall an ihre Stelle getreten sein.

Das Leben der Spreewäldler im Laufe des Jahres hat W. von Schulenburg reizend geschildert. „Wenn der Frühling des Winters Kraft gebrochen, dann eilen sie alle hinaus auf die Äcker, der Spaten tritt in sein wendisches Recht, bunt leuchten in roten Gewändern und weißen Tüchern weithin über die Felder Frauen und Mädchen. Denn geschmückt und in bunter Tracht zieht auch die Wendin wieder zur Arbeit nach dem düstern Winter, sie will nicht schwarz trauern, wo die Natur in bunten Farben sich schmückt. Flachs und Weizen werden gewietet und in langen Reihen rutschen die Wieterinnen über die Äcker. Immer länger werden die Tage, und die Heuernte naht. Fröhlich und geputzt eilt alles in die Kähne und vor lauter Sommerlust sprengen sich die Insassen mit dem glänzenden Wasser. Johanni war da, die Tage werden kürzer und die Getreideernte naht. Wie in uralten Zeiten sicheln die Wenden das Korn, sauber legen sie Garbe neben Garbe und rufen bei der letzten ihr fröhliches ‚Kokot'. Sonntags aber wallen einmütig die Scharen der Andächtigen zum Gotteshause, um aus tiefem Gemüte dem Herrn des Himmels, des Regens und des Sonnenscheins ihren Dank zu spenden. Gleich langen Blumengewinden eilen die Reihen der Wendinnen zur

Kirche, überall tauchen die bunten Farben auf im Grün der Büsche und Wiesen, um sich vor der Kirche zum herrlichen Bilde zu einen. Aber der Sommer ist schnell dahin geeilt, das Grummet eingeheimst, Störche und Schwalben verlassen das gastliche Heim, und viele Arbeiten noch drängen zur Eile. Schnell werden die Kartoffeln dem Schoße der Erde entnommen, man setzt eine Ehre darein, vor der Umgegend fertig zu sein. Kühler werden die Abende, der „graue Mann" deckt seinen Mantel über die Erde und winterlich zieht sich alles in die Häuser zurück. Verlangt der Sommer eine rastlose Arbeit, so gestattet der Winter doch einige Erholung.

Die Spinten treten in ihr Recht, und wenn draußen weißer Schnee die Gefilde deckt, herrscht fröhliches Treiben bei der Jugend. Sauber gekleidet wandeln die Spinnerinnen, das Spinnrad unter dem Arme, zur Spinnstube, munter schnurren die Räder, und Gesang und Scherz verkürzen die Zeit. Ein neues Jahr kommt herauf. Still und andächtig wird der letzte Tag im Jahre begangen. Die Frühlingssonne bringt neues Leben, und die Jugend gewinnt an Frohsinn mit ihr. Tanz und Spiel wechseln mit Mummenscherz, und Scharen Verkleideter ziehen die beschneiten Stege an den Fließen hin. Während die Frau spinnt, arbeitet der Mann kunstvoll in Holz und fertigt Gerät für den Sommer. Fastnacht kommt heran und noch einmal vereinigt der Klang der Fidel weißglänzende Wendinnen zum Tanze. Dann beginnt die Leidenszeit, kein Spiel, kein Tanz; in Trauerkleidern gehen Frauen und Mädchen, bis Ostern kommt und von neuem der Frühling seinen Einzug hält."

An den Sonntagen ruht die Arbeit; ziemlich leer sind die Kanäle und nur selten treibt ein mit frischem Heu beladener Kahn vorüber. Mit Geschick handhaben die Burschen das Ruder. Sie sitzen weder auf der Ruderbank, noch schlagen sie taktmäßig das Wasser, sondern sie stehen aufrecht im Hinterteile des Boots. Dies Aufrechtstehen gibt ihnen eine Haltung und Straffheit, die man sonst bei Dorfbewohnern nicht findet. Anders geht es im Winter. Jeder Bootsfahrer ist dann ein Schlittschuhfahrer. Fluß und Inseln sind dann eine gemeinschaftliche Eisfläche und, ein paar Bretter unter den Füßen, die halb Schlitten, halb Schlittschuh sind, dazu eine lange Eisstange in der Hand, schleudert sich jetzt der Spreewäldler mit mächtigen Sätzen über die blinkende Fläche hin.

Ein Schauspiel anderer Art gewährt es, wenn im Sommer die Wendinnen mit den schnellen, mit Gemüsen beladenen Kähnen die schmalen Wasserstraßen hinfahren oder das frische Heu nach der Scheuer bringen. Kunstvoll, über mannshoch, unten fast den Wasserspiegel berührend, fährt der Kahn, den die hinten stehende Mäherin leitet, lautlos über die Fläche hin; für den Fremden, der nur die zwischen dem hohen Grase dahinziehenden, backofenförmigen Heumassen, nicht aber den Wassergraben sieht, ein seltsamer Anblick. Was sonst auf Knüppeldamm oder Landstraße seines Weges zieht, passiert hier die Kanäle dieses endlosen Flußnetzes; selbst die Herden werden ins Boot getrieben und gelangen von ihm von Stall zu Stall, oder von Wiese zu Wiese und nur momentan wird der Verkehr unterbrochen, wenn auf blumengeschmücktem Kahne, Musik voraus,

ein Hochzeitszug zur Kirche fährt, oder wenn still und einsam, von Leidtragenden in zehn und mehr Kähnen gefolgt, ein schwarzverhangenes Boot stromabwärts gleitet.

Sagen aus dem Spreewalde.

Der Märchenerzähler.

Die reiche Märchen- und Sagenpoesie, die sich seit grauen Jahrhunderten von Munde zu Munde bei dem deutschen Landvolke fortgepflanzt hat, umfaßt hauptsächlich die Erinnerungen der vorchristlichen Heidenreligion. Ein tiefes Rechtsgefühl beherrscht diese Märchenwelt, deren Grundzug immer ein sittlicher ist. Sie ist der älteste und treuste Spiegel des Volkscharakters und lebte fast ausschließlich im Munde des gemeinen Volkes fort, in der Kinderstube, in der Spinnstube, auf der Haide und im Walde unter Schäfern und Jägern. Im vorigen Jahrhundert begann Musäus die deutschen Volksmärchen zu sammeln, später Görres die deutschen Volksbücher, Brentano und Arnim die Volkslieder. Die Brüder Grimm in Kassel und Büsching in Breslau gaben die ersten größeren Sammlungen von Volksmärchen und Volkssagen aus dem Volksmunde heraus. Nach ihnen machten sich noch viele andere wackere Männer durch Sammeln der Märchen verdient. Einer der neuesten Sammler ist W. von Schulenburg, der die wendischen Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewalde zusammenbrachte und herausgab, von welchen wir unsern jungen Lesern, für welche dieselben jedoch im übrigen nicht geschrieben sind, einige mitteilen.

Es ist interessant und klingt ganz märchenhaft, wenn uns der gelehrte Verfasser im Vorworte mitteilt, wie er zu diesen interessanten Überlieferungen gekommen ist: „Habe ich so, Sagen und Märchen vereinzelt und zerstreut aus der mündlichen Überlieferung des Volkes gesammelt, so ragten doch einzelne Persönlichkeiten derartig aus der Masse hervor, daß sie als besondere Träger der Überlieferung anzusehen sind. Eine derartige bemerkenswerte Persönlichkeit, welche ich zufällig in der letztern Zeit meines Hierseins kennen lernte, war ein alter, wendischer Mann, welcher bei einem außergewöhnlichen Gedächtnisse den größten Teil alles dessen wußte, was ich in kleinen Bruchteilen von so vielen gehört hatte. Es war an einem schönen Sommerabende, als ich durch Busch und Wiesen heimkehrte und vor mir ein graues Männchen über den Weg streichen sah, dem gleich Flügeln die Bogen eines Kreuzhamens von den Seiten abstanden. Ich winkte ihm, er blieb stehen und ich brachte eine Skizze desselben fertig aufs Papier. Dann wünschte ich ihm: dobry wjacor (guten Abend) und folgte durch das feuchte Gras, durch Wiesen und Weidengebüsch, zuletzt kamen wir an ein Wasser und gingen über den schwankenden Steg. ‚Hier wohne ich,' sagte das absonderliche Männchen und wies auf das dichte Blättergrün. Ich konnte kein Haus sehen, aber bald standen wir vor einem uralten Hüttchen, versunken in der Erde, mit schiefen Wänden und mit Schilf umstellt. Gebückt folgte ich jenem auf den Flur, in dessen Ecke ein Baumstamm mit Kerben lehnte,

die Treppe zum Boden. Durch die kleine Thür traten wir in die durch Alter geschwärzte Stube mit eben solchem Schemel und Tischchen, die neben dem Bette und altertümlichen Ofen nur wenig Raum auf dem dunkeln Lehmstriche ließen. Noch schmückte das Tellerbrett und ein Schränkchen mit der Bibel die Wand. Hastig trat der Alte an den Tisch, ergriff einen Spaten und preßte mit dem Griffe unter Schmerzen seine Brüche in den Leib. Dann schlug er Feuer, stülpte die Buschka über die Pfeife und sprach: ‚Jetzt, Herr, laßt uns reden.‘ Das war Kito Pank oder Kitko, wie ihn die Freunde nannten, der alte Erzähler in seinem Hüttchen, das teilnahmsvoll die Reisenden betrachten und die Hand fremder Maler verewigt hat. Alter Kito! Wie oft habe ich deinen Worten gelauscht, wenn du, die mächtige Pfeife im Munde, Netze strickest, Fässer spündetest, Uhren und Menschen heiltest oder auf gebrechlichem Nachen, in dessen Ecken die Gräser sprossen, zappelnde Fische fingst. Auch mit dir sinkt ein Stück Wendentum in das Grab. —

Der Bettler.

Auf einen Gutshof kam ein Bettelmann, der sang: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“ Da fragte ihn die alte Wittwe: „Ist das wahr?“ „Ja,“ sagte der Bettelmann. „Was macht denn mein Mann?“ — „Ach, dem alten Papa geht es schlecht; ihm ist kalt, er muß die Gänse hüten und friert so.“ „Wolltet Ihr ihm nicht etwas mitnehmen?“ fragte die Frau. „Gern,“ sagte der Bettler, „aber es muß leicht sein, z. B. Papiergeld, denn der Weg ist lang.“ Da gab ihm die Frau Papiergeld für den alten Papa und einen schönen Pelz. Wie nun der junge Herr nach Hause kam, machte er großen Lärm über die Dummheit, ließ sein Pferd satteln und ritt dem Bettelmann nach; im Walde holte er ihn ein. Der Bettler stand an einem Baum und vor ihm lag ein großer Hut, auf den er immer sah. Da fragte der junge Herr, ob er keinen Menschen mit einem Pelze gesehen hätte. „Ja, der ist vorn, der muß schon weit sein.“ — „Na, wo denn?“ „Ja, lieber junger Herr, das läßt sich nicht so sagen.“ So wollte ihm der junge Herr seinen Schimmel geben, und er sollte dem Bettelmann nachreiten. Da sagte der Bettelmann: „Ich kann nicht fort von hier.“ — „Na, warum nicht?“ „Ich habe da eine Wachtel unter dem Hute, die lockt die andern, und ich muß aufpassen, daß sie nicht wegfliegt.“ „Das werde ich so lange besorgen. Nehmt meinen Schimmel und reitet ihm nach.“ Da stieg der Bettelmann auf das Pferd und sagte: „Paßt ja auf, junger Herr,“ ritt weg und soll noch wieder kommen. Der junge Herr aber stand immer da, und paßte auf den Hut auf, daß die Wachtel nicht fortfliegen sollte. Doch zuletzt wurde ihm die Zeit zu lang, und er hob den Hut auf, da waren drei Pferdeäpfel darunter.

Die sieben Schläfer.

Die sieben Schläfer waren sieben Brüder und sollten Schweinefleisch essen; das war ihnen verboten, daher gingen sie fort. Nach einiger Zeit wollte ein Mann bauen, und ihm fehlten Steine. In der Nähe aber waren Steinklüfte und ein Loch darin, da ging er hinein. Da sah er einen Schlafenden sitzen und

fragte, was er da machte. „Nichts," sagte der, „ich war müde und habe mich niedergelegt." Dann sah er weiter einen zweiten, dritten und alle die sieben. Da sagte der Mann, sie sollten in die Stadt kommen und dort etwas essen. „Ja," sagte der eine, „ich bin gerade hungrig und werde kommen!" So ging er in die Stadt und wollte Brot kaufen. Aber die Leute wollten sein Geld nicht nehmen und sagten: „Das Geld gilt nichts." „Na," sagte er, „es hat doch noch gestern gegolten." Dann fragten sie ihn, woher er wäre, und er nannte den Ort, aber die Leute kannten ihn nicht. Dann berechneten sie nach dem Gelde, welcher Kaiser damals gewesen war, und so hatten die Brüder 166 Jahre geschlafen. Das waren die sieben Schläfer.

Pastors Abendspaziergang.

Das Abendrot brennt an des Himmels Saum,
Ich schlendre so als wie im halben Traum
Zum Dorf hinaus auf grünem Wiesenwege,
Am Wald hinunter, wie ich täglich pflege.

Rings auf der Wiese wimmelt es und schafft,
Vom frischen Heu kommt mit gewürz'ger Kraft
Ein süßer Duft auf kühler Lüfte Wogen,
Mein alter Liebling, zu mir hergezogen.

Rot, blau und Gold, ein ganzes Farbenreich,
Betrachtet sich im spiegelhellen Teich,
Wildenten sieht man durch die Wellen streben,
Und hoch in Lüften Weih und Sperber schweben.

Ein flüsternd Wehen geht im dunkeln Wald,
Die Vögel rufen, daß es weithin schallt,
Die Unke will sich auf der Flöte zeigen,
Die Grille zirpt und auch die Schnaken geigen.

Studieren wollt' ich einen Predigtplan,
Nun hör' ich selbst die große Predigt an,
Voll Kraft und Mark, ein Menschenherz zu stärken,
Die große Predigt von des Meisters Werken.

F. T. Vischer.

Dreisilbige Charade.

Meine erst' ist eine Pflanze,
Meine letzten ein Insekt,
Und ein Vogel ist das Ganze,
Der sich scheu vor dir versteckt.

Auflösung der Charade Seite 432:
Morgenstern.



1882 Spreewälder. 24.

Glück macht Freunde, aber Not bewähret sie.

Eine Erzählung

von

Franz Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Nach einem Jahre.

Gerade ein Jahr war vergangen, seit er Berlin verlassen. Georg erinnerte sich dessen, als er an einem schönen Morgen wieder durch die wohlbekannten Straßen wanderte, und die entlegene kleine Wohnung aufsuchte, wo er in früherer Zeit so manchen frohen und trüben Tag mit Richard verlebt hatte. Es war ziemlich weit hinaus bis nach der Vorstadt, und da er aus Sparsamkeit die Benutzung einer Droschke verschmähte, so fand er auf dem Wege Zeit genug, sich der vergangenen Tage zu erinnern.

Alles kam ihm noch so vertraut vor, als ob er erst gestern die Stadt verlassen hätte. Dort an der Ecke saß die dicke Höckerfrau noch, der er so manchen Silbergroschen für Äpfel und Birnen zu verdienen gegeben, und er konnte sich im Vorübergehen nicht enthalten, ihr freundlich zuzunicken. Sie erkannte ihn auch auf der Stelle und erwiderte seinen Gruß mit Lächeln und Nicken. „Herrje, der Herr Doktor!“ rief sie. „Lange nicht gesehen! Sind Ihnen ein paar Äpfel gefällig! Sie haben sich noch gut gehalten vom vorigen Jahre her.“

Georg konnte sich nicht enthalten, der Einladung Folge zu leisten. Er kaufte für ein paar Groschen von den gerühmten Äpfeln und verschenkte sie in der nächsten Straße wieder an einen blondlockigen, kleinen Jungen

mit frischen, roten Backen, der sich nicht wenig über die willkommene Gabe freute.

Georg ging weiter, an dem Bäckerladen vorüber, wo er so manche Semmel, vorüber an dem Fleischerladen, wo er so manches Pfund wohlschmeckende Wurst gekauft, und stieg endlich, ganz in Erinnerungen versunken, die Treppe zu seiner ehemaligen Wohnung hinauf. Ohne anzuklopfen, ganz nach alter Gewohnheit, öffnete er die Stube, trat ein, und war nicht wenig betroffen, als er in derselben einen ganz fremden jungen Mann erblickte, der ihn erstaunt und fragend anstarrte.

„Mein Gott," sagte er — „ich bin wohl irre gegangen? Entschuldigen Sie, ich suche den Referendar Vogel."

„Der Vogel ist ausgeflogen schon seit einem Jahre," erwiderte der dermalige Besitzer der freundlichen Stube, in welche noch ebenso wie sonst die glänzendsten Sonnenstrahlen fielen, und unseren Georg wie einen alten Freund mit ihrem hellsten Lichte begrüßten. „Wissen Sie denn nicht, Herr Vogel hat ja damals das große Los gewonnen und da genügte ihm natürlich dieses kleine Zimmer nicht mehr. Er wohnt jetzt unter den Linden, in einer schönen Bel-Etage."

„Ah, das hätte ich mir denken können, freilich! freilich!" antwortete Georg. „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich störte."

„Wie konnt' ich so zerstreut sein, nur einen Augenblick zu glauben, daß Richard noch in seinem alten Quartier wohnen würde," murmelte Georg, als er die Treppe wieder hinunter stieg. „Hin! Suchen wir ihn also unter den Linden auf."

Unter den Linden heißt bekanntlich die prachtvollste Straße Berlins, und dorthin lenkte Georg seine Schritte. Ohne viele Mühe machte er die Wohnung seines Freundes ausfindig. Hier sah es freilich anders aus, als draußen in der entlegenen Vorstadt. Die breite Treppe war mit reichen Teppichen belegt, und auf einen Zug an der Klingel öffnete ihm ein galonierter Diener die Thüre eines Vorsaales und fragte nach seinem Begehren.

„Ich wünsche Herrn Vogel zu sprechen! Er wohnt hier, wie ich höre!" sagte Georg.

„Ganz recht! Ich werde Sie anmelden," entgegnete der Diener, indem er den höchst einfach gekleideten Fremden mit unverschämter Dreistigkeit von oben bis unten musterte. „Mein Herr empfängt jedoch nicht Jedermann, ich muß daher um Ihren Namen bitten."

„Oho, wie vornehm und großartig," dachte Georg, nannte aber doch seinen Namen.

„Wer weiß, am Ende bist du nicht einmal willkommen," murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin, während sich der Diener entfernte. Aber darin täuschte sich Georg denn doch.

„Esel!" schrie eine Stimme aus dem nächsten Zimmer, „wie kannst du meinen besten Freund an der Thüre stehen lassen?"

Und im nächsten Augenblicke wurde diese Thüre aufgerissen, und mit Blicken, die vor Freude funkelten, mit strahlendem Antlitz, die Arme weit ausgebreitet, stürzte Richard heraus und an die Brust seines Freundes.

„Georg! alte, treue Seele! Endlich bist du da!" rief er voller Entzücken. „Tausend Mal willkommen, mein Herzensjunge! Hier herein, Georg! und du, Bursche," wandte er sich zu seinem Bedienten, — „geschwind Frühstück, Austern, Caviar, Champagner, so gut alles zu haben ist! Hurtig! — Georg! Alter Freund, ich kann es nicht ausdrücken, wie glücklich mich dein Besuch macht."

Mit diesen Worten zog er ihn in ein prächtig ausgestattetes Zimmer, drückte ihn in die weiche Ecke eines kostbaren Divans, schüttelte ihm auf das Wärmste die Hände, und sprang dann so vergnügt im Zimmer umher, daß Georg an seiner alten Liebe und Freundschaft nicht länger zweifeln konnte.

„Nein, das ist zu schön, daß du endlich einmal hier bist!" rief Richard zu wiederholten Malen aus. „Natürlich bist du endlich deines kleinen Nestes mit seinen Spießbürgern und Geheimeräten satt geworden, und bleibst nun für immer bei mir! Es trifft sich prächtig. Meine Wohnung ist geräumig. Ich kann dir ein hübsches Zimmer nebst Schlafgemach abtreten, das noch dazu seinen besonderen Eingang hat! Da leben wir wieder, wie in alter Zeit. Ich führe dich bei meinen Freunden ein, in die besten Familien, Georg. Du wirst bekannt, du bekommst Praxis, du wirst der berühmteste Arzt in unserer Residenz, was dir bei deiner Liebenswürdigkeit und Gelehrsamkeit gar nicht fehlen kann, und dann haben wir Beide das große Los des Lebens gewonnen!"

Georg mußte lächeln über den Feuereifer des Freundes, der ihn gar nicht zu Worte kommen ließ.

„Nicht so rasch! Nicht so rasch!" unterbrach er ihn endlich. „Vor Allem muß ich dir mitteilen, daß ich nicht gekommen bin, um für immer, sondern nur, um für einige Wochen hier zu bleiben. Mir gefällt es in meiner neuen Heimat, und ich hoffe, dort noch recht glücklich zu werden."

Richard machte eine etwas betroffene und enttäuschte Miene.

„Aber was führt dich denn hierher?" fragte er.

Georg erklärte ihm den Grund seiner Anwesenheit.

„Ei, an deiner Stelle würde ich mich doch zweimal besonnen haben, ehe ich diesen Auftrag übernommen hätte," erwiderte er. „Dein Geheimerat da hat sich sehr weislich in den Hintergrund gestellt, und dich vorgeschoben. Ich kann dir sagen, die Cholera macht keinen Spaß mit den Leuten. Heute rot — morgen tot! Das ist, wie wenn man die Hand umwendet."

„Eben darum komme ich," entgegnete Georg. „Wenn man einmal Arzt ist, muß man die gefährlichsten Krankheiten am sorgfältigsten studieren. Das ist Sache der Pflicht."

„Pflicht und immer Pflicht," sagte Richard. „Ich merke schon, du hast dich in deinen Ansichten keineswegs verändert."

„Sicherlich nicht, insofern ich mich in meinem Gewissen verbunden erachte, stets und unter allen Umständen meine Pflicht zu erfüllen," erwiderte Georg ernst.

„Und du beabsichtigst also wirklich an das Bett des Kranken und Sterbenden zu treten, und so die Gefahr geradezu aufzusuchen."

„Gewiß ist das meine Absicht, denn du hörst ja, ich bin deshalb hergekommen. Die Lazarette sind mein Platz, und dort wirst du mich von morgen an so ziemlich Tag und Nacht finden können. Heute noch werde ich die nötigen Besuche bei den Direktoren machen, um Einlaß zu erhalten."

„Aber Georg, das ist ja Unsinn!" rief Richard verdrießlich. „Du wirst mir doch wenigstens erst einige Wochen, oder nur einige Tage schenken. Zu deinen Cholerakranken kommst du noch immer früh genug. Heute zum Beispiel ist Ball beim Justizminister; ich bin eingeladen, und es kostet mich nur ein Wort, um auch dir eine Einladung auszuwirken. Morgen gibt Banquier Mayer ein großes Familienfest, es ist, glaub' ich, Geburtstag, oder so etwas, und da geht es hoch her — natürlich wirst du mit mir teilnehmen. Übermorgen bin ich bei der Gräfin Koselwitz eingeladen, die feinste Gesellschaft, da mußt du dabei sein! Den Tag darauf..."

„Still, still, ums Himmelswillen," fiel Georg ein. „Laß mich nichts von deinen Gesellschaften und Zerstreuungen hören! Ich würde dort keine ruhige Stunde haben! Mein Platz ist in den Lazaretten, ich wiederhole es dir."

„Du bist der alte Eigensinn, seh' ich schon," entgegnete Richard halb ärgerlich. „Nun, wie du willst! Jeder Versuch, dich wankend zu machen, würde doch vergeblich sein, also verzichte ich darauf. Nur auf einem Punkte bestehe ich: du darfst nirgends anders wohnen als bei mir. Keinen Widerspruch, Georg, oder ich werde ernstlich böse."

„Nun denn, damit du mir nicht wieder Eigensinn vorwerfen kannst,

gebe ich nach!" sagte Georg lächelnd. „Nur zwinge mich nicht, an deinen sogenannten Freuden teil zu nehmen. Ich würde nur schlecht zu deinen Gesellschaften passen, und außerdem würden sie mir nicht das geringste Vergnügen gewähren. Ein stilles Morgenstündchen, mit dir verplaudert, gilt mir hundert Mal mehr, als alle jene Bälle und Schmausereien. Also unter der Bedingung, daß du mich in keiner Weise drängen willst, bleibe ich. Versprich mir das!"

„Ich muß es ja wohl versprechen, wenn ich dich bei mir behalten will," sagte Richard. „Also abgemacht! Du beziehst die erwähnte Stube, die einen besonderen Ausgang hat, außerdem aber durch den Corridor mit diesem Zimmer zusammenhängt, so daß wir uns nach Gefallen treffen und besuchen können. Mein Diener soll sogleich das Nötige besorgen. He! Friedrich!"

Der Bursche kam schon und brachte zugleich auf einer großen silbernen Platte das befohlene Frühstück mit, welches er auf das Zierlichste servierte, und zugleich die Befehle seines Herrn in Empfang nahm.

„Die Bedienung meines Freundes wirst du ebenfalls übernehmen, Friedrich," fügte Richard seinen Weisungen hinzu, „und ich hoffe, du wirst es nicht an der gehörigen Aufmerksamkeit fehlen lassen. Ich werde mich einstweilen mit Sam behelfen."

„Wer ist Sam?" fragte Georg.

„Mein Jockei," erwiderte Richard.

„Dein Jockei?" verwunderte sich Georg. „Hast du denn Pferde?"

„Nur zwei, mein Freund. Eins zum Cabriolet, und das andere zum Reiten. Man kann nicht weniger haben, siehst du!"

Georg schüttelte den Kopf und warf einen langsamen, prüfenden Blick um sich her, auf die kostbaren Möbel, die seidenen Vorhänge, die Ölgemälde in goldenen Rahmen an den Wänden, die deckenhohen Spiegel, die Teppiche, welche den Fußboden bedeckten, und auf die hundert kostspieligen Kleinigkeiten, die zerstreut umher hingen und lagen.

„Du scheinst ein ziemlich großes Haus zu machen, Richard," sagte er dann, als der Diener sich entfernt hatte. „Große Wohnung, Dienerschaft, Pferde, prachtvolle Einrichtung, Saus und Braus an allen Ecken und Enden — das muß schweres Geld kosten, denk' ich mir."

Richard zuckte leichtfertig die Achseln. — „Haben wir's doch," erwiderte er kurz.

„Bis auf Weiteres, ja! Indes, Richard, wie lange glaubst du bei dieser Lebensweise mit deinem Gelde zu reichen?"

„Ei, darüber mach' ich mir keine Sorgen, mein Alter! Vor der

Hand reicht das große Los noch auf ein paar Jahre aus, und wenn es auf die Neige gehen sollte, nun, so ist ja der Justizminister da! Ich habe Beweise, daß er mir sehr gewogen ist! Ein Wort von mir und er giebt eine Anstellung, die Alles ausgleicht."

„Hm, ich an deiner Stelle würde mir diese Anstellung sichern, und das so bald als möglich. Erinnerst du dich noch, Richard, des Versprechens vom vorigen Jahre, als ich Abschied von dir nahm?"

„Welches Versprechens, Georg?"

„Daß du, nach einem Jahre des Genusses, zu einem arbeitsamen Leben zurückkehren wollest. Der Jahrestag ist gerade heute, mein Freund."

Richard errötete ein wenig. „Ich fürchte," antwortete er, „daß ich das Versprechen ein wenig zu voreilig gegeben habe. Pah, nicht die ernste Miene, Georg! Was willst du? Ich bin noch jung, man lebt nur einmal, warum sollte ich das Leben nicht genießen, da ich doch die Mittel dazu besitze? Du mußt nicht alle Menschen nach dir beurteilen, denn nicht einem Jeden ist es gegeben, so streng tugendhaft wie du zu sein. Ich thue ja nichts Böses, ich belustige mich nur."

„Es reicht keineswegs aus, nichts Böses zu thun, sondern das Gewissen spornt uns an, das Gute und Rechte zu üben nach dem Maße unserer Kräfte!" entgegnete Georg. „Du erinnerst dich des Gleichnisses von den Centnern. Der Herr gab dem Einen fünf Centner, dem Andern zwei, dem Dritten einen, und zwei von ihnen benutzten ihr Gut mit Fleiß und vermehrten es, so daß der Herr zu Jedem sprach: „Du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude." Zum Dritten aber, der seinen Centner in die Erde barg und ihn tot liegen ließ, — was sprach er, „du bist ein Schalk und ein unnützer Knecht!" und verbannte ihn von seinem Angesicht. Richard, der Herr hat dir viel gegeben, — glaubst du, daß du einst vor ihm bestehen wirst, wenn du Rechenschaft über die empfangenen Güter ablegen sollst?"

Richard fand nicht sogleich eine Antwort, sondern blickte verlegen zu Boden.

„Laß mich in Ruhe," sagte er endlich. „Wenn es nötig ist zu arbeiten, werde ich arbeiten. Für jetzt sehe ich die Notwendigkeit aber noch nicht ein."

„Aber fühlst du dich, kannst du dich denn glücklich fühlen bei einer Lebensweise, die auch nicht ein einziges ernstes und gutes Ziel anstrebt? Ich bitte dich, antworte mir aufrichtig, Richard."

„Ei, gewiß fühl ich mich glücklich! Was sonst? Meinest du, es wäre

etwas so Angenehmes, zwischen Aktenstößen zu sitzen und sich mit staubigen Dokumenten abzuquälen? Nein, nein, Georg! Laß mich meinen Weg gehen und störe mir mein Vergnügen nicht."

„Nun denn, eine letzte Warnung, Richard. Der Weg, den du gehst, wird dich am Ende ins Verderben führen, glaube mir."

Richard lachte, „das Verderben ist noch weit," erwiderte er. „Ich sage dir ja, wenn wirklich Alles schief gehen sollte, so habe ich meinen Gönner, den Minister."

„Der dich ebenso verlassen wird, wie alle deine übrigen Gönner und Freunde, wenn der Quell deines Wohllebens versiegt," entgegnete Georg. „Obgleich du dich jetzt mitten in der großen Welt bewegst, scheinst du diese große Welt doch nur sehr wenig zu kennen. Nur den Glücklichen duldet sie, den Unglücklichen läßt sie fallen."

„So weit werde ich es nicht kommen lassen," wendete Richard ein. „Gesetzt der Fall, deine trüben Prophezeiungen träfen zum Teil ein, so stünde es ja immer noch in meinem Belieben, mich bei Zeiten zurückzuziehen. Der Justizminister . . ."

„Ist eine Stütze," fiel Georg ein, „auf die ich an deiner Stelle mich nie verlassen würde. Oh, Richard, du kannst auf deinen eigenen Füßen stehen und brauchst keinen Andern, dich zu stützen! Entsage diesem geräuschvollen, zerstreuungssüchtigen Leben und arbeite, oder der Gewinn des großen Loses, den du für ein Glück erachtetest, wird dein Unglück. Höre auf meine Stimme, so lange es Zeit ist! Wahrlich, es ist die Stimme eines treuen und wohlmeinenden Freundes!"

„Oder vielmehr die Stimme eines gutmütigen Tugendschwärmers, der Alles schwarz sieht, wo doch nur lauter Sonnenschein ist. Genug, Georg! Ich werde meinen Weg machen auf meine Weise, und der Ausgang wird lehren, daß ich doch nicht so ganz ohne Weltkenntnis bin, wie du glaubst!"

Georg seufzte! er sah wohl, daß alle seine Vorstellungen und Bitten wiederum an der Hartnäckigkeit und Leichtfertigkeit Richards scheitern würden, und brach deshalb das Gespräch ab. Auch Richard bezeigte keine Lust, es wieder aufzunehmen. So plauderten sie denn während des Frühstücks nur noch von der glücklichen Vergangenheit, bis endlich für Georg die Zeit kam, seine Besuche bei den Direktoren der Choleralazarette zu machen.

Dort kam man seinen Wünschen bereitwilligst entgegen und noch am nämlichen Tage begann er schon seine Thätigkeit. Er besuchte die Krankensäle, machte Bekanntschaft mit seinen Kollegen, die sich, wie er, mit freudiger Aufopferung dem Dienste der leidenden Menschheit widmeten, und

kehrte erst nach Anbruch der Nacht in die Wohnung seines Freundes zurück. Richard war längst ausgeflogen und vergnügte sich auf dem Balle des Ministers, seinem Diener Friedrich aber hatte er anbefohlen, auf Georg zu warten, und dieser fand daher Alles bereit, was nach dem ersten schweren Tage voll Anstrengung und Thätigkeit zu seiner Erquickung und Stärkung beitragen konnte.

Die Aufmerksamkeit und Fürsorge Richards erfreute ihn.

„Er ist doch ein guter Mensch und ein treues Herz," murmelte er vor sich hin, als er sein Lager aufsuchte, und sich auf den weichen Pfühlen ausstreckte. „Schade nur, daß er bei seinen vielen trefflichen Eigenschaften nicht zu einer rechten Erkenntnis seiner Lebensaufgabe kommen kann. Aber nur Geduld! Gott, so hoffe ich, wird ihn schon noch auf den rechten Weg führen!"

Vorderhand hatte es indes nicht den Anschein, als ob Richard seine Ansichten ändern würde, und Georg mußte bald bemerken, daß sein Freund noch viel tiefer in das verderbliche Netz der Zerstreuungssucht verstrickt war, als er selber anfänglich gefürchtet hatte. Nur selten brachte Richard eine Nacht in seiner Wohnung zu, sondern in der Regel kehrte er erst gegen Morgen bleich und abgespannt nach Hause zurück und schlief dann bis spät in den hellen Tag hinein. Gewöhnlich mußte Georg allein frühstücken, und manchmal vergingen sogar zwei, drei Tage, wo er seinen Freund gar nicht zu sehen bekam. Machte er ihm dann Vorwürfe, so lachte Richard nur und entschuldigte sich damit, daß es in der großen Welt nun einmal nicht anders herginge. Warnte Georg, indem er andeutete, daß eine so regellose Lebensweise notwendig zuletzt die Gesundheit untergraben und zerstören müsse, so erwiderte Richard leichthin, daß er sich nie kräftiger und besser befunden habe, als gerade bei diesem lustigen Leben. Kurz, Georg sprach in den Wind und mußte die Sachen eben gehen lassen, wie sie wollten. Zu ändern und bessern war da vorläufig nichts. Richard verspottete ihn sogar noch.

„Ich genieße das Leben doch wenigstens," erwiderte er einst auf ein warnendes Wort seines Freundes. „Aber du, armer Schlucker, quälst und mühest dich nur ab, ohne irgend einen Lohn dafür zu haben."

„Und gleichwohl, Richard," gab Georg sehr ernst zur Antwort, „gleichwohl bin ich ohne Zweifel unendlich glücklicher als du."

Ob Georg recht hatte? Richard schien es zu bezweifeln. So urteile denn, du freundlicher Leser.

Es ist eine milde, friedliche, ruhige Sommernacht. Noch funkeln die Sterne am Himmel, der Mond aber geht bleich am westlichen Horizonte

unter, und ein schwacher, rötlicher Schein im Osten verkündet, daß bald die Nacht dem Tage weichen werde. Durch die Fenster zweier großer Gebäude schimmert noch Licht. Dort ist man noch wach, während sonst Alles im Schlummer liegt. Aber wie verschieden sind die Szenen, welche der Kerzenschein beleuchtet. Hier ein Saal mit Kranken und Sterbenden ohne Schmuck und Zierde, nur Bett an Bett gereihet, und kaum ein anderes Geräusch hörbar als Wimmern, Ächzen und Wehklagen, Stöhnen des Schmerzes, und Seufzer des Todeskampfes; — dort ein glänzendes Gemach, Jünglinge in der Fülle des Lebens — an reich besetzter Tafel, mit Blumen und Silbergeschirr, Gläserklingen, Gesang, tobende Heiterkeit und lautes Gelächter. Die Sonne geht auf und ihr reiner Strahl fällt in das Prunkgemach. Die Kerzen erbleichen vor ihrem siegenden Lichte.

„Der Tag ist da, man muß heimgehen und schlafen!" sagte Richard.

Die Hausthür öffnet sich, er tritt heraus, sein Auge ist matt, sein Gang ist schwankend, aschfahle Blässe deckt seine Wangen. Er hüllt sich schaudernd in den Mantel; die Morgenkühle, statt ihn zu erfrischen, macht ihn frösteln, vom lustigen Gelage taumelt er durch die stillen Straßen nach seiner Wohnung. —

„Die Nacht ist vorüber, meine Pflicht ist gethan, ich kann heimgehen und ruhen!" sagte Georg zu dem Krankenwärter im Lazarette. „Dieser Mann ist gerettet; gebt wohl acht, mein Freund, daß Ihr keine Unvorsichtigkeit begeht! dieser wohlthätige Schweiß darf nicht unterbrochen werden."

„Ohne Sorge, Herr Doktor, ich wache," entgegnete der Mann.

Georg tritt aus dem Lazarette, die Sonne glänzt ihm hell entgegen; auch er ist bleich; es ist die Blässe der Erschöpfung, denn die ganze Nacht hat er gekämpft und gerungen mit dem Tode; aber er ist Sieger geblieben. Einen wackeren Mann, den Vater einer zahlreichen Familie, hat er vom Rande des schon geöffneten Grabes hinweg gerissen, und ihn dem Leben, seiner Gattin und seinen Kindern wiedergegeben. Ja, er ist bleich und müde, aber sein Auge glänzt, mit Entzücken atmet er die frische, reine Morgenluft, und eine süße, selige Ruhe strahlt von seiner Stirn. Auch er geht heim durch die stillen Straßen nach seiner Wohnung. —

„Georg, du?"

„Du, Richard? Woher so spät?"

„Ho, eine lustige, wilde Nacht! Und woher kommst du?"

„Vom Krankenbett!"

„Hm! Schlaf wohl, Georg!"

„Schlaf wohl, armer Freund!"

So scheiden sie.

Leser, welchen von diesen erwartet der süßeste Schlaf? Welcher von diesen Beiden ist der Glücklichste? Welcher spielt das bessere Los in der großen Lotterie des Lebens? — —

Fünftes Kapitel.

Doktor und Geheimerat.

Als im Herbst die Blätter fielen, war die mörderische Seuche gewichen, und Georg sprach davon, in seine früheren Verhältnisse nach B. zurückzukehren. Er hatte seine Aufgabe, soweit das in menschlichen Kräften stand, gewissenhaft erfüllt, und in der großen Residenz hielt ihn nichts mehr zurück, als die Bitten seines Freundes Richard, welcher ihn durchaus noch nicht ziehen lassen wollte.

„Einige Tage wenigstens mußt du noch zugeben, Georg!" drängte er. „Jetzt, wo du frei bist von Berufsgeschäften, kann ich deiner Anwesenheit erst recht froh werden. Wenn du mich nicht bitter kränken willst, so bleibst du. Eine Zerstreuung nach den vielen anstrengenden Tagen und Nächten wird dir ohnehin wohl thun."

Georg wollte den Freund, der ihn so gastfrei bei sich aufgenommen, nicht betrüben. So blieb er noch einige Tage, und ließ sich sogar überreden, an Richards gewöhnlichen Vergnügungen teil zu nehmen. Was er da sah und beobachtete, behagte ihm aber freilich nur wenig, sondern erfüllte ihn vielmehr mit neuen Besorgnissen um Richard. Nicht nur, daß dieser gedankenlos in den Tag hinein lebte, — Georg machte auch noch die Entdeckung, daß in einigen Gesellschaften, welche Richard zu besuchen pflegte, gespielt wurde, und zwar hoch gespielt. Die Goldstücke flogen da wie Zahlpfennige, und nicht selten wurde auf eine einzige Karte mehr als hundert Thaler gewonnen und verloren. Richard mäßigte sich zwar, und trieb es nicht gerade am ärgsten, wenigstens so lange Georg zugegen war; aber trotzdem fühlte sich dieser treue Freund von banger Sorge erfüllt. Seine Warnungen aber schlug Richard, wie immer, in den Wind.

„Es wird Alles so kommen, wie ich dir schon einmal gesagt habe," sprach Georg zuletzt, in der Stunde, die seinem Abschiede vom Freunde vorherging. „Man schmeichelt dir, man ladet dich ein und hätschelt dich jetzt und so lange, als man noch Geld bei dir vermutet. Wenn aber diese Quelle versiegt ist, wird dich keiner von deinen jetzigen Freunden mehr kennen wollen. Und bei deiner Lebensweise kann es nicht lange dauern,

daß dieser Zeitpunkt eintritt. Ich hoffe sogar, er möge recht bald kommen. Das Spiel, das verderbliche, wird dazu helfen. Dann, wenn du von Allen verlassen bist, erinnere dich meiner, Richard. Ein Herz wird dir immer bleiben, auf das du bauen kannst in Glück und Leid."

„Ich weiß es, aber ich hoffe, es wird nie nötig sein, eine Zuflucht an diesem Herzen zu suchen," entgegnete Richard sorglos. „Meine Mittel sind so leicht nicht zu erschöpfen, und was das Spielen anbetrifft, so nimmst du das viel zu schwer, mein guter Georg. Du hast selbst gesehen, wie vorsichtig ich bin."

„Ja bis eines Tages die Leidenschaft stärker sein wird, als deine Vorsicht," entgegnete Georg. „Denke an den Stein, der den Berg herab rollt. Anfangs läuft er langsam, dann aber überstürzt er sich in wilden Sprüngen. Noch ist's Zeit, Richard. Kehre um, in dieser Stunde noch! Arbeite, anstatt immer neue Zerstreuungen zu suchen, und du wirst vielen Leiden und Schmerzen entgehen, die dich aus dunklem Hinterhalte bedrohen.

„Ei, nicht doch, Georg!" erwiderte Richard lächelnd. „Du singst immer das alte Lied, aber ich kenne die Weise schon. Sei meinetwegen ganz außer Sorge! Im Übrigen aber, brauchst du Geld, Bruderherz?"

„Ich danke," antwortete Georg und seufzte. „All' dein Geld würde mich nicht halb so glücklich machen, als dein Versprechen, deine jetzige Lebensweise mit einer andern, bessern zu vertauschen! Aber ich sehe schon, jedes Wort ist vergeblich gesprochen! So lebe denn wohl! Der Himmel behüte dich und öffne dir bei Zeiten die Augen! Und vergiß nicht, Richard, in mir wirst du immer den Alten finden!"

Der Abschied war kurz. Die Freunde trennten sich mit der früheren Herzlichkeit, und am nächsten Tage befand sich Georg wohlbehalten wieder in seinem Stübchen.

Hier war ihm behaglich und froh zu Mute. Die bekannten vier Wände schienen ihm traulich zuzulächeln, und die gute Frau Willig lachte wirklich mit dem ganzen Gesichte und war überglücklich darüber, daß ihr lieber Pflegling frisch und gesund wieder angelangt war. Wie eine Mutter sorgte sie für seine Bequemlichkeit, und ihm war dabei in der That zu Sinne, als ob er in der braven Frau ein wirkliches Mütterchen gefunden hätte. Sie fragte angelegentlich nach allen seinen Erlebnissen, und haarklein mußte er erzählen, wie es ihm in Berlin ergangen war.

Wie andächtig sie ihm zuhörte! Wie sie ihm jedes Wort von den Lippen haschte! Wie sie sich freute, wenn er Frohes, wie sie sich betrübte, wenn er Trauriges berichtete. Und wie heimisch unserem Georg bei alledem zu Mute war. Ja er sah wohl, er hatte eine Heimat! Ein

mütterliches Herz liebte ihn, nahm aufrichtig teil an ihm, sorgte und schaffte für ihn mit uneigennütziger, aufopfernder Thätigkeit. Wie wohl das seinem Herzen that. Unwillkürlich mußte er an Richard denken und — vergleichen. Richard besaß nur Geld. Aber hatte er eine Heimat, hatte er ein treues Gemüt, das ihn in seinen prächtigen Prunkgemächern willkommen hieß, wenn er aus den Wirren des Lebens zurückkehrte unter sein Dach? Nein, er hatte nur seinen Jockei und seinen Bedienten und falsche Gesellen, die ihm allein aus Eigennutz anhingen und hinter seinem Rücken ihn wohl gar hämisch verspotteten und verhöhnten.

„Nein, nein, ich tausche nicht mit dir, Richard!“ rief es laut in Georgs Herzen. „Wie bescheiden mein Los sei, es birgt mehr wahres Glück in sich, als alle deine gleißende Weltlust.“

Nun, als Georg fertig war, mußte auch Frau Willig erzählen, und sie that es so gerne, daß Georg gar nicht lange zuzureden brauchte. Da wurden alle kleinen Stadtneuigkeiten hervorgesucht, die mittlerweile freilich zum Teil schon alt geworden waren; aber Georg hörte sie doch andächtig an, und sie interessierten ihn auch weit mehr, als er selber geglaubt hätte. Das machte eben, weil er sich in der kleinen Residenz wirklich schon heimisch fühlte und alle Welt da kannte, und an aller Welt herzlich teilnahm. Nachher, nämlich nach den Berichten von Hochzeiten, Kindtaufen, kleinen Glücks- und Unglücksfällen, kamen auch die Armen an die Reihe, und nun wußte Frau Willig mit Worten kaum auszudrücken, wie die Armen grade ihren lieben Herrn Doktor vermißt, und sich nach ihm gesehnt und seine Rückkehr erwünscht hätten! Ja, da habe man, meinte sie, doch einmal recht sehen können, wie geliebt und verehrt er sei, und das wäre doch ein Beweis dafür, daß man noch Dankbarkeit in der Welt finden könne, wenn man es nur danach anfange.

Alles das that dem Herzen Georgs gar wohl, und ganz im Stillen faßte er von neuem den Vorsatz, diesen armen Leuten wieder seine ganze Sorgfalt zuzuwenden, besonders, als Frau Willig nun vollends erzählte, wie sehr sie in ihren Krankheiten von dem Herrn Geheimerat Bernstorf wären vernachlässigt worden. „Auf den sind sie freilich nicht gut zu sprechen,“ — fuhr sie fort. „Er behandelt sie auch wirklich gar zu schlecht und ist immer noch sackgrob obendrein gegen sie. Nun, sie werden keine kleine Freude haben, wenn sie erst hören, daß der Herr Doktor wieder da sind. Morgen weiß es sicherlich schon die ganze Stadt, und da werden Sie's schon erleben, lieber Herr Doktor, wie sie herbeigeströmt kommen. Fast alle Tage sind welche da gewesen und haben nach Ihnen gefragt. Der Geheimerat hat sich genug darüber geärgert. Ja, er ist ein schlimmer,

neidischer Mann und gönnt Ihnen nichts Gutes, lieber Herr Doktor. Aber man muß nur Geduld haben! Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Lassen Sie den Geheimerat nur ganz ruhig über Sie reden und die Achseln zucken, wenn Sie gelobt und gerühmt werden. Es gibt schon Manche, die ihm nicht mehr so recht trauen, und es sollte mich nicht groß wundern, wenn Sie über kurz oder lang in Häuser gerufen würden, deren Thür sich Ihnen früher nicht geöffnet hat. Denn sehen Sie, Herr Doktor, es ist doch ruchbar geworden, daß der Geheimerat aus purer Angst vor der Cholera nicht hat nach Berlin gehen wollen, und da hat Mancher den Kopf geschüttelt und das Seinige dabei gedacht, während Andere gerade- heraus gesagt haben, daß es doch brav von Ihnen gewesen wäre, der Ge- fahr trotz zu bieten, obgleich Sie es doch eigentlich nicht nötig gehabt hätten. Und denken Sie an mich, wenn das Unglück wollte, wovor Gott uns behüten möge, daß wirklich die Cholera herkäme, da wollten wir ein- mal sehen, wie die Leute zu Ihnen würden gelaufen kommen. Ja, ja, Nutzen hat es ihm nicht gebracht, dem Herrn Geheimerat, daß er Sie vor- geschoben hat und ist selber zu Hause geblieben! Sie werdens erleben."

So plauderte Frau Willig, und Georg that ihr nicht Einhalt, denn es freute ihn doch, daß sein ehrliches Streben und sein treuer Pflichteifer anerkannt und gewürdigt wurde. Auch traf ganz richtig ein, was Frau Willig so zuversichtlich vorhergesagt hatte. Kaum war es in der Stadt bekannt geworden, daß der Doktor Heine wieder angekommen sei, und am anderen Mittage wußte es natürlich so ziemlich schon Jedermann, — da ging es trapp, trapp die Treppe herauf, und Georg empfing so viele Kranken- besuche, daß er vollauf zu thun hatte. Freilich waren es nur arme Leute, aber das kümmerte ihn weiter nicht. Was fragte er viel nach Geld und Gut! Von den dreihundert Thalern, die man ihm zur Reise nach der Residenz ausbezahlt hatte, waren ihm, Dank der Gastfreundschaft Richards, mehr als zweihundert übrig geblieben, und damit reichte er bei seiner spar- samen und einfachen Lebensweise gut und gerne wieder ein Jahr aus. Sorgen drückten ihn also nicht, und um so freudiger erfüllte er darum seine Berufspflichten.

Wie wurde er aber auch empfangen, wenn er in die niederen Hütten der armen Leute trat, um den Kranken Trost und Hülfe zu bringen? Als ob ein Engel vom Himmel käme, so nahm man ihn auf, und er merkte wohl, was er an Geld nicht gewann, das gewann er hundertfältig an Liebe und Dankbarkeit. Daran aber ließ er sich genügen.

In der ersten Woche nach seiner Rückkehr fand er wirklich so viel zu thun, daß er keine Zeit gewann, dem Herrn Geheimerat, wie es allerdings

seine Schuldigkeit gewesen wäre, einen Besuch zu machen und Bericht über seinen Aufenthalt in Berlin abzustatten. Endlich, als das Dringendste besorgt war, begab er sich zu ihm.

„Nun, da sind Sie ja wieder. Ich glaubte wirklich schon, daß ich Sie nie mehr sehen würde," sagte der Geheimerat kalt, als Georg in sein Kabinet trat. „Ich dächte, es wäre Ihre Schuldigkeit gewesen, zuerst zu mir zu kommen, anstatt vorher bei aller Welt herumzulaufen."

Obgleich auf einen ähnlichen Empfang vorbereitet, fühlte Georg dennoch seine Stirne heiß werden. „Der Herr Geheimerat wissen vielleicht nicht, wo ich herum gelaufen bin," gab er ein wenig scharf zur Antwort. „Ich besuchte Ihre Patienten, weil die armen Menschen mich dringend darum angingen."

„Ah, ich weiß schon!" entgegnete der Geheimerat. „Das faule Volk hat immer zu klagen! Wenn man danach hinhören wollte, würde man keine ruhige Stunde genießen können. Es ist überflüssig, darüber zu reden. Was aber haben Sie mir über die Cholera mitzuteilen? Ich vermute, daß sie nicht so schlimm ist, als man uns von Berlin aus weiß machen will, denn ich sehe, Sie sind ja mit heiler Haut davon gekommen."

„Ja, durch Gottes Hülfe," erwiderte Georg. „Trotzdem möchte ich aber doch raten, am hiesigen Orte bei Zeiten die nötigen Vorkehrungen zu treffen, für den Fall, daß die Seuche uns nicht verschonen sollte."

Mit lebhaften Worten schilderte er sodann das Auftreten und den Verlauf dieser Krankheit, welcher Schilderung indes der Geheimerat nur mit ungläubigem Lächeln zuhörte.

„Es scheint mir, als ob Sie die Gefahr sehr übertreiben," sagte er endlich. „Vorkehrungen halte ich für ganz überflüssig. Indes werde ich Seiner Durchlaucht Bericht erstatten. Das Übrige wird sich finden."

So endete die Unterredung, und Georg glaubte schon damit Alles abgemacht, als er eine Woche später ganz unerwartet Befehl erhielt, persönlich bei dem Fürsten zu erscheinen. Der Kammerdiener, welcher ihm den Befehl überbrachte, war derselbe, den er schon bei einer früheren Gelegenheit durch Vermittlung der Frau Willig genauer kennen gelernt hatte.

„Ich bin nicht wenig erstaunt und überrascht," sagte er zu ihm; „bitte darf ich fragen, was Seine Durchlaucht von mir wünscht?"

„Ich darf es Ihnen wohl mitteilen, Herr Doktor," entgegnete der Kammerdiener, „der Herr Geheimerat Bernstorf hat die nächste Veranlassung dazu gegeben, daß Sie gerufen werden. Er stattete Seiner Durchlaucht vor mehreren Tagen Bericht über Ihre Sendung ab, und mag sich da wohl nicht ganz günstig über Sie ausgesprochen haben. Wenigstens sagte

der Fürst unmittelbar nach der Audienz zu mir, daß er gar nicht zufrieden mit Ihnen sei. Nun nahm ich mir jedoch die Freiheit, nach der Ursache allerhöchster Unzufriedenheit zu fragen, und da kam es denn an den Tag, daß der Herr Geheimerat keineswegs zu Ihrem Vorteile gesprochen hatte."

„Aber was hat er Nachteiliges über mich berichten können?" fragte Georg entrüstet.

„Ei, er hat gerade nichts Besonderes vorgebracht, sondern nur im Allgemeinen angedeutet, daß Sie nicht genügend unterrichtet zu sein schienen, woran vermutlich der Umgang mit einem jungen, leichtsinnigen Menschen in Berlin schuld sei, bei dem Sie Ihre Wohnung genommen hätten."

„Davon sagte ich ihm kein Wort," rief Georg aus. „Er muß also Spione in Berlin gehabt haben, die mich beobachten sollten!"

„Ja, ja, ich vermute etwas der Art," erwiderte der Kammerdiener. „Indes beunruhigen Sie sich nicht, Herr Doktor. Wer Anderen ein Bein stellt, stolpert manches Mal selber darüber, und wenn ich nicht ganz irre, so ist das unserem Herrn Geheimerat auch begegnet. Nämlich, ich kannte Sie doch schon von früher her, Herr Doktor, und außerdem hatte meine Muhme, die Frau Willig, schon ein und das andere Mal mit mir über Sie gesprochen, auch wußte ich von Ihren fleißigen und uneigennützigen Besuchen in den Hütten der Armut, und kurz und gut, ich konnte mir nicht denken, daß Sie Ihre Pflicht in Berlin vernachlässigt haben sollten. Da sagte ich — nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doktor, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mischte, — aber ich sagte zu Seiner Durchlaucht, man könne ja leicht über Ihre Aufführung in Berlin sichere Kenntnis erhalten, wenn man eine Anfrage bei dem Generaldirektor der Lazarette machen und ein Zeugnis über Ihre Wirksamkeit einholen würde. Durchlaucht faßten sogleich den Wink auf, und befahlen dem Kabinetssekretär sofort einen Bericht über Sie zu verlangen. Dieser Bericht ist gestern eingelaufen, und ich brauche dem Herrn Doktor wohl nicht zu sagen, wie er ausgefallen ist. Durchlaucht lasen ihn selber durch."

„Und wie äußerte sich der Fürst darüber?" fragte Georg lebhaft.

„Nun, er sagte nachher zu mir: ‚Es ist doch recht gut, daß du mich darauf aufmerksam gemacht hast, nach Berlin schreiben zu lassen. Wir hätten dem Doktor Heine beinahe recht schweres Unrecht gethan. Ich weiß nicht, was der Geheimerat Bernstoff will. Erst empfiehlt er mir den jungen Arzt, nachher tadelt er ihn, und doch muß ich mich aus diesem Berichte überzeugen, daß der junge Mann das höchste Lob verdient. Er hat nicht nur seine Schuldigkeit, sondern noch weit mehr als das gethan. Es ist ein sehr ehrenvolles Zeugnis, was ihm hier von allen Lazarettärzten aus-

gestellt wird. Ich will den Doktor Heine sprechen!' Dies waren die eigenen Worte Seiner Durchlaucht, und ich kann wohl sagen, Herr Doktor, ich freute mich darüber."

„Und ich, ich danke Ihnen von ganzem Herzen," sagte Georg, indem er die Hand des Kammerdieners ergriff, und mit Wärme drückte. „Es wäre mir sehr schmerzlich gewesen, von unserem gnädigen Fürsten verkannt worden zu sein."

„Nun, damit hat es gute Wege," erwiderte der Kammerdiener lächelnd. „Durchlaucht kennt Sie jetzt besser, als dem Herrn Geheimerat lieb ist, der Ihnen schaden wollte, und gerade dadurch Ihnen einen recht guten Dienst geleistet hat. Reden Sie jetzt nur ganz frei und ohne Rückhalt mit Seiner Durchlaucht. Mein gnädigster Herr liebt das, und ist überhaupt die Güte selber. Sie werden das schon finden, wenn Sie nur fünf Minuten mit ihm gesprochen haben! Und wissen Sie, Herr Doktor, seien Sie pünktlich zur Stelle. Große Herren warten nicht gern!" Georg versprach, sich auf die Minute einzufinden, und war sogar noch einige Minuten früher da. Der Fürst empfing ihn mit einfachem, aber wirklichem Wohlwollen, so daß sich Georg bald leicht und frei fühlte, obgleich ihm anfänglich ein wenig beklommen zu Mute gewesen war. Die Unterredung dauerte beinahe volle zwei Stunden. Endlich erhob sich der Fürst und verabschiedete Georg auf die gnädigste Weise.

„Ich danke Ihnen, mein lieber Doktor," sagte er. „Sie werden von mir hören, Adieu!"

Sehr glücklich und zufrieden über die Aufnahme, die er beim Landesherrn gefunden hatte, kehrte Georg in seine Wohnung zurück. Frau Willig wartete schon auf ihn, und strahlte vor Freude, als sie hörte, wie gnädig und herablassend der Fürst gewesen war.

„Also hören sollen Sie noch von ihm?" sagte sie. „Nun, passen Sie auf, Herr Doktor, das bedeutet was Gutes! Sicherlich was sehr Gutes! oder ich müßte mich gewaltig irren."

„Hoffen wir, daß es wenigstens nichts Schlimmes bedeutet," erwiderte Georg, und wartete ruhig ab, was erfolgen würde.

Er brauchte nicht lange zu warten, und was erfolgte, übertraf noch selbst seine kühnsten Hoffnungen. Schon am dritten Tage nach seiner Audienz kam der fürstliche Kammerdiener mit fröhlichem Antlitz, und Frau Willig unmittelbar hinter ihm drein.

„Gute Nachrichten!" rief sie. „Ich sah es meinem Vetter am Gesicht an."

„Ja, schlecht werden sie wohl nicht sein, da mein gnädigster Herr

mich mit dem Überbringen beauftragt hat," entgegnete der Kammerdiener lächelnd. „Raten Sie, lieber Herr Doktor, was ich für Sie in der Tasche habe."

„Oh, das ist nicht schwer," erwiderte Georg vergnügt. „Sicherlich irgend Etwas von Seiner Durchlaucht, und von da kann nichts anderes, als Gutes kommen."

„Ei ja, wenn man so, wie Sie, stets seine Pflicht und Schuldigkeit gethan hat," meinte der Kammerdiener. „Aber raten Sie nur! Raten Sie! Doch ich sehe, Sie haben keine rechte Lust dazu, und so muß ich denn schon mit meinen Herrlichkeiten herausrücken. Also hier zuerst eine goldene Uhr mit Brillanten! Mein gnädiger Herr schickt sie Ihnen, weil er sich überzeugt hat, daß Sie den Wert der Zeit vollkommen zu schätzen wissen."

Georg errötete vor Vergnügen über das schöne Geschenk, und Frau Willig stieß sogar einen lauten Freudenschrei aus. Die Uhr wurde gebührend bewundert und betrachtet, und Frau Willig konnte des Lobes und Preisens nicht satt werden. Der Kammerdiener hörte das schmunzelnd ein Weilchen mit an, zuletzt schien es ihm aber doch zu viel zu werden, denn er machte ein Ende damit, indem er ein großes Schreiben mit dem fürstlichen Siegel aus der Tasche zog und es Georg überreichte.

„Hier noch etwas," sagte er. „Aus dem fürstlichen Kabinett."

Mit neuer Überraschung nahm Georg das Schreiben, erbrach es, und las mit frohem Erstaunen, daß der Fürst befohlen habe, ihm einen jährlichen Gehalt von zweihundert Thalern aus der fürstlichen Privatkasse auszuzahlen, und dieses zwar, wie ausdrücklich in dem Schreiben angeführt wurde, auf Grund der vielfachen ärztlichen Bemühungen, welche der Doktor Georg Heine in uneigennützigster Weise den Armen und Hülflosen gewidmet habe. Man versehe sich dessen auch für die Folge, und setze ihm, eben für die besagten Bemühungen, den genannten festen Gehalt aus.

Georg war vollkommen glücklich. Die ganze Last der Sorgen, welche doch wohl manchmal, wenn er der Zukunft gedachte, sein Herz bedrückt hatte, war ihm mit einem Male abgenommen, und Thränen der Dankbarkeit und Rührung feuchteten seine Augen.

„Oh des lieben, gnädigen Herrn!" rief er aus. „Welche Überraschung bereitet er mir! Es ist zu viel, das habe ich nicht verdient!"

„Sie haben es allerdings verdient," entgegnete der Kammerdiener nachdrücklich! „Und deshalb eben freut es mich doppelt, daß Ihnen diese Anerkennung zu Teil geworden ist."

Frau Willig strahlte vor Entzücken und Seligkeit. „So ist's recht!" sagte sie. „Es hat mich schon immer verdrossen, daß unser Herr Doktor

die Last und Mühe haben mußte, derweile der Geheimerat das Geld einstrich. Aber nun ist Alles hübsch in der gehörigen Ordnung. Gratuliere, Herr Doktor! Das Schreiben ist noch mehr wert als die Uhr, so schön sie ist, und darum freue auch ich mich doppelt darüber!"

„Aber der Geheimerat!" sagte Georg. „Wie wird er das Alles aufnehmen, wenn er es erfährt? Ich fürchte, daß er mir nun noch weniger Gunst, als bisher, erzeigen wird."

„Ich glaube, darüber können Sie ruhig sein, Herr Doktor?" erwiderte der Kammerdiener. „Es wird ihm nichts entzogen, denn der Gehalt, den Sie künftighin beziehen, fließt aus der fürstlichen Privatschatulle, während der Geheimerat seine Gelder aus der Staatskasse bekommt."

„Desto besser!" sagte Georg. „Nun bin ich erst recht glücklich über die große Gnade des Fürsten. Ich möchte gleich hinlaufen, um dem lieben Herrn die ganze Fülle meiner Dankbarkeit zu Füßen zu legen. Wann kann dies geschehen, Herr Kammerdiener?"

„Es ist zwar nicht gerade notwendig, daß es geschieht, aber kommen Sie nur, lieber Doktor! Kommen Sie morgen früh um elf Uhr. Ich werde dann zugegen sein und Sie anmelden. Übrigens sind wir noch keineswegs schon ganz fertig; der hinkende Bote kommt nach, und ich muß noch einen Auftrag Seiner Durchlaucht ausrichten, der Ihnen vielleicht nicht ganz angenehm ist."

„Welcher Auftrag wäre dies?"

„Der Fürst wünscht eine ausführliche Darstellung vom Wesen und Verlaufe der Krankheit, welche Sie in Berlin so fleißig beobachtet und bekämpft haben, aus Ihrer Feder zu besitzen, und ferner wünscht er, daß Sie die nötigen Lazaretteinrichtungen treffen möchten, für den Fall, daß die Cholera auch uns nicht verschonen würde. Ich weiß nun nicht, ob Ihnen diese Arbeiten willkommen sein werden."

„Nichts könnte mir in diesem Augenblicke mehr willkommen sein!" entgegnete Georg rasch und froh. „Ich habe den Herrn Geheimerat bereits darauf aufmerksam gemacht, wie zweckmäßig es sein würde, die nötigen Vorbereitungen zum Empfange der Cholera zu treffen, aber er wollte nichts davon hören. Nun werde ich mich mit doppeltem Eifer der Lösung meiner Aufgabe widmen, welche ich für durchaus notwendig halte, damit wir nicht unversehens überrascht werden. Geben Sie Seiner Durchlaucht die Versicherung, daß ich unverzüglich ans Werk gehen werde."

Der Kammerdiener schüttelte lächelnd den Kopf. „Ja, ja, ich dacht' es mir wohl!" sagte er. „Es steht Alles ganz anders, als der Herr Geheimerat berichtete. Ich habe mit meinen eigenen Ohren gehört, daß der

Fürst darauf drang, daß man ein Lazarett einrichten solle, und der Geheimerat entgegnete darauf, daß selbst Sie diese Maßregel für überflüssig gehalten hätten. Wahrscheinlich vermutete er, man würde ihm die Einrichtung übertragen, und da er sehr bequem ist, so verhinderte er lieber die ganze Ausführung. Außerdem mag er auch geglaubt oder gefürchtet haben, zum Lazarettarzte ernannt zu werden, wenn ein Lazarett erst einmal da sei, und dies schon erklärt Alles. Nun, wie dem auch sei, ich werde Seiner Durchlaucht berichten, daß Sie sich der Ausführung der übertragenen Arbeiten bereitwilligst unterziehen werden, und das Übrige können Sie Morgen bei der Audienz persönlich vortragen."

Dies geschah, und Georg empfing unbeschränkte Vollmacht, alle nötigen Anstalten und Vorbereitungen zu treffen. Mit Lust und Liebe ging er ans Werk. Arbeit, nützliche, zweckmäßige Arbeit war von jeher ein Quell der Freude für ihn gewesen, und dieser Quell floß jetzt so reichlich, daß er sich völlig befriedigt fühlen konnte. Er hatte in der That alle Hände voll zu thun. In den frühen Morgenstunden schrieb er an einem äußerst gründlichen Berichte über die gefährliche Krankheit, welche alle Welt in Schrecken versetzte, dann leitete er persönlich die Vorkehrungen in dem Lazarette, und stattete endlich seine gewöhnlichen Krankenbesuche ab. Alles dies beschäftigte ihn den ganzen Tag über so vollkommen, daß ihm kaum eine Minute Zeit übrig blieb und er nicht selten ganz erschöpft und todmüde abends in seine Wohnung heimkehrte. Aber trotzdem, oder vielmehr gerade darum fühlte er sich so froh und glücklich, wie niemals. Er besaß ein Feld der Wirksamkeit, wie er es sich immer gewünscht hatte, und sein treuer Fleiß, sein reger Pflichteifer trug ihm die schönsten Früchte ein: Zufriedenheit. Ja er war zufrieden, so zufrieden und voll stiller, fröhlicher Heiterkeit, daß selbst das höhnische Lächeln des Geheimerats, wenn derselbe gelegentlich einmal seine Anstalten und Vorkehrungen im Lazarette besichtigte, keinen Eindruck auf ihn machen konnte. Spottend sagte der Geheimerat wohl öfters zu ihm: „Sie arbeiten für nichts! Alles das ist sehr überflüssig! Unsere Stadt liegt so gesund, daß die Cholera nimmermehr herkommen wird. Sparen Sie doch also Ihre ganz vergebliche Mühe!" — Aber Georg antwortete auf dergleichen Bemerkungen immer nur ganz freundlich: „Man muß es abwarten, Herr Geheimerat! Jedenfalls ist es immer besser, auf ein Übel vorbereitet zu sein, als von ihm überrascht zu werden."

Mittlerweile schien die Zeit doch dem Geheimerat recht zu geben, denn Monate verstrichen, ohne daß sich nur eine Spur der gefürchteten Cholera in der kleinen Residenz gezeigt hätte, obgleich sie in vielen andern Städten fortwährend Opfer forderte. Das Lächeln des Geheimerats wurde

immer höhniſcher, ſein Spott immer bitterer, und doch ließ Georg ſich das nicht anfechten.

„Um ſo beſſer, wenn Sie recht haben und auch recht behalten,“ erwiderte er. „Meine Mühe ſoll mich nicht reuen, wenn wir nur überhaupt von der Cholera verſchont bleiben. Es iſt und bleibt eine böſe Krankheit, Herr Geheimerat! Glauben Sie mir, ich habe ſie kennen gelernt und ſpreche aus Erfahrung.“

Der Geheimerat zuckte ſpöttiſch die Achſeln und fuhr fort, Georgs Pflichteifer lächerlich zu machen. Aber was fragte Georg darnach? Er arbeitete wacker weiter und ließ ſich keine Mühe verdrießen.

Bald wurde ihm auch eine Anerkennung zu Teil, welche ihm große Freude machte. Auf den Wunſch des Herzogs nämlich mußte er ſeine Abhandlung über die Cholera drucken laſſen und der Öffentlichkeit übergeben, und ſiehe da, das kleine Werk wurde von allen Seiten ſehr günſtig aufgenommen und brachte ihm vieles Lob ein, ſelbſt von berühmten Ärzten und Profeſſoren des Auslandes.

Das war wiederum eine Frucht ſeines Fleißes, die ihm größere Genugthuung gewährte, als er jemals gehofft hatte, denn bei ſeiner großen Beſcheidenheit glaubte er mit dem Niederſchreiben ſeiner am Krankenbett gemachten Beobachtungen gar nichts Beſonderes gethan zu haben.

Nicht lange darauf ſollte ſich auch zeigen, daß nicht der Geheimerat in Betreff des Auftretens der Cholera recht hatte, ſondern Georg. In den heißen Tagen des Juli nämlich verbreitete ſich plötzlich das Gerücht in der Stadt, die Cholera ſei wirklich da und habe in einer einzigen Nacht ſchon vier Menſchen hinweggerafft. Das Gerücht, zuerſt bezweifelt, ſtellte ſich zuletzt doch als Wahrheit heraus, und Furcht, Angſt und Schrecken bemächtigte ſich Aller Herzen. Wohin man kam, erblickte man blaſſe Geſichter und beſorgte Mienen. Die Angſt ſteigerte ſich noch, als man erfuhr, daß noch vor Ablauf des Tages einige weitere Erkrankungen erfolgt ſeien, und die Furcht trug das Ihrige dazu bei, das Übel noch weiter zu verbreiten.

Jetzt zeigte ſich nun, wie weiſe man gehandelt hatte, als man bei rechter Zeit große, geſunde Räume zu Lazaretten eingerichtet. Faſt alle Kranken, namentlich aus der ärmeren Klaſſe, wurden hineingeſchafft, und fanden an Georg den beſten Arzt und aufopferndſten Freund. Die Tage und Nächte von Berlin wiederholten ſich hier. Georg war überall zur Hand und ſchaltete als ein wahrhaft rettender Engel von früh bis ſpät, nicht ſelten auch die ganzen Nächte hindurch bis zum hellen Morgen. Er ſchien weder Ermüdung noch Erſchöpfung zu kennen. Dann und wann

ein Stündchen Schlaf genügte, um ihn für weitere schwere Tage zu kräftigen, und es war fast ein Wunder zu nennen, daß er der fast unaufhörlichen Anstrengung nicht erlag.

Leider stellte sich aber bald heraus, daß die Zahl der angenommenen Krankenwärter nicht ausreichte, überall die notwendige Pflege zu leisten; denn die Krankheit griff mehr und mehr um sich, und immer neue Opfer derselben wurden in das Lazarett gebracht. Man ließ bekannt machen, daß noch andere Wärter gesucht würden, und bot ansehnliche Belohnung Allen, welche sich zu diesem Dienste bereit zeigen würden. Die Anzeige wurde an alle Straßenecken angeschlagen, hatte aber nicht den geringsten Erfolg. Selbst die Ärmsten scheuten sich, das Lazarett zu betreten, und wollten lieber darben, als ihr Leben in Gefahr bringen.

Da wußte wiederum Niemand Rat als Georg. Er kannte die Anhänglichkeit und Liebe der armen Leute zu ihm und suchte sie in ihren Hütten auf.

„Kinder, ich bedarf eures Beistandes," sagte er — und siehe da, was die Zusage großer Belohnungen nicht vermocht hatte, das vermochte die einfache Bitte des allgemein verehrten, guten Doktors. Bald fehlte es nicht mehr an wackeren Leuten im Lazarette, die bereit waren, hilfreiche Hand zu leisten. Anfänglich freilich thaten sie es nur in Furcht und Ängsten, aber das gute Beispiel Georgs flößte ihnen bald Mut und Zuversicht ein. Georg dachte an keine Gefahr und fürchtete auch keine. Nur seine Pflicht hatte er vor Augen, und übte sie so treu, unverdrossen und so gelassenen Mutes, daß Alle ihn bewunderten und ihm nachzueifern strebten.

„Vertrauet auf Gott, und fürchtet nichts," sprach er zu den Krankenwärtern. „Wer seine Schuldigkeit thut, der wird von einer höheren Hand beschützt! Ihr seht ja, daß mir die Cholera nichts anhaben kann. Also nur Mut und Furchtlosigkeit, und die Gefahr wird auch vor euch zurückweichen."

In der That war es, als ob eine höhere Hand die wackeren Leute beschirmte, denn keiner von ihnen wurde von der schrecklichen Seuche ergriffen, obgleich sie Tag und Nacht mit den Kranken in unmittelbarer Berührung waren, und dies trug natürlich nicht wenig dazu bei, ihren Mut zu erhöhen und ihnen eine unerschütterliche Standhaftigkeit einzuflößen.

So war dem fühlbaren Mangel an Krankenwärtern abgeholfen, aber ein anderer Mangel machte sich sehr schnell noch eindringlicher bemerkbar.

Es fehlte auch an Ärzten.

Fast täglich kamen Boten in das Lazarett mit der flehenden Bitte, Georg möchte in dieses oder jenes Haus kommen, wo irgend ein Mitglied

der Familie plötzlich erkrankt war. Sehr häufig forderte man bei dieser Zeit der Not seine Hülfe in Häusern, die er früher niemals als Arzt betreten hatte. Dennoch eilte Georg hin, ohne auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen, und spendete Hülfe, so viel er vermochte. Aber da kamen Tage, wo seine Anwesenheit im Lazarette unumgänglich notwendig war, und nun sagte er: „Geht zum Geheimerat Bernstorf! Ihr seht wohl, daß ich nicht von der Stelle kann.“

Die Boten gingen, kehrten aber bald wieder zurück und brachten den Bescheid, der Herr Geheimerat wäre selber unpäßlich und könne sein Haus nicht verlassen. Da war guter Rat teuer.

„So bringt die Kranken hierher!“ sagte Georg.

Das geschah denn auch in den meisten Fällen, und Georg mußte seine Anstrengungen verdoppeln, obgleich er nun fast über alle menschlichen Kräfte in Anspruch genommen war. Selbst die einfachen Krankenwärter konnten nicht umhin, ihre Bewunderung kund zu thun und die Besorgnis auszusprechen, daß er zuletzt der unerhörten Anstrengung erliegen müsse.

„Und was soll dann werden?“ fügten sie mit banger Teilnahme hinzu.

„Sorgt nur nicht für mich, guten Leute!“ lautete Georgs Antwort. „Gott wird Kraft und Ausdauer geben, und wir müssen eben unsere Pflicht thun.“

„Ja, wenn nur gewisse andere Leute auch so dächten,“ murrte da und dort eine Stimme. „Aber es ist eine wahre Schande, daß sich der Herr Geheimerat auch nicht ein einziges Mal blicken läßt.“

„Aber Ihr habt es ja gehört, Leute, daß er krank ist,“ entgegnete Georg.

„Ja, die Krankheit kennen wir schon! Er hat das Angstfieber!“ antwortete Einer.

„Und wenn auch,“ erwiderte Georg ganz gelassen — „um so mehr müssen wir auf dem Platze sein! Ah, da bringt man wieder einen armen Patienten! Nun denn, frisch, Leute ans Werk! Wir müssen sehen, daß wir dem Tode tüchtig entgegenarbeiten und ihm seine Beute entreißen.“

Und wieder ging er in den Kampf, und immer wieder, und immer unverdrossen, immer bereitwillig und voll Eifer, und seine schönsten Augenblicke waren, wenn er einen Patienten, der noch vor Kurzem dem Tode so nahe gewesen, gesund und kräftig aus dem Lazarette wieder entlassen konnte.

So verstrichen vier Wochen, und schwere Wochen waren es für unseren Freund Georg gewesen. Schwere Tage und Nächte hatte er durchlebt, aber auch manche glückliche Stunde genossen! So manchen Vater, so manche

Mutter hatte er gerettet, und ihren Familien den Versorger, den Kindern die liebreiche Pflegerin erhalten! Das war ein schöner Lohn der treu erfüllten Pflicht, und ein weiterer Lohn, das waren die dankbaren, glänzenden Blicke, die ihn überall begrüßten, wo er sich sehen ließ. Er hatte ja so Vielen geholfen, und so Viele trugen ihm dafür ein dankerfülltes Herz entgegen.

Allmählich minderte sich nun auch die Bösartigkeit der Krankheit, der Patienten wurden täglich weniger, und Georg selbst glaubte die Seuche schon dem Erlöschen nahe, als sie plötzlich während einiger heißen Tage mit erneuerter Heftigkeit auftrat. Doch auch dieser Sturm wurde überstanden, und Georg war eines Abends spät im Begriff, das Lazarett zu verlassen und in seine Wohnung zu gehen, um wo möglich einige Stunden ruhigen Schlafes zu genießen, als noch im letzten Augenblicke atemlos der Diener des Geheimerat Bernstorf gelaufen kam und den Doktor Heine ersuchte, um Gotteswillen sogleich nach dem Hause seines Herrn zu kommen, indem dessen Frau und Tochter von einem sehr gefährlichen Anfalle der Cholera ergriffen seien.

„Ich werde kommen auf der Stelle!“ erwiderte Georg bereitwillig. „Aber ist denn der Herr Geheimerat nicht zur Hand, um Hülfe zu leisten?“

„Oh der!“ entgegnete der Diener mit einer Verachtung, die zu verbergen, er sich gar nicht die Mühe gab, — „der sitzt in seinem Arbeitszimmer, vor drei Flaschen Rotwein und zittert vor Angst! Er ist nicht zu bewegen, seiner eigenen Familie beizustehen, und er gerade schickt mich zu Ihnen, weil er sich nicht getraut, der bösen Krankheit ins Auge zu sehen.“

„Oh der Schmach!“ murmelten einige von den Krankenwärtern voller Unwillen. Georg aber gebot ihnen Ruhe, nahm zwei von den Leuten mit und eilte nach dem Hause des Geheimerats.

Es war die höchste Zeit, daß er kam, denn die beiden Kranken schwebten in großer Gefahr, welche jedoch noch glücklich abgewendet wurde. Der Herr Geheimerat ließ sich nicht blicken, und Georg, um sich zu überzeugen, ob er denn wirklich nur von feiger Angst zurückgehalten würde, suchte ihn, bevor er das Haus verließ, in seinem Studierzimmer auf. In der That, da saß der Geheimerat, zwei geleerte und eine noch halb volle Flasche Rotwein auf dem Tische vor sich, und blickte Georg kläglich an.

„Ist Alles vorbei?“ fragte er, „jede Gefahr vorüber? Sprechen Sie, lieber Kollege.“

„Ja, die Kranken sind gerettet,“ erwiderte Georg. „Aber es wäre mir lieb gewesen, wenn Sie sich persönlich davon überzeugt hätten, Herr Geheimerat!“

„Aber wie kann ich denn?" entgegnete der Feigling. „Sie müssen mir doch ansehen, daß ich selber krank bin! Fühlen Sie nur meinen Puls! Hundert und zwanzig Schläge in der Minute! Es ist entsetzlich."

„Ja, ich gebe Ihnen recht, es ist entsetzlich, Sie so dasitzen zu sehen, während Ihre Gattin und Tochter mit dem Tode ringen!" antwortete Georg verächtlich. „Ich wünsche gute Besserung, Herr Geheimerat!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer wieder, sah noch einmal nach den Kranken, überzeugte sich, daß Alles gut ging, gab den Wärtern noch einige Weisungen, und ging nun endlich nach seiner Wohnung, um die wohlverdiente Ruhe zu genießen. Er schlummerte noch süß und fest, während der Herr Geheimerat noch immer bei seinen Weinflaschen saß und vor lauter Angst und Zittern die ganze Nacht kein Auge schließen konnte.

Leser, — wessen Lebenslos scheint dir das bessere: Das des armen, aber pflichtgetreuen Doktors, oder das des reichen, aber pflichtvergessenen Geheimerats?

(Schluß folgt.)

Von Wölfen verfolgt.

Mit Abbildung.

Wir betrachten die Wölfe in den Menagerien als Tiere, welche zwar sehr ruppig und bissig aussehen, uns indes nicht sehr gefährlich erscheinen, weil wir sie hinter starkem Eisengitter und hungerzahm erblicken. Es laufen zwar öfters Nachrichten durch die Zeitungen, daß in einigen Gegenden Deutschlands sich Wölfe gezeigt haben; allein das sind nur verirrte Tiere, welche dem Menschen ebenso vorsichtig ausweichen, als die Vagabunden den Gensdarmen.

Nicht immer war Deutschland wolfsfrei. Alte Chroniken erzählen viel von der Wolfsnot, welche einst in Deutschland herrschte, und im Jahre 1399 konnte man im Winter die Wölfe fast nicht abwehren, sie nahmen sogar Kinder vor den Augen der Eltern weg. Nach dem dreißigjährigen Kriege, durch den halb Deutschland verheert war, nahmen die Wölfe wieder dermaßen überhand, daß vom Jahre 1648 bis 49 allein im Fürstentum Lüneburg 182 Stück getötet wurden.

Auch in Württemberg zeigten sie sich während und nach dem dreißigjährigen Kriege so häufig, daß der Herzog Eberhard III. von jedem Amte eine Beisteuer zur Erkaufung von Wolfsgarnen forderte, mit dem Hinzufügen, daß, wenn dem Wolfsungetüm nicht abgeholfen, alle Commercia, Handel und Wandel darniederliegen werden. Ebenso häufig waren sie besonders zur Winterszeit auf dem Schwarzwalde; in Dobel drangen sie öfters in die Orte hinein, und



1882. 25.

Von Wölfen verfolgt.

und zu Calw gehörte die Wolfsjagd zu den Wintervergnügungen. Jetzt kommen die Wölfe nur noch in einzelnen kalten Wintern aus den Vogesen über den Rhein, aus Illyrien in die Alpen und aus Polen nach Schlesien.

Es sind von der Gefährlichkeit der Wölfe für den Menschen übertriebene Erzählungen verbreitet, allein wenn es auch feststeht, daß im Sommer, wo es ihnen an Raubgegenständen nicht fehlt, sie dem Menschen ausweichen, sogar vor ihm fliehen, so dezimiren sie doch nur allzuhäufig seine Herden und werden im Winter, durch den Hunger angestachelt, ihm selbst ein sehr schlimmer und gefährlicher Feind.

Im Sommer geht in den polnischen und russischen Wäldern der Wolf stets allein auf Raub aus; anders im Winter. Auch dann greift ein einzelner Wolf selten einen Menschen an, allein die Wölfe haben längst erkannt, was viele Menschen immer noch nicht glauben wollen, daß Vereinigung stark mache, denn im Winter scharen sie sich zu Rudeln zusammen und fallen furchtlos den Menschen an, namentlich bei Nachtzeit.

Es fällt in Polen und Rußland noch jährlich eine bedeutende Anzahl von Menschen den Wölfen zum Opfer, trotzdem dort nicht leicht Jemand eine Reise durch den Wald unternimmt, ohne sich hinreichend mit Waffen versehen zu haben, und ein vom Hunger gereizter Wolf ist ein anderes Tier, als das Musterexemplar in der besten Menagerie. Er ist dann furchtlos, dreist, ausdauernd im Verfolgen, schlau, sehr bissig und noch gefräßiger, wenn er seine Beute erreicht hat. Größere Tiere, wie Pferde und Rinder, packt er stets am Halse, reißt sie nieder und hat sie in wenigen Minuten erwürgt. Dann verzehrt er zuerst die edleren Eingeweide und geht dann erst zu den eigentlichen fleischigen Teilen über. Reste außer den Knochen und vielleicht dem Sattel eines Pferdes pflegt er selten übrig zu lassen.

Es existieren außerordentlich viele Geschichten über Wölfe und deren Raubanfälle, ja es werden uns sogar Geschichten bis in die kleinste Einzelheit erzählt, wo ein einzelner Reiter, fern von jedem Menschen, in einem polnischen oder russischen Urwalde von einem ganzen Rudel Wölfe verfolgt wird. Er schießt ein, zwei, drei, vier und noch einige tot, schließlich wird er aber trotz seiner Tapferkeit dennoch von den Wölfen verzehrt samt seinem Pferde, und im nächsten Frühjahr findet man einen Teil seiner und des Pferdes Knochen, etwas vom Sattel, einen Steigbügel und ein halbzerfressenes Notizbuch. Niemand hat es gesehen, Niemand ist übrig geblieben, der es erzählen könnte. —

Ich war bereits seit einer Reihe von Jahren in Polen, vertraut mit allen dortigen Verhältnissen, also auch mit den Wölfen. Ich wußte nämlich, daß dieselben zur Winterzeit sehr dreist und hungrig werden, allein trotz meiner häufigen Reisen durch das Land hatte ich mit ihnen noch keine nähere Bekanntschaft gemacht, als daß ich in kalten Nächten, in wohlthuender Entfernung ihr unangenehmes Geheul vernahm. Bei alledem vergaß ich nicht jede Vorsicht und bewaffnete mich — auch aus anderen Gründen noch — auf meinen Reisen, die ich zu Pferde zurückzulegen pflegte, mit einigen guten Revolvern. Ich habe

nämlich von jeher eine besondere Vorliebe für Revolver gehabt, namentlich für die zehn- oder zwölfläufigen, denn es sind herrliche Waffen, besonders diejenigen mit Hinterladung.

Es war ein klarer, nur etwas zu frischer Wintermorgen, als ich aus einem polnischen Städtchen aufbrach, um einen mir befreundeten und eng verbundenen Gutsbesitzer zu besuchen. Der Wirt geleitete mich, als ich zu Pferde stieg, bis vor die Thür.

„Es ist heute kalt, Herr,“ sprach er.

„Sehr kalt,“ erwiderte ich, denn ich merkte es sehr genau an meiner Nasenspitze.

„Sie haben einen guten Weg vor sich; ich möchte ihn heute nicht zu Fuß zurücklegen,“ fuhr der Wirt, der trotz der Kälte redselig geblieben war, fort.

„Ich auch nicht,“ gab ich lachend zur Antwort. „Da ich indes zu Pferde bin und mein Tier gut ausgreift, so hoffe ich noch einige Stunden vor dem Abende meinen Freund zu erreichen. Ich werde natürlich die Heerstraße nicht inne halten, sondern den um Vieles kürzeren Weg durch den Wald wählen. Ich kenne ihn ja und ich habe obenein im Walde mehr Schutz gegen den Wind.“

„Wohl wahr,“ bemerkte der Wirt, „allein ich ritte doch nicht durch den Wald.“

„Und weshalb nicht?“ erlaubte ich mir zu fragen, da ich nicht zu erraten vermochte, weshalb der Wirt klüger sein wollte als ich.

„Der Wölfe wegen. Es sollen diesen Winter besonders viele im Walde sein, kalt ist es dazu, das macht die Tiere dreist und hungrig. Sie kommen bis an die Dörfer heran, und vor einigen Nächten haben sie sogar einen Überfall der Post auf der Heerstraße versucht, der ihnen zum Glück nicht gelungen ist.“

„Pah! Also der Wölfe wegen möchtet Ihr nicht durch den Wald reiten!“ rief ich lachend. „Die sollen mich am wenigsten von meinem Entschlusse abbringen. Ich bin seit Jahren in Polen und habe noch keinen einzigen zu Gesicht bekommen; es würde mir sogar angenehm sein, sie näher kennen zu lernen!“

„Herr, beschwören Sie die Gefahr nicht herauf!“ warf der Wirt ein.

„Ich fürchte sie nicht!“ rief ich lachend, gab meinem Tiere die Sporen und sprengte davon.

Unwillkürlich blickte ich auf meine beiden Revolver hinab und rechnete in Gedanken aus, wie viele Wölfe kommen müßten, um mir gefährlich zu werden, denn ich hatte die feste Absicht, sie sämtlich zu erschießen. Ich ritt in den Wald hinein, und die Wölfe kamen mir bald aus dem Sinn. Der Wirt war ein Thor, der sich sogar im warmen Bette fürchtete, wenn er sie nachts heulen hörte. Obenein war es ein klarer, wenn auch sehr kalter Tag, und ehe der Abend hereinbrach, mußte ich warm und sicher bei meinem Freunde sitzen.

Mehrere Stunden war ich bereits scharf geritten, um mich und das Pferd warm zu erhalten, denn die Kälte hatte etwas sehr Empfindliches, und eine gute Strecke war ich meinem Ziele näher gelangt. Mehr als die Hälfte hatte ich schon zurückgelegt. Ich befand mich mitten im Walde, wo es allerdings stunden-

weit keine menschliche Wohnung gab; eine lautlose Stille herrschte ringsum, und nur der Hufschlag meines Tieres auf dem hartgefrorenen Boden war vernehmbar. Ich war, wie bereits erwähnt, diesen Weg bereits früher schon mehrere Male geritten, und da es außer ihm nur sehr wenige Pfade gab, so hatte ich nicht zu befürchten, den Weg zu verlieren, zumal mein Pferd so viel angeborne Klugheit besaß, selbstständig den Weg nicht zu verlassen. Unbekümmert gab ich mich deshalb meinen Gedanken hin. Plötzlich fiel mir auf, daß mein Pferd mit unruhiger Hast weiter drängte; ohne daß ich es angetrieben hatte, verdoppelte es seine Eile, spitzte die Ohren, schnob und richtete wiederholt den Kopf rückwärts. Was hatte das Tier nur? Auch ich blickte mich um, ließ mein Auge, soweit als ich vermochte, durch den Wald hinschweifen, ohne daß ich das Geringste wahrnahm. Ich versuchte nun das Tier zu beruhigen, hielt ihm die Zügel straffer — vergebens. Seine Unruhe wuchs, es schien dem Zügel nicht mehr zu gehorchen.

Nun fiel mir der Wirt mit seiner Wolfsgeschichte ein. — „Thorheit," sprach ich zu mir selbst, „ich habe noch nicht einmal auf dem ganzen Wege ein solches Tier heulen hören, und sie würden sich doch wohl anmelden, wenn sie Lust haben sollten, nähere Bekanntschaft mit mir zu machen."

Ich wollte mich schon meinen Gedanken wieder überlassen, dennoch wandte ich den Blick noch einmal rückwärts, und jetzt glaubte ich in der That in der Ferne zwischen den Bäumen irgend einen Gegenstand sich schnell bewegen zu sehen. Ich wollte anhalten, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht täusche, allein mein Pferd faßte die Sache ganz anders auf und stürmte ungestüm weiter.

Irgend etwas mußte dem Tiere im Kopfe stecken, den Schluß hielt ich für durchaus logisch richtig, und da ich weder vor mir, noch zu beiden Seiten irgend etwas Verdächtiges bemerkte, so blickte ich mich noch einmal um, und jetzt sah ich deutlich in der Ferne mir ein Tier folgen, welches nur ein Wolf sein konnte. Ich empfand nicht die geringste Anwandlung von Furcht, es war mir im Gegenteil ein sehr angenehmer Gedanke, das Tier, wenn es sich überhaupt mir nähern sollte, totzuschießen und dann, mit dem toten Wolfe vorn vor mir auf dem Sattel, bei dem Hause meines Freundes anzulangen. Ein hübsches Jagdabenteuer, so faßte ich die Sache auf, prüfte meine Revolver und fand beide in bester Ordnung.

Dauerte mein Pferd in seinem stürmischen Laufe aus, so mußte es indes dem Wolfe sehr schwer werden, mir näher zu kommen. Halb aus Neugierde schaute ich rückwärts, bekam indes sofort einen besseren Begriff von der Schnellfüßigkeit der Wölfe, denn das Tier hatte sich mir bereits bedeutend genähert. Da plötzlich erblickte ich in geringer Entfernung hinter ihm einen zweiten Wolf, dann einen dritten, sogar einen vierten. Nun schien mir doch mein Jagdabenteuer etwas an Vergnügen zu verlieren, ja sogar bedenklich zu werden, obschon mir Furcht fern blieb, weil ich die Tiere eben noch nicht kannte. Ich ließ indes dem Pferde die Zügel frei, gab ihm zur Anfeuerung die Sporen, und das Tier strengte alle Kräfte an. Ein wilder Wettlauf begann. Ich war in doppelt

peinlicher Verlegenheit, denn ich mußte auf den Weg achtgeben und zugleich rückwärts blicken.

Immer näher kamen die Tiere heran. Ich zog den Revolver und feuerte auf sie, um sie zurückzuscheuchen, und dies Mittel schien zu helfen. Sie blieben stehen und kaum eine Minute später hatte ich sie aus den Augen verloren. Es berührte mich diese Wahrnehmung ganz angenehm. Als ich indes neuerdings nach ihnen schaute, waren alle vier bereits wieder mit verdoppelter Schnelligkeit hinter mir. Um meine Schüsse zu sparen, feuerte ich nicht weiter auf sie. Mein Pferd flog mit der Schnelligkeit der Angst dahin. Ich hoffte, da ich die Ausdauer meines Tieres kannte, die Wölfe zu ermüden. Eine Zeit lang blieben sie in gleicher Entfernung hinter mir. Das gab mir neue Hoffnung.

Als ich wieder umblickte, sah ich nur noch drei Wölfe. „Dem vierten wird die Jagd zu schnell gehen und er sich zurückgezogen haben; Wölfe besitzen ja auch nur eine Lunge," dachte ich bei mir und baute darauf die Hoffnung, sie sämtlich zu ermüden.

Ich achtete nicht mehr auf den Weg und überließ, da ich die Augen stets rückwärts gewandt hielt, denselben ganz meinem Pferde. Plötzlich bäumte dasselbe scheu auf. Ich blickte vor und sah kaum wenige Schritte vor mir einen Wolf hinter einem Felsen hervorspringen, es war der vierte, der mir auf einem näheren Wege zuvorgekommen war.

Erschreckt riß ich den Revolver hervor und feuerte — noch einen zweiten — einen dritten Schuß ohne zu zielen und natürlich auch, ohne zu treffen. Ehe ich dazu kam, den vierten Schuß zu verschwenden, bäumte mein Pferd hoch auf, ich selbst fuhr erschreckt im Sattel empor, denn der Wolf hatte mein treues Tier bereits an der Kehle gefaßt und riß es nieder. Kaum gewann ich so viel Zeit, den andern Revolver hervorzureißen und aus dem Sattel zu springen. Ich feuerte jetzt dem wilden Tiere eine Kugel durch den Kopf, welche ihm für alle Zeiten das Beißen verleidete, da vernahm ich schon dicht hinter mir das Schnauben der andern drei Wölfe. Ich feuerte auf sie — sie wichen nicht zurück. Entsetzt sprang ich hinter den Felsen. Ein glücklicher Schuß streckte einen zweiten nieder, auch den dritten erreichten meine Kugeln, ehe er mir ganz nahe kommen konnte. Der vierte hatte sich auf das Pferd gestürzt. Auch ihn, gelang mir, zu erlegen. In wenigen Minuten war das Alles geschehen, meine Hand hatte ein ganz besonderes Glück im Treffen an dem Tage gehabt, denn ohne dies Glück würde es mir übel ergangen sein.

Als ich die Tiere glücklich überwunden hatte — die Haare waren mir nämlich dabei unwillkürlich zu Berge gestiegen und mitten in der Gefahr hatte sich mir der Gedanke aufgedrängt, daß der Wirt des Städtchens mit seiner Wolfsbesorgnis doch nicht so ganz unrecht habe — wagte ich mich hinter dem Felsen hervor. Mein armes Pferd war furchtbar am Halse zerfleischt. Aus zwei großen Wunden strömte ihm das Blut. Vergebens versuchte ich, dasselbe emporzurichten — es war bereits dazu nicht mehr im Stande. Eine Kugel machte seinem Leben schnell ein Ende.

Obschon von der augenblicklichen Gefahr befreit, stellte sich nun doch ernstliche Besorgnis bei mir ein, — ohne Pferd, allein in dem Walde, noch stundenweit von der Wohnung meines Freundes entfernt. Jeden Augenblick konnten andere Wölfe kommen; hätte ich mich auch vor ihnen auf einen Baum retten können, so wäre es mir doch unmöglich gewesen, die kalte, strenge Nacht auf ihm zuzubringen, ohne zu erfrieren.

Schnell faßte ich den Entschluß, alle Kräfte aufzubieten, um vor dem hereinbrechenden Abende meinen Freund zu erreichen, denn die Wölfe hatten mir den größten Respekt eingeflößt. Ich nahm mir kaum Zeit, meine Revolver auf's Neue zu laden, sondern eilte fort. Unablässig blickte mein Auge im Walde umher, ich lief oft so lange, als es mein Atem aushielt und die Anstrengung und und die fortwährende Aufregung badeten mich in Schweiß. Ich mußte sogar den Pelz von mir werfen, weil er mich hinderte, schneller fortzukommen.

Es ist die schnellste Fußtour meines Lebens gewesen. Der Abend brach bereits herein. Hinter jedem Baume glaubte ich die dunkeln, glühenden Augen eines Wolfes zu erblicken, täuschte mich indes glücklicher Weise. Wohlbehalten erreichte ich endlich das Ende des Waldes. Vor mir in einiger Entfernung lag das Wohnhaus meines Freundes. Ich wußte, daß ich nun gerettet war, allein einmal in höchster Aufregung, hielt ich in meiner Hast nicht eher inne, als bis ich auf dem Gute anlangte — freilich anders, als ich erwartet hatte. Erschöpft brach ich dort zusammen.

„Du kannst von Glück sagen," sprach mein Freund, als ich ihm mein Abenteuer erzählt hatte, „denn unter hundert Fällen läuft nicht einer so gut ab. Ich kenne die Tiere von Jugend auf und weiß deshalb auch solche Gefahr zu schätzen!"

Der Abend war völlig hereingebrochen. Ich hatte mich rasch erholt. Da der Mond aufgestiegen war, drang ich in meinen Freund, daß wir, von seinen Jägern und Dienern begleitet, in den Wald zu dem Platze meines Kampfes eilen möchten, um den Pelz, den Sattel und die Wölfe zu holen.

Er schüttelte lächelnd mit dem Kopfe.

„Du kennst die Wölfe immer noch nicht hinreichend," erwiderte er. „Nicht Furcht hält mich zurück, denn wir würden eine hinreichende Zahl sein, um die Wölfe uns fern zu halten, allein wir würden jetzt nicht mehr finden, als morgen früh, nämlich nur deinen Pelz, den Sattel und die Knochen des Pferdes wie der Wölfe."

„Sie sollten schon jetzt Alles verzehrt haben, selbst ihre toten Kameraden?" warf ich ein.

„Sie haben Stunden lang Zeit gehabt und bedürfen nicht halb so lange," gab mein Freund zur Antwort.

Am folgenden Morgen begaben wir uns, von des Freundes beiden Jägern begleitet, in den Wald und fanden an der Kampfstelle in der That nichts weiter, als den Sattel und die abgenagten Gerippe des Pferdes und der Wölfe.

Ich habe nie wieder etwas mit Wölfen zu schaffen gehabt, allein noch jetzt

scheinen mir die Tiere, wenn ich sie auch in einer Menagerie hinter sicherem Gitter sehe, ganz besonders boshafte und hungrige Augen zu haben, und unwillkürlich erfaßt mich noch jetzt ein eigentümliches Gefühl, wenn ich an meine Stellung hinter dem Felsen denke. Die Haare steigen mir freilich nicht mehr zu Berge, allein nur deshalb nicht, weil ich seit der Zeit sehr viele verloren habe."

Georg Catlin.

Der amerikanische Reisende, Schriftsteller und Maler Georg Catlin wurde im Anfange dieses Jahrhunderts zu Wyoming am Susquahanna, im Staate Pennsylvanien, geboren, wo sein Vater gleich nach beendigtem Freiheitskriege sich niedergelassen hatte. Gern hätte er den Sohn zu einem Gelehrten herangebildet, aber diesen zog das Jagdgewehr und die Angelrute, mit denen er häufig an Flüssen und durch Wälder herumstreifte, mehr an, als das lehrreichste Buch. Als er jedoch heranwuchs, gab er den Bitten seines Vaters, eines Rechtsanwaltes, nach, begann fleißig zu lernen, und vertrieb sich seine Mußestunden mit Zeichnen und Malen, wozu er schon in früher Jugend entschiedene Neigung hegte. Nachdem er einige Jahre, nach Landessitte, bei praktischen Advokaten im Staate Connecticut die Rechte studiert, wurde er selbst Anwalt. Aber der alte Hang zum Jagdleben und zum Malen wachte mit neuer Stärke wieder in ihm auf, er verkaufte seine Bücher und seine übrige Habe, behielt nur Angeln, Gewehre, Pinsel und Farben, und ging nach Philadelphia, wo er seinen Lebensunterhalt durch Porträtmalen erwarb. Einen Zeichenlehrer hatte er nicht gehabt.

So verflossen ihm wieder einige Jahre, die er in der Hauptstadt Pennsylvaniens verlebte, und schon begann die Einförmigkeit seiner Beschäftigung ihm lästig zu werden, als etwa ein Dutzend Abgesandte ferner Indianerstämme in jener Stadt erschienen, und in ihrem Aufputz mit Schild und Speer, Mokassins und wallenden Federn auf Catlin den tiefsten Eindruck machten. Sie waren für seinen Pinsel wie geschaffen, und das eigentümlich Romantische, das in ihrem ganzen Wesen lag, zog ihn unwiderstehlich an. Die „Herren der Wälder", gehüllt in ihre malerischen Mäntel, das Haupt von Adlerschwingen umwallt, erregten, während sie in schweigsamer, melancholischer Würde die Straßen der Stadt durchwandelten, allgemeines Aufsehen. Als sie nach Washington abgereist waren, sank Catlin in ein langes und tiefes Nachsinnen, bis er endlich auch aus Verdruß über den unschönen, so wenig kleidsamen Frack, an welchem er als Maler von je Anstoß genommen hatte, weil er den Menschen entstellt, und natürlichschönen Formen etwas Verschrobenes und Widerwärtiges aufdrückt, sich entschloß, in die Länder der Wilden zu pilgern, dort neue Sitten und neue Gebräuche kennen zu lernen, und nicht „Modepuppen", sondern „Menschen in menschlicher Gestalt" abzubilden. Sein Entschluß stand fest und alle Abmahnungen und Gegenvorstellungen seiner Freunde, die ihm alle mit der Ausführung

desselben verbundenen Unannehmlichkeiten, Mühseligkeiten und Gefahren auf das Eindringlichste vorstellten, konnten denselben nicht wankend machen, und selbst die Bitten und das Flehen seiner Frau vermochten nichts über ihn.

Nachdem er sich zu der weiten Reise gehörig vorbereitet und ausgerüstet hatte, brach er nach dem „fernen Westen" auf, wie er selbst sagt, mit leichtem Herzen, frohem Sinne und der festen Überzeugung, daß sein Plan gelingen und daß er seinen Zweck erreichen werde. Er wollte in Bildern und durch erläuternde Beschreibungen die Lebensweise und den Charakter der Indianer schildern; er wollte gründlich, aus eigner Anschauung und vorurteilsfrei jene Völker beschreiben, welche dazu bestimmt zu sein scheinen bald auszusterben, und von welchen nach wenigen Jahrzehnten wohl keine lebende Spur mehr auf Erden sein wird. Ihm kam es darauf an, der Vergessenheit zu entreißen, was noch möglich war. Und in der That, sein Vorhaben ist ihm vollständig gelungen; er pilgerte acht Jahre lang unter einer großen Anzahl von Indianerstämmen umher, wurde überall freundlich und zuvorkommend empfangen und hatte sich in dieser langen Zeit auch nicht ein Einzigesmal über unfreundliche oder ungastliche Aufnahme zu beklagen. Er besuchte nicht weniger als achtundvierzig verschiedene Stämme, die zumeist von einander völlig abweichende Sprachen redeten und im Ganzen etwa viermalhunderttausend Seelen zählen mögen. Die Ausbeute seiner denkwürdigen Reise besteht in 310 Porträts, sämtlich Ölgemälden, welche ausgezeichnete oder merkwürdige Indianer in ihrer Landestracht darstellen. Sie alle wurden in oder vor ihren Hütten oder im Walde und auf der Prärie entworfen, und tragen das Gepräge der größten Treue und Wahrheit.

Außerdem malte er, gleichfalls in Ölfarben, etwa zweihundert andere Bilder, welche Ansichten von Dörfern der Indianer, ihren Hütten, religiösen Feierlichkeiten, Tänzen, Spielen, Jagden ꝛc. darstellen. Sie enthalten mehr als dreitausend Gestalten, und sämtliche Bilder, die er, je nachdem sich günstige Gelegenheit darbot, nach Newyork schickte, stellte er in einer indianischen Galerie zusammen, welche er selbst seiner Zeit nach London brachte.

Catlin ging von Philadelphia nach St. Louis im Staate Missouri, und bestieg dort im Jahr 1832 den Yellowstone, das erste Dampfboot, welches jemals den obern Lauf des Missouri befuhr, und das bis zu dem Punkte, wo der Yellowstone, d. h. Gelbesteinfluß, in den mächtigen Strom fällt, hinaufsteuern sollte. Dort hatte die amerikanische Pelzhandelgesellschaft eine befestigte Faktorei angelegt, und das Dampfboot sollte dieselbe mit Vorräten aller Art versorgen. Die Entfernung zwischen dem Ausgangspunkte und dem Ziele der Fahrt betrug nicht weniger als zweitausend englische oder etwa vierhundert deutsche Meilen, und die Reise war eine der gefährlichsten, welche je auf einem unbekannten Strome unternommen worden ist, gefährlicher noch als die Beschiffung des Euphrat durch Chesney oder des Indus durch Alexander Burnes. Aber sie war auch belohnend und romantisch in jeder Hinsicht, die Szenen, welche das Land zu beiden Seiten darbot, außerordentlich mannigfaltig und abwechselnd, und häufig eilten die Indianer herbei, um das dampfende Schiff anzustaunen,

welches Blitz und Donner mit sich führte. Mitten unter Naturerscheinungen, die ihm bis jetzt fremd gewesen waren, fühlte Catlin sich wohl, und verließ nur selten das Verdeck. Er war ja mitten in der freien Natur, hatte die Civilisation der Städte, die ihm längst nicht mehr zusagte, hinter sich, und konnte nach Herzenslust mit den Indianern verkehren, die ihn so mächtig anzogen. Es ergötzte ihn, wenn er sie auf schnellen Rossen, die flüchtigen Büffel verfolgend, über die grünen, in Blumenschmuck prangenden Wiesenfluren dahin sprengen sah, oder wenn sie in ihren malerischen Trachten und vollständig bewaffnet an Bord kamen, um mit den Weißen zu verkehren.

Nach einer dreimonatlichen Fahrt warf das Schiff bei der oben angedeuteten Faktorei seine Anker aus. Diese bestand aus zehn bis zwölf Blockhäusern, und war mit allen Bequemlichkeiten reichlich versehen. Die vierzig oder fünfzig Leute, welche in derselben lebten, meist Reisediener der Pelzhandlungsgesellschaft, waren wohl genährt und frohen Mutes, und der Tisch der Agenten, auf welchem täglich Portwein und Madeira stand, war stets mit den besten Leckerbissen besetzt, die das Land darbietet, hauptsächlich aber mit Biberschwänzen und Büffelzungen.

Der Missouri ist ein in jeder Beziehung merkwürdiger Strom. Von der Mündung des Yellowstone bis zu dem Punkte, wo er selbst sich in den Mississippi ergießt, ist er überall furchtbar reißend, und auf dieser zweitausend englische Meilen langen Strecke ist kaum eine ruhige Stelle vorhanden, wo ein Nachen ohne Anker oder Tau gesichert liegen könnte. Er wühlt sich, wenn Schneeschmelze oder Regen ihn anschwemmen, fortwährend an diesem oder jenem Punkte ein neues Bett, vertieft hier die Strombahn und wirft dort Sandbänke auf, in einem fort aber reißt er Erde von den Ufern ab und entwurzelt die ältesten Bäume, die er in seinen Strudel zieht; gerade diese sind es, welche die Schiffahrt so gefährlich machen. Sein Wasser ist beinahe immer trüb, schlammig und besonders im Frühjahr so dunkelfarbig, daß ein Silberstück oder eine weiße Muschel, wenn man sie in ein Glas wirft, und nur einige Millimeter von dem chocoladenfarbigen Missouriwasser darauf schüttet, nicht mehr zu erkennen ist. Die Ufer, obgleich zum größten Teil baumlos, gewähren dennoch einen schönen und mannigfaltigen Anblick: die Prärien wechseln mit Hügel und Thal, mit Bergen und Schluchten ab; sie werden von Büffeln, Elentieren, Antilopen und Wölfen belebt, und häufig erscheinen ganze Büffelherden, um ihren Durst zu löschen.

Nichts hätte unserm Maler erwünschter sein können, als daß eben eine beträchtliche Anzahl Indianer in der Faktorei anwesend war. Er fand Dschibbewäs, Assineboins, Knistenos, Schwarzfüße, Rabenindianer, Schiennes, Mandanen und manche andere. Gleich am Tage nach seiner Ankunft packte er Farben und Pinsel aus, und begann, rings umgeben von Indianern aller Stämme, einen berühmten Krieger zu malen. Catlin stand von vorneherein bei ihnen im Rufe eines Medizinmannes, denn Medizin nennen sie alles, was geheimnisvoll ist, und was sie nicht begreifen können. Darum hieß das Dampfschiff auch abwechselnd „das große Donnerkanot“, oder „das große Medizinkanot mit Augen“;

denn Augen mußte es, wie sie sagten, wohl haben, weil es von selbst seinen Weg fand; von einem Steuermanne und Steuerrade hatten sie keinen Begriff.

Die Faktorei am Yellowstone war der Ausgangspunkt für Catlins weite und lange Wanderung. Wir finden ihn, seit er dieselbe verlassen, bald bei den Manbanen und Minetaren, den Missouri auf- und abwandelnd, oder die Prärien durchstreifend; an der Mündung des Tetonflusses, am Fort Leavenworth, am Platteflusse, überall zeichnend, malend oder dem Wilde nachstellend; dann wieder in St. Louis, wohin er seine Ausbeute in Sicherheit bringt, gleich nachher in Pensacola, am mexicanischen Meerbusen, in Florida, am Redriver, im Lande der furchtbaren Komantschen, oder zu Fort Gibson in Arkansas, und unmittelbar darauf einige hundert deutsche Meilen weiter nördlich am obern Missisippi, beiden Sioux ,am obern See und an der Nordwestgrenze der Vereinigten Staaten, endlich im Jahr 1841 in London, von wo er im Herbst 1842 eine neue Reise in die Indianerländer angetreten hat.

Catlin war von seinem Zuge ins Land der Komantschen nach dem Fort Gibson, einem Grenzpunkte in Arkansas, wo eine Abteilung amerikanischer Truppen zum Schutze des Landes in Besatzung liegt, krank zurückgekommen. Ein Dragonerhauptmann, Wharton, war sein Leidensgefährte, und Beide lagen, vom Fieber durchschüttelt, einige Wochen lang in demselben Gemache, dem Tode näher als dem Leben, und unfähig, zusammenhängend mit einander zu reden. Als Catlin fühlte, daß sein Puls wieder ruhiger schlug und er auf dem Wege der Genesung war, faßte er den Entschluß, ohne weiteren Aufschub in eine kältere Gegend zu ziehen, weil er dort vollständige Wiederherstellung erwartete, und bei längerem Verweilen im Fort Gibson einen Rückfall befürchtete, der ihn ohne Zweifel auf die Bahre gestreckt haben würde. Er wollte allein, ohne irgend einen Begleiter, vom Arkansas bis zum Fort Leavenworth am Missouri, eine Strecke von weit über hundert deutschen Meilen, reisen, ließ sein treues Roß, das er Charley nannte, von der Weide holen und satteln, steckte einen Taschencompaß zu sich, versah sich mit dem nötigen Mundvorrat, und trabte wohlgemut gen Norden über die unbewohnte Steppe, durch das oft mannshohe Gras, ruhete am Tage aus, wo es ihm gerade recht war, und wenn es dunkel wurde, nahm er seinem Pferde den Sattel ab, der ihm zum Kopfkissen diente und hüllte sich in eine Büffelhaut, die ihn wärmte. Das Pferd wurde vermittelst eines langen Riemens an einem Pflocke befestigt und graste nach Belieben im Kreise umher, ohne, gleich seinem Gebieter, sich durch das Heulen der weißen Wölfe irre machen zu lassen, die bis in eine ziemliche Nähe herankamen, und das Feuer anstarrten, bei welchem Catlin seinen Kaffee kochte. Erst mit Sonnenaufgang zogen sie mürrisch von dannen, um, wenn Roß und Reiter sich entfernt hatten, wieder zu kommen, und an einem etwa zurückgelassenen Knochen zu nagen.

Charley, ein vortreffliches Pferd, war früher im Lande der Komantschen aus einer wilden Herde herausgefangen worden. Es zeigte sich ungemein gelehrig, und ging völlig auf die Absichten seines Gebieters ein, mit dem es schon

früher eine Art von Freundschaft geschlossen hatte, welche während dieser Reise, als beide gänzlich auf einander angewiesen waren, noch inniger wurde. Gewöhnlich rastete Catlin gegen Mittag am Ufer eines kleinen Flusses, wo er dürres Röhricht fand, um ein Feuer anmachen zu können, denn Holz war in der Steppe nicht zu finden. Eines Abends ließ Charley es sich beikommen, den Halfter, an welchem der Riemen befestigt war, abzustreifen, um, aller Bande ledig, frei umherzuspringen. Als Catlin mitten in der Nacht munter wurde, und wie gewöhnlich nach dem Pflocke griff, an welchem das Pferd befestigt war, gab der Riemen nach, das Pferd aber trabte ungebunden umher, und alle Bemühungen es einzufangen, waren vergebens, da es sich wieder an seine wilde Abkunft zu erinnern schien und von keinem Zaum etwas wissen wollte. Catlin legte sich daher abermals zum Schlafe nieder, und schlummerte ein. Plötzlich fühlte er, daß ihm etwas den Rücken drückt, er schlägt die Augen auf, und, zu seinem größten Entsetzen sieht er eine mächtige Gestalt über sich; er glaubt, es sei ein Indianer, der ihm die Kopfhaut abziehen will! Eiskalt rieselt es ihm durch die Adern, und es vergehen einige entsetzlich bange Augenblicke, ehe er sich überzeugen kann, daß jenes Schreckgebild niemand anders ist als sein getreuer Gaul, der aus Neigung oder Naturtrieb, oder aus beidem zugleich, sich wieder eingefunden und dicht neben seinen Herrn gestellt hat, über welchen er den Kopf bis auf das Gesicht herabhängen läßt! Aber am andern Morgen war er wieder fortgetrabt und wollte sich auch diesmal nicht einfangen lassen. Da nahm Catlin den Sattel auf den Rücken, und ging zu Fuße weiter. Nachdem er eine Strecke zurückgelegt hatte, blickte er sich nach Charley um. Dieser stand, Kopf und Schweif hochhaltend, unweit vom Feuer, neben welchem sich das Nachtlager befunden, schauete rund umher, kam dann, als sein Herr sich anschickte weiter zu wandern, in gestrecktem Trabe nachgerannt, und zitterte als er still stand und sich ruhig Zaum und Sattel anlegen ließ, wie ein Espenblatt. Seitdem machte er keinen weitern Versuch zu entfliehen; er trug seinen Herrn noch durch manches Wasser, über welches sie setzen mußten; im Osaschefluße rettete er sogar seinem Herrn vor dem Ertrinken das Leben. Am fünfundzwanzigsten Tage kam Catlin frisch und gesund im Fort Leavenworth an, wo seine Frau ihn erwartete, die er seit Jahren nicht gesehen hatte.

Am Missouri entging Catlin einst der größten Lebensgefahr. An diesem Strome, so wie dem Platteflusse und dem Arkansas entlang, erstrecken sich meilenweite Ebenen, die vollkommen wagerecht und mit ein bis zwei, ja fast drei Meter hohem Grase bedeckt sind, so daß ein Reiter in den Steigbügeln hoch aufstehen muß, wenn er über die Spitzen hinwegsehen will. Gegen den Herbst, wenn es dürr ist, fängt das Gras leicht Feuer, und erhebt sich dann, besonders gegen Abend, der Wind, so gleicht die ungeheure Steppe einem Flammenmeere, das wie auf Sturmesflügeln nach allen Seiten mit unglaublicher Raschheit sich verbreitet und die schnellsten Rosse einholt. Einst ritt Catlin, von einigen Reisedienern und einem Indianer, Namens Pamenoquah, d. h. dem roten Donner,

begleitet, durch diese Steppen. Sie kamen auf einen jener abgerundeten Hügel, die sich hin und wieder am Missouri erheben, und von welchem sie eine weite Aussicht genossen. „Als wir," sagt Catlin, „wieder auf der Fläche waren, äußerte ich gegen meine Begleiter, es werde wohl am zweckmäßigsten sein, in den Büffelpfad einzulenken, weil dort das hohe Gras niedergetreten, also das Reiten bequemer sei. Wenn wir scharf austraben lassen, fügte ich hinzu, so haben wir um Sonnenuntergang die Prairie hinter uns. Somit lenkten wir in jenen Pfad ein, der sich hin- und herschlängelte. Wir mochten kaum eine halbe Stunde denselben verfolgt haben, als unser Indianer vom Pferde stieg, sich der ganzen Länge nach auf den Boden ausstreckte, das Gesicht auf die Erde legte, plötzlich ein langgezogenes husch — sch — sch! hören ließ und uns zurief: ‚Der Feuergeist wohnt auf dieser Ebene! Er reitet in jener Wolke, und hält den Feuerbogen in seinen Händen, und schießt seine Pfeile, die schneller sind als Blitze. Das sagten uns unsere Väter, deren Knochen auf diesem Grunde bleichen. Denn noch ist es nicht lange her, daß Waschitons tapferer Sohn und die Krieger seines Stammes von dem Feuergeist ereilt wurden, den die verräterischen Sioux zu ihrer Hülfe hereigerufen (d. h. Feuer angelegt) hatten. Freunde, ich sage euch, es ist die Jahreszeit des Brandes, und ich sage euch auch, der Feuergeist ist wach, ich rieche es!'

Und als Pamenoquah so gesprochen, sprang er auf sein Pferd und winkte mit der Hand und ritt ins hohe Gras hinein. Wir ihm nach, so lange wir Atem behielten. Als wir abstiegen, um unser Mahl einzunehmen, blieb er ruhig stehen wie eine Bildsäule; nur seine Augen rollten in ihren tiefen Höhlen und schweiften umher. Auf einmal streckte er sich wieder auf die Erde hin und hielt das Gesicht an den Boden. Vor uns lagen Büffelzungen, Pemmikan, Markknochen, und wir ließen uns diese Herrlichkeiten trefflich munden. Da sprang der Indianer, rascher wie ein Elenn, in die Höhe, spähte umher, warf sich aber gleich wieder zu Boden.

Holla, was ist das? Pamenoquah, der rote Donner, war wieder aufgesprungen, streckte seinen Arm über das Gras hin und seine Augen rollten noch unheimlicher. ‚Weißer Mann,' sprach er, zu mir sich wendend, ‚siehst du die kleine Wolke, welche sich dort von der Prairie erhebt? Sie steigt auf! Die Hufe unserer Rosse haben den Feuergeist geweckt; dieser Wind kommt aus seinen Nüstern, und er stürmt hinter uns her!' — dann sprengte er von dannen, und wir, das leckere Mahl im Stiche lassend, eilten ihm abermals nach. Manchmal, aber nur flüchtig und auf wenige Augenblicke, blickte er sich um. Anfangs zitterte der Wind um uns herum, dann wurde er mächtiger und mächtiger, es war ein Rauschen wie von Adlerschwingen. Pamenoquah streckte seine Hand nach einem fernen Hügel aus, zuweilen einen gellenden Schrei ausstoßend, der mir durch Mark und Bein drang. Unsere Pferde rannten, was sie rennen konnten, aber unsere Hoffnung war schwach, denn jener Hügel, welcher allein Rettung bringen konnte, erschien uns noch blau. Tiere und Menschen waren fast erschöpft. Die Sonnenstrahlen schwanden, ein kühles Dunkel begann uns entgegenzukommen,

und Keiner von uns wagte, hinter sich zu blicken. Aber Rauschen und Tosen, wie von einem Wasserfalle, wurde immer vernehmlicher, es kam uns immer näher und näher, der Wind wurde immer heftiger, er wurde zu einem wütenden Sturme, der Scharen von kreischenden und schrillenden Vögeln vor sich hertrieb, und leichtfüßige Antilopen und langbeinige Hasen, deren Schnelligkeit im Laufe schwerlich übertroffen wird, und welche wie im Fluge kaum das Gras streiften. Es war damals keine Zeit zum Denken und Beobachten, aber ich entsinne mich doch, daß der Himmel bedeckt war, daß ich es donnern hörte, daß ein unheimliches, entsetzliches Gelbrot das Gewölk färbte, und daß ein eigentümlicher Geruch, den der Sturm mit sich trieb, mir starres Entsetzen in die Seele jagte. Und das gellende Geschrei des Indianers schrillte durch den Sturm, des roten Donners Mantel flatterte in der Luft, sein Roß war mit Schaum bedeckt und stürmte dem Hügel entgegen.

Es handelte sich um Leben und Tod, und wir strengten die letzten Kräfte an, um Atem zu holen und den Gipfel des Hügels zu erreichen. Ja wir erreichten ihn; wir waren einem ungeheuren Feuermeere entronnen! Großer Gott, rief ich unwillkürlich und von Schauer überwältigt, aus, wie entsetzlich erhaben und überwältigend ist dieser Anblick!

Kein Dichter, kein Maler vermöchte das, was mein Auge sah, was meine Seele durchbebte, auch nur annähernd wieder zu geben; aber fragt den Indianer. Oder wenn ihr gesehen hättet, wie jede Muskel an ihm sich zuckend dehnte, und wie seine Augen rollten, und gehört, wie das langgezogene husch — sch — sch! aus den Tiefen seiner Brust hervorquoll!

Unter mir qualmte ein ungeheures Wolkgewirr grauschwarzen Rauches auf der ganzen Ebene, über einem Oceane flüssigen Feuers. Es war eine Szene der entsetzlichsten Verwüstung! Wir, auf unserem Standpunkte waren gesichert, aber wir zitterten am ganzen Leibe. O wie unheimlich tobte und heulte das Sturmungeheuer über das Land; meine Ohren betäubte ein unaufhörlicher Donner, und mein Auge hätte die Blitze nicht zu zählen vermocht!"

Chateaubriand.

Mit Porträt in Stahlstich.

François Auguste de Chateaubriand war geboren zu Saint-Malo in der Bretagne am 4. September 1769. Seine Jugend verlebte Chateaubriand auf dem Schlosse Combourg, einer altertümlichen Burg seiner Familie. Von der Höhe des Turmes, in dessen Gemächern die Wiege seiner Kindheit stand, hörte er die donnernde Brandung an der wilden Küste der Bretagne; er lauschte der Windsbraut oder dem melancholischen Geschrei der Möve, beobachtete die großartige Schönheit des bald in silberner Glorie prangenden, bald von Wetterwolken

verhangenen, gestirnten Himmels und ward mit allen stillen Schönheiten der Meeresküste bekannt.

Die Familie der Chateaubriands de Beaufort war eine der stolzesten der Bretagne, welche sich rühmte, von den frühesten Grafen und Herzogen der Bretagne abzustammen, und deren Mitglieder Jahrhunderte lang lieber auf ihrem bretonischen Landbesitz verarmten, als sich am Hof in Paris um die Gunst eines Mächtigen zu bemühen. Der Vater Chateaubriands war hochmütig und streng und zeigte so wenig Liebe und Teilnahme für seinen Sohn, daß dieser zu der wilden Natur, die ihn umgab, seine Zuflucht nahm und in einsamen Spaziergängen sich seinen Träumereien und mächtigen Phantasien überließ. Eine jüngere Schwester jedoch erwiderte seine Liebe, verstand seine Gefühle und erkannte, selbst sehr zartsinnig, die Anmut seines Geistes.

Als jüngster Sohn der Familie war Chateaubriand für den geistlichen Stand bestimmt; er begann seine Studien im College (Gymnasium) zu Dol und beendigte sie in dem zu Rennes, wo er den später so berühmten General Moreau zum Mitschüler hatte. Chateaubriand hatte aber niemals Beruf für den Stand gefühlt, dem er sich widmen sollte, und gab ihn deshalb bald auf; aber welchem anderen sollte er sich zuwenden? Bald gedachte er eine Reise nach dem gelobten Lande zu machen, bald sich nach Ostindien einzuschiffen; allein keiner dieser Wünsche ward ihm erfüllt. Endlich verschaffte ihm sein ältester Bruder eine Lieutenantsstelle im Regiment Navarre, und Chateaubriand kam im Jahre 1786 nach Paris, ward bei Hofe vorgestellt, fuhr in königlichen Wagen, jagte im Gefolge des Königs und machte alle Freuden und Genüsse des prunkvollen Hofes und der Hauptstadt Frankreichs mit. Allein selbst im Strudel des fröhlichen, tollen Lebens der großen Welt gab er weder seine Studien, noch seine Vorliebe zu geistigen Beschäftigungen auf. Es gab damals in Paris eine Art kleinen Hofes, welcher ihn mehr anzog, als der königliche Hof, zu dessen Hofstaate auch er sich zählen durfte, — ein kleiner Hof, zu welchem nur Genie und Bildung Zutritt gaben. Es waren die Dichter, die Denker, die Schriftsteller unter die er damals trat, und die ihn zuerst dem Publikum als Dichter vorführten, ja die er durch sein Talent bald selbst verdunkelte. Er studierte Virgil, Horaz und den heiligen Augustin, Bernhard de St. Pierre und Homer, Voltaire und Rousseau. In Mußestunden dichtete er Idyllen, zog in seinem Innern durch phantastisches Brüten gegenstandslose Gefühle groß und beschäftigte sich mit Plänen, sich einen unsterblichen Namen zu verschaffen.

In Frankreich folgte ein revolutionärer Ausbruch dem anderen. Der unglückliche Ausgang des Feldzuges am Rhein und an der Mosel machte dem Soldatenstande Chateaubriand's schon 1790 ein Ende, und er ward von den Männern der Revolution geächtet und aus Frankreich vertrieben. Er wanderte also aus, allein er wollte sein Exil wenigstens nutzbringend machen und große Reisen unternehmen. Er strebte nach nichts Geringerem, als nach der endlichen Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt zwischen Amerika und dem Eismeere. Hearne wollte diese im Jahr 1772, Mackenzie 1789 gesehen haben, warum

sollte es Chateaubriand nicht gelingen, sie im Jahr 1791 aufzufinden? Sein Zweck war wenigstens ein edler, seiner würdiger und besser, als wenn er nach England gegangen wäre und dort französisch gelehrt hätte.

Er schiffte sich also im Frühjahr 1791 zu St. Malo ein, mit einem Empfehlungsschreiben des Marquis de la Rouairie, der den nordamerikanischen Befreiungskampf mitgefochten hatte, an den großen Washington. Glücklich über's Meer gelangt, überreichte er diesem das ihn einführende Schreiben, und dieser hörte mit Staunen das Projekt eines Unternehmens an, dessen endlose Schwierigkeiten und Mühsale er seinem Urheber nicht verhehlte. Da erwiderte Chateaubriand: „Ist es nicht leichter, die Polardurchfahrt zu entdecken, als ein Volk zu erschaffen, wie Sie gethan haben?“ — Washington drückte dem enthusiastischen jungen Manne stumm die Hand und verhieß ihm seine Unterstützung.

Chateaubriand hat sich später über seinen Reiseplan für diesen Zweck ausgesprochen; er wollte die Nordwestdurchfahrt von Amerika durch sein Vordringen zu Lande bis zum Polarmeere auffinden. Anstatt aber seinen Kurs geradeaus nach Norden zu richten, gedachte er, bis zur westlichen Küste Amerika's etwas über dem Meerbusen von Californien vorzubringen, von hier der Küstenlinie des Continents zu folgen, ohne den stillen Ocean aus dem Gesichte zu verlieren, dann nordwärts bis zur Behringsstraße zu reisen, das letzte Vorgebirge Amerika's zu umsegeln, längs der Küsten des Polarmeeres ostwärts vorzubringen und über die Hudsonsbay, Labrador und Kanada nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Er gab jedoch diesen Reiseplan allmählich wieder auf. Man riet ihm, sich auf sein Unternehmen zuerst vorzubereiten durch einen Ausflug in's Innere von Amerika, um sich mit den Sioux, den Irokesen und Eskimos bekannt zu machen, und eine Zeit lang unter den Jägern der kanadischen Urwälder und den Agenten der Hudsonsbay-Compagnie zu leben. Dieser Rat däuchte ihm praktisch, er führte ihn aus und sah den Niagarafall, erforschte die gigantischen Ruinen an den Ufern des Ohio und verweilte unter den wilden Indianern im Natchez-Lande; bald vertauschte er die Rolle des Entdeckers mit der des Reisenden, die des Reisenden mit der des Dichters. Die Nordwestdurchfahrt schien er beinahe ganz vergessen zu haben.

Chateaubriand reiste durch Wälder und über Seen, schilderte die wilde Natur dieser unabsehbaren Länderstrecken in den lebendigsten, glühendsten Farben, und studierte Stamm für Stamm die Sitten, Bräuche, religiösen Begriffe und die Sprache der Indianer. In seinen Reisewerken ist immer seine Vorliebe für Farbe, für das Colorit aufgefallen; hätte er die Kunstform der Malerei erwählt, er wäre ein großer Maler geworden. In der Beschreibung einiger Prärien Nordamerikas zum Beispiel sagt Chateaubriand: „Die veränderlichen Umrisse der Oberfläche dieser Ebenen steigen an und verlieren sich allmählich in der Entfernung; sie gehen vom Smaragdgrün in's Hellblau, dann in Ultramarin-, dann in Indigoblau über; jeder Farbenton verschwimmt im nächsten und der letzte endigt mit dem Horizont, wo er wie eine Schranke von dunklem Azur sich vom Firmamente abzeichnet.“ — Chateaubriand's Reisebeschreibungen sind ferner

merkwürdig durch Sammlungen von Wörtern der Ursprachen und durch anmutige Wiederholungen der poetischen Sagen der Indianer. Sein Unternehmen wegen der Durchfahrt ward aber nicht weiter gefördert; er schildert bald „ein lichtes Ahorngehölz, durch welches die Sonne wie durch einen Schleier schien," — bald „spitze Berggipfel, auf Felsen thronend, von welchen Winden mit ihren blau und weißen Blumen, Gewinde von Bignonien, lange Gräser und Felsenkräuter von allen Farben herabhängen;" — dann „das Laubwerk, das in allen Farben prangend, Scharlach bis zum Purpurrot, dunkelgelb bis zum hohen Goldgelb, Braunrot bis zum Hellbraun, Grün, Weiß, Azur, tausend, bald schwächere, bald stärkere Farbentöne in mehr oder minder auffallendem Gemisch zeigte." — Er schildert „gestreifte Enten, blaue Hänflinge, Kardinalvögel und purpurne Dompfaffen, die durch das Grün der Bäume glänzen." Er hörte den Sägenwetzer das Geräusch der Säge nachahmen, den Katzenvogel miauen und die Papagaien plaudern. Er sah im Süden „die Savannen, mit Gehölz besäet und von Büffeln bedeckt und im Norden die Stromschnellen des Mississippi und des St. Lorenz, je nachdem sie gerade von den Sonnenstrahlen beleuchtet, vom Winde aufgebläht oder zurückgetrieben oder von Wolken beschattet wurden, entweder in goldene, schaumgekrönte Wellen aufkräuseln oder in dunkler Strömung dahin brausen." Kurzum, er vergaß seinen früheren Plan einer Entdeckungsreise ganz, und dichtete im Lande der Natchez seinen ‚René', und schrieb ‚Atala' und ‚die Natchez', worin er die Sitten und Bräuche der Stämme, unter welchen er lebte, so schön beschreibt.

Der Zufall spielte Chateaubriand das Bruchstück einer englischen Zeitung in die Hand, aus welchem er erst die Flucht Ludwigs XVI., seine Gefangennehmung in Varennes und den beabsichtigten Einfall der Emigranten in Frankreich erfuhr. Als geborner Bretagner streng monarchisch gesinnt und von dem göttlichen Recht der Könige überzeugt, fühlte er, daß die Ehre ihm gebiete, zum Heere der Getreuen seines Königs zu stoßen. Er verließ daher die amerikanischen Wildnisse, kehrte nach Europa zurück und trat in die Armee des Prinzen von Condé. Als er in's Lager kam, hielt man ihm vor, er komme sehr spät, aber er erwiderte: „Ich komme expreß vom Niagarafalle!" Mit einer alten, schadhaften Muskete machte er den ganzen Feldzug mit und trug in seinem Tornister das Manuskript von „Atala" mit sich, das eine Kugel von seinem Leben abhielt. Bei der Belagerung von Thionville ward Chateaubriand im Schenkel verwundet, und blieb für tot im Graben liegen, wozu er noch die Pocken bekam, die in der kleinen Armee des Prinzen große Verheerungen anrichteten. Endlich ward er glücklicherweise von einigen Leuten des Fürsten von Ligne erkannt und in einen Wagen gelegt, der ihn, dem Tote nahe, nach Ostende brachte. In Ostende schaffte man ihn sogleich an Bord eines kleinen, nach Jersey bestimmten Fahrzeugs. Dieses landete auf Guernesey, wo man ihn mit der größten Rücksichtslosigkeit am Strande niederlegte, als er schon beinahe in den letzten Zügen lag. Obwohl mit Wunden in Folge der Pocken bedeckt, erbarmte sich doch ein mitleidiges Fischerweib seiner, führte ihn in ihre

Hütte und verpflegte ihn hier mit der rührendsten Sorgfalt. Die wirklichen Leiden des menschlichen Lebens lernte er also in vollem Maße und in rascher Folge kennen. Krank von der Wunde und einer hinzutretenden Spitalseuche wurde er fast sterbend von Ostende nach England gebracht, wo er 1793 als Bettler ankam und nur durch die Barmherzigkeit guter Menschen dem Leben erhalten wurde. Dem Genesenden fehlte es an Geld, an Freunden, an allem, nur nicht an Thätigkeit. Emsiger, hartnäckiger Fleiß für die Sache, der er sich hingab, war eine durch sein ganzes Leben gehende Eigenschaft Chateaubriands. Er saß oft 12—15 Stunden emsig am Schreibtisch. In England nährte sich der hilflose Flüchtling durch rastloses Stundengeben, durch Übersetzen um Lohn, und die wenige Zeit, die ihm übrig blieb, verwendete er zu Selbstunterricht und schriftstellerischen Arbeiten.

Das Unglück, welches den Verbannten verfolgte, ward mittlerweile noch vergrößert durch das Schicksal, welches ihn in seiner Familie traf. Mademoiselle de Rosambo, die Gattin seines Bruders, wurde vom Revolutionstribunal samt Gemahl und Mutter am gleichen Tage hingerichtet wie ihr berühmter Großvater, Herr von Malesherbes. Bald darauf starb Chateaubriands Mutter (denn sein Vater war schon länger tot), allem Anschein nach gebrochenen Herzens über das Unglück ihres Vaterlandes und ihrer Familie. Auf ihrem Totenbette hatte sie ihm noch durch seine Schwester einen Brief schreiben lassen, worin sie ihn an seine religiösen Pflichten erinnerte. Als Chateaubriand aber ihren Brief erhielt, war auch seine Schwester bereits an den Folgen langer Kerkerhaft gestorben. Diese Ereignisse erschütterten ihn tief, denn ihm däuchte, zwei Stimmen sprächen aus dem Grabe heraus in diesem Briefe zu ihm, und sie waren ihm die Stimmen zweier Heiligen, die ihm die Anregung zu seinen folgenden Schriften gaben.

Die Bevölkerung Frankreichs suchte damals nach einem festen Haltpunkt für den Staat und für den einzelnen Menschen und fand ihn für jenen in der Monarchie, für den andern in der Religion. Wie alle poetischen Naturen war Chateaubriand seiner eigentlichen Gemütsrichtung nach fromm, und da er als Katholik geboren und erzogen war, gläubiger Katholik. Seine Mutter hatte sich sehr über die in der ersten Schrift ihres Sohnes geäußerten Ansichten desselben betrübt, und dies hatte die Folge, daß sich Chateaubriand wieder eifriger der Religion zuwandte und dies in dem nächsten Werke, das er schrieb, „Atala", auch rückhaltlos darlegte. Dieser Roman war aus seinem innersten Herzen geschrieben; er teilte mit, was er selbst gesehen und in sich erfahren hatte. Er schilderte die den Franzosen noch ganz neue Welt des indianischen Nordamerikas, Menschen, welche durch die Kraft des religiösen Glaubens über sich selbst und über das über sie hereinbrechende Unglück erhoben werden. — Dies that er in blühender, beredter Sprache, mit der siegreichen Kraft der Wahrheit als dem Ausfluß eines in sich befriedigten, wahrhaftadeligen Geistes. Der Erfolg der Schrift war außerordentlich; in wenigen Wochen waren Atala — Chateaubriand ruhmvolle, mit Entzücken genannte Namen.



Chateaubriand.

In Frankreich hatten sich indessen andere Zustände vorbereitet. Bonaparte hatte die Regierung angetreten und den Emigrierten die Pforten der Heimat wieder eröffnet; daher kehrte auch Chateaubriand im Jahre 1800 nach Frankreich zurück und ward zugleich mit Herrn von Fontanes an einem Journal, Mercure de France, angestellt. In dieser Zeitschrift erschien Chateaubriands berühmtes Werk Atala zuerst bruchstückweise, und die von der Politik angewiderten Bürger des republikanischen Frankreich waren entzückt von den traulichen Sitten und dem naiven, ungekünstelten Wesen dieses wilden Kindes der Wälder des fernen Westens. Die civilisierte Welt des alten Europas lauschte gespannt und entzückt auf das harmlose Geplauder der jungen Wilden, und das Werk machte ungeheures Glück. Dem Erscheinen der „Atala" folgte 1802 ein Werk Chateaubriands in 5 Bänden das er Génie du Christianisme, Geist des Christentums, nannte. Die Mehrzahl der Gebildeten stand zur katholischen Religion in einem fast feindlichen Verhältnis; sie hatte den Glauben an sie verlernt und ihre Lehre vergessen; man schämte sich, für einen gläubigen Katholiken zu gelten. Chateaubriand wollte auch die Gebildeten die Religion wieder kennen, glauben und lieben lehren. Dies gelang dem Dichter in hohem Grade. Sein Werk wirkte wie eine tröstende, labende Arznei; es bot der Welt Worte des Trostes, suchte Glauben und Vernunft zu vereinen und verbreitete eine heilige Weihe über die Gemüter der Leser. Von den Fehlern, deren sich der Verfasser in diesem Werke schuldig machte, kann hier nicht die Rede sein; da, wo es erhabene Gegenstände behandelt, ist es bewunderswürdig schön und großartig, und es war kein Wunder, daß der Génie du Christianisme das Wiederaufleben der Religion in Frankreich mächtig beförderte und dem Verfasser den Ruhm des ersten Schriftstellers in Frankreich erwarb.

Bonaparte sandte Chateaubriand als ersten Gesandtschaftssekretär nach Rom, das dieser mit einer heiligen Scheu und Spannung betrat.

Er sah nun das Kolosseum, Pantheon, die Trajanssäule, die Engelsburg, St. Peters Dom; er beobachtete „das Spiel des Mondes auf dem Tiber, den römischen Villen und Palästen und auf jenen glorreichen Ruinen, die allumher zerstreut liegen;" er ward vom heiligen Vater empfangen, der ihn auf's Liebevollste neben sich Platz nehmen hieß und ihm mit freundlicher Herablassung erzählte, daß er den ‚Geist des Christentums' gelesen habe, wovon ein Exemplar aufgeschlagen auf dem Tische lag. — Außer in seinen Briefen aus Italien hat Chateaubriand noch im 4. und 5. Buche seiner „Märtyrer" eine Schilderung von Rom und Neapel gegeben. Die Idee zu seinen »Martyrs« entstand in ihm zu Rom, unter den Säulengängen des Kolosseums. „An einem schönen Juliabend des letzten Jahres setzte ich mich," schreibt Chateaubriand, „auf eine Stufe des Altars im Kolosseums, welcher der Feier der Passion unseres Erlösers geweiht war; die untergehende Sonne goß Fluten von Gold durch all die Galerien, die einst so menschengefüllt gewesen, während zu gleicher Zeit die zerfallenen Gänge und andere Trümmer sich in düsteres Dunkel hüllten oder lange Schatten auf den Boden warfen. Von den höheren Teilen des Gebäudes aus

erblickte ich unter den Trümmern zur Rechten des Gebäudes die Gärten von Cäsar's Palast mit einem Palmbaum, der ausdrücklich Dichtern und Malern zu Liebe mitten in diesen Zerfall hinein gepflanzt worden zu sein scheint. Statt des Freudengeschreies, das einst die wilden Schaulustigen in diesem Amphitheater erhoben, wenn sie Christen von Löwen und Tigern zerrissen werden sahen, hörte man jetzt Nichts als das Bellen der Hunde des Einsiedlers, der als eine Art Wächter der Ruinen hier wohnt. In dem Augenblick, wo die Sonne hinterm Horizonte versank, ertönte die Uhr von St. Peters Dom durch die Gänge des Kolosseums." Unter derartigen Szenen und Eindrücken ward die poetische Umgebung genährt, welche die „Märtyrer" in's Leben rief. Aus der Kirche der Katakomben gingen gleichsam seine Helden für dieses melancholische, aber anziehende Werk hervor, das voll von Schilderungen Italiens ist, dessen schönster Ruhm aber immer der bleibt, daß seine Helden fromme Dulder und Christen sind.

Bei seiner Rückkehr nach Paris ward Chateaubriand zum bevollmächtigten Minister in Wallis ernannt; es war gerade am Abend des Tages, wo unter ziemlich geheimnisvollen Umständen der Leichnam des letzten Condé, des Herzogs von Enghien, den Napoleon erschießen ließ, in einem Graben zu Vincennes aufgefunden ward, der unter derselben Eiche erschossen worden, unter welcher sein Urahn, der heilige Ludwig, einst unparteiisch Gericht gehalten. Am selben Abende noch, während nur ein Schauder des Entsetzens und Unwillens ganz Paris durchlief, sandte Chateaubriand seine Entlassung ein.

Schon während seines Aufenthalts in Italien hatte er den Plan zu einer Pilgerfahrt nach Griechenland und Palästina in sich ausgebildet, und diesen setzte er nun in's Werk. Im Jahr 1806 berührte er auf der Durchreise nochmals Italien, verlebte einige herrliche, denkwürdige Monate in Venedig, schiffte sich dann nach Griechenland ein, reiste eilig nach dem Sparta des Lykurg und Leonidas, träumte und sann in den Ruinen von Athen, berührte Smyrna, beschaute sich des Sultans herrliche Stadt, reiste nach Cypern, begrüßte ehrfurchtsvoll den Berg Carmel und sank, wie ein neuer Kreuzfahrer, beim Anblick der heiligen Stadt andächtig in seine Kniee. Hier verfolgte er Schritt für Schritt die Spuren der heiligen Geschichte und schilderte in seinem Tagebuche treulich die Fußstapfen auf dem Pilgerpfade des Erlösers. Von Palästina fuhr er nach Ägypten, verfolgte den Lauf des Nils stromaufwärts bis Kairo, beschaute sich Memphis und die Pyramiden, und besuchte Tunis und Karthago. Von hier schiffte er sich nach Spanien ein, besuchte das herrliche Thal von Granada, und entwarf unter dem Portal der Alhambra den Plan zu seinem „letzten Abenceragen".

Nach zehnmonatlicher Abwesenheit kehrte Chateaubriand im Frühjahr 1807 wiederum in sein Vaterland zurück und schrieb in der Zurückgezogenheit seiner kleinen Einsiedelei in der Vallee-aux-Loups bei Daulnay sein „Reisetagebuch" (Itinéraire), ein merkwürdiges, historisches und geographisches Werk, und vollendete hier später die Märtyrer, die er schon in Rom entworfen hatte.

Unter diesen Beschäftigungen überraschten ihn die Begebenheiten des Jahres

1814, welche in Frankreich eine Staatsveränderung drohten. Chateaubriand verließ sogleich seine Zurückgezogenheit und beteiligte sich am Kampfe. Seine Feder hatte bisher nur religiösen, geographischen und geschichtlichen Gegenständen gedient, von jetzt an wurde er politischer Schriftsteller; seine politische Laufbahn wollen wir jedoch übergehen, da große Dichter gewöhnlich schlechte Staatsmänner sind, und es oft besser ist, bei dem Barden in seiner stillen Dichterklause zu verweilen, als ihm zur politischen Rednerbühne zu folgen. Chateaubriands erste politische That war die Schrift: „Bonaparte und die Bourbonen“, die eine traurige Berühmtheit erlangt hat, und die wir mit Schweigen übergehen. Er und der Gefangene von St. Helena überhäuften sich später mit Schmähungen, die eines jeden von ihnen unwürdig sind. Nach den „hundert Tagen“ folgte Chateaubriand Ludwig dem XVIII. nach Gent, wo er in der Eigenschaft als Staatsminister zum Hofstaate dieses Königes gehörte. Nach der Schlacht von Waterloo behielt er zwar diesen Titel, weigerte sich aber, neben Fouché zu sein. Von nun an machte er hauptsächlich als Mitglied der Pairskammer und Publicist von sich reden. Später ward Chateaubriand zum Gesandten in Berlin und dann in London ernannt. Im Jahr 1822 vertrat er Frankreich auf dem Congreß von Verona, wo er die Sache Griechenlands lebhaft vertrat und das Interesse Frankreichs in der Frage vom spanischen Kriege verteidigte; nach seiner Rückkehr ward er Minister des Auswärtigen, entzweite sich aber mit seinem Collegen Villèle, und trat, ein zweiter Coriolan, in's Privatleben zurück.

Ohne Vermögen und Gehalt lebte Chateaubriand in den letzten Lebensjahren von einer 1000 Pfund Sterling betragenden Leibrente, die er durch den Verkauf seiner nachgelassenen, erst nach seinem Tode herauszugebenden Denkwürdigkeiten erhalten hatte, in großer Zurückgezogenheit, aber allgemeiner Achtung; er starb gerade in dem Augenblicke, da Frankreich einer neuen Revolution entgegen ging. Chateaubriands politische Laufbahn hat ihm keinen Ruhm, sondern nur Anfeindungen und Unglimpf gebracht, aber seinem Charakter wird das einstimmigste Lob gezollt. Als Dichter und Schriftsteller steht er beinahe unerreicht in der Periode des Kaiserreichs da, und wird die meisten seiner Zeitgenossen überleben. Eine seiner Lieblingsideen war von jeher, auf einem kleinen Felseneilande bei St. Malo begraben zu werden, und dieser sein letzter Wunsch ist auch erfüllt worden.

Von Statur war Chateaubriand klein und hager, mit bleichen, scharfmarkierten Zügen und dichten Augbrauen, unter welchen ein Paar große Augen ernst und hell hervorglänzten. Seine Stirn war breit, und in seinen Greisenjahren war sein Scheitel kahl, aber außerdem ringsum von schneeweißen Locken umhangen. Seine Toilette war immer untadelhaft, fast geziert, seine Manieren überaus graziös, höflich und anspruchslos. Ein besonders merkwürdiger Charakterzug an ihm war seine große Freude an Kindern. Obwohl verheiratet, scheint er doch kinderlos gestorben zu sein, und auch von seiner Gattin ist beinahe gar nichts bekannt. In seinen letzten Lebensjahren überlas und korrigierte er seine Denkwürdigkeiten, die unter dem Titel Mémoires d'outre tombe (Denk-

würdigkeiten von jenseits des Grabes) erschienen sind, in der Abbaye-aux-Bois, wo ihn auch der Tod im achtzigsten Jahre, am 4. Juli 1848, ereilte. Ein hochgeachteter Dichter und unterhaltender Reisender, Schriftsteller und inniger Verehrer der Religion, hinterließ er einen mehr als europäischen Ruhm, der noch heute so glänzend ist, daß seine Landsleute den Mann nicht unparteiisch zu würdigen vermögen.

Ein berühmter Arzt.

Hermann Boerhaave war im achtzehnten Jahrhundert der berühmteste Arzt und es wird ihm noch im neunzehnten Jahrhundert sein Ruhm nicht streitig gemacht werden, wenn man nur zwei Grundsätze seiner Thätigkeit nach rechtem Gewicht zu schätzen weiß. Den Arzt nannte er den „Diener der Natur"; sein Amt und seine Ehre ist, bei Kranken, die es nur sind, weil ihre Natur müde geworden, diese zu erwecken, sich dann von ihrer Bewegung leiten zu lassen und sie darin zu unterstützen. Als Schriftsteller wie im Leben folgte er dem Grundsatz: „Einfachheit ist das Siegel der Wahrheit".

Er wurde geboren am 31. Dezember 1668 in Woorhut bei Leyden und starb am 23. September 1738. Nachdem er in der Heilkunde seinen Lebensberuf erkannt hatte, prüfte er alle bekanten Werke, die zum Studium der Medizin dienen können; er begann mit den zu seiner Zeit neuesten Lehrbüchern und arbeitete sich zurück bis auf Hippokrates, oder eigentlich nicht zurück, sondern hinauf bis zu Hippokrates. Dieser ist noch jetzt, nach fast dritthalbtausend Jahren, eine Stütze der Heilkunde, und Boerhaave, wenn er abgewichen war von den Ansichten des alten Griechen, wandte sich stets wieder zu ihm hin und äußerte darüber: „Habe ich in bezüglichen Dingen zuweilen gedacht, es könnte einer doch wohl Hippokrates widerlegen, so ist das meist mein Irrtum gewesen." — 1701 wurde er Lehrer an der Universität zu Leyden und stieg im Range, so daß er zweimal das Rektorat verwaltete. Auch in der Botanik und Chemie hat er sich ausgezeichnet, und mit seinem Lobe verbreitete sich der Eifer, ihn zu hören, durch alle Länder, so daß oft der Lehrsaal zu klein war und wiederholte Vorträge nötig wurden für die zuströmenden Lernbegierigen, von denen sich in der Folge viele auszeichneten, vor allen Albrecht von Haller. Als Beweis des Eindrucks, den die Kraft und Macht seines Geistes erregte, erzählt man, daß Peter der Große, als er in Leyden sich aufhielt, während einer Unterhaltung mit Boerhaave, wobei er diesem die vorteilhaftesten Anerbietungen machte, heftig ausrief: „Herr, es wäre mir nicht zu verargen, wenn ich's vermöchte, euch mit List oder Gewalt nach meinem Reiche zu bringen!" — und hinsichtlich der Verbreitung von Boerhaaves Ruf wird erwähnt, daß ihm ein chinesischer Mandarin einen Brief zusandte mit der Aufschrift: „An Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa."

Boerhaave pflegte zu sagen: „Doktor der Medizin bin ich wohl, aber Meisterin in der Heilkunde ist die Natur." — Zu Orts- und Luftveränderung riet

er den Kranken nur selten; seine Meinung war: „Dem Menschen ist diejenige Luft die beste und zuträglichste, in welcher er von der Geburt an lebte, und die Natur hat recht, wenn sie den Grönländer im schönsten Erdstrich Heimweh empfinden läßt nach seinen Eisfeldern, den Kosaken nach seinen Steppen, den Araber nach seiner Wüste. Seht euch die Westphalen an, die jährlich in Holland einwandern und als Arbeiter sogar im Freien beschäftigt werden. Sie sind fast Nachbarn zu nennen, und doch kommen ihrer viele gesunder an, als sie aus der hier schon verschiedenen Luft weggehen, ihr Geburtsort stellt dann aber das Gleichgewicht der Kräfte wieder her." — Seine Vorschrift: „Halte den Kopf kalt, den Leib offen und die Füße warm, so kannst du aller Ärzte spotten," ist oft angeführt, und als Seitenstück zu dieser einfachen Regel könnte man seine Äußerung betrachten: „Der gelehrteste Arzt nur nach Büchern, auch wenn er ihnen eigene Ideen mitgibt, hat doch sein Gefährliches; denn ebensowohl Idee ohne Erfahrung als Erfahrung ohne Idee schlägt Menschen tot."

Daß er nicht ohne Humor war, ist angedeutet durch seine Bemerkung: „Ich kam nach Leyden, Theologie zu studieren, da hätt ich den Acker Gottes bebaut; jetzt bin ich Arzt und muß möglichst verhüten, daß durch meine Schuld der Gottesacker bebaut werde." — Humor zeigt sich auch in folgendem Zuge. Boerhaave wurde nach einer Erziehungsanstalt französischer Damen berufen, weil die Pensionärinnen sämtlich stets gegen Abend in Krämpfe verfielen und mehrere Ärzte vergeblich die Heilung versucht hatten. Ein paar Tage beobachtete Boerhaave diese Erscheinung, die sich regelmäßig zu derselben Nachmittagszeit wiederholte; er wußte aber, daß auch eingebildete Krankheiten wirkliche werden oder dafür gehalten werden können, und urteilte, hier sei ein Fall der Art. So trat er am vierten Tage unter die versammelten Mädchen, hinter sich seinen Famulus, der ein Kohlenbecken trug, in welchem mehrere Eisenstäbchen glühten. Boerhaave erklärte nun: „Ihm sei kein anderes Mittel bekannt, als solch ein glühend Eisen an die Herzgrube zu legen, was er bei der ersten, die in Krämpfe fiele, in Anwendung bringen müsse." — Er wartete vergebens — keines der Mädchen fiel in Krämpfe, und alle waren plötzlich geheilt.

Daß Boerhaave mit seiner Wissenschaft und Kunst irdisch Gut in Fülle erworben hat, bewährt sich durch den Nachlaß von zwei Millionen Gulden, und wie sehr ihn die Stadt Leyden zu schätzen wußte, bezeugt sein Denkmal, das man ihm in der dortigen Sanct-Peterskirche errichtete und dabei Boerhaaves Lieblingssprüchlein anbrachte: »Simplex sigillum veri«, Einfachheit Siegel des Wahren.

Der uneigennützige Kornhändler.

Bei einer Musterung, die Friedrich der Große zu halten pflegte, kehrte der König bei einem Amtmann, Namens Hahn, ein.

Diese Musterungen dauerten in der Regel drei Tage, und er ließ dem Wirte in dem Hause, wo er gewohnt hatte, jedesmal dafür hundert Dukaten auszahlen.

Als sein Kämmerer den Auftrag bekam, bei der Abreise des Königs dies Geld ebenfalls dem Amtmann Hahn zu geben, äußerte dieser:

„Ich befürchte, Ew. Majestät, daß ihm dies nicht einmal lieb sein wird, denn erstens ist er ein reicher Mann und macht sich eine Ehre daraus, daß Ew. Majestät bei ihm haben wohnen wollen."

Der König schwieg, verlangte aber, eben als er im Begriff stand, in den Wagen zu steigen, den Amtmann zu sprechen.

Hahn erschien. Friedrich sagte zu ihm: „Ich danke Ihm für sein Quartier; ich mag Ihm nichts dafür anbieten, denn ich höre, daß Er Vermögen haben soll. Ist das wahr?"

„Ja, Ew. Majestät."

„Wie ist er dazu gekommen?"

„Dadurch, daß ich immer einen Groschen teurer eingekauft und einen Groschen wohlfeiler verkauft habe."

„Das ist ein Scherz. Er sieht, daß ich auf dem Sprunge stehe, abzureisen, ich habe nicht Zeit, mit Ihm zu spaßen. Sag Er mir kurz und ernsthaft die Wahrheit."

„Wie könnte ich mich unterstehen, mit Ew. Majestät scherzen zu wollen. Es ist die Wahrheit, was ich Ew. Majestät gesagt habe. Wenn das Getreide wohlfeil war, habe ich immer den Scheffel mit einem Groschen teurer bezahlt, als der Preis war, und es aufgeschüttet, und wenn es im Preise stieg, es immer wieder um einen Groschen wohlfeiler losgeschlagen, als Andere; dadurch hab' ich mir einen hübschen Thaler Geld ehrlich erworben."

Das ist wirklich so, bestätigte der den König begleitende Minister.

„Er ist ein braver Mann!" sagte Friedrich, ihn auf die Schultern klopfend: „Ich will Ihn in den Adelstand erheben."

Der Amtmann lehnte dies ab, aber dessen ungeachtet erhielt der uneigennützige Kornhändler bald darauf das Adelsdiplom.

Das Pferd Kosciuskos.

General Kosciusko wollte einem Kranken eine Flasche guten Weines schicken und bat einen jungen Mann, ihm diesen Auftrag auszuführen, wozu er ihm das Pferd gab, das er gewöhnlich ritt. Als der junge Mann zurückkehrte, sagte er lachend: „Herr General, dieses Pferd werde ich nicht wieder reiten, wenn Sie mir nicht auch Ihre Börse dazu leihen." „Warum das?" antwortete Kosciusko, und der Gefragte erzählte: „So oft mir ein Armer auf der Straße bettelnd den Hut hinhielt, blieb das Pferd stehen und ging erst weiter, wenn ich dem Bettler eine Gabe gereicht hatte. Als ich keine Münze mehr hatte, mußte ich wenigstens so thun, als ob ich etwas gebe, um das gute Tier zufrieden zu stellen."

Der Älpler und der Fischer.

Der Alpenjäger.

Was machst du da? Was tändelst du am Kahn?
Solch eitles Thun, ist's wohl der Rede wert?
Hingaukelnd auf des See's geduld'ger Bahn,
Entfernst du dich ja kaum vom sichern Herd.

Im Auge deine Lieben, Feld und Haus,
Das Element nur prüfend, wenn es schläft,
Wirfst du die leichten Netze lässig aus,
Und treibst im Frieden sorglos dein Geschäft.

Sieh mich! der Dämm'rung Grauen ruft mich fort,
Ein dunkler Trieb nach oben heißt mich gehn!
Die Lieben lass' ich ohne Scheidewort,
Um niemals wieder sie vielleicht zu sehn.

Wetteifernd mit dem Tag klimm' ich empor,
Tief unter mir das Thal, das Wolkenmeer,
Kühn schauend in des Himmels offnes Thor
Schreit' auf des Todes Wegen ich einher!

Doch steh' ich droben auf der Scharte Saum,
Wo Platz für mich und meinen Mut nur ist,
Und schau' ich weit aus in den freien Raum,
Den selbst des Adlers Auge schwindelnd mißt; —

Und steh' ich in der großen Stille da,
Die keines Gleckwurms Pfiff mehr unterbricht,
Allein mit meinem Gotte, fern und nah',
Vielleicht der Einz'ge rings so hoch am Licht: —

Dann schaut dein Thal, ein Fleckchen Gras, herauf,
Dein Haus — ein Vogelnest an seinem Rand,
Dein mächt'ger See — ein Wassertröpflein drauf,
Und stolz lobpreis' ich meinen Älplerstand.

Der Fischer.

Zieh' hin mit Gott, du kühner Jägersmann!
Ich falte wohlgemut die Maschen aus;
Mit muntrem Lied geht's in den See hinan,
Ein liebevolles Echo wiederholt's vom Haus.

Wohl schläft auch lauernd unter mir der Tod;
Doch frevelnd ihn zu wecken, hüt' ich mich,

Und wenn er murrend aus der Tiefe droht,
Harr' ich in Demut, bis sein Zürnen wich.

Auch unter mir im Wasserspiegel ruht
Der blaue Himmel in erhabener Ruh',
Und wenn sie sich beäugelt in der Flut,
Bin ich der Sonne näher noch, als du!

Die schroffen Zacken, die dein Fuß versucht,
Die Schlucht, in deren Oehr du schwindelnd hangst,
Sie bieten, spiegelnd in des Seees Bucht,
Mir Hochentzücken, ungetrübt von Angst.

Und statt der Totenstill' im Reich der Luft
Kommt, wenn die Herden ziehn im Abendstrahl,
Die Senne johlt, das Ave-Glöcklein ruft,
Der Geist der Stille trauter noch ins Thal.

Drum schau' du immerhin von luft'ger Bahn
Herab auf's Thal, mein Haus und meinen See!
Ich schiffe doch mit meinem leichten Kahn
Weg über deiner Alpen Eis und Schnee.

Weg über dich, der stolz auf sich vertraut,
Gleit' ich bescheiden in gemess'nem Lauf;
Und jener Mond, der auf dich niederschaut,
Schaut aus dem Wasser mild zu mir herauf.

Rätsel.

Das Wesen nenne mir, dem nicht auf Erden,
Im Meere nicht, nicht unter Sterblichen
Ein Zweites gleicht; dem Wachstum seiner Glieder
Gab die Natur ein sonderbar Gesetz:
Ist es geboren, da ist's mächtig groß;
Doch klein erscheint's in seines Alters Mitte;
Und ist's dem Ende seines Daseins nah,
Wie wunderbar, da wird's zum Riesen wieder.

Auflösung der Charade Seite 480:
Grasmücke.

Glück macht Freunde, aber Not bewähret sie.

Eine Erzählung

von

Franz Hoffmann.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Notwendige Folgen einfacher Ursachen.

Gott legt den Menschen Prüfungen auf, aber er läßt auch die Tage der Prüfungen vorübergehen, und segnet Jeden, der sie getreu bestanden hat. Und so geschah es auch unserem Georg. Mit den heißen Tagen des August verschwanden die letzten Spuren der bösartigen Krankheit, und die kühle, erfrischende Luft des September beseitigte vollends jede Besorgnis vor Gefahr und brachte den erfreulichsten Gesundheitszustand mit sich. Georg konnte auf seinen Lorbeeren ausruhen, und so genoß er denn auch mit süßer Befriedigung die Ruhe, die Gott ihm zu Teil werden ließ, und die er nach den letzten schweren Wochen so dringend bedurfte. Aber er hatte durch die schwere Prüfung, welche er so wacker bestanden, noch mehr gewonnen, als das angenehme und wonnige Gefühl, welches immer die Folge redlicher Pflichterfüllung ist, nämlich das allgemeine Vertrauen und die unbeschränkte Achtung seiner Mitbürger, in Folge deren seine Praxis sich auf die erfreulichste Weise vermehrte.

Das feige und klägliche Benehmen des Geheimerats Bernstorf während der Tage der Gefahr war keineswegs unbemerkt geblieben, und was Georg in der öffentlichen Meinung gewonnen, das hatte jener für immer

verloren. Georg sprach nie darüber, wie er den Geheimerat gefunden hatte, als er zu der erkrankten Familie desselben gerufen worden war; gleichwohl wußte es aber ziemlich die ganze Stadt, und man sprach öffentlich davon mit unverhohlenster Verachtung. Niemand wollte mehr sein Leben und seine Gesundheit einem Manne anvertrauen, welcher so kläglich die Flucht ergriff, wo er tapfer hätte streiten und kämpfen müssen, wenn er seiner Pflicht nur einigermaßen wäre eingedenk gewesen; und so kam es, daß man ihm fast überall, wo er bis dahin Hausarzt gewesen, bald höflich, bald unhöflich, aber stets in sehr entschiedener Weise andeutete, daß man seiner Dienste ferner nicht bedürfe.

Der Geheimerat war außer sich vor Beschämung und Wut, aber das konnte nun nichts weiter helfen. Georg hatte ihm vollständig den Rang abgelaufen, und er mochte sich noch glücklich schätzen, daß er nicht auch noch seine Stellung als fürstlicher Leibarzt einbüßte. Hier allein wandte ihm das Glück noch ein günstiges Lächeln zu, denn der Fürst hatte kurz vor dem Ausbruche der Cholera eine Reise nach Italien angetreten, wo er den ganzen Winter über blieb und erst im Frühlinge des folgenden Jahres zurückkehrte. Nach so langer Zeit war Manches vergessen, und von der Cholera wurde kaum mehr gesprochen. Wenn der Fürst auch wirklich von dem feigen Benehmen des Geheimerats munkeln hörte, so glaubte er entweder den verbreiteten Gerüchten nicht, oder hielt sie doch für äußerst übertrieben. Außerdem sorgte auch der Geheimerat dafür, seine Haltung im vorteilhaftesten Lichte darzustellen. Ein augenscheinlicher, greifbarer Beweis gegen ihn lag nicht vor, da Georg, wie schon erwähnt, viel zu edel und großherzig war, um Zeugnis gegen ihn abzulegen. So kam die Sache in Vergessenheit, und nach Jahr und Tag stand der Geheimerat wieder so hoch in der Gunst des Fürsten, wie nur je.

Aber Georg beneidete ihn darum nicht. Er glaubte, nun schon das große Los des Lebens gewonnen zu haben. Seine Praxis reichte vollkommen aus, ihm eine behagliche Existenz zu sichern, und in seiner Bescheidenheit hielt er dies für das höchste Glück, das ihm irgend zu Teil werden konnte.

Anders dachten darüber Frau Willig und der alte Kammerdiener des Fürsten, wie aus den Gesprächen derselben hervorging. Wenn sie gelegentlich ein Stündchen mit einander verplauderten, da wurde fast von weiter nichts geredet, als nur immer von dem guten, braven Doktor Heine, und Frau Willig zeigte sich mitunter sehr unwillig darüber, daß der liebe Herr nicht schon längst fürstlicher Leibarzt geworden sei.

„Sie sind allein daran schuld, Vetter, daß er's nicht ist," gab sie dem

alten Kammerdiener unverblümt zu verstehen. „Wenn Sie nach der Rückkehr aus Italien der Durchlaucht die Augen über den sauberen Herrn Geheimrat geöffnet hätten, würde er schon längst den Laufpaß erhalten und ein Anderer, der es mehr verdient, seine Stelle eingenommen haben. Aber statt dessen schweigen Sie still, wie alle Übrigen, und nun ist eben Alles beim Alten geblieben! Sie sind daran schuld! Vetter."

Der Kammerdiener verteidigte sich. „Das verstehen Sie nicht, Frau Muhme!" antwortete er. „Große Herren lieben es nicht, daß man so glatt weg mit ihnen spricht, wie mit andern Leuten. Da muß man hübsch vorsichtig zu Werke gehen. Gesetzt, ich hätte meinem gnädigen Herrn geradezu gesagt: Das und das ist passiert während unserer Abwesenheit in Italien, Ihr Geheimerat hat das Hasenpanier vor der Cholera ergriffen und sich aus Angst in ein Mauseloch geflüchtet. Seine eigene Frau und seine leibliche Tochter hätten sterben und verderben können, wenn nicht unser braver Doktor Heine gewesen wäre! Er verdient nichts Besseres, als daß man ihm augenblicklich seinen Abschied gibt! Wenn ich so gesprochen hätte, Frau Muhme, nun, was meinen Sie, was dann geschehen wäre?"

„Was geschehen wäre? der Geheimerat hätte seinen Abschied bekommen, natürlich."

„Das dacht' ich mir, daß Sie so antworten würden, Frau Muhme! Aber ich will Ihnen nur auseinander setzen, daß Alles ganz anders gekommen wäre. Ich kenne meinen gnädigsten Herrn seit mehr als vierzig Jahren! Er ist der beste, bravste Herr in der ganzen Christenheit. Wer einmal sein Vertrauen gewonnen hat, dem verbleibt es, wenn nicht die allerdeutlichsten und klarsten Beweise von Schuld vorliegen. So ist es auch mit dem Geheimerat. Sie wissen wohl, Frau Muhme, als er herkam, war er nicht nur ein geschickter Arzt, sondern auch ein rühriger, thätiger Mann. Das gewann ihm das Vertrauen des Herrn, und er machte ihn zu seinem Leibarzte. Seitdem sind viele Jahre vergangen, und der Geheimerat hat sich wohl vorgesehen, die Gunst seiner Durchlaucht nicht zu verscherzen. Nur ein einziges Mal ertappte ihn der Fürst auf dem falschen Wege, nämlich damals, als er unserem Doktor Heine eine Falle stellen wollte. Es gab zu jener Zeit einen kleinen Auftritt, aber der Geheimerat wußte sich, klug wie er ist, heraus zu reden und seiner Falschheit ein Mäntelchen umzuhängen, so daß die Geschichte bald wieder in Vergessenheit kam. Jetzt haben wir nun die Choleraangelegenheit. Nehmen wir an, ich hätte meinem gnädigsten Herrn reinen Wein eingeschenkt, so wäre Folgendes geschehen: Durchlaucht hätte den Geheimerat kommen lassen und ihm schlankweg sein Betragen vorgehalten. Der Geheimerat wäre sicherlich darauf vorbereitet ge-

wesen und hätte sich verteidigt. Wer konnte ihm dann beweisen, daß er nicht krank gewesen sei, wie er vorgegeben? Sie nicht, Frau Muhme, ich nicht, und überhaupt kein Mensch, als unser Doktor Heine. Der würde sich aber schön gehütet haben, gegen seinen Kollegen auszusagen, denn dazu ist er viel zu großherzig und brav, und im Grunde genommen, wär's auch noch so sehr die Frage gewesen, wie der Fürst seine Beschuldigung — gesetzt er hätte sie ausgesprochen — aufgenommen haben würde. Vielleicht nicht zu Gunsten unseres Doktors. Und dann? Auf Bedientengeschwätz und das Gerede der Leute so im Allgemeinen gibt der Fürst nichts, — was wäre also der Schluß von Allem gewesen? Das ganze Wetter hätte sich auf mein eigenes Haupt entladen, und ich wäre in eine saubere Patsche gekommen! Nein, nein, Frau Muhme! Ich gönne unserem lieben Doktor alles Gute, aber auf solche Weise würden wir's ihm nicht verschaffen, sondern könnten ihm höchstens Schaden zufügen. Lassen Sie die Sachen nur ganz ruhig gehen. Es wird schon einmal eine Gelegenheit kommen, wo der Fürst mit eigenen Augen sieht, und dann ist es ein ganz anderer Fall. Bis dahin — Geduld! Was fehlt denn auch unserem Doktor? Es geht ihm gut, und er wünscht sich selber nichts Besseres."

„Desto mehr verdient er's!" entgegnete Frau Willig.

„Ei nun, was der Mensch wirklich verdient, das läßt ihm der liebe Gott gewöhnlich auch zu Teil werden! Also warten wir's ruhig ab, Frau Muhme!"

„Was Gott will, das geschehen soll, geschieht auch ohne unser Zuthun."

Frau Willig war nicht ganz zufrieden mit der Lauigkeit des Vetters, aber sie mußte sich trotzdem dabei beruhigen. Der alte Kammerdiener kannte seinen Boden und ließ sich zu keinem übereilten Schritte fortreißen. Auch zeigte sich bald darauf, daß er ganz richtig gerechnet hatte.

Eines Tages, wenige Wochen nach dem mitgeteilten Gespräche, verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, der Erbprinz sei plötzlich sehr gefährlich erkrankt, und man hege die größten Besorgnisse um ihn. Der Erbprinz war ein reizender Knabe von zwölf Jahren, den alle Welt liebte und hätte auf Händen tragen mögen, weil er selber gegen alle Welt freundlich und liebreich war. Die ganze Stadt wurde daher in Betrübnis und Trauer versetzt, als das anfänglich noch bezweifelte Gerücht von der Bedenklichkeit seiner Krankheit sich wirklich bestätigte.

„Wenn nur wenigstens der Doktor Heine mit zu Rate gezogen wird," sagten Viele. „Das ist ein Mann, dem kann man Vertrauen schenken!"

Die meisten Einwohner der kleinen Residenz sprachen oder dachten so, aber der Geheimerat, der jetzt auf einmal wieder eine höchst wichtige Person geworden war, teilte die Meinung der guten Leute keineswegs. Doktor Heine wurde nicht zu Rate gezogen, und selbst als der Zustand des jungen Prinzen sich nicht besserte, sondern eher verschlimmerte, wollte der fürstliche Leibarzt nichts von seinem Kollegen wissen. Der alte Kammerdiener faßte sich endlich ein Herz.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht," sagte er, „da ist der Doktor Heine, man sollte doch einmal zu ihm schicken. Vier Augen sehen zuweilen mehr, als zwei."

„Du hast recht, ich will mit dem Geheimerat darüber sprechen," gab der Fürst zur Antwort, und am nämlichen Tage noch deutete er an, daß er den Doktor Heine zugezogen wünsche.

„Wie Durchlaucht befehlen," erwiderte der Geheimerat geschmeidig, „doch möchte ich gnädigster Beurteilung anheimstellen, ob es nicht besser wäre, lieber den berühmten Professor K...... von Halle kommen zu lassen. Doktor Heine mag ein guter Arzt sein, doch die Erfahrung mangelt ihm, und bei einem so kostbaren Leben, wie das unseres teuren Erbprinzen, sollte man möglichst sicher zu Werke gehen."

Ein bedenkliches Achselzucken unterstützte die Wirkung seiner Worte, und die Folge war, daß schon eine Viertelstunde darauf eine Stafette nach Halle abging, um den berühmten Professor zu berufen. Die Stafette kehrte zurück, aber der Professor kam nicht. Er lag selbst krank danieder und schickte nur zwei Zeilen mit den Worten: „Sie haben ja dort den Doktor Heine, was bedürfen Sie meiner. Fragen Sie ihn um Rat."

Geheimerat Bernstorf erblaßte vor Ärger, als der Fürst ihm diese Zeilen hinreichte, aber schnell genug wußte er sich zu fassen. „Der Professor verwechselt unseren Heine augenscheinlich mit dem berühmten Berliner Heine," antwortete er schnell. „Wenn Durchlaucht befehlen, so können wir diesen ja von Berlin kommen lassen. Er ist freilich ein alter, sehr alter Mann, und ich halte seine Anwesenheit auch nicht gerade mehr für notwendig, denn der Zustand des Prinzen bessert sich ja, ... wenn Durchlaucht indes meinen, so ..."

„Ist ernstliche Gefahr vorhanden?" fragte der Fürst.

„Nein, nicht mehr jetzt," erwiderte der Geheimerat. „Ich halte die Gefahr für beseitigt."

„So wollen wir noch warten," entschied der Fürst. „Bei der geringsten Verschlimmerung aber benachrichtigen Sie mich auf der Stelle."

Der Geheimerat rieb sich innerlich vergnügt die Hände, denn der

drohende Sturm war glücklich abgeschlagen, und der verhaßte Doktor Heine durfte das Schloß nicht betreten.

Ob der Geheimerat sich über den Zustand des Prinzen täuschte, ob er wirklich keine Gefahr vorhanden glaubte, — wer vermöchte das zu entscheiden. Thatsache aber war, daß der Prinz trotz seiner Versicherungen sich nicht besserte, sondern von Tag zu Tag mehr in einen Zustand von Erschöpfung und Schwäche versank, welcher endlich das Schlimmste befürchten ließ.

Nun wurde dem Geheimerat doch etwas schwül zu Sinne, denn seine Verantwortlichkeit war groß, und er hätte sie, wie die Sachen jetzt standen, gerne mit einem Andern, nur mit Georg nicht, geteilt. Notgedrungen mußte er dem Fürsten eröffnen, daß die Zuziehung eines andern Arztes doch wohl ratsam und wünschenswert sein möchte, und der erschrockene Vater ließ auf der Stelle wieder mehrere Stafetten abgehen, um drei berühmte Heilkünstler herbei zu rufen. Sie kamen, untersuchten den Zustand des jungen Patienten, hielten eine geheime Beratung mit dem fürstlichen Leibarzte, stimmten seiner Ansicht über die Krankheit bei, billigten seine Behandlungsweise, strichen ihr ansehnliches Honorar ein, fuhren wieder davon und — der Zustand des Prinzen blieb derselbe. — Keine Besserung!

Nur die Lage des Herrn Geheimerats hatte sich verbessert: er brauchte keine Verantwortlichkeit mehr zu fürchten.

Der Fürst trauerte, die Residenz trauerte, das ganze Land trauerte! Aber was that mittlerweile unser Georg? Ihn nicht weniger, als alle übrigen Einwohner, betrübte und beunruhigte die Gefahr, welche wie eine drohende Wolke über dem fürstlichen Hause schwebte, und im innersten Herzensgrunde bedauerte er, daß er nicht an das Krankenbett gerufen wurde. Da, mitten in der Nacht, kam auf einmal der alte Kammerdiener zu ihm.

„Herr Doktor, es geht schlecht mit dem Prinzen," sagte er. „Möchten Sie ihn doch einmal besuchen!"

„Herzlich gern, es ist mein sehnlichster Wunsch," erwiderte Georg, „aber man will mich ja nicht!"

„Ich weiß wohl, der Geheimerat will Sie nicht — aber gehen Sie gleich jetzt mit mir, und Niemand soll davon erfahren. Freilich, es ist viel verlangt von Ihrer Uneigennützigkeit."

„Thorheit, lieber Freund! Als ob ich nicht überglücklich sein würde, wenn ich den Prinzen retten könnte. Die Ehre möchte in Gottes Namen dem Geheimrat bleiben. Ich gehe mit Ihnen!"

Sie begaben sich nach dem Schlosse, und Georg brachte länger als eine Stunde bei dem Prinzen zu.

„Ich hoffe, noch kann er gerettet werden," sagte er dann zum Kammerdiener. „Aber freilich, dazu würde vor Allem gehören, daß ich vollkommen frei handele, und daß Niemand mich stören dürfte."

„Ich will einen Versuch machen," erwiderte der Kammerdiener. „Diesen Morgen noch spreche ich mit meinem gnädigsten Herrn!"

Er hielt Wort, aber der Fürst hatte kein Ohr für ihn, sondern schüttelte nur traurig den Kopf.

„Doktor Heine ist gewiß ein tüchtiger Arzt, ich schätze ihn, aber wie sollte er heller sehen, als drei der berühmtesten Ärzte in der Welt," entgegnete er. „Vertrauen wir auf Gottes Hülfe."

Der Versuch war gemacht, aber fehlgeschlagen. Der wackere Kammerdiener trug sich schon mit dem verzweifelten Gedanken, Georg heimlich als Arzt zuzuziehen und jeder daraus für ihn entspringenden Gefahr, selbst der Ungnade seines Herrn, Trotz zu bieten, als Gott noch zur rechten Zeit wirklich half und der Entschließung des Fürsten eine andere glückliche Wendung gab.

Am Nachmittage desselben Tages machte der Fürst in seiner Betrübnis einen einsamen Spaziergang durch den Park. Bei der Rückkehr nach dem Schlosse kam er am Marstalle vorüber und fand hier einen jungen Reitburschen in Thränen.

„Warum weinst du?" fragte er ihn gütig.

„Ach, Durchlaucht, mein armer Vater!" schluchzte der Junge. „Er liegt auf den Tod krank, und wir wissen uns keine Hülfe mehr."

„Das ist schlimm! Was sagt der Geheimerat dazu?"

„Ach, Durchlaucht, das ist eben das Unglück. Wir haben schon vier Mal heute nach ihm geschickt, aber er kommt nicht."

Der Fürst stutzte, forschte den Jungen weiter aus und erfuhr, daß der Herr Geheimerat nur zu häufig seine Pflicht vernachlässige.

„Laufe zum Doktor Heine und bitte ihn, zu kommen," sagte er.

„Das getrau' ich mir nicht, Durchlaucht," erwiderte der Stallbursche. „Wir sind ja noch tief in seiner Schuld von der Cholerazeit her. Da wollte der Herr Geheimerat auch nicht kommen, weil er sich fürchtete, aber der Herr Doktor Heine war immer da und kam immer wieder, bis Mutter und ich gesund waren. Aber wir sind arm, konnten unsere Schuld bis jetzt noch nicht an den braven Herrn abtragen, und wagen es nun nicht, zu ihm zu gehen."

„Geh' du nur, mein Sohn! Bitte ihn, zu kommen! aber, höre wohl zu, kein Wort von mir! Nun geh'!"

Der Junge sprang davon, der Fürst aber begab sich in den Marstall, zog noch einige Erkundigungen ein, und hörte da Manches über seinen Leibarzt, was ihm gar nicht gefiel. Mittlerweile kehrte der Reitbursche mit Georg zurück, welch Letzterer, wie immer, sofort bereit gewesen war, dem Kranken Beistand zu leisten. Der Fürst trat still in das Krankenzimmer und beobachtete Georg. .

Sein Benehmen mußte ihm wohl sehr gefallen haben, denn als Georg die nötige Verordnung gegeben und das Zimmer wieder verlassen hatte, folgte ihm der Fürst auf dem Fuße nach, holte ihn nach wenigen Schritten ein und sagte: „Gehen Sie doch mit mir, lieber Doktor! Sie sollen meinen Sohn besuchen!"

Georg war freudig erstaunt. „Aber der Geheimerat, Durchlaucht?" warf er ein.

„Der Geheimerat soll Sie nicht stören. Ich habe mich überzeugt, daß Sie ein pflichtgetreuer Mensch sind, und ich vertraue Ihnen. Kommen Sie nur."

Wer konnte sich glücklicher fühlen, als Georg?

Der alte Kammerdiener machte große Augen, als er ganz wider alles Hoffen und Erwarten den Fürsten in Begleitung Georgs zurückkehren sah, und es fehlte nicht viel, so hätte der alte Mann vor lauter Entzücken einen Freudensprung gethan. Georg aber trat an das Krankenbett des Prinzen und begann im Vertrauen auf Gottes Beistand seine Kur. Der Kammerdiener erhielt Befehl, den Herrn Geheimerat fernerhin nicht mehr vorzulassen.

In der That war es hohe Zeit, daß der Prinz geschickteren Händen als denen des fürstlichen Leibarztes übergeben wurde. Georg wich und wankte nicht von der Seite seines hohen Patienten, dessen Leben so kostbar für das ganze Land war, bis der glücklichste Erfolg endlich seine redlichen Bemühungen krönte. Der Prinz genas von seinem schweren Siechtum. Nach vier Wochen konnte er das Bett verlassen, und einen Monat später blühte wieder die frische Röte der Gesundheit auf seinen Wangen. Das Land jubelte, Georgs Name wurde überall gepriesen, und nur einer war, der in das allgemeine Lob nicht einstimmte. Der Geheimerat neidete unserem Georg den so wohlverdienten Triumph, und er haßte ihn noch mehr, als je.

Hatte sich Georg aber schon früher nicht viel um die Feindseligkeiten seines Kollegen gekümmert, so jetzt nun einmal gar nicht. Sein Herz war voll Freude und voll Dankbarkeit gegen Gott, welcher gnädig seine Anstrengungen gesegnet hatte, und ein anderes, unedleres Gefühl, wie etwa

stolzer Triumph über die Niederlage seines Nebenbuhlers, fand keinen Zugang zu seinem grundwackeren Gemüte. Das Gelingen der schwierigen Kur erfüllte ihn mit seliger Zufriedenheit, und daran ließ er sich genügen, ohne etwas Weiteres zu verlangen oder nur zu erwarten.

Aber er sollte überrascht werden, und das auf eine Weise, welche selbst die kühnsten Hoffnungen seiner braven Hauswirtin überstieg. Der Fürst wußte ebenso vollkommen die Verdienste Georgs zu würdigen, als er die Unwürdigkeit des Geheimerats erkannte. Ganz im Stillen wurde eine strenge Untersuchung gegen den Letzteren eingeleitet, und aus den zahlreich gesammelten Zeugnissen ergab sich in unwiderleglicher Weise, daß er schon seit lange auf das Schmählichste seine Pflicht vernachlässigt hatte. Der Fürst ließ ihn zu sich bescheiden und hatte eine geheime Unterredung mit ihm, von der indes nichts weiter verlautete, als daß der Herr Geheimerat mit sehr blassem und niedergeschlagenen Antlitz aus dem Schlosse zurückgekehrt wäre.

Tags darauf am hellen Mittag fuhr ein sehr schöner Wagen, mit zwei prächtigen Schimmeln bespannt, an der Wohnung Georgs vor; als Georg einen Blick durch das Fenster warf, sah er nicht ohne Verwunderung und Erstaunen den jungen Prinzen aussteigen und von Frau Willig mit tiefen Knixen bewillkommt werden. Prinz Albert hielt sich aber nicht lange bei der guten Frau auf, sondern fragte nur, ob Doktor Heine zu Hause sei, und sprang dann flink die Treppe hinauf.

„Mein lieber Doktor," sagte er, indem er Georg freundlich seine beiden Hände entgegenstreckte, — „mein Herz treibt mich zu Ihnen, ich muß Ihnen persönlich für alle Sorgfalt danken, die Sie auf meine Genesung verwendeten. Außerdem bringe ich Ihnen die schönsten Grüße von meinem Vater, und zugleich auch hier Ihre Ernennung zum Leibarzte mit zwölfhundert Thalern Gehalt und dem Titel G e h e i m e r a t. Ich habe den Vater besonders gebeten, Ihnen persönlich diese Nachricht überbringen zu dürfen, und ich freue mich, daß wir Sie nun recht oft bei uns auf dem Schlosse sehen werden."

Georg stand ganz starr und erblaßt da. Etwas dieser Art hatte er sich nicht entfernt träumen lassen, und die Überraschung machte ihn sprachlos.

„Mein Gott," stammelte er endlich, — „siehe da, das große Los! Oh wie reich, du gütiger Gott im Himmel, segnest du meine schwachen Bestrebungen! Prinz, Sie sehen mich außer mir vor Erstaunen! Wie soll ich Worte finden, Ihnen und Ihrem Herrn Vater zu danken! Wahrlich, ich bin tief bewegt!"

„Beruhigen Sie sich doch, lieber Geheimerat," antwortete der Prinz

lächelnd. „Es ist Ihnen ja nur zu Teil geworden, was Sie redlich verdient haben. Also kein Wort von Dank und dergleichen. Wenn einer Ihnen schuldet, so bin ich es, denn Sie haben mir das Leben gerettet. Also nur ganz still davon! Aber was sprachen Sie denn eben vom großen Lose? Haben Sie in die Lotterie gesetzt und gewonnen?"

. „Ja, mein Prinz, in die Lebenslotterie und das große Los gezogen!" erwiderte Georg. „Doch das ist eine lange Geschichte, mit der ich Sie nicht belästigen will."

„Ei, nicht doch, lieber Geheimerat? Ich höre sehr gerne lange Geschichten!" sagte der Prinz. „Erzählen Sie nur, ich bitte, das heißt natürlich, wenn es sich um kein Geheimnis handelt."

Georg konnte der liebenswürdigen Bitte des Prinzen nicht widerstehen. Er erzählte von alten Zeiten, von Richard, von dem Lotterielose, von Richards ansehnlichem Gewinne, kurz, Alles, was wir in den vorliegenden Blättern über sein Verhältnis mit Richard bereits mitgeteilt haben.

„Und sehen Sie, mein Prinz," fügte er hinzu, „habe ich zuletzt nicht recht behalten? Ist mir nicht wirklich daß große Los des Lebens zu Teil geworden? Bin ich nicht der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt? Giebt es irgend Jemanden auf der Erde, den ich zu beneiden Ursache hätte? Ach, nein, nein, nein! Mein Glück ist zu groß, daß ich nie dankbar genug sein kann."

„Aber Sie haben es auch wirklich verdient, lieber Geheimerat," sagte der Prinz, indem er mit Wärme Georgs Hand drückte. „Gewiß, Sie haben es verdient! Von meinem Vater weiß ich, wie treu Sie stets Ihre Pflicht gethan haben, und da konnte natürlich ein guter Erfolg nicht ausbleiben. Aber es ist spät geworden, ich muß fort, und außerdem drängt es mich, dem Vater die Geschichte vom großen Lose ebenfalls zu erzählen. Sie erlauben es doch, lieber Geheimerat?"

Georg hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden und gab dem Prinzen das Geleite bis an die Hausthüre. Der Wagen mit den beiden Schimmeln hielt da noch, aber der Prinz stieg nicht ein, sondern ging vorüber.

„Aber, mein Prinz, Sie vergessen . . ." sagte Georg.

„Was?"

„Den Wagen!"

„Ach, den Wagen! Ja, das hätte ich fast vergessen! Ich bitte Sie, ihn als einen Beweis meiner Freundschaft und Dankbarkeit anzunehmen. Fourage wird Ihnen aus dem Marstalle geliefert werden. Adieu, lieber Geheimerat! Adieu!"

Ehe Georg nur ein dankbares Wort für die neue ihm zu Teil gewordene Überraschung finden konnte, war der Prinz bereits in dem Portal des nahen Schlosses verschwunden. Gerührt und erfreut über so viele Güte sah Georg ihm nach.

„Befehlen der Herr Geheimerat auszufahren?" fragte ihn jetzt der Kutscher.

„Nein, mein Freund," antwortete Georg und fügte in komischer Verwirrung hinzu: „Aber was soll ich nun mit diesem herrlichen Geschenke anfangen. Ich kann doch Pferde und Wagen nicht in meinem kleinen Studierstübchen unterbringen?"

„Dafür ist schon gesorgt, Herr Geheimerat," sagte der Kutscher. „Durchlaucht haben befohlen, bis auf Weiteres die fürstlichen Remisen und Stallungen zu benutzen. Auch bin ich zu Ihrem Dienste beordert, bis Sie einen anderen Kutscher gemietet haben, und ich wünsche nur, daß ich Ihnen recht lange dienen kann, Herr Geheimerat, denn ich bin Ihnen ja so viel Dank schuldig."

Georg warf jetzt erst einen aufmerksamen Blick auf den Kutscher und erkannte in ihm den Stallburschen, dessen Vater er kürzlich behandelt und kuriert hatte, und in dessen Wohnung er mit dem Fürsten zusammengetroffen war.

„Ah, du bist es, Friedrich," sagte er. „Ich verstehe! Wie gütig ist doch der Fürst! Er schickt dich mir, um mich daran zu erinnern, welchem glücklichen Zufalle ich mein günstiges Geschick zu danken habe."

„Ach, Herr Geheimerat, es war wohl kein Zufall," sprach der Bursche treuherzig. „Es war wohl vielmehr recht eine Fügung Gottes, der Sie für Ihre Menschenliebe belohnen wollte."

„Ja, du hast recht, Friedrich," sagte Georg gerührt. „Es ist Alles eine Gnade von Gott! Wir wollen ihm danken in tiefster Demut. Aber nun fahre zu, Friedrich! Alle Welt sieht nach uns, und ich schäme mich fast meines übergroßen Glückes."

Der Wagen rasselte davon, und Georg trat in das Haus zurück, wo ihn Frau Willig mit Freudenthränen erwartete. Nicht lange, so kam auch der alte Kammerdiener, um seine Glückwünsche darzubringen und lächelte gutmütig schlau, als er dann zu Frau Willig leise sagte:

„Nun, Muhme, wer hat recht behalten? Sie oder ich? Wars nun nicht besser, daß wir die Sachen ruhig gehen ließen, anstatt dem Bernstorf ein Bein zu stellen? Das wahrhaft Gute siegt ja zuletzt immer!"

„Was ist denn mit dem Geheimerat Bernstorf?" fragte Georg, der die leise geflüsterten Worte nur zum Teil verstanden hatte.

„Nun, weiter nichts," entgegnete der alte Kammerdiener, „als daß er pensioniert ist und die Weisung empfangen hat, sich einen andern Wohnort im Lande zu suchen. Er ist noch gut genug weggekommen, denn Seine Durchlaucht haben ihm aus Gnaden und in Berücksichtigung früher geleisteter Dienste seinen ganzen Gehalt belassen."

„Das freut mich," sagte Georg. „Es würde mich geschmerzt haben, wenn ich, obgleich ganz ohne alle Absicht, dem Manne Kummer und Sorgen verursacht habe. Aber was für ein lieber Mann ist doch unser herrlicher Fürst. Selbst im Strafen auch immer so gnädig und gerecht."

„Ja, das ist er!" sprach der alte Kammerdiener aus vollem Herzen. „Gott segne meinen gnädigsten Herrn!"

„Gott segne ihn," stimmten Georg und Frau Willig ein, und Thränen der Liebe und Verehrung funkelten in Aller Augen.

Mittlerweile verbreitete sich die Neuigkeit von Georgs Erhebung schnell wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und zahlreiche Besuche kamen, welche dem traulichen Beisammensein der Drei ein Ende machten. Die Freude war allgemein, und Jeder, der kam, sprach sie in herzlichster Weise gegen Georg aus.

Und Georg selbst war wirklich ganz glücklich.

Ja, gewiß, er war es, denn er hatte in Wahrheit das große Los des Lebens — nicht gewonnen — sondern erworben und errungen durch treue Erfüllung seiner Pflicht, für welche er niemals weder eine Anstrengung noch ein Opfer gescheut hatte. Solchen aber, die so ihre Pflicht thun, ist ein glückliches Los gewiß, denn ihr sicherer Gewinn ist der Segen des Herrn und die Achtung aller rechtschaffenen Menschen.

Siebentes Kapitel.

Wiedersehen.

Bei Allem, was ihm Gutes geschah, dachte Georg nicht nur allein an sich, sondern immer auch an seinen ihm stets teuer gebliebenen Freund Richard, obgleich derselbe lange Monate hindurch nichts von sich hatte hören lassen. Mehrere Male schrieb Georg an ihn, aber ohne eine Antwort zu bekommen. Das hielt ihn jedoch nicht ab, ihm auch seine Ernennung zum fürstlichen Leibarzte und Geheimrate zu melden, und wie gewöhnlich, seinem Briefe die Bemerkung hinzuzufügen, daß Richard ihn doch endlich ein-

mal besuchen möge. Es kam aber wiederum keine Antwort und auch kein Richard. Georg betrübte sich darüber, doch entschuldigte er den Freund, so gut er konnte. „Er wird bei seinem lustigen Leben eben keine Zeit haben," dachte er.

So verstrich wieder ein Monat nach dem andern. Da starb ganz unerwartet der Privatsekretär des Fürsten.

„Ich bedaure diesen Todesfall sehr," sagte der Fürst zu Georg, „denn mein Wilhelm war ein tüchtiger Mensch, und ich konnte mich auf ihn verlassen. Nun bin ich in Verlegenheit, wie ich seine Stelle ersetzen soll."

Eine Erinnerung an Richard blitzte in Georg auf.

„Ich wüßte wohl Jemanden, der sich für die Stelle eignen würde, Durchlaucht," erwiderte er.

„Nennen Sie ihn, wenn Sie für ihn gut sagen, will ich ihn ohne Weiteres annehmen."

„Nicht so schnell, gnädigster Herr! Erst muß ich sehen und prüfen. Doch dazu bedarf ich einige Tage Urlaub. Wenn Durchlaucht denselben gnädigst gewähren wollten." —

„Ei gewiß, mein lieber Geheimerat! Mit vielem Vergnügen, auf so lange Sie wollen."

„Ich werde Ihre Güte nicht mißbrauchen, Durchlaucht. Nur einige Tage, und vielleicht glückt es mir, Ihnen einen recht guten Diener zu verschaffen."

Am nächsten Tage noch verabschiedete sich Georg und eilte mit Extrapost nach Berlin. In der Nacht kam er an, fuhr bei der glänzenden Wohnung Richards unter den Linden vor, verlangte Einlaß, und mußte zu seinem Erstaunen hören, daß Richard schon seit länger als einem halben Jahre das Haus verlassen habe.

„Und warum das?" fragte Georg.

„Ei nun, das Geld mochte wohl ausgegangen sein," lautete die Antwort.

„Und wo kann ich ihn finden?"

„Gott weiß es, wohin er gezogen ist! Wir hier im Hause haben nichts weiter von ihm gesehen und gehört."

Das waren schlimme Nachrichten! Einstweilen beschloß Georg in einem Hotel zu übernachten und am andern Tage Nachforschungen anzustellen. Dies geschah; er zog Erkundigungen ein, aber ohne Erfolg. Richard schien Berlin verlassen zu haben. Drei volle Tage setzte Georg sein emsiges Suchen fort, dann gab er es, obgleich mit blutendem Herzen, auf.

„Der arme Junge!" seufzte er. „Es ist Alles gekommen, wie ich

vermutete, und nun irrt er vielleicht als Bettler in der Welt umher. Ein Aufruf in den Zeitungen ist das Beste, was zu thun noch übrig bleibt."

Im Begriff, sich nach dem Bureau einer der meist verbreiteten Zeitungen zu begeben, begegnete Georg einem Manne, welcher auf der andern Seite der Straße gesenkten Hauptes an den Häusern entlang schlich und einen Packen Papier unter dem Arme trug. Die Dämmerung war schon eingetreten und er konnte die Gesichtszüge des ärmlich gekleideten Menschen nicht erkennen, aber Haltung und Gang desselben kamen ihm bekannt vor, und er kehrte rasch um, um ihn zu verfolgen. Nach wenigen Schritten hatte er ihn eingeholt, sah ihm scharf ins Gesicht, und mit dem Ausrufe: „Richard! Mein lieber Freund! Endlich hab' ich dich gefunden!" fiel er ihm ungestüm um den Hals.

Richard war es wirklich, aber anstatt sich über das Wiedersehen zu freuen, wurde er sehr bleich; Verlegenheit, Schmerz und Verwirrung malten sich in seinen Zügen, und fast schien es, als ob er sich losreißen und entfliehen wollte. Aber Georg hielt ihn fest, und nach einigen Augenblicken gewann auch Richard Fassung und Selbstbeherrschung wieder.

„Mein guter Georg," sagte er und erwiderte die Umarmung des Freundes, — „es freut mich, dich zu sehen, freut mich von ganzer Seele, nur schmerzt es, daß du mich so wiederfinden mußtest. Deine Prophezeiungen sind eingetroffen, Georg! Ich bin so arm und elend und gedemütigt, wie es mein bitterster Feind nur wünschen kann."

„Davon später! Jetzt kommst du mit mir auf mein Zimmer und erzählst dort, wie es dir ergangen ist. Ich brenne vor Verlangen, Alles zu erfahren! He, Droschke! Halt! Hier hinein, Richard! Und nun fort, was die Pferde laufen können, zum Hotel Rome!"

Nach zehn Minuten saßen die beiden alten Freunde in einem behaglichen Zimmer, und Georg betrachtete mit inniger Teilnahme die bleichen, abgehärmten Züge Richards, den er erst vor zwei Jahren in der Fülle des Glückes verlassen hatte. Richard aber erzählte kurz und bündig, was er seit jener Zeit erlebt und gelitten hatte.

„Meine Geschichte ist nicht lang, Georg," sagte er. „Noch ein paar Monate nach deinem letzten Besuche lebte ich in Saus und Braus dahin, da, in einer einzigen bösen Nacht, stürzte plötzlich das ganze luftige Gebäude meines vermeintlichen Glückes über mir zusammen. Einige Nächte vorher hatte ich bedeutende Geldsummen im Spiele verloren, und in jener Nacht wollte ich meinen Verlust ersetzen. Ich spielte wieder, und zwar wie ein Rasender. Da ich verlor, suchte ich meinen Ärger durch Champagner zu vertreiben, und regte mich dadurch noch mehr auf, so daß ich fast aller

Ruhe und Besinnung bar wurde. Bei Anbruch des Tages war ich fertig, das heißt, ich hatte Alles verloren und noch Schulden obendrein gemacht. Der Verkauf meiner Möbel, meiner Bilder, meiner Pferde und Wagen reichte eben hin, diese Schulden zu decken, und ich behielt kaum noch so viel übrig, um ein paar Tage notdürftig leben zu können. Es war eine schlimme Lage; doch ich verlor den Mut nicht. Der Justizminister war mir ja gewogen, — eine Anstellung konnte mir also nicht fehlen, wenn ich darum anhielt. Ich ließ mich bei ihm anmelden, aber, o weh, wie wurde ich empfangen. Der Herr Minister sagte mir ein für alle Mal, daß ein so leichtsinniger Mensch, wie ich, nie auf eine Anstellung im Staatsdienste rechnen könne, und verbat sich für die Folge alle Besuche. Es fehlte nicht viel, so hätte er mich durch seinen Bedienten auch noch aus dem Hause werfen lassen. Nun, ich verzweifelte noch nicht; ich hatte ja noch andere gute Freunde, die helfen konnten, wenn sie wollten. Aber das war's eben, sie wollten nicht. Die Freundschaft der lieben Leute war vergessen von dem Augenblicke an, wo sie mich nicht mehr rupfen konnten. Kein Geld! — keine Freunde! Sie verleugneten mich Alle, behandelten mich geringschätzig und ließen mich fühlen, daß ein künftiger Verkehr mit mir eben so unstatthaft als möglich sei. Das war eine bittere Erfahrung, aber ich sah ein, daß mir ganz recht geschah. Ich hatte als ein rechter Esel gehandelt, nun mochte ich als ein rechter Esel die Fußtritte hinnehmen. Aber was nun anfangen? Mir wurde schwül, ich wußte nicht, wie ich mein Leben fristen sollte!"

„Aber Mensch, dachtest du denn nicht an mich?" unterbrach ihn Georg ungestüm.

„Oh, freilich dacht' ich," — fuhr Richard fort — „aber ich schämte mich zu sehr und konnte es nicht über mich gewinnen, dir unter die Augen zu treten, nachdem alle deine Vorhersagungen so buchstäblich eingetroffen waren. Nun denn, um es kurz zu machen, ich hungerte einige Tage und fühlte mich dabei ganz zerknirscht vor lauter Reumütigkeit, bis ich zuletzt wieder frischen Mut faßte, indem ich mich der Worte erinnerte, die du eines Tages zu mir gesagt hattest: ‚Um glücklich zu sein, muß der Mensch arbeiten und redlich seine Pflicht thun!' Gut, du willst arbeiten, sprach ich zu mir selbst, und sofort schritt ich zur Ausführung meines Vorsatzes. Nach manchem vergeblichen Gange fand ich endlich eine Stelle als Schreiber bei einem Advokaten, und als solcher siehst du mich hier vor dir. Der Posten bringt nicht viel ein, aber ich lebe, und im Grunde genommen, lebe ich glücklicher als zuvor. Ich habe die Eitelkeit der Welt und den Segen der Arbeit kennen, schätzen und würdigen ge-

lernt. In den anderthalb Jahren als Advokatenschreiber hab' ich mir nicht halb so viel Vorwürfe und Gewissensbisse machen müssen, als sonst in einer Woche, wo sich mein besseres Selbst doch immer gegen meine Leichtfertigkeit empörte. Mit einem Worte, Georg, ich lebe in Armut, aber ich lebe nicht unglücklich, denn das Bewußtsein, jetzt wenigstens ein nicht ganz unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein, gibt mir Trost und Kraft, manche Entbehrung zu ertragen."

„Das freut mich zu hören," sagte Georg freundlich. „Gleichwohl, bei deinen Kenntnissen und Talenten ist deine jetzige Stellung doch eine sehr unpassende. Hm! Du scheuest also die Arbeit nicht mehr, Richard?"

„Nein, Georg! Im Gegenteil, ich arbeite rechtschaffen. Tausendmal habe ich deiner gedacht und gründlich eingesehen, wie recht du hattest, als du mich zu einem thätigen Leben ermahntest. Ich war ein großer Thor, Georg, aber ich hoffe, ich habe meinen ganzen Vorrat von wildem Hafer ausgesäet."

„Aber wenn du noch einmal das große Los gewännest, Richard?"

„So würde ich mein Glück gewiß nicht wieder mit Füßen treten. Oh, Georg, warum hörte ich damals nicht auf deine Warnungen! Wie vollkommen glücklich könnte ich jetzt sein. Aber Klagen helfen nicht! Also still davon! Ich muß eben sehen, wie ich mich durch Fleiß und Ausdauer wieder ein wenig empor arbeite."

„Nun denn, Richard, ich kann dir die Hand dazu bieten," sagte Georg, nachdem er jetzt die Überzeugung gewonnen hatte, daß sein alter Freund in der That und in der Wahrheit zur Erkenntnis seiner Fehler gekommen sei. „Du erinnerst dich des Geschenkes von zehntausend Thalern, welches du mir nach Gewinnung des großen Loses machtest. Die Summe nahm ich nur, um sie dir zu erhalten. Sie ist da und gehört dir!"

Richard errötete. „Nimmermehr!" rief er aus. „Du willst mich in Versuchung führen, Georg! Ich kann dies nicht annehmen."

„Du wirst hoffentlich noch mehr annehmen," fuhr Georg lächelnd fort. „Du weißt, ich stehe in Gnaden bei dem Fürsten, meinem hochverehrten Herrn. Die Stelle eines Privatsekretärs bei ihm ist erledigt. Ich glaube sie dir versprechen zu dürfen, wenn du sie annehmen willst."

Richard sprang vom Sofa auf, und seine Augen funkelten. „Oh, Georg! Das würde in Wahrheit das große Los sein!" rief er bleich vor Erschütterung aus.

„Vielleicht," entgegnete Georg. „Aber bedenke wohl, es wird da viel zu arbeiten geben, und der Gehalt wird kaum mehr als sechshundert Thaler betragen."



12.

Bethlehem.

„Herzensbruder, ich bin mit der Hälfte zufrieden, glücklich, überglücklich!“ rief Richard; „und arbeiten will ich — oh, du weißt noch nicht, wie ich arbeiten kann, seit ich zur Erkenntnis gekommen bin. Hier, meine Hand, Georg, daß ich deiner Empfehlung keine Schande machen werde.“

„Ich glaube dir,“ erwiderte Georg, indem er die Hand des Freundes ergriff und herzlich drückte. „Morgen mit dem Frühesten fahren wir nach B., und alles Übrige überlaß ruhig mir.“

Gleich nach der Rückkehr in die kleine Residenz machte Georg dem Fürsten seine Aufwartung, erzählte ihm ohne Hehl und Rückhalt Richards Schicksale, und empfahl ihn schließlich allerhöchster gnädiger Berücksichtigung. Der Fürst lächelte.

„Sie meinen, ich solle Ihren Freund zu meinem Privatsekretär nehmen?“ fragte er.

„Ja, Durchlaucht, gerade dies wage ich zu hoffen und zu erbitten,“ erwiderte Georg in seiner offenen Weise.

„Hm! Bürgen Sie für seinen Fleiß, seine Treue und seine Kenntnisse?“

„Ja, Durchlaucht, mit Leib und Leben!“ sagte Georg feurig. „Ich kenne ihn — er ist gründlich gebessert.“

„Wohlan, weil Sie ihn so warm empfehlen, versuchen wir's auf ein Jahr.“

Freudestrahlend dankte Georg und verkündigte Richard sein gutes Glück. Richard konnte sich der Thränen nicht enthalten, so tief erschütterte ihn die frohe Kunde. Viele Worte machte er nicht, aber bei Georg bedurfte es deren auch nicht. Er wußte auch ohnedies, wie vollkommen glücklich Richard sich fühlte.

Einige Tage später trat der neue Privatsekretär sein Amt an. Der Fürst schien zufrieden mit ihm, äußerte sich aber niemals darüber. Erst als das Probejahr völlig verflossen war, sagte er eines Tages zu Georg, der ihm den gewöhnlichen Morgenbesuch machte: „A propos, lieber Geheimerat, ich muß Ihnen noch für meinen Privatsekretär danken. Sie haben mir wirklich einen guten Dienst durch seine Empfehlung geleistet. Geben Sie ihm doch dies! Es wird ihn gewiß freuen, es aus Ihrer Hand zu empfangen.“

Georg nahm aus der Hand des Fürsten ein großes Schreiben und sprang freudezitternd in seinen Wagen, denn es ahnte ihm schon, welche frohe Botschaft er zu überbringen hatte.

„Nach Hause! Was die Pferde laufen können!“ rief er seinem Kutscher zu.

Im Umsehen war er da und oben in Richards Zimmer.

„Da lies," sagte er.

Richard las — und mit einem Freudenschrei sank er an Georgs Brust.

„Also Alles richtig," sagte Georg.

„Ja, mein Freund, ich bin zum geheimen Kabinetssekretär des Fürsten, und zwar in den gnädigsten Ausdrücken, ernannt," erwiderte Richard außer sich vor Entzücken. „Dies ist mehr als damals das große Los, und dir, mein Freund, verdanke ich es!"

„Nein, die feste Anstellung verdankst du allein deiner bewährten Pflichttreue!" entgegnete der Freund. „Ich konnte nichts weiter thun, als dir die Bahn eröffnen, die du so wacker betreten und verfolgt hast. Mir also keinen Dank; aber Segen auf das Haupt des Fürsten, unseres gnädigsten Herrn."

„Ja, Gottes reichster Segen über ihn!" wiederholte Richard voll Begeisterung. „Und keinen treueren Diener soll er jemals finden, als mich! — — —"

So hatte denn auch Richard das große Los des Lebens — nicht gewonnen — sondern erworben und redlich erarbeitet, wie sein Freund Georg. Und eben, weil es rechtschaffen — durch Arbeit und Pflichttreue, erkämpft worden war, zerrann es nicht in eitel Schaum und Dunst, wie jener leicht gewonnene Reichtum, dessen Nichtigkeit Richard aus Erfahrung kennen gelernt hatte. Jetzt ruhte sein Glück auf festerem Boden! Auf demselben Felsen ruhte es, auf den auch Georg sein Glück gegründet, auf dem Felsen: Pflicht. Sie blieb der Leitstern Beider auch ihr ferneres Leben hindurch, und aus der gewissenhaften Erfüllung derselben erblühte ihnen die schönste Blume des Lebens: Zufriedenheit.

Leser, auch dir blüht diese köstliche Blume! Nicht Macht, nicht Reichtum, nicht Glanz und äußere Ehre öffnen dir ihren duftenden Kelch, der Segnung über dich ausströmt, — nur treue Erfüllung deiner Pflicht läßt sie dich finden. Suche sie, — und das wahre, das echte Glück wird mit dir sein. — — —

Bethlehem.

Mit einer Ansicht in Stahlstich.

Durch das im Westen Jerusalems gelegene Jafathor führt der Fuß- und Reitweg in einer guten Stunde nach Bethlehem. Es dürfte kaum einen andern Weg in Palästina geben, der so viele Erinnerungen an Personen und Orte in

uns wach ruft. Hier wanderte schon Abraham und Isaak, mit seinen Blicken den Berg Maria suchend. Hier soll dessen Enkel Jakob gerastet und seine geliebte Rahel bestattet haben. Auf dieser Höhe musterte David die Streitbaren Israels und führte sie zum Angriff auf die Veste der Jebusiter, die Burg Zion. Es ist diese Straße, auf welcher Salomo in friedlicheren Zeiten in die Gärten von Etam fuhr, die Straße, auf welcher tausend Jahre später die Mutter des größten der Söhne aus Davids Stamm müde dahin zog, sich zur Volkszählung in der Stadt ihrer Väter zu stellen.

Durch den obern Teil des Hinumthales führt der Weg allmählich zu einer Hochebene empor, wo sich eine schöne Aussicht über Jerusalem bietet. Weiter wandernd berühren wir die Kolonie der deutschen Tempelgemeinde, welche nicht nur durch ihre höheren Lehranstalten geistige Bildung verbreitet, sondern auch durch Urbarmachung eines weiten Steinfeldes, das nur im Frühling von einem farbenreichen Blumenteppich bedeckt war, und jetzt weitläufige Gebäude und wohlgepflegte Gärten und Kornfelder trägt, einen wohlthätigen Einfluß auf die Eingeborenen ausübt. Die Straße nach Bethlehem zieht sich am östlichen Rande des Thales an Weinbergen mit hohen Mauern, einem ansehnlichen Landhause und dem Kloster Mar Elias vorüber, das, von einem Metropoliten Elias gegründet, jetzt von den griechischen Mönchen, die es bewohnen, als die Stätte bezeichnet wird, wo der Prophet Elias auf seiner Flucht vor der Königin Isebel unter dem Wachholder geruht haben soll. Den Gipfel des im Süden vorgelagerten Hügels krönen die weißen Häuser Bethlehems, hell aus den Ölbäumen hervorleuchtend, mit welchen die Abhänge desselben bepflanzt sind. Im Osten fällt das Gebirge rasch zur Tiefe des toten Meeres hinab, dessen Ostrand, die Berge Moabs, sich in prächtigem Farbenspiel wieder hoch gen Himmel erhebt. Nach einigen hundert Schritten zweigt rechts ein Weg ab, der nach Hebron und zu den salomonischen Teichen führt. Hier liegt ein unansehnliches Gebäude, das sogenannte Grab der Rachel, das in großer Verehrung steht, das aber, nach Sam. I. 10, 2, nördlich von Jerusalem gesucht werden muß. Auf der großen Pilgerstraße weiter ziehend, gelangen wir auf die Höhe gegenüber von Bethlehem und nach einigen Minuten zum Davidsbrunnen, aus welchem, nach der Tradition, drei kühne Männer, sich durch das Lager der Philister schleichend, dem ermatteten David einen Trunk Wasser brachten. Die Aussicht auf Bethlehem, das jenseits des Johannisbrodthales liegt, ist malerisch. Seine weißen, steinernen Häuser sind mit einem Lichte übergossen, als ständen sie in hellen Flammen. Dem Fremden fällt beim ersten Blick der sorgfältige, auf Terrassen betriebene Anbau des Bodens auf. Der Pflanzen- und Baumwuchs ist üppiger als in den näheren Umgebungen von Jerusalem. Im Osten ziehen sich in unregelmäßigen Stufen malerische Terrassen um den Hügel, auf denen knorrige, silbergraue Ölbäume stehen. In jedem freien Winkel grünen Feigenbäume, und Reben lehnen sich an die Mauern. Tiefer unten wächst frisches Gras, das an Stricken gebundene Ziegen abweiden. Alles, was hier dem Auge begegnet, zeigt von Sorgfalt und einem in Palästina ungewöhnlichen Fleiße. Die lockere Erde unter den Öl-

bäumen bringt im Frühjahr Blumen von wundervoller, blendender Farbenpracht und erstaunlicher Mannigfaltigkeit hervor. Die auffallendsten sind scharlachrote Anemonen, gelbe und blaue Pimpernellen, Hyazinthen und besonders ganz reizend schöne Himmelsröschen.

Bethlehem, arabisch Bet-lahem, Haus des Brodes, bedeckt mit seiner schmalen, langen Hauptstraße zwei Hügel, welche durch einen Sattel verbunden sind. Nach mehrfachen Zerstörungen ist von den Ringmauern und Thoren der alten Stadt keine Spur übrig geblieben. Dem Auge des Reisenden erscheint sie als ein wirrer Haufen von Hütten und Häusern mit glatten Dächern zwischen terrassenförmig angelegten Gärten. Die in verschiedene Quartiere verteilten Bewohner, deren Zahl sich auf etwa 5000 beläuft, sind meist griechische, armenische und lateinische Christen, wozu 300 Moslims und 40 Protestanten kommen. Sie leben hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht, viele vom Olivenbau, und nicht wenige beschäftigen sich seit Jahrhunderten mit der Anfertigung von Heiligenbildern, Rosenkränzen, Kruzifixen, Krippen aus Holz, Perlmutter, Asphalt und Dattelkernen. Der Bazar von Bethlehem wird von den Landleuten und Beduinen der Umgegend, besonders aus der Gegend des toten Meeres besucht. Die Frauen Bethlehems sind durch Schönheit ausgezeichnet und malerisch gekleidet.

Die Lateiner haben hier ein großes Kloster mit etwa 15 Franziskanermönchen, in welchem die Pilger drei Tage lang verpflegt werden. Das Kloster liegt am Abhang des Berges hinter der großen Kirche. Mit demselben steht eine Schule für Knaben und eine für Mädchen in Verbindung. Auch die Griechen haben ein Kloster, die St. Helena und St. Georgskirche mit einer Knaben- und einer Mädchenschule. Im armenischen Kloster befinden sich 20 Mönche und Brüder. Drei Klöster zusammen bilden das große, festungsartige Gebäude, welches am Südostende der Stadt die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Von protestantischer Seite besteht in Bethlehem am andern Ende der Stadt eine vom Jerusalemsverein zu Berlin gestiftete, mit einem Betsaal verbundene Anstalt, in welcher 20 Kinder erzogen und zwei Schulen gehalten werden.

Alles Interessante, was Bethlehem bietet, erscheint unbedeutend der Grotte gegenüber, in welcher, der Tradition nach, der Heiland geboren wurde. Dieselbe ist etwa 100 Schritte gegen Osten von der Stadt entfernt und mit einem kastellartigen Kloster überbaut, das von lateinischen, griechischen und armenischen Mönchen bewohnt wird. Die Marienkirche (St. Mariae de praesepio) hat die Form eines Kreuzes, ist aber von den Lateinern, Griechen und Armeniern, die ihren Gottesdienst nicht in demselben Raume halten wollen, durch Mauern in drei besondere Kirchen geschieden, wodurch natürlich der Überblick über die kreuzförmige Anlage unmöglich wird und der Gesamteindruck des imposanten Gebäudes verloren geht. Die Kirche ward 330 auf Befehl der Kaiserin Helena erbaut, von Justinian prächtig wiederhergestellt, 1169 mit Mosaik ausgeschmückt und 1482 von Herzog Philipp von Burgund, welcher das Fichtenholz gab, und König Eduard von England, welcher das Blei spendete, mit einem neuen Dachstuhle

versehen. Derselbe wurde in Venedig fertig zugerüstet, auf Schiffen nach Jafa und dann auf Kamelen hierher gebracht. Am Ende des 17. Jahrhunderts nahmen die Türken jedoch das Blei des Daches weg, um daraus Kugeln zu gießen.

Unter dem großen Chore der Kirche liegt die Krypta. Zwei Treppen führen in den wichtigsten Teil derselben, die Geburtskapelle. Diese ist stets durch 32 Lampen erhellt. Die Wände sind gemauert und der Boden mit Marmor belegt. In der Nische gegen Osten ist unter dem Altar ein silberner Stern eingelegt und die Inschrift: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est. Gegenüber steigt man auf drei Stufen in die Kapelle der Krippe hinunter. Die Krippe ist von Marmor, und eine Wachspuppe versinnbildlicht das Jesuskind. Der Fund der echten Krippe, die nach Rom gebracht wurde, wird der Helena zugeschrieben. Im Laufe der Jahrhunderte sind Krippe und Kapelle vielfach verändert worden. Jede der drei Religionsparteien hat einen besondern Gang in die heilige Grotte und ihre besondern Lampen, welche an Wert und Schönheit verschieden sind. In einer ausgehauenen Nische steht ein weißer Marmoraltar in Gestalt einer Krippe ausgehöhlt, zur Bezeichnung des Ortes, wo die Magier das Jesuskind anbeteten. Gemälde schmücken die Wände und auf den Altären und an den Säulen prangen reiche Geschenke christlicher Fürsten.

Von den Pilgern wird auch ein Wiesenthal besucht, das sich im Südosten Bethlehems öffnet und von grünen Eichen und Terbinthenbäumen beschattet ist. Hier hüteten die Hirten, als ihnen die Engel erschienen und die Geburt des Heilandes verkündigten. Die Stelle ist mit einer Mauer umgeben und in der Mitte des Raumes führen 20 Stufen in die Grotte der Hirten hinab.

Die meisten Reisenden besuchen Bethlehem im Frühjahr; in der Erntezeit aber bietet die Umgegend, besonders der Kornfelder wegen, einen heitern und interessanten Anblick dar. Das ganze Städtchen nimmt Anteil an der Arbeit, und Kinder und Greise zeigen sich nicht weniger emsig beim Ährenlesen, wie die kräftigen Männer und Frauen beim Kornschneiden. Die Schnitter pflegen die Sichel meist sitzend zu gebrauchen und dem Korne nachzurutschen. Der Herr des Ackers begrüßt noch heute, wie zu Ruths Zeiten die Schnitter, wenn er sie besucht, mit denselben Worten, die Boas einst gebrauchte: „Der Herr mit Euch!" (Allah alekum). Auch die Antwort lautet heute noch ebenso wie damals: „Der Herr segne Dich!" In der Nähe der Tenne schläft der Eigentümer mit seiner Familie unter einem Zelte, während die Arbeiter im Freien übernachten. Die armen Ährenleserinnen setzen sich an den Rand des Weges und schlagen das Korn mit einem Stocke aus den auf ihren Schleiertüchern liegenden Ähren. Die Schnitter sitzen indessen um das Feuer und werfen abgeschnittene Ähren in die Flamme, holen sie im rechten Augenblick geschickt aus der Asche heraus und legen sie auf ein Tuch. Dann reinigt man das Korn, indem man es durch die Luft wirft und verzehrt es ohne weitere Zuthat. Nach dem Mahle herrscht gewöhnlich lärmende Heiterkeit.

Jerusalem im Beginn der Regenzeit.

Der Busch, die Staude, das Strauchwerk, sogenanntes Kurz- oder Unterholz mit seinem Immergrün, seiner Laub- und Schattenfülle sind im allgemeinen der wesentliche Schmuck jeder Landschaft, insbesondere aber verleihen die Wälder von Kolchis, auf Hagion-Oros und am Bosporus diesen Gegenden ihren Zauber. Wie traurig muß es doch um Jerusalem sein, wenn von laubigem Gebüsche, von Strauch und Unterholz stundenweit beinahe jede Spur verschwunden ist!

Diese Öde schien um so trostloser, schreibt J. Fallmerayer, da eben während unserer letzten Morgenlandstour der Himmel den weiten Länderstrich von Trapezunt bis zum Sinai mit seinem Zorne schlug und namentlich über Palästina durch volle acht Monate, von Ende März bis Anfang Dezember, keine Wolke hing, kein Regen fiel, während in Stambul die Wolkenschleusen schon im August ihr labendes Spiel begannen und den zweiten Frühling brachten.

Warum denn Allah dieses Jahr gar nicht mehr regnen lasse, fragten den Fremdling gleich am andern Tage nach seiner Niederlassung in Jerusalem die bekümmerten Fellahweiber des Ölbergdorfes. Wahr ist es freilich, daß außer der Regenzeit eine unglaubliche Fülle Lichtes auf Jerusalem niederströmt. Das tiefe Prachtblau des Zionhimmels kennt selbst Italien nicht. Wer nur vom traurigen Deutschland, von seinen braunen Mooren und von seinem dichten Nebel weiß, mag es kaum glauben, daß die Luft um Jerusalem durch ihre Dünne, ihre Durchsichtigkeit und ihre Helle in ungewöhnlichem Maße selbst die Entfernungen aufzuheben scheint. So nahe liegen, wenn man vom Kamm des Ölbergs hinuntersieht, der Jordan und das tote Meer, daß man über Hügel, Steingeröll und Stürze kühn hinunterlangend die eine Hand in die salzigen Fluten von Sodom tauchen, mit der andern aber ein Tamariskenrohr am grüngesäumten Jordansufer brechen möchte; und doch mag die Entfernung der beiden genannten Punkte von Jerusalem in gerader Linie wenigstens vier deutsche Meilen sein.

Der 28. November endlich störte die eintönige und stille Klarheit der Sommerluft. Das Erstemal seit dem Frühlingsschauer brauste nach Mitternacht der Sturmwind über Jerusalem und zog nach kurzem Sonnenmorgen als Vorbote der langersehnten Herbstfluten graues Gewölke vom Mittelmeer quer über Palästina gegen die transjordanische Wüste hin. Doch der erste Gruß war nur flüchtig, und nach unergiebigem, lauen Regenstreif brannte die Mittagssonne noch drückender als am vorigen Tage auf die mehr aufgeregte als gesättigte Pflanzenwelt herab. Reichlich, stark und nachhaltig regnete es erst am 3. December und der 6. desselben Monats war für Palästina nach langer, schwerer Prüfung ein Tag des Segens. Trübe, stürmisch und traurig brach der Morgen dieses Tages an, und nicht mehr als 12° zeigte der Wärmemesser um acht Uhr früh. Regenluft und Sonne stritten aber noch bis drei Uhr nachmittags, wo es auf einmal mit Windsbraut und Wolkeneile finster vom Meer herüberzog und ohne Rast in vollen Güssen auf Jerusalem niederrauschte. Wie sich im Hofraum

vor der Zimmerthür die offenen Behälter füllten! Wie es durch die Innerröhren von den glatten Dachterrassen in die bauchige Zisterne sprudelt und mit Sturmeshauch westlich an die Fenster rasselt, ohne Ermüdung, ohne Pause bis Mitternacht! Das Wonnegefühl, wie es während dieser himmlischen Bescheerung durch die Adern strömte, drückt sich nicht in Worten aus, und nur wer selbst unter den sengenden Gluten des morgenländischen Sonnenhimmels geschmachtet und die Last seiner Monotonie empfunden hat, kann ohne Ärgernis von der Seligkeit solcher Szenen hören. Trocken, warm, gutgekleidet und wohlgenährt, saß ich allein in der heimischen Stube bei Büchern, Plänen und Papier, und neben der Lampe stand als Labsal für die Tagesmühe der warme Grog, während es draußen prasselnd und sausend in nächtlichem Dunkel über Jerusalem vorüberging. Der Schlummer hatte in diesem Augenblick physischer Aufregung keine Macht. Die Fülle des Regens in jener Nacht war so dicht und so reichlich, daß der vorgenannte, hoch und viereckig aufgemauerte offene Behälter an der Außenwand des Zimmers am andern Morgen überrann und im geräumigen Ziehbrunnen, dem eigentlichen Flüssigkeitsmagazin für das ganze Haus und für das ganze Jahr, zur Freude aller, die es sahen, der wohlthätige Regen auf eine bedeutende Höhe heraufgestiegen war. Am Himmel hing aber nach jener Regennacht noch finsteres Gewölke in dichten Lagen, und die spät an demselben Tage von neuem niederrauschende Wasserflut sagte klar genug, daß, in der Redeweise des dankbaren Morgenländers, die „Barmherzigkeit" noch nicht zu Ende war. Um aber nun auch die Jordansaue, das tote Meer, das Gebirge Moab, die Steinwüste und Jerusalem selbst im grauen Wolkenüberhang zu sehen, ging ich während der Regenpause im Laufe desselben Tages voll neugierigen Verlangens auf den Ölbergkamm hinauf. Die Scene war völlig neu und wie im bunten Kaleidoskop hatte sich Licht- und Farbenspiel der Landschaft, besonders in der nächsten Umgebung der Stadt, vollständig umgewandelt. Es war wie ein plötzliches Erwachen der Natur aus langem Schlaf, und überall drängte sich der grüne Frühlingsschmuck mit Kraft aus dem Schoße der Erde hervor. Besonders heiter und lustig anzusehen in ihrem Smaragdgrün war der frische Rasen und die sichtlich sprossende junge Saat auf den außer der Ringmauer liegenden Halden des Zionberges, auf den Höhen oberhalb der Siloambrunnen und auf den sanft auseinanderfallenden Nordflügeln der wenige Tage früher noch so dürren Kidronsschlucht. Selbst der Reichthum an Ölbäumen war in der genannten Gegend des Thales scheinbar angewachsen; der Regen hatte ja die vertrocknete Rinde gelabt und vom mattgrünen Laubwerk den Sommerstaub weggespült.

Und doch war es nur das erste Aufflimmern der frischen Naturkraft. Am dritten Tage nach der Segensflut war schon keine Wolke mehr am tiefblauen, reingefegten Firmament, und die Sonnenscheibe hing wieder in voller Pracht über dem grüngeschmückten Jerusalem. Erst der 9. December — das Vorgefühl verriet es schon im Morgengrau — sollte der eigentliche Tag des Glückes und der belohnenden Freude sein. Im frischen Hauch der Morgenluft ging ich zum nahen Damaskusthor hinaus, rechts an der nördlichen Stadtmauer fort,

dann links über die mit Saaten, Weinreben und fruchtbeladenen Ölbäumen reichbepflanzten Abhänge zur Sohle der hier noch flachmuldigen Kidronsschlucht hinab und auf der andern Seite den gewohnten Pfad hinauf zum Lusttheater auf dem langen Ölbergkamm.

Nie war das Grün so warm, die Luft so durchsichtig, das Blut im Körper so leicht, und niemals, weder vor noch nachher, habe ich ein Lichtmeer gesehen, wie es an diesem Tage in diamantenem Wellenspiel über dem toten Meere, über Transjordanien und über Edom wogte. Selbst die Steinwüste gegen Moab hin hatte ihren Hochzeitsschmuck angethan. So lieblich hatten der Höhenzug und die drei Gipfelkuppeln des Ölberges mit ihren zahmen Einsattelungen noch nie geschienen — ein Spiegelbild im größten Stil und mit je hundert Schritten der Fortbewegung regelmäßig ein neues Zauberbild, das schönste wohl auf der mittleren Schwellung, wo unter Rebgeländen, umgeben von Feigen-, Granaten- und Ölbäumen, die wettergelben Trümmer der Himmelfahrtskirche liegen und wilder Safran mit der brennendgelben Blütenkrone des Löwenzahns einsam zwischen dem Gesteine winkt. Über vier Stunden lang ward an dieser Freudenstätte gewandelt und geschwelgt, und erst in der Einsamkeit und Stille der Mittagsstunde, im Vollgefühl des seligsten Friedens und von fremder Neugier unbelästigt, außerhalb des Dorfes über die raschabstürzende, dritte Hügelkuppe auf den Sattelberg von Bethania hinabgestiegen. Wie man dort in straffer Wegkrümmung gegen die Kidronsschlucht (Thal Josaphat) heraustritt, überrascht den Blick des Wanderers auf einmal, wie ein magisches Ungetüm, hoch über der jenseitigen Thalwand hängend der Tempelberg mit dem fahlen Gestein seiner riesigen Unterlage, mit dem Lasur seiner bleigedeckten Kuppel und mit dem blauen Firmament im Hintergrund. Um die Schönheit der Szene zu vollenden, schweben links vom Tempelberg der Zion, rechts der Bezethahügel, beide durch Lichtmassen vom Mittelbau getrennt, wie zwei Nebelbilder in der Luft. Der Herodestempel, mit seinen gigantischen Säulengängen und Terrassen auf schwindelnder Höhe aufgetürmt, mußte, von diesem Punkte aus besehen, von unglaublicher Wirkung sein. Rauschte auch damals, wenigstens in der Regenzeit der Kidronbach sprudelnd und lustig die tiefe Schlucht herunter, so ist doch heute alles verschwunden, oben die stolzen Tempelterrassen und die quadrangulären Säulengänge, unten der Thalschatten und der plätschernde Regenbach.

Die Öde mit dem alten Riesengemäuer und dem niedlichen Sarazenenbau darüber ist allein geblieben. Und so unwiederbringlich, scheint es, sind die Adern des Wildbaches Kidron abgestorben, und so durstig war zugleich der Boden von der langen Sommerglut, daß selbst die furchtbaren Güsse der letzten Tage auch noch nicht die leiseste Spur rinnender Feuchtigkeit in der Engschlucht zurückgelassen haben. Die Pflanze, die Erde, die verborgenen und offenen Zisternen, Wasserlager und Kanäle der Stadt und Umgegend hatten alles aufgetrunken, was der Himmel in seiner Milde gespendet hatte. Während einer Reihe von Jahren, sagte uns ein europäischer Bewohner der heiligen Stadt, habe er weder zur Winterzeit, noch im Frühling, noch im Herbst Wasser im ausgetrockneten Ki-

bronsbett gesehen, obgleich im März 1846 mehrere Stunden lang sogar Schnee auf dem Ölberge lag und in den von Jerusalem entfernteren Thälern zur Zeit der Frühlingsregen und Schneeschmelze nicht selten tiefe und reißende Gießbachfluten den Wanderer bedrohen und den Verkehr der Landschaft unterbrechen. Der heiligen Stadt ist das erquickende Labsal vorüberrauschenden Wellenspiels versagt.

Klöster im Morgenland.

Jeder Reisende, welcher die Pilgerfahrt nach Jerusalem unternimmt, wird das tote Meer besuchen; auch wir bereiteten uns zu diesem Ausfluge vor, der uns zugleich nach Sanct-Sabba führen sollte; denn mein Gefährte, der sich meinen Wünschen fügte, willigte darein, von dem Wege nach Jericho abzuweichen, selbst auf die Gefahr hin, Räubern in die Hände zu fallen, von welchen, wie man uns sagte, die Straßen unsicher gemacht wurden.

Wir ritten einer hinter dem andern den holperigen Pfad in dem Thal Josaphat entlang. Je weiter wir in dem Thale vorwärts kamen, durch welches der Bach Cedron nach dem toten Meere fließt, desto wilder wurde die Gegend, desto steiler die Felsen; endlich verengerte es sich zur Schlucht, in welcher der Pfad bald in das Bett des Baches hinabstieg, bald sich an schmalen Felsvorsprüngen emporwand.

Fathallah, einer unserer Dolmetscher, ritt voraus; ich war der zweite, die andern folgten. Als wir uns eben zwischen einem steilen Fels und einem Abgrund befanden, sahen wir plötzlich drei oder vier mit langen Flinten bewaffnete Araber vor uns aus einer Felsenspalte hervortreten, sich auf unserem Pfade aufstellen und auf uns anlegen. Meine erste, wenig heldenmütige Bewegung war, hinter mich zu schauen; ich bemerkte bald andere Araber, die aus einer Spalte hinter uns herauskamen, welche wir im Vorüberziehen bemerkt hatten; als ich in die Höhe blickte, entdeckte ich über unsern Köpfen eine Masse blinkender Gewehre und brauner Gesichter, während auf der andern Seite der Schlucht auf höchstens 50 Meter jeder Stein einen Mann in weißem Rocke, mit nackten Füßen, gelbem Tuch um den Kopf und einer langen Flinte in den Händen, die er drohend gegen uns richtete, hervorgebracht zu haben schien. Wir waren in einen so wohl angelegten Hinterhalt geraten, daß jeder Widerstand Thorheit gewesen wäre. Der Pfad war so schmal, daß wir unsere Pferde nicht wenden konnten, neben uns erschwerte der tiefe, steile Abgrund unsere ohnehin schon sehr bedenkliche Lage. Das Pferd des Fathallah hielt an, unsere desgleichen; ich fragte den Führer, was das zu bedeuten habe und wer die Männer seien. Ach, antwortete jener, ich wußte wohl, daß es so kommen würde! und dazu noch in diesem Engpaß; ich glaube nicht, daß ich mehr lebendig nach Aleppo heimkehren werde.

Um, wie ich vermute, unserer Verwirrung zu spotten, hob einer der Araber

vor uns seine Flinte empor und rief: „Heda, ihr Ägypter (wir trugen in der That diese Kleidung), was wollt ihr in unserem Lande? was habt ihr hier zu schaffen? Wir aber, wir sind Araber, Söhne von Arabern und in unserem eigenen Lande.“ „— Herr, antwortete der Dolmetscher mit tiefer Ehrfurcht — die drei oder vier Flinten waren auf ihn gerichtet — wir sind keine Ägypter, sondern friedsame Franken, Pilger aus der heiligen Stadt; wir gehen, uns im Jordan zu baden, wie alle Pilgrime, welche das gelobte Land besuchen.“ — „Franken? ich kenne die Franken; saubere Franken meiner Treu! Die Franken sind Väter der Hüte und tragen nicht wie ihr Gewänder vom Nizam, Flinten, Degen und rote Mützen; ihr seid Ägypter, Diener des Pascha, und ihr sollt alsbald sehen, daß ihr auch die unsrigen seid!“ — „Ich sage euch, daß wir Franken sind, rief Fathallah von neuem. Wir sind Franken und als solche leicht zu erkennen. Wir ziehen nach dem Kloster Sanct-Sabba und kümmern uns nichts um Ägypten! wir sind Franken und suchen Altertümer, o Araber, Sohn des Arabers (Arab beni Arab)!“

Die Araber, Söhne der Araber, hielten Rat unter sich, und da sie sahen, daß wir ihnen nicht entgehen konnten, beschlossen sie, uns nach dem nicht sehr fernen Kloster zu begleiten, um zu hören, wie wir uns dort als Franken ausweisen würden. Zehnfach uns überlegen an Zahl, begleiteten sie uns den Rest des Weges, und wir gelangten nach einer halben Stunde vor den großen, viereckigen Turm des Klosters. Araber, welche diese Veste eingenommen hatten, hielten ihre Zinnen besetzt. Nach einigem Hin- und Widerreden und Waffengeklirr im Innern öffnete sich ein eisernes Pförtchen in der Mauer; wir traten ein und unsere Pferde wurden nach uns, eines um das andere, hereingeführt; so langten wir zwar wohlbehalten, aber unter ganz anderen Umständen, als wir uns Morgens bei unserem Auszug von Jerusalem geträumt hatten, zu Sanct-Sabba an.

Indeß gelang es Fathallah, den Scheich der Araber zu überzeugen, daß wir wirklich Franken waren, worauf wir bald die besten Freunde des edlen und berühmten Abu-Hasch wurden, welcher sich zum Herrn und Meister von Sanct-Sabba und der dahin führenden Engpässe gemacht hatte. Dieses Kloster von sehr alter Gründung ist am Rande eines Abgrundes erbaut, unter welchem der Cedron hinfließt, der zur Regenzeit sich in einen Strom verwandelt. Die sehr festen Gebäude werden durch so dicke Strebepfeiler gestützt, daß jeder in seinem obern Teile ein kleines, gewölbtes Gemach enthält; auch die übrigen Räume des Klosters sind gewölbt und dunkel; die Masse der Gebäude von pyramidaler Gestalt steigt bis auf die halbe Höhe der Felsen nieder und wird von einem prächtigen, hohen, viereckigen Turme überwacht, durch welchen das Eisenpförtchen des Haupteingangs führt. Im Innern sind kleine, unregelmäßige Hofräume durch steile Treppen und offene Hallen verbunden, von welchen einige in den Fels gehauen sind.

In einem der Klosterhöfe wächst ein Palmbaum, welchen Sanct-Sabba gepflanzt hat, und der Wunderkräfte besitzen soll. Dieser Umstand ist nicht gleich-

gültig, denn die Palmen sind gegenwärtig im heiligen Lande sehr selten, ausgenommen in den Thälern von Jericho, am Jordan und dem toten Meere, welche, tiefer gelegen, eine höhere Temperatur haben. Die innern Wände der Kirche, großartig und fest erbaut, sind mit alten Fresken und griechischen Gemälden bedeckt. Mehrere dieser letztern stellen berühmte Heilige dar, und werden am Tage ihres Festes auf einer Art von Pult vor der Holzwand aufgestellt, welche die Kirche von dem Allerheiligsten trennt.

Einige der Mönche führten mich alsdann in die gewölbten Gemächer des großen Turmes; ich fand darin abermals Handschriften, wovon eine die Ilias auf Papier enthielt. Mehrere derselben waren bewunderswert geschrieben, aber so unvollständig, daß ich in der kurzen Zeit meines Verweilens und in dem Gedränge der Araber ihren Inhalt nicht untersuchen konnte. Man war so gefällig, mir drei Handschriften abzulassen, welche ich mit fortnahm. Wir verließen unsern Freund, den Scheich, der, sobald er sich überzeugt hatte, daß wir nur neugierige Engländer seien, uns mit Höflichkeit überhäufte, und setzten unsere Reise nach dem toten Meere fort. Wir streiften während zwei oder drei Tagen in dieser verbrannten, vulkanischen Region umher, bevor wir uns nach Jericho begaben.

Der Anblick der Gegend von Meteora ist äußerst seltsam; man könnte glauben, die Gebirgsmasse wäre hier durch ein Erdbeben gewaltsam entzweigerissen oder durch die Fluten weggespült worden, und nichts davon übrig geblieben als zwanzig oder dreißig kahle Felsen, die mehrere hundert Fuß hoch sind, und teils halb umgestürzt, teils zuckerhutförmig wie große Stalagmiten in die Höhe ragen. Ehedem krönten 24 Klöster die Gipfel dieser Felsen; heutzutage sind es deren nur noch sieben. Von Ferne däuchte es uns ohne Flügel unmöglich, diese Spitzen zu erreichen, die Frage löste sich aber bald. Ein gewundener Pfad, mitten in einem Labyrinth von Felsstücken gebahnt, von dem wir von Zeit zu Zeit eine prächtige Aussicht in das grüne Thal unter uns hatten, führte nach einer Plattform, die ich dem flachen Dache einer Kirche vergleichen möchte, als deren Turm das Kloster Barlaam, das auf einer noch höhern Felsspitze liegt, erscheint. Hier schossen wir eine Flinte ab, um unsere Anwesenheit anzukündigen und schauten unverwandt nach dem Kloster, um eine Antwort auf unsern Anruf abzuwarten. Bald hörten wir auch eine Stimme wie vom Himmel herab erschallen; es war die eines alten Mönches, dessen Antlitz und weißer Bart sich an einer Art von Thüre oder Fenster mehrere hundert Fuß hoch über unsern Häuptern zeigte. Er fragte uns, wer wir wären und was wir wollten. Wir antworteten, daß wir friedsame Reisende seien, die in das Kloster eingelassen zu werden wünschten, um die Nacht dort zuzubringen, daß wir von Corfu kämen, um die Wunder von Meteora zu schauen und wir seine christliche Gastlichkeit anflehten, weil es schon spät sei.

„Und wer sind jene, die euch begleiten?"

„Wackere Männer, unsere Freunde, welche von Mezzovo an uns durch dies Gebirge geleitet haben."

Das Aussehen unserer Begleiter gefiel dem Mönche nicht, und schon fürchteten wir, er werde uns nicht aufnehmen wollen; aber am Ende ließ er ein kleines Seil herab, an welchem ich einen Empfehlungsbrief aus Corfu befestigte. Bald darauf sahen wir ein stärkeres Seil herabkommen, an dessen Ende ein Haken und ein großes Netz war. Wir spannten das Netz wie eine Hängematte aus und hängten, nachdem sich meine beiden Diener darauf gesetzt hatten, die vier Enden in den Haken ein. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die beiden langsam emporgezogen, indem sie sich drehten, wie ein Braten, der über dem Feuer hängt. Das Seil war alt und angeknüpft, und wir erfuhren später, daß die Höhe dieser schwebenden Fahrt 60 Meter betrage. Zwei kräftige Mönche wanden die beiden Diener hinauf. Dieses Verfahren schien mir so bedenklich, daß ich vorzog, eine Anzahl Leitern, die an der Felswand befestigt waren, hinanzuklettern. Man gelangte zu der untersten derselben auf einem Fußpfad, der zu einer elenden, hölzernen Plattform über einer tiefen Schlucht führte. Hier hingen die Leitern senkrecht an dem kahlen Felsen; ich hatte deren rasch drei bis vier erklommen, als ich an einen Punkt gelangte, wo ich mich seitwärts wenden mußte, um die obere Leiter, welche nicht mit der zuletzt erstiegenen verbunden war, zu erreichen; nicht ohne Mühe vermochte ich das; aber da ich ungeschickterweise in die Tiefe schaute, sah ich, daß ich über dem Abgrund einen Winkel beschrieben hatte, und mich nicht mehr über der Plattform befand, wo unsre Pferde geblieben waren; die Höhe, in welcher ich mich einer Mücke an einer Wand vergleichen konnte, verursachte mir einen solchen Schreck, daß der Kopf mir schwindelte. Die Mönche, welche vom Kloster aus mein Zögern sahen, riefen mir Mut zu; mit einiger Anstrengung bemeisterte ich meinen Schwindel und kam endlich zu einer kleinen Eisenthüre, durch welche ich in einen Hof des Klosters eintrat, wo die Mönche und meine Diener meiner warteten. Meine übrigen Leute wurden nicht aufgenommen; sie lagerten sich am Fuße der Felsen an einem geschützten Orte und waren sehr vergnügt über den Kaffee und die Vorräte, welche man ihnen am Seil hinunterließ.

Da ich mich meiner europäischen Kleidung entledigt hatte, und wieder mein langes, weites ägyptisches Gewand trug, war mir viel wohler als in dem engen Futteral, in welches wir unsere Glieder pressen. So angethan streifte ich durch die Höfe und Gärten des Klosters, und begab mich sodann zu dem Igumeno (Abte) dieses Klosters in der Luft, der mich in Gemächern und Kirche umherführte. Als es Essenszeit war, bat ich ihn, mit mir zu speisen; da er aber kein Fleisch genoß und ich dessen nicht entbehren kann, so entschädigte er sich durch einige andere Gerichte.

Das Kloster Barlaam ist auf dem Gipfel eines einzeln stehenden Felsen erbaut, auf einem Plateau, das ungefähr anderthalb Ares Ausdehnung hat, wovon die Hälfte von der Kirche, einer kleinen Capelle, dem Refektorium, der Küche und dem Turme eingenommen ist, von welchem aus die Reisenden heraufgezogen werden, so wie von einigen andern Gebäuden, welche zum Haushalt und der Wohnung der Mönche gehören, deren Zahl damals vierzehn nicht über-

stieg. Die verschiedenen Bauwerke umgeben einen geräumigen, schönen, aber unregelmäßigen Hof, der fast durchgehends gepflastert ist.

Die griechischen Klöster sind alle auf dieselbe Weise gebaut, das wirre Gemenge von Gebäuden ist gewöhnlich mit einer hohen Mauer eingefaßt, welche hier fehlte, da die Lage dieses Klosters es gegen allen äußern Angriff schützt. Auf dem andern Teile des Plateaus haben die Mönche einen Garten angelegt. Die innern Mauern dieses alten und merkwürdigen Gotteshauses, sind mit den Bildern einer großen Anzahl von Heiligen bemalt, alle in der steifen Weise der frühesten Jahrhunderte. Im Innern ruht die Kuppel auf vier Säulen, und der Altar oder heilige Tisch wird durch eine hölzerne Scheidewand, Ikonostas genannt, von dem Schiffe getrennt. Alle, die in die Kirche treten, küssen die Bilder der heiligen Jungfrau, des Erlösers und anderer Heiligen, die an dieser Wand angebracht sind, welche drei Thüren hat, eine schmale in der Mitte, mit reichen Stoffen behängt, die manchmal weggezogen werden, damit man das reich gebundene Evangelienbuch sieht, das auf dem Altare liegt. Die griechischen Kirchen haben keine Sakristei; die Gewänder der Geistlichen werden in Schränken hinter dem Ikonostas aufbewahrt, wo niemand eintreten darf als die Priester, Messediener und der Sakristan, welche die Seitenthüren benützen, da die in der Mitte nur während der Messe aufgeschlossen wird. Dieser Teil der Kirche ist das Allerheiligste. Diese Anordnung ist dem Tempel zu Jerusalem entnommen, dessen Vorhang hier durch den Schrein ersetzt wird, der es von der übrigen Kirche trennt. In der morgenländischen Kirche ist alles symbolisch, und führt dies auf die frühesten Zeiten des Christentums zurück. Die vier Säulen, welche die Kuppel stützen, bedeuten die vier Evangelisten, und die Kuppel selbst ist das Sinnbild des Himmels, wohin die Menschen nur durch das Evangelium gelangen. In den vier Ecken unter der Kuppel, wo die geflügelten Gestalten der Symbole der Evangelisten abgebildet sind, sieht man einen Teil des Mosaik, welches das Innere der Kuppel in der Sophienkirche zu Konstantinopel bekleidete.

Ich fand ein bulgarisches Manuskript in Folio, das keine Evangelien enthielt und vielleicht einen historischen Inhalt hatte; da ich es nicht entziffern konnte, war ich um so mehr versucht, es zu kaufen, aber die Mönche wollten es nicht abgeben. Das einzige Manuskript von einigem Werte war eine Abschrift der Evangelien in Quart, mit mehrern Miniaturen aus dem 11. Jahrhundert verziert; auch dieses konnte ich nicht erlangen und doch diente es ihnen zu keinem Gebrauch, da sie das alte Griechisch nicht lesen; allein sie betrachten die Bücher ihrer Bibliothek als heilige Reliquien, welche sie mit einer gewissen ängstlichen Ehrfurcht bewahren wegen ihres Alters und der Unmöglichkeit, sie zu verstehen.

Als ich abreiste, hatten sich die Mönche und der Abt in dem Gemache an der Zugwinde versammelt, und etwa zehn stellten sich an die Hebel; ich setzte mich mit verschränkten Beinen auf das Netz, dessen vier Enden über meinem Kopfe zusammengefaßt in dem Haken an dem Seile hingen. Als alles bereit war und die Mönche mich ein wenig emporgewunden hatten, wurde ich mit solcher Gewalt hinausgeschleudert, daß ich furchtbar in dem freien Raume

schwankte. Als dieses Schwanken etwas nachließ, grüßte mich der Abt noch mit der Hand, und ich senkte mich langsam und ohne Gefahr auf den Boden nieder. Hier empfingen mich meine Begleiter, worauf wir die Reise wieder fortsetzten.

Die Tollkirsche.

Mit Abbildung.

Die Nachtschatten oder Tollkräuter (Solanaceae), bilden eine der interessantesten Pflanzenfamilien. Es gehören in dieselbe mehr als fünfzig Gattungen, mit mehr als 600 Arten, welche nicht nur als Kräuter, sondern auch als Sträucher auftreten und über die ganze Erde, vorzugsweise aber in dem tropischen Amerika verbreitet sind. In dem merkwürdigen Kreise der Nachtschattengewächse erscheint eine Anzahl der furchtbarsten Pflanzengifte, der heilkräftigsten Arzneien, das unnötigste und doch unentbehrlichste Genußmittel, der Tabak und das unersetzlichste Nahrungsmittel, die Kartoffel. Die Nachtschatten haben meist fünf Staubgefäße und eine vielsamige Frucht, welche eine Kapsel oder eine Beere ist.

Zu den kapselfrüchtigen Nachtschatten gehören der bekannte Stechapfel (Datura stramonium), der bei uns auf Schutthaufen und an Wegen wächst und dessen genossener Samen Betäubung und selbst den Tod verursachen; ferner das an denselben Orten vorkommende und ähnlich wirkende Bilsenkraut (Hyoscyamus niger) und der überall angebaute, ursprünglich im tropischen Amerika einheimische Tabak, dessen Wirkungen bekannt genug sind. Beerenfrüchtige Nachtschatten sind die artenreiche Gattung der Nachtschatten (Solanum) mit der Kartoffel, S. tuberosum, der Liebesapfel, S. lycopersicum, das zierliche rankende Bittersüß im Buschwerk unserer Flüsse, ferner der spanische Pfeffer, Capsicum annuum, die giftige, früher als Zaubermittel gebrauchte Alraunwurzel, Mandragora, und die hier abgebildete, in Laubwäldern häufige Tollkirsche.

Die Tollkirsche, Atropa belladonna, kommt in bergigen Laubwäldern Mittel- und Südeuropas häufig, in vielen Gegenden massenhaft vor. Sie ist zwar ein krautartiges, aber ansehnliches, 60 bis 90 Centimeter hohes Gewächs. Auch die gestielten, eiförmigen, zugespitzten Blätter sind groß, von sattgrüner Farbe und ungeteilt. Sie sind an den Hauptästen wechselständig, an den übrigen paarweise gestellt. Ihre Oberfläche ist drüsig flaumig, weshalb sie sich etwas fettig anfühlen. Die gestielten, achselständigen, etwas nickenden Blüten stehen einzeln. Sie sind glockenförmig, braun violett und dunkler geadert. Nach der von Juni bis August stattfindenden Blüte erscheint auf dem sternförmig ausgebreiteten Kelche eine kugelige, glänzend schwarze Beere. Dieselbe ist vielsamig, und voll rosenroten, sehr giftigen Saftes, von fadem, süßen Geschmacke. Die fingerdicke, ausdauernde Pfahlwurzel ist fleischig, bräunlich grau, innen gelblich weiß.

Die Pflanze hat einen scharfen, etwas betäubenden Geruch, der jedoch weit schwächer ist, als der des oft zugleich mit der Tollkirsche blühenden, roten Fingerhuts, auch hat die Pflanze keineswegs ein so unheimliches, selbst dem Unkundigen Grauen einflößendes Ansehen; nichts destoweniger enthalten alle Teile derselben, vornämlich aber die Beeren und die Wurzel ein furchtbares, tödliches Gift. Tournefort nannte sie daher Furiosa, die Wütende, und Linné legte ihr den Namen Atropa bei. Atropos ist der Name der Todesgöttin, der ältesten der drei Parcen, welche ohne Erbarmen den Lebensfaden abschneidet, den Lachesis spinnt, während Clotho den Rocken hält.

Die schönen, schwarzen Früchte der Belladonna, welche, obgleich sie keinen Stein enthalten, Toll- oder Wolfskirsche genannt werden, locken leider häufig genug Unkundige zum Genusse und haben schon oft Menschen um Gesundheit und Leben gebracht. Das Gift der Pflanze, Atropin und Belladonnin, wirkt vorzugsweise auf das Gehirn und die Sinnesorgane und verursacht deshalb zunächst Schwindel, Betäubung, Erweiterung der Pupille, Doppeltsehen. Auch die Wurzel und die Blätter enthalten das heftigste, narkotische Gift. Die Pflanze liefert ein Alkaloid, das Atropin, das sich am häufigsten in der fade süßlich, dann bitter und scharf schmeckenden Wurzel findet. Dieselbe enthält noch ein zweites Alkaloid, das Belladonnin. Die Wirkung beider Gifte ist dieselbe und beide sind nur dem Grade nach verschieden. Gegen Krampfhusten, Krämpfe, Lähmungen und andere Übel werden Belladonna-Extrakte häufig angewendet, und wegen ihrer sichern, die Pupille erweiternden Wirkungen ist die Pflanze den Ärzten bei Augenoperationen sehr nützlich.

Die Belladonna scheint schon im Altertum bekannt und von Verbrechern benützt worden zu sein. Dem Triumvir Marcus Antonius sollen Truppen durch Belladonna vergiftet worden sein. König Sweno von Norwegen war mit dem von ihm geführten Dänenheere in Schottland eingefallen, hatte die Bewohner niedergeworfen, unterjocht und gezwungen, Lebensmittel und Getränke für seine Dänen herbeizuschaffen. Unter die Getränke mischten die mißhandelten Schotten den Saft von Belladonnabeeren. Als nun das Gift wirkte und die Dänen am Boden lagen, fielen die arglistigen Schotten über sie her und richteten ein solches Blutbad unter ihnen an, daß nur wenige mit dem betäubten König ein Schiff und damit Norwegen wieder erreichen konnten. — In einer süddeutschen Stadt hatte in neuerer Zeit ein erkranktes Ehepaar statt der verordneten Arznei durch Verwechslung Belladonna erhalten. Mit weit geöffneten, stieren Augen gingen beide unter sinnlosem Deklamieren und Singen im Zimmer umher, ohne sich gegenseitig oder andere Personen im geringsten zu beachten. So traf der Arzt seine für wahnsinnig gehaltenen Patienten, untersuchte sofort das Arzneiglas und beeilte sich, aus der nahen Apotheke die geeigneten Gegenmittel herbeizuholen, durch welche es ihm gelang, die Vergifteten bald wieder herzustellen. Auf Tiere wirkt Belladonna ebenso furchtbar. Zwei Kühe, denen im Walde mit dem Futter Belladonnablätter vorgeworfen worden waren, verendeten, ehe sie den Stall erreichten. Merkwürdig ist, daß die Samenkörner, welche in dem giftigen Safte

der Beere reifen, ein ganz unschädliches Öl liefern. In Schwaben werden deshalb diese Früchte scheffelweise gesammelt, zerquetscht, der Samen gewaschen und das ausgepreßte Öl als Brennöl, nicht selten auch als Salatöl verwendet.

Das aus der blühenden Belladonna gewonnene Atropin ist höchst giftig, wird aber in geringer Dosis als schmerzstillendes Mittel und da es, ins Auge gebracht, ohne Reizung die Pupille erweitert, in der Augenheilkunde bei Untersuchungen und Operationen des Auges verwendet. Dies erklärt auch, wie die Pflanze in Italien zu einem Schönheitswasser benutzt werden konnte, woher der Name Belladonna, schöne Dame, herzuleiten sein soll. Man erzählt sogar, daß Damen, um die Schönheit ihrer Augen zu erhöhen, Belladonnatinktur in dieselben zu bringen pflegten, aber für ihr frevelhaftes Beginnen endlich mit Erblindung gestraft wurden.

Der Betel in Ostindien.

Betel oder Siri ist das Blatt eines Gewächses aus der Familie des Pfeffers (Piper Betel). Man pflanzt den Betel in den Gärten auf Beeten; bei jeder Pflanze steht eine lange Stange, woran sie gleich unserem Hopfen oder Epheu emporrankt. Die Blätter dieses strauchartigen Gewächses sind herzförmig, scharf gespitzt, glatt und von der Größe eines großen Lindenblattes; sie haben einen roten Saft und einen bittern, zusammenziehenden Geschmack. Man vermischt sie mit Tabakblätter, mit der Areka oder Pinangnuß — auch wohl mit Kardamonen und Nelken und endlich mit gelöschtem Muschelkalk. Männer und Frauen von allen Ständen führen diese Mischung in einer besonderen Büchse bei sich und bedienen sich unaufhörlich ihres Inhalts, um ihn zu kauen. Die Ostindier reichen einander die Betelbüchse, wie die Europäer sich die Schnupftabaksdose anbieten — zum Zeichen der Freundschaft. Der Geringere darf den Vornehmen nicht anreden, bevor er nicht Betel gekauet hat; es wäre in vielen Fällen eine grobe Unhöflichkeit, das Betelkauen zu unterlassen. Der Betel färbt nicht bloß den Speichel, sondern alle Absonderungen mennigrot, und zerfrißt bei häufigem Gebrauch die Zähne.

Die Siri-Dose, die beinahe in keinem Hause fehlt, ist bei den Großen ein Luxusartikel geworden, welcher zuweilen mehrere hundert Thaler wert ist. An dieser Siri-Dose allein kann man den Wohlstand der Besitzer oft richtiger beurteilen, als an etwas Anderem, wenn man nämlich überhaupt wissen will, ob sie dem reichsten, mittleren oder ärmsten Stande gehören; denn dies läßt sich nicht immer an ihren Gebäuden, Möbeln oder ihrer Kleidung erkennen. Oft sieht man Menschen auf der Straße gehen, denen man gutherzig ein Almosen geben würde, wenn sie darum bäten. Auch in ihren Wohnungen sieht es dürftig aus; schaut man aber die Siri-Dose, dann merkt man erst, daß sie nicht arm sein können.



1882. Belladonna. 28

Im Allgemeinen werden nur alte Nüsse gebraucht, und nur Anfänger im Betelkauen, z. B. Kinder, gebrauchen unreife, von der Größe einer Haselnuß, oder noch kleinere. Diese sind noch grün und werden gleich mit ihrem Baste gekaut. In der Lade steht noch ein rundes, schüsselförmiges Döschen von Messing, worin alle zum Betelkauen gehörenden Sachen sich finden.

Die große Dose ist häufig von dem schönsten Maserholze und poliert. Inwendig ist sie mit einem glänzenden, zinnoberroten Lacke oder Firnisse bestrichen. Um sie vor Staub und anderer Beschädigung zu schützen, thut man sie in einen Beutel von geblümtem Kattun, der mit einer Schnur zugezogen und nur bei Besuchen abgestreift wird.

Zuerst werden zwei oder gar drei Betelblätter genommen, die Stiele und Spitzen abgebrochen und weggeworfen, und auf die innere Seite des Blattes wird Kalk gestrichen. Die übrigen Artikel, den Tabak ausgenommen, wickelt man um das Blatt herum und dies Gemisch wird zerkaut. Der zugehörige Tabak wird unter die Oberlippe gesteckt, also nicht mitgekaut. Während des Kauens wird der Bissen beständig im Munde hin- und hergeworfen und zuletzt, wenn er recht durchgearbeitet ist, ausgeworfen; den Tabak aber hält man unter der Lippe. Wird übrigens Jemand während dieser Arbeit zum Sprechen genötigt, so wirft er seinen Leckerbissen keineswegs fort, doch wird natürlich die Aussprache sehr erschwert und für ein nicht daran gewöhntes Ohr unverständlich.

Schon jeder einzelne Bestandteil des Betel-Pinangs hat eine zusammenziehende Schärfe, nun erst das Ganze! Den brennendsten Geschmack hat das Betelblatt. Durch die große Schärfe wird nicht bloß der Mund mehr oder weniger verzerrt — alte Personen können oft die Lippen nicht mehr schließen — sondern es werden auch die Zähne, die ohne dieses Betelkauen wegen ihrer Gleichheit und Weiße (wie man das an den Kindern sehen kann) zum Beneiden schön sein würden, sehr angegriffen, und zuletzt fast schwarz gebeizt, und zwar durch und durch. Älteren Personen fallen die Zähne stückweis aus, ohne die geringsten Schmerzen. Die Speicheldrüsen werden so sehr in Thätigkeit gesetzt, daß die Vornehmen sich beständig ein Spucknäpfchen nachtragen lassen, ein Gerät, das natürlich auch im Hause nirgends fehlt.

Bei denen, welche an dieses Kaumittel noch nicht gewöhnt sind, folgt erst eine Art Berauschung, vorzüglich wenn noch Ingwer, Moschus oder Kardamom hinzugefügt wird. Alte Leute, welche die Nuß des Pinang nicht mehr mit den Zähnen zermalmen können, zerstoßen vorher den Pinang-Betel mit einem Stampfer in einem Bambusrohr von der Dicke eines Daumens, das sie beständig im Gürtel mit sich führen.

Eine für den neu angekommenen Europäer merkwürdige Erscheinung ist eine Siri-Gesellschaft, zu der das andere Geschlecht sich zuweilen einladet. Die Mädchen und Frauen kommen alsdann bei einer der Eingeladenen zusammen, um hierauf gemeinschaftlich zur Gastgeberin zu gehen. Da finden sie dann auf einer Matte in der Mitte des Fußbodens die gefüllte Betel-Dose, und nach der

Stärke der Gesellschaft ein, oder zwei Spucknäpfchen. Nachdem der Bewillkommnungsgruß (tabé gnae-i oder maa, ich grüße dich, Mädchen, oder Mutter) gesprochen ist, lagert sich Alles um die Dose und fängt an zu kauen, während das Spucknäpfchen von Hand zu Hand geht. Zuweilen unterhält man sich während dieser Arbeit mit Tagesneuigkeiten. Ein Europäer muß in ihrer Sprache schon gut bewandert sein, wenn er etwas verstehen will, während Alle mit gestopftem Munde fast zugleich ihrem Herzen Luft machen. Erst nachdem sie einen Betel-Pinang ausgekaut und ihren Mund mit Wasser ausgespült haben, kommt ein verständliches Wort über ihre Lippen, bis es einem Gliede der Gesellschaft einfällt, einen zweiten Bissen zu nehmen. Im Nu sind alle Zähne wieder beschäftigt, und nach einer oder zwei Stunden geht die Gesellschaft wieder auseinander, ohne etwas Anderes gethan zu haben, als Betel kauen.

Die Höflichkeit gebietet, wenn ein Fremder in ein Haus tritt, ihm zuerst die Siri-Dose anzubieten, ehe man ihn um die Ursache seines Besuches fragt. Wer von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen wollte, würde den Hausherrn gröblich beleidigen. Nur Krankheit, oder bei Mohamedanern ein Festtag, kann zur Entschuldigung dienen. Ob der Fürst in die Hütte des Bettlers tritt, oder der Bettler in den Palast eines Fürsten, jedem wird zuerst die Siri-Dose vorgesetzt und der eine wie der andere wird erst seinen Bissen auskauen, ehe er seine Anrede beginnt. Manche leidenschaftliche Betelkauer nehmen ihren Bissen nur aus dem Munde während der Mahlzeit, ja schlagen auch wohl eine Mahlzeit aus, um den soeben genommenen Betel nicht zu missen. Am Kopfende ihres Nachtlagers steht beständig die Siri-Dose, damit, wenn sie etwa in der Nacht erwachen sollten, der Lieblingsbissen gleich zur Hand ist.

Zweikampf des Königs Peter von Aragonien.

Im Jahr 1283.

Als die Sizilianer in der blutigen Vesper vom 30. März 1282 die Franzosen vertilgt hatten, boten sie dem König Peter von Aragonien die Herrschaft des Inselreiches an; denn Peter war ein mächtiger, tapferer König und ein gnädiger Herr, und seine Gemahlin Konstanze war eine Tochter des Königs Manfred, dem der König Karl das Reich entrissen hatte. Auf solches Gebot kam Peter mit einer Flotte und einem Landheere, vertrieb den König Karl von der Insel und bereitete sich schon vor, nach Calabrien überzusetzen. Da sah Karl ein, in welch großer Gefahr er war; denn sein Gegner hatte ein tapferes Heer, das ihm ergeben war auf Leben und Tod, dagegen seine noch übrigen Länder abzufallen drohten, sobald jener hinüberkäme. In dieser Not sann er auf List. Er beschloß nämlich, den König Peter zum Zweikampf zu fordern, sei es nun zu zwei gegen zwei, oder zu hundert gegen hundert. Deshalb wählte er zwei angesehene Männer und schickte sie nach Messina zu dem König, die sollten aber

nicht anders, als vor dem ganzen Hofe und allen Großen ihre Botschaft vorbringen. Diese gingen hin und thaten, wie ihnen befohlen. Als nun Peters ganzer Hof versammelt war, sprachen sie im Angesicht aller Großen: „König von Aragonien, uns schickt der König Karl und läßt Euch sagen, daß Ihr ehrlos und treulos seid, weil Ihr in sein Land einfielet, ohne zuvor den Krieg zu erklären." Zornig erwiderte König Peter: „Saget Eurem Herrn, daß heute noch unsre Gesandten ihm ins Angesicht antworten werden, was ihm gebührt." Und sogleich schickte er zwei Ritter ab, die gingen unverzüglich zu König Karl, und ohne ihn zu grüßen, fragten sie zuerst, ob er den Gesandten aufgetragen habe, zu sagen, was diese zu ihrem Herrn öffentlich gesprochen. „Allerdings," erwiderte Karl, „und ich wiederhole die Worte vor Euch." Da erhoben sich die Gesandten und sprachen: „Im Namen unsers Herrn, des Königs von Aragonien, erklären wir Euch, daß Euer Mund lügt, und daß nicht er gegen Ehre und Treue gehandelt hat, sondern Ihr, weil Ihr dem König Manfred sein Land entrissen habt und den König Konrad hingerichtet. Sofern Ihr dieses nicht zugestehet, wird er Euch Rede stehen Mann gegen Mann. Und er läßt Euch die Wahl der Waffen, weil Ihr älter seid. So Euch das nicht genehm ist, so ist er bereit, daß zehn gegen zehn, oder fünfzig gegen fünfzig, oder hundert gegen hundert kämpfen." Als der König Karl dieses hörte, war er froh; denn das hatte er gewünscht. Und er erwiderte: „Meine Gesandten werden mit Euch gehen, und wenn das, was Ihr sprachet, Eures Herrn ernstlicher Wille ist, so schwöre er und gebe ein Pfand, dann will ich ein Gleiches thun, und hernach wollen wir das Übrige ausmachen." Hierauf gingen die Gesandten mit den andern zu dem König von Aragonien und richteten ihres Herrn Auftrag aus. Da ergriff der König ein Paar Handschuhe und warf sie ihnen hin vor aller Augen. Karls Gesandte hoben sie auf und sprachen: „So schwöret, daß Ihr bei Euren Worten beharren werdet!" Das that der König. Darauf gingen seine Gesandten wieder zu König Karl, und derselbe that ein Gleiches. Der König Karl war sehr froh darüber, daß es nach seinem Wunsche gegangen war, denn nun war er sicher, daß die ruhig blieben, die sich wider ihn erheben wollten, weil sie auf Peters Hilfe nicht bauen konnten, bevor der Kampf geschehen war. Der König Peter aber hatte nicht klug gehandelt, wie er denn jung und rasch war und nicht gelassen, wie Karl.

Hierauf machten sie weiter mit einander aus, daß hundert Ritter gegen hundert kämpften, und schwuren, daß keiner eine größere Anzahl mitbrächte, noch irgend andere Kriegsmacht; zum Ort des Kampfes wählten sie die Stadt Bordeaux, die dem König von England zugehörte und ihnen beiden nahe war, und den König Eduard I. von England zum Kampfrichter, denn er war ein gerechter König und ein guter Christ. Darauf setzten sie den Tag fest, an dem der Kampf stattfinden sollte; als aber der König Karl einen Waffenstillstand haben wollte bis zu ausgemachter Sache, da sagte König Peter, nein, darein willige er nicht, sondern er werde nächstens in Calabrien sein. Da verließ jener eilig sein Land und ging zum Papst und zum König von Frankreich, der sein

Neffe war, und bat sie um Hülfe. Der Papst unterstützte ihn mit Geld und sprach den Bann über Peter und ließ das Kreuz wider ihn predigen. Der König von Frankreich aber, Philipp (III.) der Kühne, war durch einen Schwur mit dem König Peter verbunden, daß sie einander beistehen wollten wider jedermann. Da entband ihn der Papst seines Eides, weil er die Macht habe, zu lösen und zu binden, und was er löse auf Erden, das sei auch im Himmel gelöst vor Gottes Augen. Jetzt versprach der König Philipp, er wolle mit einem großen Heere zu Bordeaux erscheinen, so daß der König von Aragonien entweder nicht wagen solle, sich einzufinden, oder verloren wäre, dafern er es dennoch sich erkühne. Sie meinten, so handele Karl nicht wider seinen Schwur, wenn er selbst nur hundert Ritter mitbringe. Darauf wählte dieser seine hundert Mitkämpfer aus Frankreich und der Provence. Der König Peter aber begab sich nach Aragonien und sendete Briefe an die Ritter, welche er ausgewählt hatte, und beschied sie auf einen bestimmten Tag nach Jaka; er bestellte aber, ohne daß es jemand wußte, ihrer hundert und fünfzig dahin, um aus ihnen dort noch einmal die tüchtigsten zu erlesen.

Als die beiden Könige alles mit einander festgesetzt hatten, schickten sie Gesandte an den König von England und baten ihn, er möge Kampfrichter sein und gestatten, daß der Kampf zu Bordeaux statt fände. Eduard willigte ein und versprach, in Person sich einzufinden. Als nun der Tag herannahte, schickte Peter einen edlen und verständigen Ritter, Don Gilabert de Cruyelles, nach Bordeaux, um bei König Eduard anzufragen, ob er ihm für die Sicherheit des Kampfplatzes stehen könne, und dafür, daß kein feindliches Heer dort lagere. Aber der Botschafter traf den König nicht daselbst, und Eduards Seneschall, der ein aufrichtiger Mann war und es wohl meinte mit Peter, sagte ihm offen, sein König sei deshalb nicht erschienen, weil er gehört habe, daß der König von Frankreich mit zwölftausend Reitern dahin käme, also daß er keine Sicherheit geben könne. Und er riet ihm, weg zu bleiben, und nicht Ehre und Leben aufs Spiel zu setzen, denn er wisse sicher, daß der König von Frankreich ihn verderben würde und all seine Begleiter. Da nun Don Gilabert sich von des Seneschalls Treue und Freundschaft überzeugt hatte, so schickte er auf dessen Rat vier Eilboten auf verschiedenen Wegen nach Jaka und meldete dem König, was er vernommen. Dieser war sehr betrübt, als er es hörte; denn alle seine Ritter waren bereits eingetroffen, und er war jede Stunde gewärtig, mit ihnen nach Bordeaux zu gehen. Den andern Tag kamen vier andere Boten und brachten die Nachricht, daß der König Karl mit dem König Philipp und den zwölftausend Reitern angekommen sei und sich neben dem Kampfplatz gelagert habe; alles andere sei fertig und gerüstet. Da ward der König noch besorgter; aber er beschloß, daß nichts in der Welt ihn abhalten solle, sich zur bestimmten Zeit auf dem Platze zu stellen. Und er entwarf ganz insgeheim einen Plan, indem er auf den Seneschall vertraute.

Es lebte aber damals ein reicher Kaufmann mit Namen Dominico de la Figuera, ein braver, kluger und verschwiegener Mann, der trieb Handel mit

Pferden in Navarra und Gascogne, und führte oftmals deren mehr als dreißig auf einmal nach Bordeaux oder Toulouse; er kannte alle Wege und Stege in diesen Ländern, in Castilien, ganz Aragonien und eben so alle Leute darin, vornehme wie geringe. Diesen ließ er zu sich rufen, nahm ihn bei Seite und sprach also zu ihm: „Mein lieber Dominico, ich habe Euch stets geachtet als wackern Mann. Nun möcht' ich mit Eurer Hilfe einen Plan ausführen, und wenn er durch Gottes Beistand gelingt, so will ich Euch reichlich dafür lohnen." Da küßte Dominico dem Könige die Füße und sprach: „Herr, befehlet nur, ich stehe zu Euren Diensten." Darauf ließ ihn der König schwören, daß er keinem Menschen mitteilen wolle, was er ihm sagen werde; dann fuhr er fort: „Nehmet siebenundzwanzig von meinen Pferden, davon lasset neun auf dem Wege von hier nach Bordeaux, je drei an eine andere Stätte bringen, neun andere eben so auf dem Wege von da nach Navarra, und abermals neun auf dem Wege nach Castilien. Ich bin willens, mich zu dieser Frist in Bordeaux zum Zweikampf zu stellen. Nun sollet Ihr dahin reiten als der Ritter, und ich folge Euch als Euer Knappe; Bernhard von Peratallada wird uns als Diener begleiten. Wir reiten den ganzen Tag ohne zu rasten; nur Nachts machen wir Halt, zu speisen und zu schlafen. Den andern Morgen wechseln wir die Pferde, da wo Ihr sie vorher hingeschafft habt, und machen's wie den ersten Tag: ich halte Euch den Steigbügel und bediene Euch bei Tische, und Bernhard besorgt die Pferde. Auf der Hinreise machen wir täglich drei Tagereisen; zurück muß es noch schneller gehen und einen andern Weg. Wählet nur eine sichere Straße und vertrauet die Pferde zuverlässigen Reitern, so daß drei und drei sich ablösen und keiner von dem andern weiß. Saget ihnen, Ihr wollet die Pferde verkaufen, und schärfet ihnen ein, daß sie genau den vorgeschriebenen Weg einhalten und zusammen in einem bestimmten Wirtshaus einkehren; wir steigen dann in einem andern ab, damit sie mich nicht erkennen. Machet das alles wohl heimlich und pünktlich." — „Verlasset Euch auf meine Treue," erwiderte Dominico; „ich werde sorgen, daß Ihr ohne alle Gefahr nach Bordeaux gelanget und wieder zurück." — „Wohl," sprach der König, „so treffet Eure Anstalten." Darauf ließ er seinen Stallmeister kommen und befahl ihm, siebenundzwanzig der besten Pferde dem Dominico zu überliefern, immer drei und drei, und schärfte ihm strenge Verschwiegenheit ein. Darauf berief der König zehn Ritter und schickte jeden Tag einen von ihnen als Kurier nach Bordeaux zu Don Gilabert und dem Seneschall. Dies that er aus verschiedenen Gründen: erstlich um die Sicherheit des Weges zu erforschen; sodann, daß man sich gewöhne, Eilboten des Weges jagen zu sehen, und drittens, um täglich Neuigkeiten von da zu hören. Durch dieselben ließ er seine Ankunft ankündigen, und so standen dort der König Karl und König Philipp seiner gewärtig.

Als der bestimmte Tag herankam, machten sich um Mitternacht die drei auf den Weg, der König in Dominicos Kleidung, darunter ein Wams und drüber einen grünen, leinenen Kittel, auf dem Kopf eine Sturmhaube mit Visier und eine weiße Mütze drauf, in der Hand eine kurze Lanze; Bernhard, Don

Gilaberts Sohn, ebenso gekleidet, hatte den Mantelsack und einen andern Sack mit sechs Broten und Getränk, daß sie bei Tage nicht einkehren durften; Dominico aber war durchaus geharnischt und geschmückt. Er trug einen großen Hut und Handschuhe, und sein Pferd deckte eine stattliche Schabracke. So ritten sie aus Jaka unter Gottes gnädigem Schutz, ohne daß irgend ein Mensch dessen Kunde gehabt. Bei Nacht ritten sie sehr scharf, bei Tage stiegen sie nirgends ab und aßen aus der Faust zu Pferd. Als sie den Abend ins Wirtshaus kamen, bereitete der König nebst Bernhard das Mahl, während Dominico die frischen Pferde aufsuchte und die Bestellung für den andern Morgen machte; dann, als er zurückkam, reichte ihm der König das Wasser zum Handwaschen und bediente ihn bei der Tafel, während Bernhard die Pferde fütterte. Hernach speisten sie beide an einem besondern Tisch und hielten sich schweigsam. Des anderen Morgens wechselten sie die Pferde und ritten weiter, und so machten sie es auch den folgenden Tag und kamen am Abend vor dem bestimmten Tage ganz in der Nähe von Bordeaux an, wo sie bei einem Gastfreunde Dominicos einkehrten.

Des andern Morgens in aller Frühe ritten sie auf den Kampfplatz. Alles war zum Empfang der Kämpfer bereit: rings die Sitze für die Ritter, welche die Obhut des Platzes hatten, an einem Ende ein erhöhter Ehrenplatz für den Kampfrichter. Ihr Wirt ging sogleich zu Don Gilabert, der in der Nähe wohnte, und sagte ihm, Dominico de la Figuera und ein Ritter des Königs von Aragonien seien da und ersuchten ihn, er möge alsbald zu ihnen kommen. Gilabert, der bedachte, daß es gerade der anberaumte Tag war, versah sich seltsamer Dinge; denn er kannte des Königs hohen Mut und edle Gesinnung. Er stieg gleich zu Pferde und kam. Als er den König sah, erkannte er ihn, doch ließ er nichts merken vor den andern. Der König nahm ihn bei Seite, und als sie allein waren, sprach Gilabert: „O mein Herr, warum habt Ihr Euch in so große Gefahr begeben?" — „Gilabert," erwiderte der König, „Ihr habt mir selbst geschrieben, daß ich mich auf den Seneschall verlassen kann. Gehet gleich hin und saget ihm, ein Ritter des Königs von Aragonien wünsche ihn zu sprechen; er möge unverzüglich kommen mit einem Schreiber und sechs Rittern seines Gefolges." Der Ritter ging hin und richtete den Auftrag aus. Der Seneschall meldete es erst dem König Philipp, dann kam er mit dem geschicktesten Schreiber seines Gerichts und den sechs edelsten Rittern seines Gefolges. Als er auf dem Platze ankam, ging ihm der König entgegen und grüßte ihn im Namen des Königs von Aragonien, und der Seneschall erwiderte höflich den Gruß. „Seneschall," begann darauf der König, „ich bin hier im Namen und im Auftrag meines Herrn — denn heute ist der zum Zweikampf bestimmte Tag — und ich fordere Euch auf, mir zu erklären, ob Ihr stehen könnt für die Sicherheit des Platzes, im Fall der König selbst erschiene." — „Herr," erwiderte der Seneschall, „ich muß Euch gerade heraus sagen, im Namen meines Königs und in meinem eigenen, daß ich dafür nicht bürgen kann; denn der König Karl und der König von Frankreich haben zwölftausend gewappnete Reisige bei sich, und niemand könnte sie hindern, den Aragonen-König samt seinem ganzen

Gefolge zu verderben. Ja, wir sind auch überzeugt, daß sie es thun würden, wenn jener erschiene. Deshalb, im Namen Gottes und des Königs von England, halten wir ihn entbunden seiner Verpflichtung. — „Ich bitte den Seneschall," sprach darauf der König, „diese Erklärung durch seinen Schreiber aufsetzen zu lassen." Der Seneschall fand dieses gerecht und ließ alles aufschreiben. Als nun der Schreiber den König nach seinem Namen fragte, sprach dieser: „Seneschall, gewähret Ihr mir Sicherheit, mir und meinen Begleitern?" — „Ja, Herr, im Namen des Königs von England." — Da schlug der König seine Kappe zurück und sprach: „Kennt Ihr mich, Seneschall?" Da fuhr der betroffen zurück, denn er erkannte den König und wollte absteigen und niederknieen; aber Peter gestattete es nicht und reichte ihm die Hand, die küßte der Seneschall und sprach: „Herr, was habt Ihr gethan?" — „Ich bin gekommen," erwiderte der König, „meinen Schwur zu halten; der Schreiber zeichne auf, daß ich in Person erschienen und über den Kampfplatz geritten bin. Darauf spornte er sein Roß und sprengte über den Platz nach allen Richtungen in Gegenwart des Seneschalls und der übrigen Zeugen. Während dessen schrieb der Schreiber alles auf, was geschah, dem Könige zum Zeugnis. Und ein jeder, der zusah, wie der König über den Platz ritt, rief: „Welch ein Ritter ist das! Niemals sah ich seinesgleichen." Wie alles aufgezeichnet war, ritt der König zu der Kapelle, da wo der Sitz des Kampfrichters war, stieg ab und betete zu Gott und dankte, daß er ihm beigestanden, seinen Schwur zu erfüllen. Nun las der Schreiber vor, was er aufgezeichnet hatte, in Gegenwart des Königs, des Seneschalls und der Zeugen, und bekräftigte die Urkunde. Noch dreimal fragte der König den Seneschall, ob er für seine Sicherheit stehen könne, und dreimal sagte der Seneschall: „Nein!" Auch dieses wurde aufgezeichnet. Dann ließ er zwei Abschriften der Urkunde nehmen, davon gab er eine dem Seneschall, die andere dem Gilabert. Darauf nahm er Abschied. Der Seneschall begleitete ihn noch eine Stunde Weges und riet ihm, nicht dieselbe Straße, woher sie gekommen, noch die nach Navarra einzuschlagen; daher nahmen sie ihren Weg nach Castilien.

Nun begab sich der Seneschall mit den Zeugen zum König von Frankreich und zum König Karl und erzählte ihnen alles, was sich begeben hatte, und was der König Peter gethan und gesagt. Als dieses die Könige hörten, bekreuzten sie sich erschreckt, und der König von Frankreich sprach: „Wir müssen uns wohl hüten und Anstalten zu unserer Sicherheit treffen. Ihr werdet sehen, daß er diese Nacht uns angreifen wird, denn er ist der kühnste Ritter, den es auf der Welt gibt." — Und der König Karl sprach: „Wahrlich! diese That ist die kühnste und staunenswerteste, die je ein Ritter unternommen hat, so daß man schier daran zweifeln muß." — „Zweifelt nicht, Herr," fiel der Seneschall ein, „hier sind die Zeugen und die Urkunde zum Beweis." — „In der That!" erwiderte der König Philipp, „welche Tapferkeit und welch ein Mut!" Hierauf ritten sie auf den Kampfplatz und besahen die Spuren von des Rosses Hufen, welches der König daselbst getummelt hatte. Und die Sache ward ruchbar im

Heere und im ganzen Lande. In der folgenden Nacht stand alles unter Waffen, die Pferde waren gesattelt und gezäumt, alle Wachtfeuer brannten, und kein Auge schlief im ganzen Heere. Des andern Morgens ritten die beiden Könige nach Toulouse zu dem Gesandten des Papstes und erzählten ihm, was sich begeben. Wie der es vernommen, bekreuzte er sich hundertmal und rief: „Fürwahr, das ist ein zweiter Alexander!"

Unterdessen ritten der König von Aragonien und Dominico de la Figuera wohlgemut heim und machten's ebenso, wie auf der Herreise. Und als er wieder zu Hause ankam, war großer Jubel im ganzen Lande; am meisten aber freueten sich die Königin und die Prinzessin zu Saragossa; denn sie waren in großer Angst, weil niemand wußte, wo der König war, noch was aus ihm geworden. Darauf stellten sie glänzende Feste an und hielten feierliche Umzüge und priesen Gott, daß Er den König so gnädig behütet hatte.

Die deutschen Städte im Mittelalter.

Die Bewohner der Städte bestanden ursprünglich aus den freien Bauern, welche Heinrich I. dahin berufen und mit mancherlei Vorrechten ausgestattet hatte. Ihre Nachkommen bildeten die sogenannten Geschlechter, welche sich als höher stehende von den Nachkommen der unfreien Leute und von denen, welche später eingewandert waren, absonderten. Sie machten Anspruch auf die alleinige Verwaltung der städtischen Angelegenheiten; aus ihrer Mitte wurden die Schöppen oder Ratsherren und die Schultheißen erwählt, sie hatten fast den ganzen Grundbesitz in den Händen. Als aber die Zahl der minder berechtigten Bürger durch Zuzug vom platten Lande wuchs, und unter diesen das Handwerk aufblühte, da errangen auch sie sich allmählich durch Vereinigungen eine bessere Stellung; sie bildeten Zünfte oder Innungen, und die Versammlung der Zunftmeister, unter dem Vorsitze des aus ihrer Mitte gewählten Bürgermeisters, strebte immer kräftiger und erfolgreicher nach völliger Gleichberechtigung mit den Geschlechtern. Namentlich wenn die Städte in Fehden mit Fürsten oder Rittern verwickelt waren, und die Geschlechter der starken Arme der Handwerker nicht entbehren konnten, gewannen die letzteren einen immer größeren Anteil an Ehren und Reichtümern; endlich ward im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert fast in allen Städten Süddeutschlands eine oft blutige Umwälzung der Dinge durchgesetzt, wodurch die Regierung an die Zünfte kam, während sich im Norden die Geschlechter durch das große Übergewicht der Kaufmannsgilden länger behaupteten.

Für die Einrichtung der Zünfte waren die Rittergilden das Vorbild gewesen. Jeder konnte in sie nur als Lehrling eintreten, dann ward er Gesell, endlich Meister. Der Gesell mußte wandern gleich den ritterlichen Knappen; in den fremden Städten grüßte er das Handwerk in bestimmten, althergebrachten Formeln, aber diese verliehen ihm auch in weiter Ferne sicheren Schutz. Um Meister zu

werden, mußte der Gesell ein Meisterstück liefern; bestand er die Prüfung, so ward er unter vielen Feierlichkeiten als Zunftmeister angenommen. Streng ward dabei auf Ehre gehalten; schlechter Lebenswandel schloß von der Zunft aus. Gewöhnlich wohnten die Glieder einer Zunft in einer besonderen Gasse bei einander und hatten ihren gemeinsamen Stand auf dem Markte. Durch den Wetteifer der Meister, durch Ausbildung der Gesellen auf der Wanderschaft und durch Ausstoßung der Pfuscher ward die Arbeit immer vollkommener. Die Glaser z. B., sonst geringe Werkleute, waren hoch emporgekommen; sie verstanden, durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen, sie setzten diese Farben kunstvoll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesichter und Haare, schattierten die Gewänder mit dunkler Farbe und schliffen helle Strahlen aus. Auch die Schuster waren kunstreich geworden, ihr Handwerk war schwierig; sie hatten Schnabelschuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen sich etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahns hinabhingen. Die Schneider, eine sehr ansehnliche und wichtige Innung, waren zumeist durch die Mode geplagt; schon um 1300 war die Klage, daß ein Meister, der im vorigen Jahr nach Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt nichts mehr galt, weil er die Kunst der neumodischen Kleider nicht verstand.

So bildeten sich, während die kaiserliche Herrlichkeit sank und der Adel verwilderte, in Städten die Grundlagen aus, auf denen das heutige, deutsche Leben ruht. Wohl war die Arbeit der Bürger eine bescheidene im Vergleich mit den stolzen Kriegsthaten des Rittertums; aber auch hier erkennt man die Innigkeit des deutschen Gemütes in der Freude am Schaffen und in der behaglichen Sorgfalt, womit der Handwerker die überlieferten Formen seines Gewerbes künstlerisch auszubilden sich mühte. Betrachtet man dazu die Ehrbarkeit, die fromme Sitte und die Mannhaftigkeit der Zünfte, so darf man wohl sagen, daß die Mauern der Städte während der Jahre der allgemeinen Trübsal und Verwirrung die echten Keime des deutschen Lebens für die folgenden Jahrhunderte gerettet haben.

Aber das Aussehen der Städte um das Jahr 1300 darf man nicht mit ihrem heutigen vergleichen. Wer am Morgen in ein Thor hereinzog, begegnete sicher dem Stadtvieh. Denn der Bürger trieb auch Landbau, selbst die vornehmen Häuser hatten in engem Hofraume Viehställe. Schweine liefen in den Straßen umher und fuhren auch wohl in die Häuser hinein, sich ihre Nahrung zu suchen; auf abgelegenen Plätzen lagerten große Düngerhaufen. Die Hauptstraßen der vornehmsten Städte waren hier und da gepflastert, aber selbst in Frankfurt wurden noch um 1400 die Hauptwege nur durch Sand und kleine Steine gebessert, und für die Domherren war es eine genügende Entschuldigung ihres Ausbleibens bei Versammlungen, daß der Straßenschmutz zu arg gewesen sei. Wer bei schlechtem Wetter ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Ratsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen fand man häufig Brunnen mit Rolle, Kette und Eimer; die Bäche leitete man gern längs der hinteren Seite der Höfe, denn die Gerber, Weber, Färber und Wollspinner wohnten am Wasser. Wo es laufende Brun-

nen gab, standen Schöpströge von Stein und Metall daneben und an passenden Stellen gefüllte Wasserbehälter für den Fall einer Feuersgefahr.

An den engen, gewundenen Straßen standen die von Fachwerk erbauten und mit Stroh gedeckten, kleinen Häuser, mit dem Giebel nach der Straße gekehrt, häufig mit einer, quergeteilten Hausthür versehen, so daß der Besitzer sich über die untere Hälfte hinauslehnen konnte; über der Thür hing an einem Schilde das gemalte Zeichen des Hauses, nach welchem der Besitzer oft genannt ward. Die Häuser stiegen nicht senkrecht in die Höhe, sondern der Oberstock sprang über den unteren vor und der zweite wieder über den ersten, so daß das oben hereinfallende Licht oft sehr beeinträchtigt ward. Die Straßenwand der vorspringenden, oberen Stockwerke ward auch wohl durch Pfeiler gestützt, so daß zwischen diesen und dem eingerückten Erdgeschoß ein bedeckter Gang, eine sogenannte Laube, sich fand.

Mit dem wachsenden Wohlstand aber und mit der schnellen Entwickelung aller Künste, die mit dem Handwerk in unmittelbarer Verbindung standen, gewann auch das Wohnhaus an Ausdehnung und Behaglichkeit. In der Reihenfolge der Geschlechter ward es ein anderes und blieb doch dasselbe, denn der Enkel baute mit sorgsamer Schonung das nur aus, was der Großvater gegründet hatte. So ward das Haus im tiefsten Sinne Eigentum der Familie, d. h. der fortblühenden Reihe von Geschlechtern, und so bekam es jenes eigentümliche Gepräge, das zu dem Einerlei unserer numerierten Wohnhäuser im merkwürdigsten Gegensatze steht. Noch zeigt uns Nürnberg eine Menge solcher mittelalterlicher Häuser. Sie sind auf das Zusammenleben der Familie berechnet. Daher haben sie in der Regel einen großen, geräumigen Flur für Warenlager, breite Treppen, große Gänge und am Hof herumlaufende Galerien als Tummelplätze für die Jugend, große Familienzimmer. Die an den Decken hervortretenden Balken geben passende Gelegenheit zu Zieraten. Einen außerordentlichen Reiz aber besitzt das Haus in den vortretenden Erkern und Ecktürmchen, die, nach dem Familienzimmer offen, als gemütliche Arbeits- und Plauderwinkel dienen, nach außen aber durch ihre zierliche Gestalt, ihre Spitzdächer und Gesimse zur heitern Belebung der Straßen beitragen. Hier ist denn auch außen die reichste Steinmetzarbeit angebracht, innen Tafelwerk und Holzschnitzerei, bemalt und vergoldet und mit bedeutsamen Versen und Sprüchen geziert, und solch ein Erker erscheint dann am Hause, wie der Chor an der Kirche, als das schmuckreichste Heiligtum.

Am frühesten aber entwickelte sich die Pracht der Baukunst an den öffentlichen Gebäuden. Denn zwischen Herden und Strohdächern erhoben sich kunstvolle, riesige Bauten, die Gemeindezwecken dienten, Rathäuser und Kirchen. Je mehr sich der Wohlstand und das Behagen der Städte im vierzehnten Jahrhunderte steigerte, desto mehr wetteiferten sie, mit Stolz zu zeigen, was Geld und Arbeit vermöge. Es bildeten sich enggeschlossene Verbindungen der Bauwerkleute, namentlich der Maurer und der Steinmetzen, die sogenannten Bauhütten, die allmählich zu förmlichen Schulen der Baukunst wurden. Ihre Lehre

war eine geheime, außer den Mitgliedern durfte niemand die Hütte betreten. Aber aus dem unglaublichen Wetteifer und dem uneigennützigen Zusammenwirken der verschiedenen Baugewerke ging die Vollendung der gotischen Baukunst hervor. Jede größere Stadt wollte ihren Dom haben. Da schien die schwere Masse leicht und frei emporzusteigen; da wuchsen die Pfeiler wie Bäume hervor und schlossen sich oben in spitzen Bögen ab, über dem Dache aber wurden sie durch spitze, in die Wolken ragende Türme fortgesetzt; die Fenster waren von ungeheurer Größe, aber das hereinfallende Licht ward gemildert durch kunstreiche Glasgemälde; die Erhabenheit des Ganzen endlich barg sich in die reichsten und lieblichsten Verzierungen der Steinhauerarbeit, so daß die Masse sich aus unermeßlich vielen, gleichsam lebendigen Steingewächsen aufzubauen schien. Es waren riesige Werke, berechnet auf die frommen Beiträge vieler nach einander folgenden Geschlechter. Der Baumeister, welcher den Plan entworfen hatte, sah wohl nie die Vollendung, ja, mit solcher Uneigennützigkeit übergab er die Fortsetzung des Werkes seinen Nachfolgern, daß wir nur in wenigen Fällen den Namen des ersten Urhebers kennen. Das größte dieser Wunderwerke der Kunst ist der Dom von Köln, an welchem noch heute fortgebaut wird. Ihm zunächst kommt der Straßburger Münster, an welchem vier Jahrhunderte lang gearbeitet worden ist.

Dabei verdroß es den deutschen Bürger nicht, wenn zwischen Dom und Rathaus sich vielleicht eine Wasserpfütze mit schwimmenden Enten befand und daneben die alte Linde, die noch an eine Zeit erinnerte, wo die Stadt nicht war, und wo die Waldvöglein in ihren Zweigen sangen.

Der alte Fritz und die Schulbuben.

So oft Friedrich der Große in seinen letzten Lebensjahren von Sanssouci in die Stadt Potsdam geritten kam, war es stets ein festliches Ereignis für die Einwohner. Es war, als ob der Vater zu seinen Kindern käme. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig; er erwiderte jeden Gruß, indem er den Hut abzog. Viele folgten ihm an der Seite, um ihren alten König recht lange und deutlich zu sehen. Stets lief eine Menge von Kindern und Buben vor und neben ihm her; sie riefen dem alten Fritz, wie er gemütlicherweise schon lange genannt ward, ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wischten ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln und trieben sonst allerlei Possen. Friedrich ließ sie nie in ihrer Freude stören; nur wenn sie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es scheu ward, stieß er wohl einige rasche Drohungen aus und ritt dann ruhig weiter. Als es einst die Buben zu arg machten, erhob er seinen Krückstock und gebot ihnen drohend, in die Schule zu gehen; die Buben aber riefen ihm jubelnd nach: „Ach, der will König sein und weiß nicht einmal, daß des Mittwochnachmittags keine Schule ist!"

Selbstbeherrschung.

[illegible]

a
w
fc
En
bet
der
liche
würd
telalt
Dahe
breite
melplä
tretend
lichen R
die, na
kel bien
Gesimse
ßen die
bemalt u
solch ein
schmuckreich
Am f
lichen Gebä
volle, riesig
Je mehr sic
hunderte sie
und Arbeit
werkleute, n
hütten, die al

Selbstbeherrschung.

Mazarin, der berühmte Kardinal und Minister, diktierte seinem Sekretär einen Brief. Der letztere, welcher durch angestrengte Arbeit ermüdet war, konnte sich des Schlafes nicht mehr erwehren. Doch der Kardinal, im Zimmer auf und abgehend, fuhr fort zu diktieren. Als er am Schlusse des Briefes war, wendete er sich um gegen seinen Sekretär und sagte: „Das Ende wie gewöhnlich.“ Mazarin bemerkte jetzt, daß der Schreiber schlief und nur die ersten Zeilen des Briefes geschrieben waren; um ihn zu wecken, gab [illegible] Schlag an den Kopf, worüber aber dieser auffuhr und [illegible] erwiderte. — Der Kardinal schwieg einen Augenblick [illegible] ruhig: „Da wir nun beide wach genug sind, so wollen wir [illegible]

Die beste Schrift.

Recht schreiben — eine Schülerpflicht:
Heut wird man alt und kanns noch nicht.

Schön schreiben — eine hübsche Kunst,
Erweckt vor uns des Lesers Gunst.

Gut schreiben — gar ein feiner Ruhm,
Gewinnt dem Mann sein Publikum.

Doch recht und schön und gut nur schreibt
Weß Feder bei der Wahrheit bleibt.

Karl Gerok.

Spruch.

Sei deines Strebens dir bewußt,
Und du trägst Gott in deiner Brust.

Die Liebe weih' dein Herze ein,
So wirds ein schöner Tempel sein.

Daß Gott dich nimmermehr verläßt,
Das sei dein Glaube felsenfest.

Auch unter Angst und Schmerz und [illegible]
Strahl dir der Hoffn[illegible]

[illegible]

[illegible] geht.

Auflösung des Rätsels Seite 528:
Der Schatten.